QUELLEN UND FORSCHUNGEN

AUS
ITALIENISCHEN ARCHIVEN
UND
BIBLIOTHEKEN

91/2011

Herausgegeben vom
Deutschen Historischen Institut
in Rom

De Gruyter

HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

INHALTSVERZEICHNIS

Jahresbericht 2010 . . . . . VII–LXIX

Horst Fuhrmann 1926–2011 . . . . . LXX–LXXIV

Christina Mayer, Il più antico nucleo della storiografia di Viterbo. I *Gesta Viterbi* e la storia della loro tradizione 1–29

Elisabetta Scarton, Cividale e Gemona. Tre ospizi nel Friuli di età patriarcale e il loro legame con Santo Spirito in Sassia 30–65

Dieter Girgensohn, Die abhängige Stadt im Italien des späteren Mittelalters. Jurisdiktion in Treviso unter der Herrschaft Venedigs (1338–44) 66–134

Werner Paravicini, Raimondo de Marliano. Destino tra Italia e Borgogna nel Quattrocento 135–155

Ursula Jaitner-Hahner, Città di Castello und seine Kurialen im Quattrocento. Teil I 156–216

Stefan Bauer, *Quod adhuc extat.* Le relazioni tra testo e monumento nella biografia papale del Rinascimento. 217–248

Anna Esposito, Gli ebrei aschenaziti a Roma nel primo Rinascimento 249–276

Eberhard J. Nikitsch, Römische Netzwerke zu Beginn des 16. Jahrhunderts. Papst Hadrian VI. (1522/23) und seine Klientel im Spiegel ihrer Grabdenkmäler 277–317

Marcel vom Lehn, Clio in den Massenmedien. Die Zusammenarbeit von Historikern und Journalisten in Westdeutschland und Italien (1943/45–1960) 318–342

Michela Ponzani, Schuldsprüche ohne Strafe? Über die Säuberungsverfahren der betrieblichen Befreiungs- und Betriebskomitees gegen die nach 1945 des „Kollaborationismus" angeklagten italienischen Industriellen 343–376

Wolf Lepenies, Das Zeitalter der Mobilität und die Übersetzbarkeit der Kulturen . . 377–389

Miszellen

Eberhard J. Nikitsch, Mittelalterliche Inschriften in Umbrien und Venetien 390–395

Duane R. Henderson, Die geheime Kardinalskreation Enea Silvio Piccolominis durch Nikolaus V. im Jahr 1453. Zur Praxis der Geheimkreationen im 15. Jahrhundert 396–415

Silvano Giordano, In viaggio tra Roma e Praga. Diari e note del cardinale Ernst Adalbert von Harrach (1598–1667) 416–421

Tagungen des Instituts
Martin Luther in Rom. Kosmopolitisches Zentrum und seine Wahrnehmung 422–428

Circolo Medievistico Romano 2010. 429–431

Anzeigen und Besprechungen 432–618

QUELLEN UND FORSCHUNGEN
AUS ITALIENISCHEN ARCHIVEN UND BIBLIOTHEKEN
BAND 91

Digitized by the Internet Archive
in 2022 with funding from
Brigham Young University

https://archive.org/details/quellenundforsch91tbin

D
5
.Q3
Bd. 91

QUELLEN UND FORSCHUNGEN

AUS ITALIENISCHEN ARCHIVEN UND BIBLIOTHEKEN

HERAUSGEGEBEN VOM

DEUTSCHEN

HISTORISCHEN INSTITUT IN ROM

BAND 91

8/6/12
LT

DE GRUYTER

HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Redaktion: Alexander Koller

Deutsches Historisches Institut in Rom
Via Aurelia Antica 391
00165 Roma
Italien

http://www.dhi-roma.it

ISSN 0079-9068
e-ISSN 1865-8865

Library of Congress Cataloging-in-Publication Data
A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

© 2012 Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, Berlin/Boston
Druck: AZ Druck und Datentechnik GmbH; Kempten
∞ Gedruckt auf säurefreiem Papier
Printed in Germany
www.degruyter.com

INHALTSVERZEICHNIS

Jahresbericht 2010 . . . . . VII–LXIX
Horst Fuhrmann 1926–2011 . . . . . LXX–LXXIV

Christina Mayer, Il più antico nucleo della storiografia di Viterbo. I *Gesta Viterbi* e la storia della loro tradizione 1–29

Elisabetta Scarton, Cividale e Gemona. Tre ospizi nel Friuli di età patriarcale e il loro legame con Santo Spirito in Sassia 30–65

Dieter Girgensohn, Die abhängige Stadt im Italien des späteren Mittelalters. Jurisdiktion in Treviso unter der Herrschaft Venedigs (1338–44). 66–134

Werner Paravicini, Raimondo de Marliano. Destino tra Italia e Borgogna nel Quattrocento 135–155

Ursula Jaitner-Hahner, Città di Castello und seine Kurialen im Quattrocento. Teil I 156–216

Stefan Bauer, *Quod adhuc extat.* Le relazioni tra testo e monumento nella biografia papale del Rinascimento 217–248

Anna Esposito, Gli ebrei aschenaziti a Roma nel primo Rinascimento 249–276

Eberhard J. Nikitsch, Römische Netzwerke zu Beginn des 16. Jahrhunderts. Papst Hadrian VI. (1522/23) und seine Klientel im Spiegel ihrer Grabdenkmäler . 277–317

Marcel vom Lehn, Clio in den Massenmedien. Die Zusammenarbeit von Historikern und Journalisten in Westdeutschland und Italien (1943/45–1960) 318–342

Michela Ponzani, Schuldsprüche ohne Strafe? Über die Säuberungsverfahren der betrieblichen Befreiungs- und Betriebskomitees gegen die nach 1945 des „Kollaborationismus" angeklagten italienischen Industriellen 343–376

Wolf Lepenies, Das Zeitalter der Mobilität und die Übersetzbarkeit der Kulturen 377–389

Miszellen

Eberhard J. Nikitsch, Mittelalterliche Inschriften in Umbrien und Venetien 390–395

Duane R. Henderson, Die geheime Kardinalskreation Enea Silvio Piccolominis durch Nikolaus V. im Jahr 1453. Zur Praxis der Geheimkreationen im 15. Jahrhundert 396–415

Silvano Giordano, In viaggio tra Roma e Praga. Diari e note del cardinale Ernst Adalbert von Harrach (1598–1667) 416–421

Tagungen des Instituts

Martin Luther in Rom. Kosmopolitisches Zentrum und seine Wahrnehmung 422–428

Circolo Medievistico Romano 2010 429–431

Anzeigen und Besprechungen 432–618

DEUTSCHES HISTORISCHES INSTITUT IN ROM

Jahresbericht 2010

Das Jahr 2010 stand im Zeichen des 50-jährigen Jubiläums der Musikgeschichtlichen Abteilung des DHI Rom. Aus diesem Anlass lud der Unterzeichnende die Gesellschaft für Musikforschung ein, ihre Jahrestagung in Rom durchzuführen. Vom 2. bis 6. November nahmen rund 400 Gäste an dem reichhaltigen Programm mit Symposien, Tagungen von Fachgruppen, Freien Referaten, Round-Table-Gesprächen und einem attraktiven Rahmenprogramm teil. Es handelte sich um den größten wissenschaftlichen Kongress in der Institutsgeschichte. Das Thema der Jahrestagung „Mobilität und Musikalischer Wandel: Musik und Musikforschung im internationalen Kontext" verwies auf die stets neuen Herausforderungen, denen sich geisteswissenschaftliche Forschung in Zeiten zunehmender Internationalisierung und Globalisierung zu stellen hat. Das Programm entsprach dem wissenschaftlichen Profil des römischen DHI, das heute durch eine internationale und interdisziplinäre Ausrichtung geprägt ist. Im Rahmen des Festaktes, dem auch der Bundestagspräsident Prof. Dr. Norbert Lammert, der Botschafter der Bundesrepublik in Italien, Michael H. Gerdts, der deutsche Botschafter beim Heiligen Stuhl, Dr. Walter Jürgen Schmid, sowie der israelische Botschafter beim Heiligen Stuhl, Mordechai Lewy, beiwohnten, wünschten Staatssekretärin Cornelia Quennet-Thielen (BMBF), Prof. Dr. Wolfgang Auhagen, Präsident der Gesellschaft für Musikforschung, und Prof. Dr. Heinz Duchhardt, Vorsitzender des Stiftungsrats der Stiftung DGIA, dem Geburtstagskind eine gute Zukunft. Den Festvortrag hielt der Friedenspreisträger des Deutschen Buchhandels 2006 und Permanent Fellow am Wissenschaftskolleg / Institute for Advanced Study zu Berlin Prof. Dr. Dr. h. c. Wolf Lepenies zum Thema „Das Zeitalter der Mobilität und die Übersetzbarkeit der Kulturen". Viele Teilnehmer äußerten den Wunsch, dass musikgeschichtliche Forschungen auch an anderen Instituten der Stiftung DGIA durchgeführt werden können. Im Rahmen eines Empfangs, zu

dem der deutsche Botschafter Michael H. Gerdts in seine Residenz Villa Almone einlud, unterstrich Bundestagspräsident Prof. Dr. Norbert Lammert die Rolle von Wissenschaft und Kultur in den auswärtigen Beziehungen und sprach sich gegen Kürzungen in diesem Bereich aus.

Anlässlich des Jubiläums wurde auch eine Festschrift vorgelegt: „Von der Geheimhaltung zur internationalen und interdisziplinären Forschung" (vgl. S. XLVIII). Die Beiträge des Bandes behandeln den Werdegang der Musikgeschichtlichen Abteilung im Kontext fachspezifischer und allgemeiner wissenschaftsgeschichtlicher Entwicklungen sowie im Zusammenhang mit der Institutsgeschichte. Anlässlich seines 75. Geburtstages wurde dem langjährigen Leiter der Musikgeschichtlichen Abteilung, Dr. Friedrich Lippmann, ein Exemplar einer weiteren Festschrift überreicht: „Musikwissenschaft im deutsch-italienischen Dialog" (vgl. S. XLVIII). Im Vorfeld des Jubiläums besuchte Staatssekretärin Cornelia Quennet-Thielen das Institut und ließ sich umfassend über die Institutsarbeit informieren.

Im Berichtszeitraum wurde ein Projekt abgeschlossen, mehrere neue wissenschaftliche Vorhaben wurden in Angriff genommen, wichtige Projektziele erreicht. Zum Ende eines von der Gerda Henkel Stiftung geförderten Projekts zum „Referenzrahmen des Krieges", an dem das DHI Rom in Zusammenarbeit mit dem Kulturwissenschaftlichen Institut der Universität Essen und der Johannes Gutenberg-Universität Mainz beteiligt war, legte Dr. Amedeo Osti Guerrazzi die Ergebnisse seiner Forschungen vor (vgl. S. XXXVII). Der Jahrgang 1917 der kritischen Online-Edition der Nuntiaturberichte Eugenio Pacellis konnte rechtzeitig zum Internationalen Symposium „Eugenio Pacelli als Nuntius in Deutschland" (24.–26. 03. 2010) online veröffentlicht werden (vgl. S. XXXVI f.). Im Rahmen der Forschungen des DHI zu Santa Maria dell'Anima hat Dr. Eberhard J. Nikitsch mit der systematischen Erschließung der Inschriften begonnen (vgl. S. XXXIX f.). Unter dem Namen „MUSICI" hat ein 10-köpfiges Team der Musikgeschichtlichen Abteilung des DHI Rom und der École Française de Rome (EF) ein von der DFG und der Agence Nationale de la Recherche gefördertes Projekt zu europäischen Musikern in Venedig, Rom und Neapel (1650–1750) begonnen (vgl. S. XXXVIII). Im Rahmen des „Europe for Citizens Programme – Action 4" („Education Audiovisional and Culture Executive Agency" der Europäischen Union) und in Kooperation mit der École

Normale Supérieure de Cachan hat Dr. Lutz Klinkhammer ein Projekt zum Thema der Zeitzeugenberichte zur italienischen und französischen Erinnerung an Deportation und Internierung in deutscher bzw. italienischer Haft eingeworben (vgl. S. XXXVIII f.). Ein neues Projekt hat epochenübergreifend und interdisziplinär eine Umweltgeschichte der pontinischen Ebene zum Ziel. Ein im Berichtszeitraum mit den Fondazioni Roffredo Caetani und Camillo Caetani unterschriebener Kooperationsvertrag eröffnet dem DHI Rom sowie Kooperationspartnern die Möglichkeit, mit der Ruinenstadt Ninfa ein einzigartiges Kulturdenkmal zu erforschen (vgl. S. XL).

Auch im Jahr 2010 wurde unter dem thematischen Dach „Akkulturation, Kulturtransfer, Kulturvergleich" der Austausch über theoretische und methodische Fragen weiter gepflegt. Ein erneut in Norma durchgeführter Workshop bot zusammen mit Mitgliedern des Wissenschaftlichen Beirats und weiteren Gästen Gelegenheit, Institutsprojekte unter kulturgeschichtlichen Fragestellungen ausführlich zu diskutieren.

Alle eingereichten Artikel und Miszellen der Zeitschrift „Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken" (QFIAB) werden ab diesem Jahr neben dem internen Prüfungsvorgang auch einem externen Peer-Review-Verfahren unterzogen. Überdies werden alle Beiträge neben der bislang üblichen Zusammenfassung auf italienisch bzw. deutsch auch ein englisches Abstract erhalten. Seit Juli steht neben Band 87 (2007) auch Band 88 (2008) der QFIAB auf der DGIA-Publikationsplattform perpectivia.net zur Verfügung. Zudem wurden mit der Bayerischen Staatsbibliothek in München die vertraglichen Rahmenbedingungen dafür geschaffen, dass sukzessive ab Band 88 (2008) der Rezensionsteil der QFIAB über recensio.net online frei zugänglich gemacht werden wird. Seit Dezember 2010 hält die Homepage des DHI Rom neben dem deutschen und italienischen Angebot auch Informationen in englischer Sprache bereit.

Zur Beiratssitzung am 6. 3. traten zusammen die Mitglieder Proff. Stefan Weinfurter (Vorsitzender), Gabriele Clemens, Peter Hertner, Hubert Houben, Silke Leopold, Claudia Märtl, Volker Reinhardt, Birgit Studt, der Institutsdirektor Prof. Michael Matheus sowie sein Stellvertreter Dr. Alexander Koller, der Vorsitzende des Stiftungsrats der Stiftung DGIA Prof. Heinz Duchhardt, der Geschäftsführer der Stiftung DGIA Dr. Harald Rosenbach, der Direktor des Deutschen Historischen

Instituts in London Prof. Andreas Gestrich, der kommissarische Direktor des Deutschen Historischen Instituts in Moskau Dr. Viktor Dönninghaus, die Verwaltungsleiterin des DHI Rom Susan-Antje Neumann, die Sprecherinnen der wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Instituts Dr. Sabine Ehrmann-Herfort und Dr. Kerstin Rahn, der Vertreter des örtlichen Personalrats Dr. Thomas Hofmann, die Vertrauensfrau Susanne Wesely sowie der ehemalige Vorsitzende des Wissenschaftlichen Beirats Prof. Ludwig Schmugge.

Dr. Kai-Michael Sprenger gründete zusammen mit Dr. Gerald Schwedler und Prof. Sebastian Scholz, Zürich, den interdisziplinären internationalen Arbeitskreis „Damnatio Memoriae – Tilgung, Deformation und Gegenkonstruktion in der Geschichte", wurde Mitglied des Comitato Scientifico der Buchreihe „Memoria d'inchiostro" und ferner Mitglied der Arbeitsgruppe „Memoria e storia del medioevo europeo. Reperti, falsi, discorsi e invenzioni" des Dipartimento di scienze storiche e geografiche der Università degli Studi di Pavia. Der derzeitige Gastdozent Prof. Oliver Janz wurde Anfang Dezember zum Präsidenten der deutschen Sektion des Istituto per la Storia del Risorgimento gewählt. Dr. Britta Kägler erhielt den Forschungspreis 2010 des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine für ihre Dissertation zu Frauen am Münchener Hof des 17. und 18. Jahrhunderts. Dr. Lutz Klinkhammer wurde Mitglied im Comitato Scientifico für die künftige Online-Zeitschrift „Il capitale culturale. Studies on the value of cultural heritage", herausgegeben von der Universität Macerata (Dipartimento di Beni Culturali) sowie Mitglied im Comitato Scientifico der Zeitschrift „Studi e ricerche. Rivista del Dipartimento di studi storici, geografici e artistici dell'Università di Cagliari".

Institutsmitglieder konnten sich auch im Jahre 2010 darüber freuen, dass gesunde Kinder geboren wurden: Julia Becker über ihren Sohn Lorenzo, Ruth Nattermann über ihren Sohn Michele, Niklas Bolli über seinen Sohn Federico, Gesa zur Nieden über ihren Sohn Jakob. Dr. Gesa zur Nieden heiratete am 25. 9., Niklas Bolli feierte am 6. 10. seine Hochzeit.

Unter den zahlreichen Veranstaltungen dieses Jahres sei an folgende Tagungen erinnert: „Der ‚Neue Mensch' im italienischen Faschismus. Planung und Umsetzung eines totalitären Gesellschaftskonzepts 1922–1943" (vgl. S. XLI), „Die erste Blüte der modernen Europa-Histo-

riographie“ (vgl. S. XIX), „Protestanten zwischen Venedig und Rom in der frühen Neuzeit“ (vgl. S. XLII). Ferner seien die zwei Konzerte in Erinnerung gerufen, welche das Rahmenprogramm der internationalen Tagung „Mobilität und musikalischer Wandel“ (2.–6. November 2010) bereicherten. Am 3. November erfreuten sich in der Kirche Santa Maria dell'Anima die Tagungsgäste, unter ihnen der Präsident des Deutschen Bundestages, Prof. Norbert Lammert, an festlicher Barockmusik, die im 18. Jahrhundert für diese Einrichtung komponiert wurde. Einige der verborgenen Schätze hat PD Dr. Rainer Heyink im Rahmen seiner mehrjährigen Recherchen zur Kapellgeschichte und zu der Kirchenmusik an Santa Maria dell'Anima gehoben, darunter Vertonungen von Vesperpsalmen der an der Kirche im 18. Jh. tätigen Kapellmeister Pietro Paolo Bencini (1668–1755) und Niccolò Jommelli (1714–1774). Im Konzert erklangen von Bencini „Laetatus sum“ und „Laudate pueri“ für Altsolo, Chor und Instrumente sowie von Jommelli „Beatus vir“ für Sopransolo, Chor und Instrumente. Geschenk der Deutschen Akademie Villa Massimo an das römische DHI aus Anlass des Jubiläums war am 4. November ein Portraitkonzert ihrer derzeitigen Komponisten Anno Schreier und Philipp Maintz. Sie stellten in italienischer Erstaufführung vier kammermusikalische Werke vor, die allesamt einer poetisch-sensiblen, sich gelegentlich an der Grenze zum noch Hörbaren bewegenden Expressivität verpflichtet sind.

An die Romreise Martin Luthers vor 500 Jahren will die für den 16.–20. Februar 2011 geplante internationale Tagung „Martin Luther in Rom. Die Ewige Stadt als kosmopolitisches Zentrum und ihre Wahrnehmung“ erinnern. Luthers Aufenthalt in der Ewigen Stadt und die mit ihr verbundenen Erinnerungsperspektiven sollen rekonstruiert und eine Einordnung in den Kontext anderer zeitgenössischer Romreisen vorgenommen werden. Zugleich soll ein möglichst differenziertes Bild Roms in vorreformatorischer Zeit vermittelt werden.

Erstmals in seiner Geschichte führte das Institut zusammen mit italienischen Kooperationspartnern und im Kontext des Projektes in der Capitanata eine Ausstellung außerhalb der Institutsräumlichkeiten in Foggia (Apulien) durch, die im Museo del Territorio am 5. November 2010 eröffnet wurde (vgl. S. XLV).

Das DHI Rom vergab erstmals im Jahr 2010 einen „Rom-Monat“. Eine international renommierte Persönlichkeit hat einen Monat lang

die Möglichkeit, zu einem kulturgeschichtlichen Thema am DHI zu arbeiten, das einen Rom- bzw. einen Italienbezug aufweist. Der Rom-Monat des Jahres 2010 ging an Prof. Dr. Dr. h.c. Wolf Lepenies.

Auf der Grundlage der Evaluationsordnung der Stiftung DGIA berief der Stiftungsrat Mitglieder einer Kommission, die die Arbeit des römischen Instituts begutachten sollen. Das DHI Rom ist das zweite Institut der Stiftung DGIA nach dem Deutschen Institut für Japanstudien in Tokyo, das evaluiert wird. Die Kommission wird sich voraussichtlich im Frühsommer 2011 konstituieren und in der ersten Novemberhälfte 2011 das Institut vor Ort begutachten. Im Berichtszeitraum nahm der Stiftungsrat die vom Institut erarbeitete Geschäftsordnung zustimmend zur Kenntnis, die somit in Kraft getreten ist.

Auch im Jahre 2010 besuchten viele Gäste das DHI, um sich über die Institutsarbeit informieren zu lassen. Unter den Besuchern seien genannt: am 8. 1. die Vorsitzenden der Einzelgewerkschaften im DGB Bayern unter der Leitung von Fritz Schösser, am 26. 1. Melanie Kunkel, Leiterin des römischen Büros des Deutschen Akademischen Austauschdienstes, am 3. 2. eine Gruppe Stipendiaten der Deutschen Studienstiftung, am 9. 2. Dr. Karl-Joseph Hummel, Kommission für Zeitgeschichte (Forschungsstelle Bonn), am 15. 2. Bischof Sergio Pagano, Präfekt des Archivio Segreto Vaticano, am 16. 2. das Graduiertenkolleg „Die christlichen Kirchen vor der Herausforderung ‚Europa'" des Instituts für Europäische Geschichte der Johannes Gutenberg-Universität Mainz unter der Leitung von Prof. Dr. Heinz Duchhardt und eine Gruppe Studierender der Bibliotheks- und Informationswissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin unter der Leitung von Dr. Petra Hauke, am 20. 2. die Teilnehmer der Studienfahrt nach Rom der Spectacula-AG des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums in Trier unter der Leitung von Volker Gladbach, am 22. 2. Martin Löcher, kommissarischer Leiter des deutschen Generalkonsulats in Neapel, am 16. 3. Prof. Roberto Rusconi, am 22. 3. die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Instituts für Geschichtliche Landeskunde der Johannes Gutenberg-Universität Mainz unter der Leitung von Dr. Elmar Rettinger, am 28. 3. Fiona Ehlers, Italien-Korrespondentin des deutschen Nachrichten-Magazins „Der Spiegel", am 19. 5. Claudia Kock, Italien-Korrespondentin der Tageszeitung „Die Tagespost", am 1. 6. und 21. 10. Dr. Christiane Swinbank vom DHI London, Gleichstellungsbeauftragte der Stiftung DGIA, am 15. 6. eine

Gruppe angehender Archivare der Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns unter der Leitung von Archivdirektor Dr. Bernhard Grau, am 26. 8. der neue Botschafter der Bundesrepublik Deutschland beim Heiligen Stuhl Dr. Walter Jürgen Schmid, am 30. 8. der Leiter der Kulturabteilung der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland Dirk Lölke, am 10. 9. Prof. Dr. Christine Walde von der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, am 21. 9. eine Gruppe Studierender der Musikwissenschaftlichen Institute der Johannes Gutenberg-Universität Mainz und der Universität Zürich unter der Leitung von Prof. Dr. Klaus Pietschmann und Prof. Dr. Laurenz Lütteken, am 21. 9. Prof. Dr. Jiří Pešek von der Karls-Universität Prag, am 22. 9. Dr. Suse Andresen von der Universität Bern, am 27. 9. Studierende des Integrierten Proseminars zum Thema „‚Imperium Romanum'. Idee und Gestalt in Antike und Mittelalter" unter der Leitung von Dr. Jörg Bölling von der Georg-August-Universität Göttingen, am 6. 10. Stipendiaten der Konrad-Adenauer-Stiftung auf Romexkursion unter der Leitung von Wiebke Manzek der Universität Rostock, am 6. 10. eine Gruppe Studierender des Historischen Seminars der Eberhard-Karls-Universität Tübingen unter der Leitung von PD Dr. Franz Brendle, am 18. 11. Michael H. Gerdts, Botschafter der Bundesrepublik Deutschland, am 3. 11. Dr. Tina Rudersdorf, Leiterin der Abteilung Qualitätssicherung, Öffentlichkeitsarbeit, Förderung der Stiftung DGIA, am 11. 11. eine Delegation des DGB Bayern, am 15. 12. Prof. Dr. Gert Melville von der Technischen Universität Dresden, am 22. 12. Dr. Stephan Schlagheck, Gesandter der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland beim Heiligen Stuhl.

PERSONALSTAND (Stand: 16. 11. 2010)

Prof. Dr. Michael Matheus (Z)

PD Dr. Alexander Koller (Stellv. Direktor)

Wissenschaftlicher Dienst

Mittelalter
Dr. Eberhard J. Nikitsch (Z)
Dr. Kerstin Rahn (Z)
Dr. Andreas Rehberg
Dr. Kai-Michael Sprenger (Z)
Dr. Kordula Wolf

Neuzeit
Dr. Cecilia Cristellon (Z)
Prof. Dr. Oliver Janz (Doz) (Z)
Dr. Lutz Klinkhammer
Dr. Jens Späth (Z)

Sekretariat
Dott.ssa Monika Kruse
Susanne Wesely

Musikgeschichtl. Abteilung
Dr. Markus Engelhardt (Leiter)
Dr. Sabine Ehrmann-Herfort (stellv. Leiterin)
Mariella Zeginigg (Z)
Dr. Gesa zur Nieden (Z) (MS)

Stipendiaten

Siehe Rubrik „Personalveränderungen“

Bibliothek

Historische Bibliothek
Dr. Thomas Hofmann (Leiter)
Frédéric Chauvin (TZ)
Elisabeth Dunkl
Antonio La Bernarda
Liane Soppa

Musikgeschichtl. Bibliothek
Christina Ruggiero
Dott.ssa Christine Streubühr (TZ)
Roberto Versaci

Verwaltung

Susan-Antje Neumann (Leiterin) (Z)
Paola Fiorini
Zarah Marcone
Elisa Ritzmann

Innerer Dienst
Giuliana Angelelli
Alessandra Costantini
Alessandro Silvestri
Pino Tosi
Guido Tufariello

EDV
Niklas Bolli
Jan-Peter Grünewälder
Jörg Hörnschemeyer (TZ) (Z)

(MS = Mutterschutz)
(Doz. = Gastdozent)
(TZ = Teilzeit)
(Z = Zeitvertrag)

Personalveränderungen

Zu unserem großen Bedauern wurde zu Jahresbeginn die langjährige Kollegin Dipl.-Bibliothekarin Cornelia Schulz in den vorzeitigen Ruhestand versetzt. Am 31. 1. endete der befristete Vertrag des wissenschaftlichen Mitarbeiters Dr. Florian Hartmann. Seine Nachfolge trat am 15. 7. Dr. Kai-Michael Sprenger an. Dr. Eberhard J. Nikitsch wurde zum 1. 5. als wissenschaftlicher Mitarbeiter eingestellt. Zum 31. 5. endete der befristete Vertrag des Bibliotheksassistenten Philipp Strobel. Am 1. 6. wurde der befristete Teilzeitvertrag der Dipl.-Bibliothekarin Liane Soppa in einen unbefristeten Vollzeitvertrag geändert. Jörg Hörnschemeyer wurde zum 1. 7. als Mitarbeiter in der historisch-wissenschaftlichen Informationsverarbeitung eingestellt. Dr. Cecilia Cristellon nahm ihren Dienst als wissenschaftliche Mitarbeiterin nach ihrer Elternzeit am 8. 8. wieder auf. Am 30. 9. endete der befristete Vertrag des Gastdozenten PD Dr. Jürgen Dendorfer. Seine Stelle übernahm ab dem 1. 10. Prof. Dr. Oliver Janz. Dr. Gesa zur Nieden befindet sich seit dem 18. 10. in Mutterschutz. Zum 15. 12. endet der Zeitvertrag von Mariella Zeginigg.

Dr. Alexander Koller, Stellvertretender Direktor des DHI Rom, erhielt am 15. Oktober nach Abschluss seines Habilitationsverfahrens die Lehrbefugnis für das Fach Neuere Geschichte an der Universität Wien. Im Anschluss an die Gastdozentur in Rom nahm PD Dr. Jürgen Dendorfer zum 1. Oktober einen Ruf auf den Lehrstuhl für Mittelalterliche Geschichte an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt an. PD Dr. Sabine Meine übernahm am 6. September die Direktion des Deutschen Studienzentrums in Venedig von Prof. Dr. Uwe Israel, der einen Ruf auf den Lehrstuhl für Mittelalterliche Geschichte an der Technischen Universität Dresden erhielt. Dr. Gesa zur Nieden erhielt einen Ruf auf eine Juniorprofessur an die Johannes Gutenberg-Universität in Mainz. Zwei ehemalige Stipendiaten des DHI Rom, Dr. Alexander Korb und Dr. Eugenio Riversi, konnten jeweils eine Stelle als Lecturer in Modern European History an der University of Leicester und als Mitarbeiter am Projekt „Rhetorik und Öffentlichkeit im so genannten Investiturstreit“ an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn antreten.

Als Stipendiatinnen und Stipendiaten waren (bzw. sind noch) am Institut:
Historische Abteilung: Vasil Bivolarov (1.1.–31.1.), Christine Elstner (1.1.–31.3.), Sebastian Zanke (16.2.–18.3.), Dott.ssa Sabina Brevaglieri (1.3.–31.8.), Christian Salm (1.3.–31.5.), Maximilian Schuh (1.3.–30.4.), Ronald Richter (1.4.–31.5.), Dr. Nicole Kramer (1.5.–31.7.), Hahle Badrnejad-Hahn (1.6.–31.7.), Dott.ssa Carlotta Benedetti (1.7.–31.12.), Maria Framke (1.9.–31.10.), Miriam Gassner (1.9.–31.12.), Anja Meesenburg (1.10.–28.2.), Sascha Weber (1.10.–31.12.), Richard Engl (1.10.10–31.3.11), Christina Mayer (1.11.10–28.2.11), Daniela Wellnitz (1.11.10–31.1.11), Andreas Eberhard (1.12.10–31.1.11).

Musikhistorische Abteilung: Sabine Brier (1.3.–31.10.), Linus Bickmann (1.8.–30.11.), Dr. Oliver Gerlach (1.10.–20.11.).

Von den 69 Stipendienmonaten des Jahres 2010 entfielen somit auf das Mittelalter 11, auf die Neuzeit 41, 17 auf die Musikgeschichte.

Als Praktikanten und Praktikantinnen waren am Institut:
Historische Abteilung:

Gregor Wand (4.1.–12.2.), Julian Traut (4.1.–12.2.), Claudia Mäck (15.2.–26.3.), Johannes Mertens (15.2.–26.3.), Birgit Kynast (29.3.–7.5.), Anke Rietz (10.5.–18.6.), Stephan Hanß (10.5.–18.6.), Klara Stadler (30.8.–8.10.), Thomas Haslinger (30.8.–8.10.), Livia Gertis (15.11.–17.12.).

Musikhistorische Abteilung:

Tobias Reichard (30.3.–7.5.), Leonore Kratz (11.10.–12.11.), Adelheid Eysholdt (11.10.–12.11.).

Bibliothek:

Eva Huber (15.2.–12.3.).

Archiv:

Joern Kischlat (6.12.10–27.3.11).

Haushalt, Verwaltung, EDV

Der Haushalt des Jahres 2010 belief sich auf insgesamt 4514000 EUR (Vorjahr 4051000 EUR). Aus dem Gesamtetat der Stiftung DGIA konnten dem Institut unterjährig zusätzliche Mittel in Höhe von insgesamt

110000 EUR zur Verfügung gestellt werden. Diese Mittel wurden vorwiegend für außerplanmäßige Beihilfezahlungen und Beiratssitzungen verwendet.

Insgesamt konnten Drittmittel in Höhe von 687176 EUR folgender Institutionen eingeworben werden: DFG 650266 EUR, Johannes Gutenberg-Universität Mainz 15000 EUR, Gerda Henkel Stiftung 19410 EUR und Gesellschaft für Musikforschung 2500 EUR.

Erfreulicherweise erteilte das Italienische Innenministerium am 26. Februar des Berichtsjahres die lang ersehnte, öffentlich rechtliche Betriebsgenehmigung für alle vier Dienstgebäude des Instituts. Sie hat eine Laufzeit von 3 Jahren und ist bis zum 8. Februar 2013 gültig. Die bereits im Vorjahr begonnenen Umbauarbeiten im Untergeschoß des Hauses A zur Magazinerweiterung der Historischen Bibliothek konnten im Sommer erfolgreich abgeschlossen werden. Dabei gelang es, die Verwaltungsregistratur endgültig vom Archiv des Instituts zu trennen und somit Kapazitäten im Archiv zu schaffen.

Immer länger anhaltende Unwetterperioden, die im Berichtsjahr auch in den Sommermonaten mit heftigen Stürmen und Regengüssen einhergingen, machten aus Sicherheitsgründen einen massiven Eingriff am Baumbestand des Institutsgartens notwendig. Trotz intensivster Bemühungen konnte bis heute der Befall der drei von insgesamt vierzehn Kanarischen Dattelpalmen (Phoenix canariensis) durch den ursprünglich aus Asien stammenden Roten Rüsselkäfer (Rhynchophorus ferrugineus) nicht gänzlich aufgehalten werden.

Im Berichtsjahr konnten Regelwerke zur Aufbau- und Ablauforganisation des Instituts geschaffen werden. Damit wurde Empfehlungen Rechnung getragen, die sich aus der Prüfung des BMBF im Jahr 2008 ergaben. Neben einer erneuten monetären Ausschüttung im Rahmen der Umsetzung der Leistungsorientierten Bezahlung (LOB) für die Angestellten nach TVöD gelang es, in Zusammenarbeit mit dem DHI in Paris im Spätherbst erstmalig auch die Leistungsbesoldung für die zugewiesenen Bundesbeamtinnen und -beamten umzusetzen. Die Auswirkungen aus dem Dienstrechtsneuordnungsgesetz auf die Auslandsbesoldung bzw. -vergütungen für die entsandten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter am Dienstort Rom zum 1. Juli 2010 konnten dank des stiftungsweiten Einsatzes aller Beteiligten zunächst durch eine zeitlich begrenzte, übertarifliche Regelung abgefedert werden.

Vor hohe technische Anforderungen stellte das Institut der Kongress „Mobilität und musikalischer Wandel“ aus Anlass des 50-jährigen Jubiläums der Musikgeschichtlichen Abteilung, bei dem die Tagungstechnik in sieben Veranstaltungsräumen gestellt sowie eine Infrastruktur für das Tagungsbüro, die Internetpoints und eine Verlagsausstellung aufgebaut und betreut wurden. Die engagierte und kompetente Unterstützung durch die externen Hilfskräfte (Studentengruppe Leopold) und die Deutsche Schule Rom war unverzichtbar und kann als Muster für die technische Betreuung künftiger Kongresse dieser Größenordnung dienen.

Zahlreiche Verbesserungen an der Institutshomepage konnten im Berichtszeitraum vorgenommen werden. So wurde die Seite um eine englischsprachige Version ergänzt, welche Kerninformationen zum Institut bereit hält.

Schon im Vorjahr wurde deutlich, dass ein wirtschaftlicher und sicherer Gesamtbetrieb der Instituts-EDV zukünftig den Einsatz von Server-Virtualisierung erfordert. Es handelt sich dabei um Techniken, die dazu dienen, verschiedene Betriebssysteme und Anwendungen parallel auf einer einzigen Hard- und Softwareplattform statt auf einer Vielzahl konventioneller Server zu betreiben. Neben deutlich niedrigeren Betriebskosten liegen die Vorteile auch in einer besseren Administrierbarkeit und höheren Betriebssicherheit bei geschäftskritischen Anwendungen. Es wurde deshalb 2010 ein Gesamtkonzept erarbeitet, mit dem Ziel, den nötigen Zuwachs an IT-Ressourcen für die o. g. Wissenschaftsprojekte mit Hilfe dieser Technik zu bewältigen und sukzessive den IT-Gesamtbetrieb am DHI Rom zu konsolidieren. Nach einer ersten Erprobungsphase ging im September 2010 die Virtualisierungsplattform auf der Basis eines Fujitsu Bladecenters BX600 und VMWare erfolgreich in Betrieb. Dieses System wird zukünftig auch die sechs bislang getrennt betriebenen TYPO3-Internetpräsenzen des DHI und seiner Projektpartner bereitstellen. Mit der Migration und der Einführung eines Frameworks zur einheitlichen Administration dieser Angebote ist noch im November begonnen worden. Aus Gründen der mangelnden technischen Unterstützung und Betriebssicherheit werden dabei die CMS-Webdienste von Windows auf Linux-Systeme (Debian-Distribution) umgestellt.

Weitere infrastrukturelle Verbesserungen betreffen die IT-Neuverkabelung im Untergeschoss Haus A, die Erweiterung der Telefonan-

schlüsse in Haus C und die Einführung der neuen Mobiltelefone. Seit Frühjahr 2010 stehen den Mitarbeitern an zentraler Stelle Multifunktionskopierer zur Verfügung, die als A3-Drucker (z. T. farbig) und Scanner fungieren und per Nutzungscode zugänglich sind. Die Sala d'ascolto der Musikgeschichtlichen Abteilung wurde mit einem neuen, digitalen Audiosystem ausgestattet, das einerseits als Grundlage für die Veranstaltungsarbeit dient, darüber hinaus aber auch die Digitalisierung von analogen Audio- und Videoquellen ermöglicht.

Zusammenarbeit innerhalb der Stiftung

Innerhalb der Stiftung wurden die beiden letzten vakanten Direktorenposten in Moskau und in Istanbul besetzt. Prof. Dr. Nikolaus Katzer übernahm die Leitung des DHI Moskau, Prof. Dr. Raoul Motika die Direktorenstelle am Orient-Institut Istanbul.

In Marburg wurde am 22. September im Rahmen des Deutschen Orientalistentages die Übernahme des Orient-Instituts als eigenständiges Institut in die institutionelle Förderung der Stiftung festlich begangen. Das Orient-Institut Beirut konnte eine Außenstelle in Kairo/Ägypten einrichten und damit eine wichtige Basis für die künftige Arbeit schaffen.

Am 14./15. Mai wurde ein Internationales Kolloquium vom DHI Rom in Zusammenarbeit mit dem DHI in London und dem Institut für Europäische Geschichte Mainz durchgeführt: „Die erste Blüte der modernen Europa-Historiographie". Die Veranstaltung trug der Entwicklung Rechnung, dass durch die unübersehbare Europäisierung der Geschichtswissenschaften das Interesse an europäischen Entwürfen früherer Historikergenerationen merklich gewachsen ist. Auffälligerweise stammt ein Großteil der Europa-Geschichtsschreibung der Nachkriegszeit aus Italien und aus Großbritannien. Im Mittelpunkt der Tagung standen jene italienischen und englischen Historiker, die mit ihren Werken für einen ersten Höhepunkt der modernen Europa-Geschichtsschreibung sorgten: Christopher Dawson (1889–1970) und Armando Saitta (1919–1991), Denys Hay (1915–1994) und Carlo Curcio (1898–1971), Geoffrey Barraclough (1908–1984) und Federico Chabod (1901–1960). Abgerundet wird dieses Themenspektrum mit Vorträgen

zu den Reihenwerken „Methuen History of Medieval and Modern Europe“ und „Cambridge Economic History of Europe“, zur Funktion des Einaudi-Verlags für die Europa-Historiographie seit den 1940er Jahren, zum Abendlandgedanken im Europa der Nachkriegszeit und zur Repräsentanz der genannten italienischen und britischen Autoren auf dem großen Mainzer Europa-Kongress des Jahres 1955, der erstmals die gesamte einschlägig arbeitende wissenschaftliche Elite zusammenführte.

Auf Einladung der Deutschen Historischen Institute in Paris, London und Rom und in Kooperation mit dem Institut für Zeitgeschichte in München und Berlin und dem Zentrum für Zeithistorische Forschung in Potsdam sowie der Stiftung DGIA wurde am 24. November eine Konferenz zum Stand der Forschung zur deutschen Zeitgeschichte nach 1945 im Auswärtigen Amt in Berlin durchgeführt, die Historikerinnen und Historiker aus Deutschland sowie aus Süd- und Westeuropa zusammenführte, um Fragen der deutschen Nachkriegsgeschichte zu diskutieren.

An dem vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) geförderten und ursprünglich von der Akademienunion initiierten Projekt „Geisteswissenschaft im Dialog“ beteiligt sich unterdessen auch die Stiftung DGIA. Mit Dr. Markus Engelhardt vom DHI Rom sprach zum ersten Mal ein Mitarbeiter eines Stiftungsinstituts an einer GiD-Podiums-Diskussion zum Thema: „Die Macht der Musik. Zum weltweiten Erfolg klassischer europäischer Musik“.

Auf Stiftungsebene wurde im IT-Arbeitskreis die Einführung eines Videokonferenzsystems konzipiert und ausgeschrieben. Mit der Inbetriebnahme ist im Frühjahr 2011 zu rechnen. Darüber hinaus wurden erste Schritte in Richtung eines dezentralen Systems zur Mailverschlüsselung unternommen, das voraussichtlich mit der Unterstützung des Bundesamtes für Sicherheit in der Informationstechnik (BSI) realisiert werden kann. Für die noch offene Frage der stiftungsweiten IT-Sicherheitskoordination und des Datenschutzes hat der Arbeitskreis sein Konzept dargestellt, das vom Stiftungsrat positiv beschieden wurde. Das jährliche Treffen der Verwaltungsleitungen der Institute mit der Geschäftsführung der Stiftung fand im Oktober in Moskau statt.

Der Arbeitskreis DGIA-Bibliotheken kam zu seiner vierten Sitzung in London am 12. Februar 2010 zusammen. Turnusgemäß nahm an dieser Sitzung als Vertreter des DHI Rom Dr. Engelhardt teil.

Im Rahmen des Gerald D. Feldman-Reisebeihilfen-Programms der Stiftung DGIA hielt sich Dr. Henning Sievert, Universität Zürich, am DHI Rom auf.

Bibliotheken und Archive

Im Januar 2010 schied Cornelia Schulz krankheitsbedingt aus dem Dienst aus. Die im Rahmen der Krankheitsvertretung gewährte halbe Stelle des mittleren Bibliotheksdienstes konnte bis Ende Mai von Philipp Strobel wahrgenommen werden. Die Neubesetzung der Stelle im Juni durch Liane Soppa erfordert eine umfangreiche Einarbeitung. Konzeptionelle Veränderungen im Arbeitsbereich Erwerbung werden mittelfristig angestrebt.

Ein vierwöchiges Praktikum leistete Eva Huber als Anwärterin des gehobenen Bibliotheksdienstes der Bayerischen Beamtenfachhochschule im Februar/März in der Historischen Bibliothek ab.

Vier Institutsmitarbeiterinnen und -mitarbeiter nahmen auch in diesem Jahr am Bibliothekarstag in Leipzig teil.

Im Berichtszeitraum wurde durch den Einbau einer zusätzlichen Filterzone im Durchgang zwischen den Häusern B und D das lange angestrebte Ziel der einheitlichen Behandlung aller Magazinräume der Historischen Bibliothek unter Brandschutz- und Sicherheitsaspekten erreicht. Im Rahmen der Magazinerweiterung wurde der Umbau des Untergeschosses von Haus A umgesetzt. Die Arbeiten konnten so durchgeführt werden, dass alle Bibliotheksbestände für die Zeit der Baumaßnahme durchgängig benutzbar waren und somit eine Schließung der Historischen Bibliothek verhindert wurde.

Als Ergebnis des Umbaus im Untergeschoss Haus A wurde der Magazinraum für die Systemgruppen C bis E im Hinblick auf den Zuwachs bis 2030 erweitert, für die zeitgeschichtlichen Sonderbestände „Susmel“, „Bottai“ und „Manacorda“ wurde anstelle der ehemaligen Arbeitszimmer neuer Magazinraum geschaffen („Fondo Storia Contemporanea“).

Die Retrokonversion wurde fortgesetzt. Wegen der deutlich gestiegenen Anzahl von Titelaufnahmen (durch das überproportional vertretene Kleinschrifttum wird die übliche Durchschnittsberechnung von

Titelaufnahmen pro laufendem Buchmeter beträchtlich überschritten) ist der Projektplan nicht vollständig zu halten. Das Projekt „Retrokatalogisierung des Altbestands" soll im Jahre 2013 definitiv zum Abschluss kommen.

Der Entwurf eines Förderungsantrags an die DFG zur Erschließung des Buchnachlasses „Gastone Manacorda" wurde fertiggestellt. Es ist geplant, die beiden zeitgeschichtlichen Sonderbestände „Susmel" und „Manacorda" im Rahmen dieses Projekts zusammen zu erschließen. Als Projektzeitraum sind die Jahre 2012 bis 2015 vorgesehen.

Im Rahmen der regelmäßigen Überprüfung der elektronischen Angebote und im Hinblick auf die Evaluierung des Instituts im Jahr 2011 erfolgten die umfassende Durchsicht und Aktualisierung der Internetseiten der Historischen Bibliothek sowie die Ergänzung und Einbindung neuer Angebote des Programms der Nationallizenzen in die bestehenden Intranetseiten der Historischen Bibliothek. Die Freischaltung von thematisch relevanten Datenbanken im Rahmen der von der DFG geförderten Nationallizenzen hat sich auch in diesem Berichtszeitraum als großer Gewinn für die Informationsversorgung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter erwiesen.

Im Berichtszeitraum wuchs der Bestand der historischen Bibliothek um 1926 Einheiten (darunter 74 CD-ROM/DVD und 4 Microfiche-Ausgaben) auf insgesamt 169 054 Bände an. Die Zahl der laufenden Zeitschriften beträgt 665 (davon 346 italienische, 189 deutsche und 130 „ausländische"). Die höheren Zugangszahlen des Jahres 2009 bei den Buchgeschenken resultieren vor allem aus dem Einarbeiten von Zeitschriftenheften aus dem Nachlass „Manacorda" (427 Einheiten). Dementsprechend bewegt sich die Zahl der Buchgeschenke mit insgesamt 395 Einheiten im Rahmen der Zahlen von 2008.

Die Bibliothek der Musikgeschichtlichen Abteilung wuchs um 1048 auf 56 131 Einheiten; der Zeitschriftenbestand umfasste 436, davon 196 laufende Einheiten. Insgesamt konnten 107 Medieneinheiten als Geschenk entgegengenommen werden.

Die Bibliotheken wurden im Berichtszeitraum von 3114 Leserinnen und Lesern besucht (Vorjahr 3413) und bewegen sich damit leicht unter dem Vorjahresniveau. Davon entfielen 1237 auf die musikgeschichtliche Bibliothek.

Mit den MGH wurde vereinbart, dass der Teilnachlaß Eduard

Sthamer, der nach der Wende von 1989 entdeckt und dem DHI Rom zur Verfügung gestellt wurde, als Dauerleihgabe im Archiv des Instituts verbleibt.

Der journalistische Nachlass des im Februar 2010 verstorbenen Erich B. Kusch wurde in das Archiv des Instituts überführt. Kusch hatte von 1964 bis 1995 als Italien-Korrespondent gearbeitet und sich große Verdienste um die deutsch-italienische Verständigung erworben. Sein Nachlass soll in den nächsten Jahren erschlossen werden.

Arbeiten der Institutsmitglieder

a) Mittelalter und Renaissance

Dr. Kordula Wolf arbeitete redaktionell an fünf Bänden der „Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom“ sowie an drei Bänden der „Ricerche dell'Istituto Storico Germanico di Roma“ und war mit der Klärung zahlreicher Fragen für alle vom Institut herausgegebenen Veröffentlichungen befasst. Darüber hinaus widmete sie sich der Öffentlichkeitsarbeit des Instituts sowie der Bearbeitung wissenschaftlicher Anfragen. Für ihr wissenschaftliches Projekt zur Wahrnehmung und Bewältigung kultureller und religiöser Differenz im vornormannischen Kampanien (vgl. S. XXXIII) hat sie mit der Abfassung eines Aufsatzes über die Projektthematik begonnen und erarbeitet zusammen mit Dr. Marco Di Branco die Konzeption einer Giornata di Studi, die im nächsten Jahr stattfinden wird.

Neben der Arbeit am gemeinsamen Projekt hielt Dr. Marco Di Branco Vorträge an der Università degli Studi di Venezia „Ca' Foscari“ sowie im Circolo Medievistico Romano und veröffentlichte zwei Beiträge.

Das Editionsprojekt der griechischen und lateinischen Urkunden Rogers I. (vgl. S. XXXIII) von Dr. Julia Becker befindet sich in der Endphase, die Druckfassung des Manuskripts, das in der Reihe „Ricerche dell'Istituto Storico Germanico di Roma“ erscheinen wird, dürfte Mitte nächsten Jahres vorliegen. Neben der Arbeit an der Edition war sie mit Beiträgen am Katalog der Ausstellung „Die Staufer und Italien. Drei Innovationsregionen im mittelalterlichen Europa“ befasst. Für die

Fertigstellung der Edition und zur Konzipierung ihres Habilitationsprojekts hat sie ein Forschungsstipendium der Stiftung DGIA für zwölf Monate erhalten. Das Stipendium trat Frau Becker im November an der Universität Heidelberg an.

Für sein Dissertationsvorhaben („Christlich-muslimische Netzwerke im Königreich Sizilien während des 12. und 13. Jahrhunderts") wertete Richard Engl (Stip.) Quellen und Literatur zu Konflikten und Parteiungen in Sizilien und Apulien während der späten Normannen- und der Stauferzeit aus und erarbeitete eine Neubewertung christlich-muslimischer Konflikte in dieser Epoche. Seine Ergebnisse stellte er am Bochumer Zentrum für Mittelmeerstudien zur Diskussion. Ferner schloss er zwei Publikationen aus dem Themenfeld seiner Staatsexamensarbeit ab.

Seine Studien über das Schrifttum der Abtei S. Salvatore am Monte Amiata vom 11. bis 13. Jahrhundert trieb Dr. Mario Marrocchi weiter voran (vgl. S. XXXIV). Er pflegte die Kontakte zum Dipartimento di Storia dell'Università di Siena und der Facoltà di Beni Culturali dell'Università di Viterbo und amtierte für das Centro di studi per la storia delle campagne e del lavoro contadino di Montalcino als Sekretär. In dieser Funktion war er mit der Organisation des 13. Laboratorio di storia agraria befasst (vgl. S. XLIII). Seit Juli unterrichtet er an der Scuola secondaria di I grado di Chiusi (Siena).

Im Rahmen eines neuen Projektes zur Rezeptionsgeschichte der Staufer in Italien in Historiographie, Literatur und Kunst unternahm Dr. Kai-Michael Sprenger vorwiegend Recherchen zum Barbarossabild sowie zu dessen aktuellen Instrumentalisierungen in Film und Politik. Er war Mitveranstalter von zwei Tagungen, hielt an der Pädagogischen Hochschule Weingarten ein Seminar („Die Staufer in Italien") und zudem mehrere Vorträge.

Dr. Florian Hartmann schrieb nach Ausscheiden aus dem DHI im Februar die Ergebnisse seiner Forschungen zur italienischen *ars dictaminis* mit Hilfe eines von der Stiftung DGIA bewilligten Stipendiums weitgehend nieder. Der Abschluss der Arbeit ist für 2011 geplant. Die Tagungsakten der im Februar 2009 veranstalteten und von der DFG geförderten Giornata di Studi sind unterdessen druckfertig. Daneben nahm er im Sommer- und Wintersemester Lehraufträge an der Universität in Bonn wahr.

Seinen Forschungsaufenthalt nutzte Vasil Bivolarov (Stip.) zur Arbeit an seinem Dissertationsprojekt „Inquisitoren-Handbücher. Überlieferung der päpstlichen Litterae und der juristischen Consilia des 13. Jahrhunderts, nebst Edition und Analyse des Consiliums des Guido Fulcodii (Gui Foucois)". Die zweite Förderphase am DHI nutzte er zur Untersuchung von päpstlichen Originalurkunden zugunsten der Inquisitoren, die in folgenden Einrichtungen erhalten sind: Archivio di Stato di Milano, Biblioteca dell'Archiginnasio di Bologna, Biblioteca e Centro di documentazione francescana del Sacro Convento di S. Francesco in Assisi.

Im Rahmen ihres Dissertationsvorhabens („Kommunale Bündnis- und Kommunikationsnetze im Patrimonium Petri des 13. Jahrhunderts") begann Christina Mayer (Stip.) mit der Erschließung der in Deutschland oft nur schwer zu beschaffenden Literatur zu den Kommunen Mittelitaliens in verschiedenen römischen Forschungsbibliotheken. Ferner führte sie Handschriftenrecherchen in der Biblioteca Nazionale und im Centro Nazionale per lo Studio del Manoscritto durch.

Abschließende Quellenarbeiten unternahm Sebastian Zanke (Stip.) für das Promotionsvorhaben „Johannes XXII. und Europa. Avignon zwischen Zentrum und Peripherie", eine komparative Studie zur kurialen Politik im spätmittelalterlichen Europa. Im Mittelpunkt standen Recherchen im ASV – insbesondere in den Beständen der Camera Apostolica – sowie die Arbeit mit den digital erfassten spätmittelalterlichen Registerserien, welche im DHI Rom zur Verfügung stehen.

Trotz der geringen zeitlichen Freiräume aufgrund der Aufgaben im Bibliotheksbereich hat Dr. Thomas Hofmann begonnen, einen Visitationsbericht zu den Griechischen Klöstern in Süditalien (1457/58) unter verschiedenen Gesichtspunkten für eine geplante Publikation zu analysieren.

Während ihres römischen Forschungsaufenthaltes arbeitete Anja Meesenburg (Stip.) an der Prosopographie, die für ihr Dissertationsprojekt zur Personengeschichte des Lübecker Domkapitels von 1400 bis 1530 die Grundlage bildet. Hierbei konsultierte sie neben Quelleneditionen in der Historischen Bibliothek die digitalisierten Supplikenund Vatikanregister im DHI. Im Archivio Segreto Vaticano sichtete sie die nicht vom Repertorium Germanicum erschlossenen Register des 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts.

In den verbleibenden Monaten trieb PD Dr. Jürgen Dendorfer seine Studien zum konziliaren Papsttum im Vatikanischen Archiv, dem Archivio di Stato di Roma und in der Biblioteca Laurenziana voran und referierte über Ergebnisse in Vorträgen in Rom, München und Prag. Zum 1. Oktober hat er einen Ruf auf den Lehrstuhl für Mittelalterliche Geschichte an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt angenommen. Im November erhielt er einen weiteren Ruf auf den Lehrstuhl für Geschichte des Früh- und Hochmittelalters an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg.

Die Arbeit an seiner Dissertation zum Humanismus an der Universität Ingolstadt am Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit trieb Maximilian Schuh (Stip.) voran. Er konsultierte hierzu insbesondere die kuriale Registerüberlieferung und profitierte von den laufenden Arbeiten am Repertorium Germanicum sowie am Repertorium Poenitentiariae Germanicum.

Neben projektkoordinatorischen Aufgaben und eigenen Regestierungsarbeiten im RG (vgl. S. XXXIV) war Dr. Kerstin Rahn für eine Vielzahl institutsinterner und externer Anfragen zuständig. Sie begann mit der Arbeit an einer Studie über klerikale „Denunziationen" an der Kurie im 15. Jahrhundert, betreute einen Fachhochschulpraktikanten im Archiv des DHI und amtiert als Sprecherin der wissenschaftlichen Mitarbeiter/-innen.

Über die Arbeit an den stadtrömischen Quellen hinaus (vgl. S. XXXV) betreute Dr. Andreas Rehberg für das DHI den Circolo Medievistico und beteiligte sich an der redaktionellen Arbeit des RG Sixtus IV. Seine Forschungen zu den drei Themenschwerpunkten (Der Heilig-Geist-Orden und die Geschichte der Hospitalsorden; der Ausbruch des Schismas von 1378; Nicht-Italiener im römischen Ordensklerus) trieb er voran und arbeitete an mehreren Veröffentlichungen. Nach dem Ausscheiden von Dr. Frank Godthardt Ende Juli übernahm er wieder die Betreuung des Archivs.

Dr. Eberhard J. Nikitsch begann mit der Arbeit am Projekt „Inschriften-Korpus von S. Maria dell'Anima" (vgl. S. XXXIXf.). Er nahm an einer von INSCRIPTA – Network for Latin Epigraphy am Schwedischen Institut für Klassische Studien durchgeführten Herbst-Tagung teil und knüpfte Kontakte, u.a. zu Dr. Ottavio Bucarelli, der an der Università Gregoriana mittelalterliche Epigraphik lehrt.

b) Neuere und neueste Geschichte

Neben den zahlreichen Aufgaben im Rahmen der Institutsleitung sowie der Betreuung des Arbeitsbereiches Frühe Neuzeit trieb PD Dr. Alexander Koller die Arbeit für Band III/10 der Nuntiaturberichte aus Deutschland voran (vgl. S. XXXVf.). Zusammen mit Prof. Irene Fosi führte er eine Giornata zum Thema „Papsttum und Reich während des Pontifikats Urbans VIII. (1623–1644)" durch (vgl. S. XLIV). Im Sommersemester hielt er an der Universität Wien eine Überblicksvorlesung zur Geschichte der Frühen Neuzeit und konnte im Herbst sein Habilitationsverfahren an dieser Universität erfolgreich abschließen.

Im Rahmen ihres Forschungsvorhabens („La circolazione della cultura scientifica fra Roma e mondo tedesco durante la Guerra dei Trent'anni") erstellte Dott.ssa Sabina Brevaglieri (Stip.) eine umfangreiche Biographie und nutzte dazu insbesondere die Bibliothek des DHI. Ferner konzentrierte sie ihre Studien auf Johannes Faber, welcher der Accademia dei Lincei angehörte. Hierfür sichtete sie Archivalien vor allem in der Bibliothek der Accademia dei Lincei sowie in der Corsiniana.

Nach Mutterschutz und Elternzeit führte Dr. Cecilia Cristellon ihr Forschungsprojekt: „I matrimoni misti in Europa. Frontiere religiose, frontiere confessionali, superamento delle frontiere: echi dalle congregazioni romane (1563–1798)" fort. Sie recherchierte insbesondere im Archivio della Congregazione della Dottrina della Fede sowie im Archivio Segreto Vaticano. Forschungsergebnisse präsentierte sie in mehreren Vorträgen und Publikationen und bereitete eine Tagung für das kommende Jahr vor.

Für ihre Dissertation („Wahrnehmungen der römischen Inquisition im Heiligen Römischen Reich in der Frühen Neuzeit") arbeitete Marie von Lüneburg (Stip.) in verschiedenen römischen Archiven und Bibliotheken, insbesondere im Archivio della Congregazione per la Dottrina della Fede, im Archivio di Stato, im Archivio Segreto Vaticano, in der Biblioteca Angelica, der Biblioteca Nazionale sowie in der Biblioteca Casanatense.

Dr. Britta Kägler hat mit der Arbeit an einem Forschungsprojekt über „Süddeutsche Musiker in Italien zwischen Kunst und Politik im 17. und 18. Jahrhundert" begonnen. Sie arbeitete in verschiedenen Bi-

bliotheken und Archiven, besonders intensiv im Archiv des Collegium Germanicum. Ihr Projekt ist in das DFG-ANR-Projekt „MUSICI" eingebunden (vgl. S. XXXVIII). Im Rahmen dieser Forschungskooperation richtete sie zusammen mit Dr. Mélanie Traversier einen internationalen Studientag zum Thema „Musicisti Europei a Napoli. L'Attrazione della Città (1650–1759)" im Goethe-Institut in Neapel aus.

Für sein Dissertationsvorhaben („Macht und Ohnmacht einer Zentralregierung – Die Bourbonen und das Problem des Bandenwesens im Königreich Neapel im 18. Jahrhundert") recherchierte Ronald Richter (Stip.) in der Bibliothek des DHI sowie in verschiedenen Bibliotheken Roms und Neapels. Quellen sichtete er vor allem im Staatsarchiv von Neapel und im Archivio della Compagnia dei Bianchi della Giustizia.

Abschließende Forschungen für sein Promotionsvorhaben („Katholische Aufklärung? Aufgeklärte Reformpolitik in Kurmainz unter Kurfürst-Erzbischof Emmerich Joseph von Breidbach-Bürresheim 1763–1774") führte Sascha Weber (Stip.) im Archivio Segreto Vaticano durch. Insbesondere die Berichte der Nuntiaturen in Wien und Köln aus den Jahren 1763–1774 untersuchte er auf Hinweise und Einschätzungen der Nuntien und des Staatssekretariats zur Politik des Mainzer Kurfürsten sowie auf Informationen, die den Nuntien von den Reformgegnern aus Mainz zugespielt wurden.

Im Forschungsbereich der Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts hat Dr. Lutz Klinkhammer neben seinen Publikations-, Vortrags- und sonstigen Institutsverpflichtungen sowie der Einwerbung von EU-Drittmitteln für das Projekt „Erinnerung an Deportation und Internierung" an dem Manuskript zur napoleonischen Herrschafts- und Gesellschaftspolitik in Piemont und im Rheinland weiterarbeiten können. Zusätzlich zur Tätigkeit für die Deutsch-Italienische Historikerkommission und zu einer universitären Lehrveranstaltung hat er zu Themen des napoleonischen Europas, des Zweiten Weltkriegs, zu Kriegsfolgen und Wiedergutmachung sowie zur Deutschen Frage nach 1945 geforscht.

Jörg Zedler (Stip.) führte für seine Dissertation über den bayerischen Gesandten Otto Freiherr von Ritter zu Groenesteyn, der zwischen 1898 und 1903 Attaché an der bayerischen Gesandtschaft am Quirinal und von 1909 bis 1934 außerordentlicher Gesandter und be-

vollmächtigter Minister Bayerns am Heiligen Stuhl war, Recherchen im Vatikanischen Geheimarchiv sowie im Archivio Storico diplomatico del Ministero degli Affari Esteri durch.

Der neue Gastdozent, Prof. Dr. Oliver Janz, begann mit der Arbeit an seinem Forschungsprojekt „Rezeption des italienischen Faschismus in Großbritannien" und bereitete eine Tagung vor („Das italienische Risorgimento in transnationaler Perspektive"), die im kommenden Jahr im Institut und in der British School in Rom stattfinden und einen Beitrag zum 150. Jubiläum der Einigung Italiens darstellen wird.

Ihren Forschungsaufenthalt nutzte Christiane Elstner (Stip.) vor allem zur Literaturrecherche in der Bibliothek des DHI sowie in römischen und Florentiner Bibliotheken. Das in Angriff genommene Promotionsvorhaben („Städtischer Nahverkehr und Individualverkehr in der Stadt des 20. Jahrhunderts: Von der Konkurrenz zur Kooperation"), welches in vergleichender Perspektive Florenz und Dresden behandeln wird, konnte konzeptionell geschärft werden. Zudem wurden einschlägige Archivbestände konsultiert.

Im Berichtszeitraum wurde das von Dr. Amedeo Osti Guerrazzi bearbeitete Projekt „Referenzrahmen des Krieges" zum Abschluss gebracht (vgl. S. XXXVII). Zudem beendete er die Arbeiten an einem Buch über die italienische Okkupation Sloweniens während des Zweiten Weltkrieges.

Im Rahmen ihres Dissertationsprojekts „Schweigen ist Gold. Der italienische Militärgeheimdienst und der Faschismus. Eine kulturhistorische Studie" arbeitete Daniela Wellnitz (Stip.) an Beständen zum Servizio Informazione Militare im Ufficio Storico dello Stato Maggiore dell'Esercito. Ferner begann sie die Analyse von Memoiren ehemaliger SIM-Angehöriger in der Bibliothek des DHI und sichtete Spionageromane aus der Zeit des Faschismus in der Biblioteca Nazionale Centrale di Roma.

Im Rahmen ihres Projektes erarbeitet Dott.ssa Carlotta Benedetti (Stip.) im Archivio Segreto Vaticano ein Inventar der deutschen Bestände für den Zeitraum von 1945 bis 1950 und zudem ein Findbuch der Nuntiatur Berlin-Bonn bis 1959.

Für sein Forschungsprojekt „Antifaschismus in Westeuropa. Politik und Erinnerung deutscher, französischer und italienischer Sozial-

demokraten und Sozialisten zwischen politischem Neubeginn und Kaltem Krieg (1945 bis um 1960)" sichtete Dr. Jens Späth Bestände im Archiv der Fondazione Basso in Rom zum Nachlass von Lelio Basso und recherchierte in Florenz in der Fondazione Turati, in München im Institut für Zeitgeschichte und im Bayerischen Hauptstaatsarchiv sowie im Stadtarchiv in Würzburg. Er fungierte als Sprecher der wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und hielt eine Übung an der Ludwig-Maximilians-Universität München ab.

Im Zentrum des Dissertationsprojektes von Miriam Gassner (Stip.) steht die Frage, wie Umwelt seit Ende der 1960er Jahre in italienischen Unternehmen wahrgenommen wurde und wie sich die Wahrnehmung im Handeln dieser Unternehmen manifestierte („Die Wahrnehmung von Umweltproblemen in italienischen Unternehmen, 1960–1985"). Hierzu besuchte sie das Unternehmensarchiv der Ente nazionale idrocarburi (ENI) in Pomezia/Rom, die Archive und Bibliotheken der Camera dei Deputati und des Senats, sowie das Archivio Centrale dello Stato. Desweiteren wurde mit den Beständen der Biblioteca Nazionale Centrale di Roma, der Biblioteca di Storia Moderna e Contemporanea, und der Bibliothek der Corte della Cassazione gearbeitet.

Im Rahmen des Habilitationsprojekts „Alter, Pflege, Wohlfahrtsstaat. Gesellschaftliche Herausforderung und sozialpolitische Bearbeitung in Westdeutschland, Großbritannien und Italien, 1960–1990" untersucht Dr. Nicole Kramer (Stip.) die Herausbildung der Altenhilfepolitik als neues sozialpolitisches Handlungsfeld und den damit verbundenen Wandel von Wohlfahrtsstaatlichkeit in drei unterschiedlich konstruierten Wohlfahrtsstaaten. Für ihre Recherchen in Italien sah sie gedruckte Quellen in der Biblioteca del Senato und in der Biblioteca della Camera dei Deputati ein; Archivalien sichtete sie vor allem in den Fondazioni Gramsci, Sturzo, Turati, Basso und ferner in der Biblioteca des Istituto per gli Studi sui Servizi Sociali sowie im Archivio centrale dell'Istituto Nazionale della Previdenza Sociale.

Christian Salm (Stip.) untersucht im Rahmen seines Dissertationsprojektes „Transnationale Sozialdemokratie in den 1970er Jahren. Parteinetzwerke in der europäischen Entwicklungs- und Währungspolitik und den iberoamerikanischen Transitionsprozessen" die netzwerkartigen und informellen Strukturen der Zusammenarbeit der europäischen sozialdemokratischen Parteien in den 1970er Jahren. Seinen

Forschungsaufenthalt in Italien nutzte er, um insbesondere die Rolle der PSI zu erforschen und arbeitete hierzu im Archiv des Europäischen Hochschulinstituts, in der Fondazione di Studi Storici Filippo Turati, im Archivio Centrale dello Stato, im Archivio del Senato sowie in der Fondazione Craxi und in der Fondazione Basso.

c) Musikgeschichte

Der von der Stiftung DGIA geförderte Aufenthalt am DHI Rom ermöglichte Anke Bödeker (Stip.) die Fortführung des Dissertationsvorhabens, das sich der Erforschung ostfränkischer Neumen widmet, die in Norditalien Verwendung erfuhren. Ihren Aufenthalt nutzte sie, um in römischen Bibliotheken (Biblioteca Nazionale, Biblioteca Angelica, Biblioteca Casanatense) musikalische Liturgica einzusehen. Ferner konnten Manuskripte aus Monza und Bobbio in norditalienischen Bibliotheken konsultiert werden (Biblioteca Ambrosiana in Mailand, Biblioteca Nazionale Universitaria und Biblioteca Reale in Turin, Archivi Storici Diocesani in Bobbio und Biblioteca Capitolare in Monza).

Dr. Oliver Gerlach (Stip.) nutzte seinen Aufenthalt am DHI, um italienisch-deutsche Projekte zu vermitteln und sich einen Überblick über die Sammlungen italo-byzantinischer Musikhandschriften in den Bibliotheken des Vatikans und in Grottaferrata zu verschaffen.

Dr. Gesa zur Nieden nahm als Leiterin auf deutscher Seite die Arbeit am deutsch-französischen interdisziplinären DFG-ANR-Projekt auf (vgl. S. XXXVIII). Sie hielt mehrere Vorträge über ihr Forschungsprojekt zu französischen Musikern und Komponisten im Rom des Barock. Zusammen mit Dr. Anne-Madeleine Goulet war sie für Konzeption und Durchführung der Veranstaltung „Europäische Musiker im Rom des 17. und 18. Jahrhunderts: musik- und kulturgeschichtliche Annäherungen“ während der GfM-Jahrestagung verantwortlich. Von der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz erhielt sie den Ruf auf eine Juniorprofessur, im Herbst ging sie in Mutterschutz.

Über die arbeitsintensive Wahrnehmung der laufenden Aufgaben hinaus konzipierte der Leiter der Musikgeschichtlichen Abteilung Dr. Markus Engelhardt, in Abstimmung mit der Stellvertreterin, das Jahresprogramm 2010 der Abteilung. Redaktionell betreute er vier

Bände in den Reihen Analecta musicologica und Concentus musicus. Ferner war er mit der Organisation der GfM-Jahrestagung am DHI Rom aus Anlass des 50-jährigen Jubiläums der Musikgeschichtlichen Abteilung befasst. Zusammen mit Prof. Dr. Laurenz Lütteken war er im Rahmen des Jubiläums für Konzeption und Durchführung des 2. Hauptsymposiums verantwortlich: „Il mondo mediterraneo: Spazio musicale d'Europa".

Die stellvertretende Leiterin der Musikgeschichtlichen Abteilung, Dr. Sabine Ehrmann-Herfort, übernahm administrative, redaktionelle und organisatorische Aufgaben. Sie schloss die Drucklegung des Bandes „Georg Friedrich Händel in Rom" (Analecta musicologica 44) ab und war an den Vorbereitungen und der Durchführung der Jahrestagung der Gesellschaft für Musikforschung 2010 in Rom beteiligt. Im Rahmen dieser Tagung war sie außerdem gemeinsam mit Prof. Dr. Silke Leopold für Konzeption und Durchführung des 1. Hauptsymposiums zum Thema „Migration und Identität. Musikalische Wanderbewegungen seit dem Mittelalter und ihr Einfluss auf die Kompositionsgeschichte" verantwortlich. Des Weiteren führte sie zu Georg Friedrich Händels Rom-Aufenthalt und im Rahmen ihres Forschungsprojekts „Italienische Vokalmusik im terminologischen Diskurs" Recherchen in der Biblioteca Nazionale Centrale di Roma, in der Bibliotheca Hertziana und im Archiv der Akademie der Wissenschaften und der Literatur zu Mainz durch, deren Ergebnisse sie in Publikationen und Vorträgen vorlegte.

Das von Dr. Roland Pfeiffer geleitete und von der DFG geförderte Projekt „Die Opernbestände der Privatbibliotheken römischer Fürstenhäuser – Erschließung und Auswertung" wurde planmäßig fortgesetzt (vgl. S. XXXVII f.). Die bisher erzielten Ergebnisse wurden u. a. im Rahmen einer Tagung in Moskau vorgestellt. Im Rahmen der GfM-Jahrestagung am DHI Rom war er für Konzeption und Durchführung des deutsch-italienischen Roundtable „Sängerkarrieren, musikbezogenes Schrifttum und kompositorische Praxis in der italienischen Oper des ‚Interregnums'" verantwortlich.

Den Schwerpunkt ihrer Studien legt Sabine Brier (Stip.) im Rahmen ihrer Dissertation („Das italienische romantische Kunstlied. Entwicklung einer Gattungstradition") auf den Wandel bzw. die Entwicklung und Herausbildung des italienischen Kunst-Liedes hin zu einer

eigenen Gattungstradition. Für die Quellenrecherche in Rom waren die Bibliomediateca dell'Accademia di Santa Cecilia, die Nationalbibliothek sowie die Biblioteca Casanatense mit dem Archivio Sgambati von besonderer Bedeutung. Des Weiteren arbeitete sie in der Nationalbibliothek in Florenz sowie im Archiv des Istituto Nazionale Tostiano in Ortona.

Im Rahmen seines Dissertationsprojekts „Metamelodrammi – Studien zur Selbstreflexivität in der Opera buffa" arbeitete Linus Bickmann (Stip.) in den Bibliotheken des DHI, in der Biblioteca del Conservatorio di Musica Santa Cecilia, der Biblioteca Nazionale, der Biblioteca Casanatense sowie der Biblioteca Angelica. In Neapel wurden einschlägige Bestände der Biblioteca del Conservatorio S. Pietro a Majella konsultiert. Der anlässlich der GfM-Jahrestagung am DHI gehaltene Vortrag über „Dramaturgische Aspekte des Metamelodrammas" vermittelte aktuelle Einblicke in das Forschungsthema.

Unternehmungen und Veranstaltungen

Im Rahmen des von der DFG geförderten Projektes ZWISCHEN LANGOBARDISCHER UND NORMANNISCHER EINHEIT. KREATIVE ZERSTÖRUNGEN UNTERITALIENS IM SPANNUNGSFELD RIVALISIERENDER RELIGIONEN, KULTUREN UND POLITISCHER MÄCHTE, bei dem Dr. Kordula Wolf und Dr. Marco Di Branco eng zusammenarbeiten, hat Frau Wolf mit der Abfassung einer Studie begonnen, während Herr Di Branco die erhaltenen arabischen und byzantinischen Quellen systematisch sammelt und die wichtigsten Übersetzungen anfertigt.

Das Editionsprojekt der URKUNDEN GRAF ROGERS I. VON SIZILIEN wird im kommenden Jahr abgeschlossen. Bei dem vor allem in Authentizitätsfragen umstrittenen Urkundenkomplex der in der Diözese von Squillace gelegenen kalabresischen Kartause Brunos von Köln, Santa Maria di Turri, arbeitete Dr. Julia Becker mit Dott.ssa Annick Peters-Custot zusammen. Daraus entstand die Idee, die Regesten der griechischen Urkunden für kalabresische Empfänger aus der normannischen Herrschaftsperiode online zu stellen. Zur Verwirklichung dieses gemeinschaftlichen Projektes wird Frau Peters-Custot einen Drittmittelantrag bei einer französischen Forschungseinrichtung stellen.

Im August wurden die Arbeiten am Projekt CHRISTEN UND MUSLIME IN DER CAPITANATA im 13. Jh. weiter fortgeführt. Die Kooperationspartner der Universität Kiel beendeten ihre geophysikalischen Untersuchungen im Siedlungsbereich der Bischofsstadt Tertiveri. Der Unterzeichnende und Prof. Dr. Lukas Clemens schlossen eine italienische Publikation für den Druck ab, in der die bisher erzielten Ergebnisse vorgestellt und diskutiert werden.

Die von der DFG unterstützte Bearbeitung der Textüberlieferung der *Summa Librorum* des ROLANDUS DE LUCA wurde von Dr. Sara Menzinger di Preussenthal nach der Geburt ihrer Tochter wieder aufgenommen und soll im Jahr 2012 abgeschlossen werden.

Im Rahmen des Kooperationsprojektes zwischen dem Dipartimento di Storia der Universität Siena und dem DHI über das SCHRIFTTUM DER ABTEI S. SAVATORE AM MONTE AMIATA vom 11. bis 13. Jh. hat Dr. Mario Marrocchi die Abfassung der geplanten Monographie weitgehend abgeschlossen. Für das letzte Kapitel stehen noch Recherchen im Archiv der MGH aus.

Dr. Kerstin Rahn setzte im Rahmen ihrer Arbeiten am REPERTORIUM GERMANICUM (RG) die Regestierungsarbeiten für die letzten Pontifikatsjahre Sixtus' IV. fort, beteiligte sich weiterhin an der endredaktionellen Bearbeitung des Sixtus IV.-Bandes und übernahm projektkoordinatorische Funktionen. Die Arbeiten der hausinternen Mitarbeiter sowie der Werkvertragsmitarbeiter (Archivare aus Niedersachsen) sind so weit fortgeschritten, dass mit der Planung zur Erstellung erster Indizes begonnen werden konnte. Ein Verfahren zur maschinellen Auszeichnung der Texte wurde implementiert und befindet sich in einer Testphase.

Die von Jörg Hörnschemeyer im Rahmen seines Dissertationsprojektes zu erarbeitende Datenbanklösung für das RG und das REPERTORIUM POENITENTIARIAE GERMANICUM (RPG) schreitet weiter wie geplant voran und soll 2012 abgeschlossen werden. Die Integration des von Friederike Stöhr erstellten Abkürzungsverzeichnisses wird im nächsten Jahr beendet. Band VIII des RPG mit 6648 deutschen Suppliken aus dem Pontifikat Alexanders VI. ist im Druck und wird im Laufe des Jahres 2011 erscheinen. Die Bittschriften des folgenden Pontifikats (Julius II.) sind in der Rohform aufgenommen und werden zurzeit bearbeitet.

Im Rahmen des Workshops „Perspektiven für das Repertorium Germanicum“ (vgl. S. XLIII) wurde die Einrichtung eines Teamspace-Servers für die RG-Arbeitsgruppe beschlossen. Das Herzstück dieses Servers stellt eine Dokumentenbibliothek mit allgemeinen Hilfsmitteln, Materialien zur Regestierung Sixtus' IV. und aktuellen Informationen dar. Vorteile sind u. a. die Datensicherung und die Nachvollziehbarkeit der einzelnen Arbeitsschritte aller Beteiligten. Ein solches Verfahren ist auch für andere Institutsprojekte von Interesse.

Zwei Veranstaltungen mit Mitarbeitern des Repertorium Academicum Germanicum und der Germania Sacra, zu denen der Unterzeichnende eingeladen hatte, zeigten neue Möglichkeiten der Kooperation auf. Die Identifizierung gemeinsamer Personengruppen wie Akademiker oder Kleriker und eine Zusammenarbeit im Bereich der geographischen Erschließung der Repertoriendaten erscheinen vielversprechend.

Im Rahmen des Workshops zum RG/RPG (vgl. S. XLIII) wurden die Pläne für die Internet-Plattform „Romana-Repertoria-Online“ bzw. „Roman-Repertories-Online“ (RRO) diskutiert. Diese Plattform soll eine adäquate Präsentationsumgebung für die verschiedenen Datenbankprojekte des DHI schaffen und damit für eine bessere Sichtbarkeit, Zugänglichkeit und Strukturierung der Digitalisierungsvorhaben des DHI sorgen.

Im Bereich der STADTRÖMISCHEN QUELLEN ist die von der Fondazione Besso getragene italienische Übersetzung der von Dr. Andreas Rehberg bearbeiteten Stadtratsbeschlüsse aus den Jahren 1515–1526 erschienen. Sie wurde in den Räumlichkeiten der Fondazione vorgestellt. Herr Rehberg trieb seine Studien zu den Wappen der römischen Familien weiter voran und sichtete mehrere einschlägige Bestände, u. a. im Staatsarchiv, in der Biblioteca Apostolica Vaticana und in der Biblioteca Angelica. Erste Ergebnisse stellte er im DHI vor und plant mittelfristig einen Drittmittelantrag.

Planmäßig gehen die Arbeiten an den NUNTIATURBERICHTEN AUS DEUTSCHLAND (NDB) voran. PD Dr. Alexander Koller nahm am Textteil von NDB III/10 letzte Korrekturen vor und ergänzte die Kommentierung durch Archivalien des HHStA Wien. Die übrigen Teile der Edition (einschließlich der Einleitung) sind abgeschlossen. Mit der Drucklegung kann im kommenden Jahr begonnen werden. Für den

Band NDB IV/5 nahm Dr. Rotraud Becker die chiffrierten Schreiben und den größten Teil der unchiffrierten Korrespondenz auf und ergänzte das Material um einschlägige Schreiben aus dem Archiv der Propaganda Fide.

Für die Reihe INSTRUCTIONES PONTIFICUM ROMANORUM bearbeitete Prof. Silvano Giordano weiter die Hauptinstruktionen Urbans VIII. (1623–1644). Er konnte die Sichtung des Bestandes der *Secretaria Brevium* im Archivio Segreto Vaticano abschließen, weitere Fondi des ASV einsehen und Bestände im Archiv von Simancas in Spanien konsultieren.

Für das von PD Dr. Alexander Koller geplante Projekt zur frühneuzeitlichen Gelehrtenkorrespondenz am Beispiel des LUCAS HOLSTENIUS soll ein Drittmittelvorhaben beantragt werden.

Die Arbeiten an der in Kooperation mit dem Archivio Segreto Vaticano sowie der Kommission für Zeitgeschichte entstehenden Edition BERICHTE DES APOSTOLISCHEN NUNTIUS CESARE ORSENIGO AUS DEUTSCHLAND (1930–1939) wurden weiter vorangetrieben. Im Berichtsjahr sind alle bisher archivalisch ermittelten Nuntiaturberichte der Jahre 1930–1932 und 1934–1939 (1933 ist bereits ediert) digitalisiert und zu einem Großteil bereits in das XML-Schema überführt worden. Auch die Datenbank der Kurzbiographien wurde wesentlich erweitert. Der Kommentar zum Jahrgang 1934 wurde von Prof. Dr. Thomas Brechenmacher begonnen und soll 2011 abgeschlossen werden.

Im Rahmen des von der DFG geförderten Projekts einer KRITISCHEN ONLINE-EDITION DER NUNTIATURBERICHTE EUGENIO PACELLIS (1917–1929) wurde vom 24. bis 26. März das internationale und interdisziplinäre Symposium „Eugenio Pacelli als Nuntius in Deutschland“ am Seminar für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte in Münster veranstaltet. Die Tagung zeigte die Möglichkeiten auf, die sich für die historische Wissenschaft durch mehrere neue Editionsprojekte ergeben. Anlässlich der Eröffnung des Symposiums sprachen Romano Prodi, Präsident der Europäischen Kommission a. D., und Mordechay Lewy, Botschafter Israels beim Heiligen Stuhl. Das Projekt, an dem neben dem DHI Rom auch das Archivio Segreto Vaticano als Kooperationspartner beteiligt ist, wurde am 5./6. März außerdem auf einem „Séminaire international“ der École Française de Rome vorgestellt. Im Berichtszeitraum wurde der Jahrgang 1917 der Nuntiaturbe-

richte unter „www.pacelli-edition.de“ online eingestellt, der Jahrgang 1918 wird im kommenden Jahr folgen.

Das von der Gerda Henkel Stiftung geförderte Projekt DER REFERENZRAHMEN DES KRIEGES (Bearbeiter für Italien: Dr. Amedeo Osti Guerrazzi) wurde abgeschlossen. Das von Herrn Osti Guerrazzi bearbeitete Manuskript in italienischer Sprache erschien im namhaften Turiner Verlag UTET. Darin analysiert er vom britischen Geheimdienst aufgezeichnete Gespräche hochrangiger italienischer Militärs, die zwischen Mai und Juli 1943 in ein Internierungslager bei London gebracht wurden und schon im November 1943 wieder nach Italien zurückkehren konnten, um zum Teil wichtige Funktionen in der Nachkriegsgesellschaft zu übernehmen und das italienische Bild des Zweiten Weltkrieges mitprägen zu helfen. Ein weiteres Manuskript zur italienischen Kriegführung in Slowenien 1941–43 aus seiner Feder soll 2011 in der Institutsreihe bei Viella erscheinen.

In der Reihe der BIBLIOGRAPHISCHEN INFORMATIONEN erschienen die Hefte Nr. 130 (Juli 2009) und Nr. 131 (November 2009). Nr. 132 (März 2010) ist in Vorbereitung.

Im DFG-geförderten Projekt „Retrokonversion und Digitalisierung des Teilbestandes Libretti der Musikgeschichtlichen Bibliothek des Deutschen Historischen Institutes in Rom“ wurden die für die Aufnahme der Digitalisate in die „Zentrale Erfassungs- und Nachweisdatenbank“ (ZEND) der Kooperationspartnerin Bayerische Staatsbibliothek (BSB) notwendigen Metadaten der Libretti erfasst. Die Nachbearbeitung der Digitalaufnahmen wurde abgeschlossen; nach erfolgter Endkontrolle wurden sie von der BSB in die ZEND eingespielt. Für die gezielte Navigation wurden digitale Inhaltsverzeichnisse der Libretti erstellt. Die Stelle von Christian Tillinger konnte mit DFG-Mitteln bis Ende Mai 2011 verlängert werden.

Im Rahmen des von Dr. Roland Pfeiffer geleiteten und von der DFG geförderten Projektes „Die Opernbestände der Privatbibliotheken römischer Fürstenhäuser – Erschließung und Auswertung“ wurde die systematische Digitalisierung der Sammlung Massimo mit Schwerpunkt auf Opern der Komponisten Guglielmi (Vater und Sohn) fortgesetzt. Deren Auswertung war u. a. für die Vorbereitungen des Roundtables „Sängerkarrieren, musikbezogenes Schrifttum und kompositorische Praxis in der italienischen Oper des „Interregnums“ (1790–1820)“ im

Rahmen der GfM-Jahrestagung förderlich, bei welchem deutsche und italienische Forscher mitwirkten.

Unter dem Namen „MUSICI“ haben die Musikgeschichtliche Abteilung des DHI Rom und die École Française de Rome (EFR) mit der Arbeit an einem von der DFG und der Agence Nationale de la Recherche geförderten Projekt zu europäischen Musikern in Venedig, Rom und Neapel (1650–1750) begonnen. Ein interdisziplinär ausgerichtetes Team aus deutschen und französischen WissenschaftlerInnen unter der Leitung von Dr. Gesa zur Nieden (DHI) und Dr. Anne-Madeleine Goulet (EFR) erstellt die Topographie europäischer Musiker in den drei hauptsächlichen Musikzentren der italienischen Halbinsel des Barock, fragt nach den sozial- und kulturgeschichtlichen Bedingungen ihrer Musikausübung und untersucht die Herausbildung unterschiedlicher Musikstile zwischen kulturellem Austausch und nationaler Abgrenzung. Mit der Arbeit an einer Datenbank zur systematischen Erfassung schon bekannter und neu zu erforschender Archivressourcen, die in Kooperation mit der Informatikabteilung der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften entsteht und am DHI gehostet wird, wurde begonnen. Ein monatliches Forschungsseminar sowie zwei Studientage in Neapel und Rom (im Rahmen der Jahrestagung der Gesellschaft für Musikforschung) wurden durchgeführt.

Im Rahmen des „Europe for Citizens Programme – Action 4“ („Education Audiovisional and Culture Executive Agency“ der Europäischen Union) und in Kooperation mit der Ecole Normale Supérieure de Cachan hat Dr. Lutz Klinkhammer ein Projekt zum Thema der Zeitzeugenberichte zur italienischen und französischen Erinnerung an Deportation und Internierung in deutscher bzw. italienischer Haft eingeworben. Das Projekt mit dem Akronym DEPOIMI hat eine Laufzeit von einem Jahr (13. 11. 2010 bis 12. 11. 2011). Neben einer Recherche in französischen und italienischen Archiven insbesondere nach audiovisuellen Zeitzeugenberichten (Bearbeiterin Dr. Michela Ponzani) sind drei Tagungen und eine elektronische Publikation in Vorbereitung. Es soll dabei vor allem die Wahrnehmung der Internierung und der Deportation durch die Überlebenden in der Nachkriegszeit analysiert und auch nach den Wirkungen der Entschädigungs- und Wiedergutmachungsgesetzgebung im Hinblick auf die öffentliche Rezeption der Produktion von Zeitzeugenerinnerungen gefragt werden. Das Projekt ordnet sich

ein in die Analyse von erinnerungskulturellen Prozessen in Staaten, die während des Zweiten Weltkriegs philonationalsozialistische Kollaborationsregime entwickelt haben.

Epochenübergreifende Unternehmungen

SANTA MARIA DELL'ANIMA zählt seit dem späten Mittelalter neben dem Campo Santo Teutonico zu den zentralen Anlaufstellen für Reisende in Rom, insbesondere für Pilger aus dem nordalpinen Raum, respektive dem Heiligen Römischen Reich. In Zusammenarbeit mit Santa Maria dell'Anima hat das DHI Rom begonnen, epochenübergreifend wichtige, bisher nicht veröffentlichte Quellen zur Geschichte dieser Einrichtung zu erschließen und Studien zu einzelnen Aspekten vorzulegen. Die Akten der Tagung zur Geschichte des Hospitals wurden unterdessen veröffentlicht (vgl. S. XLVIII).

In dem von der Gerda Henkel Stiftung geförderten Projekt DEUTSCHSPRACHIGE ROMPILGER IN DER GOETHEZEIT (Rekonstruktion und digitale Edition einer verschollenen Quelle) konnte das Namensregister aus dem Archiv von Santa Maria dell'Anima für die Zeit von 1778–1819 mit 8698 Einträgen digitalisiert und eine XML-gestützte Datenbank entwickelt werden. Die Bearbeiterin, Dr. Ricarda Matheus, hat alle personenbezogenen Datensätze eingegeben. Nach einer Korrekturphase wird die Datenbank als Online-Resource auf dem Internetportal des DHI Rom im kommenden Jahr zur Verfügung stehen.

Die Arbeiten am Projekt INSCHRIFTEN-KORPUS VON S. MARIA DELL'ANIMA, in dessen Rahmen die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Inschriften dieser Einrichtung wissenschaftlich bearbeitet werden sollen, nahm Dr. Eberhard J. Nikitsch auf. Er sichtete einschlägige Literatur und begann mit der Bearbeitung der insbesondere von V. Forcella 1873 veröffentlichten Inschriften. Von den 275 dort bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts aufgeführten Stücken wurden 75 exzerpiert, übersetzt und mit Kommentaren versehen. Gleichzeitig begann er mit der Erfassung der heute noch vorhandenen Inschriften und nahm mittels eines standardisierten Formulars etwa 135 Stücke unterschiedlichster Art auf, wobei der Innenhof mit seiner Spolien-Sammlung hauptsächlich aus römischer und mittelalterlicher Zeit eine besondere Rolle einnimmt.

Weiterhin hat er mit der Aufarbeitung der archivalisch überlieferten Zeugnisse begonnen. Derzeit ist davon auszugehen, dass das Gesamtkorpus zwischen 300 und 350 Inschriften umfassen wird. Eine digitale Publikation des Korpus soll in Kooperation mit der Digitalen Akademie Mainz erfolgen. Die ersten technischen und organisatorischen Grundzüge einer solchen Lösung wurden auf einem Treffen im August erörtert.

Im Rahmen eines neuen Projektes soll in den nächsten Jahren epochenübergreifend und interdisziplinär eine UMWELTGESCHICHTE DER PONTINISCHEN EBENE erarbeitet werden. Ein Untersuchungsobjekt stellt die zu Füßen der Monti Lepini gelegene Ruinenstadt Ninfa dar. Zwei Aspekte sind es, welche diesen Ort zu einem weltweit einzigartigen Zeugnis machen. Die im hohen Mittelalter entstandene mittelalterliche Stadt fiel seit dem ausgehenden 14. Jahrhundert wüst. Die Ruinen des Kastells, der Stadtmauer, des Rathauses sowie zahlreicher Kirchen und Häuser beschrieb Ferdinand Gregorovius im 19. Jahrhundert als „Pompei des Mittelalters". Die Suggestion dieser Ruinenlandschaft zog auch Künstler (nicht zuletzt deutschsprachige) in ihren Bann. Im 20. Jahrhundert wurden die von zahlreichen Pflanzen überwucherten Ruinen von den Besitzern, der alten römischen Adelsfamilie der Caetani, in einen englischen Landschaftsgarten umgewandelt. Einer jüngeren englischsprachigen Publikation zufolge gilt er als „the most romantic garden in the world". Ein im Mai mit den Fondazioni Roffredo Caetani und Camillo Caetani unterschriebener Kooperationsvertrag eröffnet dem Deutschen Historischen Institut in Rom sowie Kooperationspartnern, unter ihnen die Johannes Gutenberg-Universität Mainz, die Möglichkeit, dieses einzigartige Kulturdenkmal zu untersuchen. Zu erhoffen sind Erkenntnisse über die Genese und Struktur der Stadt Ninfa bzw. über Vorgängersiedlungen sowie zu den Faktoren, welche zur Auflassung der Siedlung geführt haben.

Folgende Veranstaltungen führte das Institut im Jahr 2010 durch:

F. Alazard, Scambi musicali e transfer culturali a Venezia, Roma e Napoli intorno al 1600, Vortrag im Rahmen des Deutsch-französisch-italienischen Forschungsseminars „Musicisti europei a Venezia, Roma e Napoli (1650–1750). Musica, identità delle nazioni e scambi culturali", École Française de Rome, Rom 28. 1.

S. Franchi, Rapporti musicali tra Roma e l'Europa all'epoca della guerra di successione spagnola. Autori, edizioni musicali, strumenti, musica nelle chiese internazionali e presso gli ambasciatori, Vortrag im Rahmen des Deutsch-französisch-italienischen Forschungsseminars „Musicisti europei a Venezia, Roma e Napoli (1650–1750). Musica, identità delle nazioni e scambi culturali", DHI Rom 25. 2.

„Schule trifft Forschungsinstitute (DHI Rom/DAI Rom). Spectacula: Weiterleben von Antike", Romwoche des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums Trier in Rom in Zusammenarbeit mit dem DHI Rom, 20.–28. 2.

„The Miniatures in the Manuscripts of the Decretals of Gregory IX (Liber Extra)", Werkstattgespräch organisiert vom Dipartimento di storia e teoria generale del diritto dell'Università degli Studi Roma Tre, dem Progetto Mosaico und dem DHI Rom, 3.–4. 3.

„Perspektiven für die Endredaktion des Repertorium Germanicum (Bd. X: Sixtus IV.)", 3. Internes Arbeitsgespräch, DHI Rom, 11.–13. 3.

„Privatgelehrtentum zwischen ‚freier' Forschung und ‚diszplinierter' Wissenschaft", Tagung der Ludwig-Maximilians-Universität München in Zusammenarbeit mit dem DHI Rom, Villa Vigoni, Loveno di Menaggio (CO) 19.–20. 3.

A. Morelli, Nazione, patronage e carriere, Vortrag im Rahmen des Deutsch-französisch-italienischen Forschungsseminars „Musicisti europei a Venezia, Roma e Napoli (1650–1750). Musica, identità delle nazioni e scambi culturali", École Française de Rome, Rom 25. 3.

„Der ‚Neue Mensch' im italienischen Faschismus. Planung und Umsetzung eines totalitären Gesellschaftskonzepts 1922–1943", Internationale Tagung, DHI Rom, 14.–15. 4.

D. Fabris, Mecenati ed occasioni di musica nella Napoli del Seicento: Vortrag im Rahmen des Deutsch-französisch-italienischen Forschungsseminars „Musicisti europei a Venezia, Roma e Napoli (1650–1750). Musica, identità delle nazioni e scambi culturali", DHI Rom 22. 4.

„Tra Parigi e Roma. L'opera storiografica di padre Pierre Blet SJ (1918–2009)", Studientag der École Française de Rome, des DHI Rom, der Pontificia Università Gregoriana und des Pontificio Comitato di Scienze Storiche, Pontificia Università Gregoriana, Rom 5. 5.

„Die erste Blütezeit der modernen Europa-Historiographie", Internationales Kolloquium veranstaltet vom DHI Rom in Zusammenarbeit mit dem DHI London und dem Institut für Europäische Geschichte Mainz, DHI Rom, 14.–15. 5.

E. Canepari, I musicisti stranieri a Roma. Caratteristiche di un milieu professionale, Vortrag im Rahmen des Deutsch-französisch-italienischen Forschungsseminars „Musicisti europei a Venezia, Roma e Napoli (1650–1750). Musica, identità delle nazioni e scambi culturali", École Française de Rome, Rom 27. 5.

„Konversionsszenarien in Rom in der Frühen Neuzeit", Internationale Tagung organisiert vom DHI Rom in Zusammenarbeit mit der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, DHI Rom, 27.–28. 5.

„Protestanten zwischen Venedig und Rom in der frühen Neuzeit", Internationaler Kongress organisiert vom DHI Rom und dem Deutschen Studienzentrum in Venedig in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Gemeinde Venedig und dem Institut für Europäische Geschichte Mainz, Deutsches Studienzentrum Venedig, 2.–4. 6.

D. Bryant, Il mercato della musica tra quotidiano e consuetudine nella Venezia del Sei-Settecento: musicisti veneti e stranieri al lavoro, Vortrag im Rahmen des Deutsch-französisch-italienischen Forschungsseminars „Musicisti europei a Venezia, Roma e Napoli (1650–1750). Musica, identità delle nazioni e scambi culturali", DHI Rom, 24. 6.

„Mediterrane Industrialisierung: Wirtschafts- und Sozialpolitik Italiens im 20. Jahrhundert", Tagung organisiert von der Arbeitsgemeinschaft für die neueste Geschichte Italiens in Zusammenarbeit mit dem DHI Rom, FU Berlin, 1.–3. 7.

„La famiglia contadina nell'Europa medievale e moderna", 13° Laboratorio internazionale di Storia agraria des Centro di Studi per la storia delle campagne e del lavoro contadino in Kooperation mit dem DHI Rom und den Universitäten Bologna, Florenz, Siena und della Tuscia, Montalcino (SI), 2.–7. 9.

„Akkulturation, Kulturtransfer, Kulturvergleich", Institutsinternes Seminar, Norma (LT), 6.–7. 9.

S. Mamy, Musicisti germanici nei teatri d'opera e negli ospedali veneziani (1650–1750), Vortrag im Rahmen des Deutsch-französisch-italienischen Forschungsseminars „Musicisti europei a Venezia, Roma e Napoli (1650–1750). Musica, identità delle nazioni e scambi culturali", École Française de Rome, Rom 30. 9.

„RG/RPG – Germania Sacra", Internes Arbeitsgespräch in Zusammenarbeit mit der Georg-August-Universität Göttingen, DHI Rom, 12.–13. 10.

I. M. Groote, L'accademia come luogo d'incontro: musicisti e letterati stranieri a Roma: Vortrag im Rahmen des Deutsch-französisch-italienischen Forschungsseminars „Musicisti europei a Venezia, Roma e Napoli (1650–1750). Musica, identità delle nazioni e scambi culturali", DHI Rom 28. 10.

„Mobilität und musikalischer Wandel: Musik und Musikforschung im internationalen Kontext", Internationale Tagung der Gesellschaft für Musikforschung anlässlich des 50-jährigen Bestehens der Musikgeschichtlichen Abteilung des DHI Rom, 2.–6. 11.

„Haseloff, Wackernagel e la Puglia medievale. Fotografie dall'Archivio dell'Università di Kiel", Fotoausstellung der Provincia di Foggia – Assessorato alla Cultura, des Museo Provinciale del Territorio, der Università degli Studi di Foggia – Dipartimento di Scienze Umane in Zusammenarbeit mit dem DHI Rom, Museo del Territorio, Foggia 5.–27. 11.

„Die deutsche Zeitgeschichte nach 1945 aus westeuropäischer Perspektive", Internationale Tagung organisiert von den DHI London, DHI Paris und DHI Rom sowie der Stiftung DGIA, Auswärtiges Amt Berlin, 24. 11.

„Papsttum und Reich während des Pontifikats Urbans VIII. (1623–1644)", Studientag des DHI Rom in Kooperation mit dem Dipartimento Storia, Culture, Religioni der Università La Sapienza di Roma, DHI Rom, 2. 12.

Am Rom-Seminar vom 8. bis zum 17. 9. nahmen 15 Studierende im fortgeschrittenen Semester und Doktoranden der Geschichte von 14 verschiedenen deutschen Universitäten teil.

Die diesjährige Exkursion der wissenschaftlichen Mitarbeiter musste in der vorgesehenen Form ausfallen. Stattdessen besichtigten die Teilnehmer des Workshops in Norma (vgl. S. XLIII) das Castello von Sermoneta.

In Rahmen des Kooperationsvertrages zwischen dem DHI Rom und der Johannes Gutenberg-Universität Mainz arbeiteten auch in diesem Jahr am römischen Institut mehrere Gastwissenschaftler, zwei Stipendiaten sowie eine Romkursteilnehmerin.

Die Arbeit am von der Gerda Henkel Stiftung finanzierten Forschungsprojekt „Der Referenzrahmen des Krieges", das von Prof. Sönke Neitzel (Johannes Gutenberg-Universität Mainz), Prof. Harald Welzer (Kulturwissenschaftliches Institut Essen) und dem DHI Rom als Kooperationspartner eingeworben wurde, wurde abgeschlossen (vgl. S. XXXVII). Die von Prof. Christoph-Hellmut Mahling (Johannes Gutenberg-Universität Mainz) und Diana Blichmann bearbeitete Edition des „Attilio Regolo" von Niccolò Jommelli erschien in der Institutsreihe Concentus Musicus.

Die Drucklegung der Akten des vom DHI und dem Historischen Seminar der Universität Mainz im Jahre 2008 in Genua durchgeführten Kolloquiums („Das politische System Genuas. Beziehungen, Konflikte und Vermittlungen in den Außenbeziehungen und bei der Kontrolle des Territoriums") wurde weitgehend abgeschlossen. Im Rahmen des Kooperationsvertrags zwischen dem DHI und der Johannes Gutenberg-Universität wurde die Internationale Tagung „Konversionsszenarien in Rom in der Frühen Neuzeit" durchgeführt, die von der Gerda Henkel Stiftung gefördert wurde. Im Rahmen des 50-jährigen Jubiläums des Instituts für Geschichtliche Landeskunde an der Universität Mainz (IGL) führte das Mainzer Institut eine Romexkursion durch und besuchte das DHI. Das Graduiertenkolleg „Die christlichen Kirchen vor der Heraus-

forderung ‚Europa'" des Instituts für Europäische Geschichte der Johannes Gutenberg-Universität Mainz organisierte seine diesjährige Jahrestagung am DHI.

Der Unterzeichnende hielt mehrere Sprechstunden in Mainz ab, so als Partnerschaftsbeauftragter der Universität Mainz mit dem Collegio Ghislieri und dem Collegio Nuovo in Pavia. An Sitzungen des Verwaltungsausschusses der Stiftung Mainzer Universitätsfond nahm er teil. Er stellte im Berichtszeitraum den Bibliotheken der Universität Mainz insgesamt 23 Bände, vornehmlich Italica, zur Verfügung.

Im Berichtszeitraum fanden sich die aktiven und ehemaligen Institutsmitglieder mehrfach zum gemeinsamen Essen ein, so zum jährlichen Sommerfest. Zur vorweihnachtlichen Feier luden in diesem Jahr die Stipendiatinnen und Stipendiaten in Haus D ein. Erneut kam es auf Initiative der Musikgeschichtlichen Abteilung im Vorfeld zu einem Konzert des spontan zusammengetretenen DHI-Chores.

Die öffentlichen Vorträge dieses Jahres (mit Besucherzahlen zwischen 40 und 105) hielten:

am 5.3. Prof. Dr. Gabriele Clemens, Wirtschaftliches Handeln und Philanthropie – italienische Adlige als Mäzene,

am 26.4. Prof. Dr. Giancarlo Andenna, La Chiesa istituzionale e la cura delle anime dal Tardo Antico alla nascita del sistema parrocchiale,

am 2.6. Prof. Dr. Wolfgang Frühwald, „Diese Biber-Republik". Venedig 1740 bis 1830 in Berichten der Familie Goethe (Festvortrag im Rahmen des internationalen Kongresses „Protestanten zwischen Venedig und Rom in der Frühen Neuzeit"),

am 2.11. Prof. Dr. Dr. h.c. Wolf Lepenies, Das Zeitalter der Mobilität und die Übersetzbarkeit der Kulturen (Festansprache im Rahmen des Festaktes zur Eröffnung der Internationalen Tagung der Gesellschaft für Musikforschung anlässlich des 50-jährigen Bestehens der Musikgeschichtlichen Abteilung des DHI Rom).

Die monatlichen Zusammenkünfte der wissenschaftlichen Mitarbeiter zu gegenseitigem Austausch über wissenschaftliche Veranstaltungen, Angelegenheiten des Instituts u. ä. fanden statt am 13. 1., 17. 2., 10. 3., 21. 4., 19. 5., 9. 6., 22. 9., 20. 10., 17. 11., 15. 12.

Die vor allem zur Diskussion laufender wissenschaftlicher Arbeiten dienenden Verandagespräche wurden durchgeführt am 20. 1., 16. 3., 18. 3., 15. 7., 13. 9., 20. 12., 21. 12.

Die institutsinternen (aber Gästen jederzeit zugänglichen) Mittwochsvorträge hielten:

13. 1. R. Matheus, Erdrückende Öde oder paradiesische Verhältnisse? Umweltgeschichte am Beispiel der Pontinischen Sümpfe in der Frühen Neuzeit,

17. 2. A. Rehberg, Insignia quantum haberi potuerunt – Zum Ursprung und Umgang mit der Fugger-Sammlung italienischer Wappen in der Münchner Staatsbibliothek,

10. 3. S. Brier, Das italienische romantische Kunstlied. Entwicklung einer Gattungstradition,

21. 4. J. Späth, Revolution in Europa 1820–23. Verfassung und Verfassungskultur in den Königreichen Spanien, beider Sizilien und Sardinien-Piemont,

19. 5. J. Dendorfer, Veränderungen durch das Konzil? – Das konziliare Zeitalter an der Kurie,

9. 6. S. Brevaglieri, La circolazione della cultura scientifica fra Roma e mondo tedesco durante la guerra dei Trent'anni,

22. 9. S. Andresen, Gelehrte Räte am Zollernhof und das Repertorium Academicum Germanicum (RAG). Studium und Karriere spätmittelalterlicher Studenten aus dem Heiligen Römischen Reich,

20. 10. A. Osti Guerrazzi, Gli italiani in Slovenia. Crimini e memoria di guerra 1941–1943,

17. 11. L. Klinkhammer, Kontrolle und Identität. Die Grenzen der Freiheit im Rheinland und in Piemont unter französischer Herrschaft 1798–1813,

15. 12. M. Engelhardt, Mattia Battistini – Eine Stimme zwischen Rieti und Russland.

PUBLIKATIONEN DES INSTITUTS

2010 sind erschienen:

Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken, Band 89, Tübingen (Niemeyer) 2009, LX u. 683 S.

Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom
Bd. 121: M. Matheus (Hg.), S. Maria dell'Anima. Zur Geschichte einer „deutschen" Stiftung in Rom, Berlin-New York 2010, XIV, 422 S., ISBN 978-3-11-023102-1.
Bd. 123: S. Ehrmann-Herfort / M. Matheus (Hg.), Von der Geheimhaltung zur internationalen und interdisziplinären Forschung. Die Musikgeschichtliche Abteilung des Deutschen Historischen Instituts in Rom 1960 bis 2010, Berlin-New York 2010, XVI, 205 S., ISBN 978-3-11-025073-2, e-ISBN 978-3-11-025080-0.

Bibliographische Informationen zur neuesten Geschichte Italiens, begründet von J. Petersen, hg. von L. Klinkhammer, Redaktion: G. Kuck und S. Wesely, Nr. 130 (Juli 2009 [2010]), 112 S.; Nr. 131 (November 2009 [September 2010]), 111 S., Saarbrücken (Arbeitsgemeinschaft für die neueste Geschichte Italiens).

Online-Publikationen

Perspectivia.net: QFIAB Bd. 87 (2007) und 88 (2008).

Analecta musicologica
Bd. 44: Georg Friedrich Händel in Rom. Beiträge der Internationalen Tagung am Deutschen Historischen Institut in Rom, 17.–20. Oktober 2007, hg. von S. Ehrmann-Herfort und M. Schnettger, Kassel etc. 2010, ISBN 978-3-7618-2131-5.
Bd. 46: Musikwissenschaft im deutsch-italienischen Dialog. Friedrich Lippmann zum 75. Geburtstag, hg. von M. Engelhardt und W. Witzenmann, Kassel etc. 2010, ISBN 978-3-7618-2132-9.

Concentus musicus
Bd. XIII: R. Heyink (Hg.), Santa Maria dell'Anima: Musik für die Feste der deutschen Nationalkirche in Rom. Werke von Pietro Paolo Bencini und Niccolò Jommelli, Kassel etc. 2010, ISBN 979-0-006-54087-7.

Publikationen außerhalb der Institutsreihe

Pompa sacra. Lusso e cultura materiale alla corte papale nel basso medioevo (1420–1527). Atti della giornata di studi (Roma, Istituto Storico Germanico, 15 febbraio 2007) (Nuovi Studi Storici 86), hg. von Th. Ertl, Roma 2010.
Le calamità ambientali nel tardo medioevo europeo: realtà, percezioni, reazioni, Atti del XII convegno del Centro di Studi sulla civiltà del tardo medioevo, S. Miniato 31 maggio – 2 giugno 2008 (Collana di Studi e Ricerche 12), hg. v. M. Matheus, G. Piccinni, G. Pinto und G. M. Varanini, Firenze 2010.
Arthur Haseloff e Martin Wackernagel alla ricerca della Capitanata medievale. Fotografie dall'Archivio dell'Università di Kiel, hg. von M. Matheus, P. Favia und S. Russo, Foggia 2010.

Im Druck:

Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom
Bd. 122: J. Johrendt, Die Diener des Apostelfürsten. Das Kapitel von St. Peter im Vatikan (11.–13. Jahrhundert), Berlin-New York 2011, X, 564 S., ISBN 978-3-11-023407-7, e-ISBN 978-3-11-023408-4.

Ricerche dell'Istituto Storico Germanico
Bd. 6: M. Schnettger / C. Taviani (a cura di), Libertà e dominio. Il sistema politico genovese: le relazioni esterne e il controllo del territorio, Roma 2011.

In Vorbereitung:

Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom
Bd. 124: M. Matheus (Hg.), Friedensnobelpreis und historische Grundlagenforschung. Ludwig Quidde und die Erschließung der kurialen Registerüberlieferung.
Bd. 125: K.-M. Sprenger, *Regnante Frederico imperatore in Italia, de papa vero incerti sumus*. Studien zur Wahrnehmung des Alexandrinischen Schismas in Reichsitalien (1159–1177).

Ricerche dell'Istituto Storico Germanico
Bd. 7: A. Osti Guerrazzi, Il Regio esercito italiano in Slovenia 1941–1943. Strategie di repressione antipartigiana.
Bd. 8: E. Conte / S. Menzinger (a cura di), La *Summa Trium Librorum* di Rolandus de Luca.

Online-Publikationen

Recensio.net: Veröffentlichung des Rezensionsteils von QFIAB Bd. 88 (2008)
Perspectivia.net: Retrodigitalisierung von QFIAB Bd. 86 (2006) und Bd. 85 (2005)

Analecta musicologica
Bd. 45: Musikstadt Rom: Geschichte – Forschung – Perspektiven. Beiträge der Tagung „Rom – Die Ewige Stadt im Brennpunkt der aktuellen musikwissenschaftlichen Forschungen", Deutsches Historisches Institut in Rom, 28.–30. September 2004, hg. von M. Engelhardt.
Bd. 47: Päpstliches Liturgieverständnis im Wandel der Jahrhunderte, Kongreßakten Rom 2006, hg. von K. Pietschmann.
Bd. 48: M. Grempler, Das Teatro Valle in Rom (1727–1850). Opera buffa im Kontext der Theaterkultur ihrer Zeit.

Concentus musicus
Bd. XII: Chr.-H. Mahling, D. Blichmann (Hg.), Nicolò Jomelli, „Attilio Regolo".
P. Ackermann (Hg.), Meßvertonungen der Zeitgenossen Palestrinas.

VERÖFFENTLICHUNGEN DER INSTITUTSMITGLIEDER
(ohne Besprechungen und Anzeigen)

J. Becker, Graf Roger I. von Kalabrien und Sizilien. Eine realistische Herrschaft zwischen drei Kulturen? in: Zwischen Ideal und Wirklichkeit. Herrschaft auf Sizilien von der Antike bis zur Frühen Neuzeit, hg. von D. Engels, L. Geis, M. Kleu, Stuttgart 2010, S. 265–281.
J. Becker, Archimandrit und Bischof. Kirchliche Verwaltung in Süditalien, in: A. Wieczorek/B. Schneidmüller/St. Weinfurter (Hg.), Die Staufer und Italien. Drei Innovationsregionen im mittelalterlichen Europa, Bd. I: Essays, Darmstadt 2010, S. 239–246.
J. Becker, Objektbeschreibung: Stiche und Nachzeichnungen der Grabfunde der königlichen Grabstätten im Dom zu Palermo, in: ebd., Bd. II: Objekte, Darmstadt 2010, S. 46.
J. Becker, Artikel: Falco of Benevent; Peter the Deacon; William of Apulia, in: Encyclopedia of the Medieval Chronicle, ed. R. G. Dunphy, Leiden–Boston 2010, Sp. 606–607; Sp. 1205–1207; Sp. 1509–1510.

C. Cristellon, La carità e l'eros. Il matrimonio, la Chiesa e i suoi giudici nella Venezia del Rinascimento (1420–1545), Bologna 2010.
C. Cristellon, Public display of affection: the making of marriage in the Venetian courts before the council of Trent (1420–1545), in: Erotic Cultures of Renaissance Italy, ed. by S. Matthews Grieco, Farnham-Burlington, 2010, S. 173–197.
J. Dendorfer (Hg. mit R. Deutinger), Das Lehnswesen im Hochmittelalter. Forschungskonstrukte – Quellenbefunde – Deutungsrelevanz (Mittelalter-Forschungen 34), Ostfildern 2010.
J. Dendorfer, Zur Einleitung, in: ebd., S. 11–39.
J. Dendorfer, Das Wormser Konkordat – ein Schritt auf dem Weg zur Feudalisierung der Reichsverfassung?, in: ebd., S. 299–328.
J. Dendorfer, Roncaglia: Der Beginn eines lehnrechtlichen Umbaus des Reiches?, in: S. Burkhardt/T. Metz/B. Schneidmüller/S. Weinfurter (Hg.), Staufisches Kaisertum im 12. Jahrhundert. Konzepte – Netzwerke – Politische Praxis, Regensburg 2010, S. 111–132.
J. Dendorfer, Die Kurie kehrt zurück – das erneuerte Rom der Päpste und Kardinäle im Quattrocento, in: J. Johrendt/R. Schmitz-Esser (Hg.), Rom – Nabel der Welt. Macht, Glaube, Kultur von der Antike bis heute, Darmstadt 2010, S. 103–115.
J. Dendorfer, Ein kurialer Ordo über die Kanzlei und das Gefolge eines *legatus de latere* (1482/83), in: J. Gießauf/R. Murauer/M. P. Schennach (Hg.), Päpste, Privilegien, Provinzen. Beiträge zur Kirchen-, Rechts- und Landesgeschichte. Festschrift für Werner Maleczek zum 65. Geburtstag (MIÖG Erg.-Bd. 55), Wien 2010, S. 77–92.
J. Dendorfer, Regensburg im „Investiturstreit". Prüfenings Anfänge im Kontext der Stifts- und Klostergründungen um 1100, in: 900 Jahre Prüfening. Kloster – Schloss – Schule. Beiträge des 24. Regensburger Herbstsymposiums für Kunst, Geschichte und Denkmalpflege vom 13. bis zum 15. November, Regensburg 2010, S. 17–27.
M. Di Branco, L'affaire Ipazia, Archeo 304 (2010), S. 28–41.
M. Di Branco, A Rose in the Desert? Late antique and early Byzantine chronicles and the formation of Islamic universal historiography, in: Historiae Mundi: Studies in Universal Historiography, ed. by P. Liddel, London 2010, S. 197–223.
S. Ehrmann-Herfort (Hg. mit M. Schnettger), Georg Friedrich Händel in Rom. Beiträge der Internationalen Tagung am Deutschen Historischen Institut in Rom, 17.–20. Oktober 2007 (Analecta musicologica 44), Kassel etc. 2010.
S. Ehrmann-Herfort (Hg. mit M. Matheus), Von der Geheimhaltung zur internationalen und interdisziplinären Forschung. Die Musikgeschichtliche

Abteilung des Deutschen Historischen Instituts in Rom 1960–2010 (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 123), Berlin-New York 2010.

S. Ehrmann-Herfort, Forschungsfelder, Methoden, Selbstverständnis. Die Musikgeschichtliche Abteilung des Deutschen Historischen Instituts in Rom, in: ebd., S. 145–195.

S. Ehrmann-Herfort, „La Resurrezione" zu Ostern 1708 in Rom. Ein Ereignis der Superlative, in: Barockes Musiktheater in Geschichte und Gegenwart. Bericht über die Symposien 2005 bis 2007 (Veröffentlichungen der Internationalen Händel-Akademie Karlsruhe 9), hg. von T. Seedorf, Laaber 2010, S. 13–33.

S. Ehrmann-Herfort, Il Trionfo del Tempo e del Disinganno (HWV 46a), in: Händels Oratorien, Oden und Serenaten (Das Händel-Handbuch 3), hg. von M. Zywietz, Laaber 2010, S. 175–181.

S. Ehrmann-Herfort, La Resurrezione di Nostro Signor Gesù Cristo (HWV 47), in: ebd., S. 200–208.

S. Ehrmann-Herfort, Arkadien am Tiber. Zu den Anfängen der römischen Accademia dell'Arcadia, in: Musikwissenschaft im deutsch-italienischen Dialog. Friedrich Lippmann zum 75. Geburtstag (Analecta musicologica 46), hg. von M. Engelhardt und W. Witzenmann, Kassel etc. 2010, S. 161–172.

M. Engelhardt, Macbeth, un británico errante en el continente, in: ABAO-OLBE 59 temporada de ópera de la ABAO = ABAO-OLBE 59 Olberen opera denboraldia, hg. von M. C. Rodríguez Suso und W. de Waal, Bilbao 2010, S. 162–169.

M. Engelhardt, La lettera aperta di George Sand a Giacomo Meyerbeer, in: George Sand, la musica e i musicisti romantici, Kongressbericht Latina 2007, hg. von M. Caroprese, Lucca 2010, S. 169–181.

M. Engelhardt, Grußwort, in: Von der Geheimhaltung zur internationalen und interdisziplinären Forschung. Die Musikgeschichtliche Abteilung des Deutschen Historischen Instituts in Rom 1960–2010 (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 123), Berlin-New York 2010, S. IX–XVI.

M. Engelhardt, Mendelssohn e l'opera italiana, in: Il viaggio in Italia di Mendelssohn. Tavola rotonda nel bicentenario della nascita di Felix Mendelssohn-Bartholdy, Roma 20–21–22 ottobre 2009 (Nuova Rivista Musicale Italiana 2010/2), S. 163–169.

M. Engelhardt (mit W. Witzenmann), Vorwort, in: Musikwissenschaft im deutsch-italienischen Dialog. Friedrich Lippmann zum 75. Geburtstag (Analecta musicologica 46), hg. von M. Engelhardt und W. Witzenmann, Kassel etc. 2010, S. 7–9.

F. Hartmann, Das Enchiridion de prosis et rithmis Alberichs von Montecassino und die Flores rhetorici, QFIAB 89 (2009) S. 1–30.

F. Hartmann, Vitam litteris ni emam, nihil est, quod tribuam. Paulus Diaconus zwischen Langobarden und Franken, Frühmittelalterliche Studien 43 (2009) S. 71–93.

F. Hartmann, *Decet ergo cives cum civibus concorditer vivere.* Ideal und Identität in kommunalen artes dictandi Oberitaliens, in: Diversität und Rhetorik in Mittelalter und Renaissance. Beiträge der Tagung des Zentrums für Mittelalter und Renaissancestudien ZMR, München, 14.–16. Oktober 2009, hg. von G. Strack, München 2010, S. 41–62.

F. Hartmann, Nochmals zur so genannten Pippinischen Schenkung und zu ihrer Erneuerung durch Karl den Großen, Francia 37 (2010) S. 25–47.

J. Hörnschemeyer (mit H. Wolf u. M. P. Lorenz-Filograno), Kritische Online-Edition der Nuntiaturberichte Eugenio Pacellis 1917 bis 1929, in: A. Guasco/R. Perin (Hg.), Pius XI: Keywords. International Conference Milan 2009 (Christianity and History), Münster 2010, S. 49–62.

O. Janz, Zwischen Konsens und Dissens. Zur Historiographie des Ersten Weltkriegs in Italien, in: A. Bauerkämper/E. Julien (Hg.), Durchhalten. Krieg und Gesellschaft im Vergleich 1914–1918, Göttingen 2010, S. 195–213.

O. Janz, Conflicto, coexistencia y simbiosis. Simbología nacional y religiosa en Italia del Risorgimento hasta el fascism, in: H.-G. Haupt/D. Langewiesche (eds.), Nación y religion en Europa. Sociedades multiconfesionales en los siglos XIX y XX, Zaragoza 2010, S. 265–288.

O. Janz, Trauer und Gefallenenkult nach 1918. Italien und Deutschland im Vergleich, in: U. Daniel/I. Marszolek/W. Pyta/ Th. Welskopp (Hg.), Politische Kultur und Medienwirklichkeiten in den 1920er Jahren, München 2010, S. 257–278.

B. Kägler, Das „Frauenzimmer" als Institution und Handlungsraum am Münchner Hof der Frühen Neuzeit, discussions, discussions 5 (2010) – Raumkonzepte Raumwahrnehmungen – Raumnutzungen URL: http://www.perspectivia.net/content/publikationen/discussions/5–2010/kaegler_frauenzimmer.

L. Klinkhammer, Der neue ‚Antifaschismus' des Gianfranco Fini. Überlegungen zur italienischen Vergangenheitspolitik der letzten beiden Jahrzehnte, in: P. Terhoeven (Hg.), Italien, Blicke. Neue Perspektiven der italienischen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Göttingen 2010, S. 257–280.

L. Klinkhammer (Hg. mit A. Osti Guerrazzi und Th. Schlemmer), Die „Achse" im Krieg. Politik, Ideologie und Kriegführung 1939–1945, Paderborn u.a. 2010.

L. Klinkhammer (mit A. Osti Guerrazzi und Th. Schlemmer), Der Krieg der „Achse" – zur Einführung, in: ebd., S. 11–31.

L. Klinkhammer, Das Dritte Reich und die Repubblica Sociale Italiana. Aspekte polizeilicher Kooperation, in: ebd., S. 472–491

L. Klinkhammer, Was there a fascist revolution? The function of penal law in fascist Italy and Nazi Germany, Journal of Modern Italian Studies 15/3 (June 2010) S. 390–409.
L. Klinkhammer, L'occupazione tedesca in Italia e lo sterminio degli ebrei, in: Storia della Shoah in Italia. Vicende, memorie, rappresentazioni, Vol. I, a cura di M. Flores, S. Levis Sullam, M.-A. Matard-Bonucci, E. Traverso, Torino 2010, S. 432–453.
L. Klinkhammer, Widerstand und Partisanenkrieg in Italien 1943–1945, in: B. Heidenreich/M. Gigli/S. Neitzel (Hg.), Besatzung, Widerstand und Erinnerung in Italien 1943–1945, Wiesbaden 2010, S. 49–61.
L. Klinkhammer, Distruggere o salvare l'arte: i tedeschi in Campania, lungo la linea Gustav, a Montecassino, Poloniaeuropae 1 (2010) „Ricordare la seconda guerra mondiale", http://www.poloniaeuropae.eu/wp-content/uploads/Distruggere-o-salvare-l%E2%80%99arte-i-tedeschi-in-Campania1.pdf.
A. Koller (mit I. Fosi), A proposito di un libro recente: La legazione bavarese a Roma nella prima età moderna, Roma moderna e contemporanea 16 (2008) S. 355–357.
A. Koller, „Bayerische Römer". Politisch, religiös und kulturell motivierte Annäherungen an die Ewige Stadt in der Neuzeit, in: Bayern und Italien. Kontinuität und Wandel ihrer traditionellen Bindungen, hg. von H.-M. Körner und F. Schuller, Lindenberg i. Allgäu 2010, S. 208–232 (Kurzfassung in: Zur Debatte. Themen der Katholischen Akademie 3/2010, S. 1–6).
A. Koller, Traiano Mario, seine Geheimmission nach Graz und Prag und der gescheiterte antiosmanische Liga-Plan Gregors XIII. von 1579, in: J. Gießauf/M. Schennach/R. Murauer (Hg.), Päpste, Privilegien, Provinzen, Festschrift für Werner Maleczek zum 65. Geburtstag (MIÖG Erg.-Bd. 55), Wien 2010, S. 197–212.
A. Koller, Gambara, Giovan Francesco, in: Dizionario storico dell'inquisizione, Vol. 2, a cura di A. Prosperi in Zusammenarbeit mit V. Lavenia und J. Tedeschi, Pisa 2010, S. 642.
A. Koller, Lippomano, Alvise, in: ebd. S. 922.
A. Koller, Die Leichenrede des Jesuiten Johannes Vivarius auf den Nuntius Ottavio Santacroce († 1581), Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 118/3–4 (2010) S. 395–414.
A. Koller, Minuccio Minucci, in: Dizionario Biografico degli Italiani, Vol. 74, Roma 2010, S. 710–714.
A. Koller, Lettera di Ottavio Farnese a Giraldo de Giraldis. Regesto e trascrizione, in: M. Proietti, Piansano. Dalla rifondazione farnesiana ai catasti pontifici. Gli abitanti e le case nel catasto gregoriano (1820) (Quaderni di Piansano 1), Roma 2010, S. 77–86.

M. Marrocchi, Breve profilo di storia culturale dell'abbazia di San Salvatore: per un'ipotesi di datazione storica del crocefisso, in: Il crocifisso romanico di Abbadia San Salvatore, a cura di C. Prezzolini, Montepulciano 2010, S. 13–21.
M. Marrocchi, Presentazione, in S. Pizziconi, La rocca di Sarteano. Il cantiere quattrocentesco (1467–1472), Siena 2010, S. 13–15.
M. Marrocchi, Scrivere nell'abbazia di S. Salvatore: ricerche in corso sulle fonti archivistiche e librarie (secc. VIII–XIII), Bullettino Senese di Storia Patria CXVII (2010).
M. Matheus, Roma docta. Rom als Studienort in der Renaissance, in: J. Johrendt/R. Schmitz-Esser (Hg.), Rom – Nabel der Welt. Macht, Glaube, Kultur von der Antike bis heute, Darmstadt 2010, S. 118–133.
M. Matheus, Un italiano tra storici tedeschi. Vito Fumagalli e l'Istituto Storico Germanico di Roma, in: Il Medioevo di Vito Fumagalli. Atti del Convegno di studio Bologna, 21–23 giugno 2007 (Centro Italiano di Studi sull'Alto Medioevo, Miscellanea 16), a cura di B. Andreolli, P. Galetti, T. Lazzari, M. Montanari, Spoleto 2010, S. 15–31.
M. Matheus (Hg. mit G. Piccinni, G. Pinto und G. M. Varanini), Le calamità ambientali nel tardo medioevo europeo: realtà, percezioni, reazioni, Atti del XII convegno del Centro di Studi sulla civiltà del tardo medioevo, S. Miniato 31 maggio – 2 giugno 2008 (Collana di Studi e Ricerche 12), Firenze 2010.
M. Matheus, L'uomo di fronte alle calamità ambientali, in: ebd., S. 1–20.
M. Matheus, Kommentar zur Tagungssektion „Differenzierung von Lebenswelten", in: Verwandlungen des Stauferreichs. Drei Innovationsregionen im mittelalterlichen Europa, hg. von B. Schneidmüller, S. Weinfurter und A. Wieczorek, Darmstadt 2010, S. 423–429.
M. Matheus (Hg.), S. Maria dell'Anima. Zur Geschichte einer ‚deutschen' Stiftung in Rom (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 121), Berlin-New York 2010.
M. Matheus, Einleitung, in: ebd., S. XI–XIV.
M. Matheus, Nikolaus von Kues, seine Familiaren und die Anima, in: ebd., S. 21–41.
M. Matheus (Hg. mit P. Favia und S. Russo), Arthur Haseloff e Martin Wackernagel alla ricerca della Capitanata medievale. Fotografie dall'Archivio dell'Università di Kiel, Foggia 2010.
M. Matheus, Escursioni „su vie inesplorate". Fotografie documentarie nell'Italia meridionale all'inizio del XX secolo, in: ebd., S. 3–9.
M. Matheus (Hg. mit S. Ehrmann-Herfort), Von der Geheimhaltung zur internationalen und interdisziplinären Forschung. Die Musikgeschichtliche Abteilung des Deutschen Historischen Instituts in Rom 1960–2010 (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 123), Berlin-New York 2010.

M. Matheus, Disziplinenvielfalt unter einem Dach. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte aus der Perspektive des Deutschen Historischen Instituts in Rom (DHI), in: ebd., S. 1–82.
E. J. Nikitsch, Die Inschriften des Rhein-Hunsrück-Kreises II. Ehemaliger Lkrs. Simmern und westlicher Teil des ehem. Lkrs. St. Goar (Die Deutschen Inschriften Bd. 79, Mainzer Reihe 12), Wiesbaden 2010.
E. J. Nikitsch, Kloster Disibodenberg als Begräbnisstätte, in: Klöster und Inschriften. Glaubenszeugnisse gestickt, gemalt, gehauen, graviert. Beiträge zur Tagung am 30. Oktober 2009 in Kloster Lüne, hg. von C. Wulf, S. Wehking, N. Henkel, Wiesbaden 2010, S. 181–189.
E. J. Nikitsch (mit S. Kern), Wollust und Trunkenheit. Die Grisailleausmalung von 1552 im Gotischen Haus im Grafenschloss in Diez, in: Baudenkmäler in Rheinland-Pfalz, 2006–2008, Mainz 2010, S. 102–109.
A. Osti Guerrazzi, Politik der Angst. Die Regierung Berlusconi und die Ausländer, in: G. E. Rusconi/Th. Schlemmer/H. Woller (Hg.), Berlusconi an der Macht. Die Politik der italienischen Mitte-Rechts-Regierungen in vergleichender Perspektive, München 2010, S. 125–139.
A. Osti Guerrazzi, Una fonte per lo studio degli apparati repressivi della Repubblica Sociale Italiana. Il fondo Grazie, Collaborazionisti del Ministero di Grazia e Giustizia dell'Archivio Centrale dello Stato, in: B. Heidenreich/M. Gigli/S. Neitzel (Hg.), Besatzung, Widerstand und Erinnerung in Italien 1943–1945, Wiesbaden 2010, S. 63–75.
A. Osti Guerrazzi (Hg. mit L. Klinkhammer und Th. Schlemmer), Die „Achse" im Krieg. Politik, Ideologie und Kriegführung 1939–1945, Paderborn u.a. 2010.
A. Osti Guerrazzi, Noi non sappiamo odiare. L'esercito italiano tra fascismo e democrazia, Torino 2010.
A. Osti Guerrazzi, Die ideologischen Ursprünge der Judenverfolgung in Italien. Die Propaganda und ihre Wirkung am Beispiel Roms, in: ebd., S. 434–455.
A. Osti Guerrazzi (mit A. Majanlahti), Roma occupata 1943–1944. Itinerari, storie, immagini, Milano 2010.
A. Rehberg (Hg.), Il *Liber decretorum* dello scribasenato Pietro Rutili. Regesti della più antica raccolta di verbali dei consigli comunali di Roma (1515–1526), Fondazione Marco Besso: Collana di storia ed arte 5, Roma 2010.
A. Rehberg, Dottori „per vie traverse": qualche spunto sulle lauree conferite in ambito curiale, QFIAB 89 (2009) S. 183–215.
A. Rehberg, *Sacrum enim opinantur, quicquid inde rapina auferunt.* Alcune osservazioni intorno ai „saccheggi rituali" di interregno a Roma (1378–1534), in: Pompa sacra. Lusso e cultura materiale alla corte papale nel

Basso Medioevo (1420–1527). Atti della giornata di studi, Roma, Istituto Storico Germanico, 15 febbraio 2007 (Nuovi studi storici 86), a cura di Th. Ertl, Roma 2010, S. 201–237.

A. Rehberg, *Insignia quantum haberi potuerunt.* Prime considerazioni intorno ad una raccolta finora sconosciuta di stemmi di famiglie romane, Strenna dei Romanisti (2010) S. 597–613.

A. Rehberg, Religiosità collettiva e privata fra i canonici delle grandi basiliche di Roma nel tardo medioevo, Archivio della Società Romana di Storia Patria 132 (2010) S. 41–80.

J. Späth (unter Mitwirkung von B. Escobar), Spanien, in: P. Brandt/W. Daum, M. Kirsch/A. Schlegelmilch (Hg.), Quellen zur europäischen Verfassungsgeschichte im 19. Jahrhundert. Institutionen und Rechtspraxis im gesellschaftlichen Wandel, Bd. 2: 1815–1847, Bonn 2010 (CD-ROM).

J. Späth, Musicisti europei a Napoli. L'attrazione della città (1650–1759). Bericht zur Tagung des MUSICI-Projekts (ANR/DFG) am 28. Mai 2010 in Neapel, in: H-Soz-u-Kult, 04.09.2010, http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=3258 sowie in: Online-Publikationen des DHI Rom, http://www.dhi-roma.it/fileadmin/user_upload/pdf-dateien/Tagungsberichte/2010/TB_Musicisti_europei_2010_09.pdf.

K.-M. Sprenger, *Damnatio Memoriae* oder *Damnatio in Memoria*? Überlegungen zum Umgang mit so genannten Gegenpäpsten als methodisches Problem der Papstgeschichtsschreibung, QFIAB 89 (2009) S. 31–62.

K.-M. Sprenger, Staufer-Erinnerungsort: 100 Jahre Barbarossastein im Haslacher Wald, Blätter des Schwäbischen Albvereins 2 (2010) S. 16f.

K.-M. Sprenger, Die Heiligkeit von Kaiser und Reich aus italienischer Perspektive, in: Staufisches Kaisertum im 12. Jahrhundert. Konzepte – Netzwerke – Politische Praxis, hg. von St. Burkhardt/Th. Metz/B. Schneidmüller, St. Weinfurter, Regensburg 2010, S. 175–204.

K.-M. Sprenger, Die Barbarossa-Reliquie, in: B. Schneidmüller/St. Weinfurter/A. Wieczorek (Hg.), Die Staufer und Italien. Drei Innovationsregionen im mittelalterlichen Europa (Ausstellungskatalog), Darmstadt 2010, S. 17.

K.-M. Sprenger, Tyrann, Wohltäter, Heiliger, Oberitalienische Erinnerungen an Kaiser Friedrich I. Barbarossa, in: B. Schneidmüller/St. Weinfurter/A. Wieczorek (Hg.), Die Staufer und Italien. Drei Innovationsregionen im mittelalterlichen Europa (Essayband), Darmstadt 2010, S. 39–45.

K.-M. Sprenger, *Damnatio Memoriae oder Damnatio in Memoria*? Qualche osservazione metodologica sui cosiddetti antipapi, in: Condannare all'oblio. Pratiche della damnatio memoriae nel Medioevo. Atti del Convegno del XX Premio Internazionale ‚Cecco D'Ascoli', 27–29 novembre 2008, a cura di I. Lori Sanfilippo e A. Rigon, Roma 2010, S. 67–87.

G. zur Nieden, Vom Grand Spectacle zur Great Season. Das Pariser Théâtre du Châtelet als Raum musikalischer Produktion und Rezeption (1862–1914) (Die Gesellschaft der Oper 6), Wien-Köln-Weimar 2010.
G. zur Nieden (Hg. mit S. O. Müller, P. Ther und J. Toelle), Oper im Wandel der Gesellschaft. Kulturtransfers und Netzwerke des Musiktheaters im modernen Europa, Wien–München, 2010.
G. zur Nieden, Die Oper und die moderne Metropole, in: ebd., S. 93–95.

VORTRÄGE UND SEMINARE DER INSTITUTSMITGLIEDER

J. Becker, Charters and chancery under Roger I and Roger II: Vortrag im Rahmen der Tagung „Norman Tradition and Transcultural Heritage" am Historischen Seminar der Universität Heidelberg 15. 4.
J. Becker, SS. Quattro Coronati und der Laterankomplex im Mittelalter: Führung einer Gruppe von Stipendiaten der Konrad-Adenauer-Stiftung, Rom 25. 5.
L. Bickmann, Dramaturgische Aspekte des Metamelodrammas: Freies Referat im Rahmen der Sektion IV „Musiktheater" der Tagung der Gesellschaft für Musikforschung „Mobilität und musikalischer Wandel", DHI Rom 5. 11.
C. Cristellon, Le congregazioni romane e il controllo dei matrimoni misti in Europa: Tagung „Seicento religioso. Ricerche su mistica, dottrine, strategie di governo" der Università degli Studi di Roma Tre und der Università degli Studi di Parma, Rom 13. 2.
C. Cristellon, Matrimoni in tribunale: Vortrag im Rahmen des Kurses „Storia della Chiesa", Università di Pisa 4. 5.
C. Cristellon, The judge as a confessor in the venetian matrimonial trials (1420–1545): Internationale Tagung „Les officialités dans l'Europe médiévale et moderne. Des tribunaux pour une société chrétienne" der Université de Reims Champagne-Ardenne, des Centre universitaire de Troyes, der Maison du Patrimoine de Saint-Julien-les-Villas und der Archives départementales de l'Aube, Troyes 29. 5.
C. Cristellon, Sposare (o non sposare) „l'eretico". Matrimoni misti e politica del Santo Uffizio: Venezia nel contesto europeo: Internationale Tagung „Protestanten zwischen Venedig und Rom in der frühen Neuzeit" des DHI Rom und des Deutschen Studienzentrums in Venedig, Venedig 4. 6.
C. Cristellon, L'inquisizione, la censura e la giurisdizione sul matrimonio degli ebrei (sec. XVI–XVIII): Internationale Tagung „Famiglia e religione in Europa in età moderna" der Università di Trento, der Accademia Roveretana degli Agiati und der Università di Pisa, Rovereto 17. 6.

C. Cristellon, Verbotene Grenzgänger. Die römische Inquisition und die Kontrolle der Mischehe: Institutsinternes Seminar „Akkulturation, Kulturtransfer, Kulturvergleich", Norma 6.9.
C. Cristellon, Einleitung zur Sektion „Matrimoni misti, matrimoni trasgressivi tra Europa e Nuovo Mondo" (secoli XVI–XVIII) des Seminars SISEM „Attraverso la storia", Arezzo 25.9.
C. Cristellon, „Eretici" o „infedeli"? Matrimoni con cristiani non battezzati e politica delle congregazioni romane: Olanda e Inghilterra nel contesto europeo e extraeuropeo (sec. XVIII): Seminar SISEM „Attraverso la storia", Arezzo 25.9.
C. Cristellon, Konfessionell gemischte Ehen vor den Römischen Kongregationen im frühneuzeitlichen Europa (1563–1798): Gastvortrag auf dem „Kolloquium NG – Kolloquium und Projektskizze zur Masterarbeit NG: Kolloquium für Fortgeschrittene: Forschungen zur Neueren Geschichte" der Universität Bern 18.11.
C. Cristellon, Studiare il dialogo e lo scontro interconfessionale attraverso i *dubia circa sacramenta* rivolti alla Congregazione del Concilio: Workshop „La Congregazione del Concilio" des Max Planck Instituts für Europäische Rechtsgeschichte, Frankfurt 20.11.
J. Dendorfer, Königsherrschaft ohne Staat? – König, Herzöge, Bischöfe und die ottonischen Italienzüge: Albert-Ludwigs-Universität Freiburg 21.5.
J. Dendorfer, Veränderungen durch das Konzil? – Spuren der Wirkungen des konziliaren Zeitalters an der Kurie (im Pontifikat Eugens IV.): Kolloquium „Das Ende des konziliaren Zeitalters", München 17.6.
J. Dendorfer, Autorität auf Gegenseitigkeit – Fürstliche Mitbestimmung im Reich des 13. Jahrhunderts: Tagung „Autorität und Akzeptanz. Das Reich im Europa des 13. Jahrhunderts", Heidelberg 23.6.
J. Dendorfer, Der „Libellus apologeticus" Eugens IV. – Argumente, Instrumentarien und kommunikative Techniken im Ringen um die Öffentlichkeiten des konziliaren Zeitalters: Tagung „Through the looking glass of the texts. Agency, argument and aspiration in the time of the councils of Constance and Basel", Prag 15.11.
M. Di Branco, Maometto nell'iscrizione della cupola della Roccia: Università Ca' Foscari, Venedig 16.3.
M. Di Branco, Da Atene alla Persia. Cause ed esiti della chiusura della scuola neoplatonica ateniese: Università Ca' Foscari, Venedig 19.10.
M. Di Branco, Roma o Costantinopoli? L'immagine di Roma nei geografi arabi medievali: Circolo Medievistico, Rom 16.11.
S. Ehrmann-Herfort, Gli oratori di Bernardo Pasquini come opere su commissione per l'aristocrazia romana: Pasquini Symposium 2010, Smarano 28.5.

S. Ehrmann-Herfort, Methodische Überlegungen zu den Wortfeldern Grenze und Migration: Institutsinternes Seminar „Akkulturation, Kulturtransfer, Kulturvergleich", Norma 6.9.
S. Ehrmann-Herfort, Überreichung der Festschrift an Staatssekretärin C. Quennet-Thielen: Festakt anlässlich der Tagung der Gesellschaft für Musikforschung „Mobilität und musikalischer Wandel", DHI Rom 2.11.
S. Ehrmann-Herfort, Grusswort und Einführung: 1. Hauptsymposium „Migration und Identität. Musikalische Wanderbewegungen seit dem Mittelalter und ihr Einfluss auf die Kompositionsgeschichte" der Tagung der Gesellschaft für Musikforschung „Mobilität und musikalischer Wandel", DHI Rom 3.11.
S. Ehrmann-Herfort, Migration und Madrigal. Musikalische Wanderbewegungen und das Cinquecento-Madrigal in Florenz und Rom: 1. Hauptsymposium „Migration und Identität. Musikalische Wanderbewegungen seit dem Mittelalter und ihr Einfluss auf die Kompositionsgeschichte" der Tagung der Gesellschaft für Musikforschung „Mobilität und musikalischer Wandel", DHI Rom 3.11.
O. Gerlach, Byzantine Chant and its Local Traditions in Southern Italy before and after the Reform of Desiderius, Abbot of Montecassino: Internationales Symposion „Musica e liturgia a Montecassino nel Medioevo", Cassino 10.12.
J. Hörnschemeyer, Eugenio Pacelli als Nuntius in Deutschland: Internationales Symposium „Eugenio Pacelli als Nuntius in Deutschland" des Seminars für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte der Westfälischen Wilhelms-Universität, Münster 25.3.
J. Hörnschemeyer, RG/RPG – Repertorium Academicum Germanicum: Internes Arbeitsgespräch, DHI Rom 22.9.
J. Hörnschemeyer, RG/RPG – Germania Sacra. Internes Arbeitsgespräch des DHI Rom in Zusammenarbeit mit der Universität Göttingen, DHI Rom 12.10.
J. Hörnschemeyer (mit K. Rahn und A. Rehberg), Einführung in das Repertorium Germanicum: Romkurs des DHI Rom 13.9.
J. Hörnschemeyer (mit K. Rahn), Präsentation des RG/RPG: Besuch der Staatssekretärin im BMBF C. Quennet-Thielen, anläßlich des Jubiläums der Musikgeschichtlichen Abteilung, DHI Rom 2.11.
O. Janz, Sektionsleitung: Tagung des ‚Gruppo austriaco dell'Istituto per la Storia del Risorgimento Italiano' „1861. Antecedenti e conseguenze per l'Italia e l'Austria", Österreichisches Historisches Institut, Rom 26.11.
B. Kägler, „Sage mir, wie du heißt …". Spätantik-frühmittelalterliche Eliten in den Schriftquellen. Das Beispiel der frühen Agilolfinger: Interdisziplinäres Kolloquium „Von Raetien und Noricum zur frühmittelalterlichen Baiuvaria", Benediktbeuern 15.3.

B. Kägler, Wissenschaftliche Einführung: Tagung „Musicisti Europei a Napoli. L'Attrazione della Città (1650–1759)", Neapel 28. 5.
B. Kägler, Süddeutsche Musiker in Italien. Zwischen Kunst und Politik: Vortrag im Rahmen des Oberseminars von Prof. Dr. Ferdinand Kramer, Ludwig-Maximilians-Universität München 30. 6.
B. Kägler, Forschungsprojekt „Süddeutsche Musiker zwischen Kunst und Politik (17./18. Jahrhundert)": Institutsinternes Seminar „Akkulturation, Kulturtransfer, Kulturvergleich", Norma 6. 9.
B. Kägler, „Alle Wege führen nach Rom". Bayerische Pilger und ihr Weg nach Süden: 10. Interdisziplinäre Sommerakademie des Zentrums für Mittelalter- und Renaissancestudien, München 13. 9.
B. Kägler, Frauen am Münchener Kurfürstenhof des 17. und 18. Jahrhunderts: Tag der Landesgeschichte „Landesgeschichte und Regionen in Europa. Ziele – Akteure – Institutionen", München 15. 10.
L. Klinkhammer, Zweiter Weltkrieg und Kriegsfolgen im deutsch-italienischen Verhältnis in der Nachkriegszeit: Besuch der Vorsitzenden der Einzelgewerkschaften im DGB Bayern, DHI Rom 8. 1.
L. Klinkhammer, Zur Funktion des Strafrechts im italienischen Faschismus: Forschungskolloquium von Prof. M. Baumeister und Prof. M. Geyer an der Ludwig-Maximilians-Universität München 28. 1.
L. Klinkhammer, Da Norimberga al processo Demjanjuk. La punizione dei criminali nazisti e la memoria della Shoah in Germania: Giorno della Memoria, Università degli studi di Macerata e Provincia di Macerata 1. 2.
L. Klinkhammer, Diskussionsbeitrag zur Tavola rotonda „Italia-Germania nella storiografia contemporanea: momenti di dialogo e confronto": Tagung „Transizioni: politica, memoria e storiografia nella Germania contemporanea", Istituto per gli studi filosofici, Neapel 4. 3.
L. Klinkhammer, L'occupazione tedesca a Roma, il controllo della città e la collaborazione di polizia: Tagung des ANCFARGL, der Regione Lazio und der Provincia di Roma, Palazzo Valentini, Rom 11. 3.
L. Klinkhammer, Die Stadtentwicklung Roms als nationaler Hauptstadt und die deutsch-italienische Vergangenheit: Villa Massimo, Rom 23. 3.
L. Klinkhammer, Violenza nella seconda guerra mondiale: Università degli studi di Bologna, Facoltà di scienze politiche, Dipartimento di storia, istituzioni, politica, Bologna 28. 4.
L. Klinkhammer, La concezione nazional-socialista dell'Europa: Scuola dottorale di studi filosofici, storici e sociali (Dottorato di ricerca in Storia dell'Europa nell'età moderna e contemporanea), Università degli studi di Napoli „L'Orientale", Neapel 29. 4.
L. Klinkhammer, Polizia e controllo della società: la fortuna europea del

modello francese: Scuola dottorale di studi filosofici, storici e sociali (Dottorato di ricerca in Storia dell'Europa nell'età moderna e contemporanea), Università degli studi di Napoli „L'Orientale", Neapel 30. 4.

L. Klinkhammer, Raub oder Schutz? Der italienische Kunstschutz und die Aktivitäten deutscher Dienststellen im besetzten Italien 1943–1945: Internationale Tagung „Deutscher militärischer Kunstschutz in Italien, 1943–1945" im Zentralinstitut für Kunstgeschichte, München 6. 5.

L. Klinkhammer, La ricezione di Mosse nella storiografia tedesca: Tagung „Sulle orme di George L. Mosse" der Università di Roma Sapienza, Facoltà di Sociologia und der Università di Roma Tre, Facoltà di scienze politiche, Rom 11. 5.

L. Klinkhammer, Geschichtspolitik und Erinnerungskultur im deutsch-italienischen Verhältnis: Humboldt-Universität, Berlin 30. 6.

L. Klinkhammer, Zur Stadtentwicklung Roms seit 1800: Vortrag mit Stadtteilführung in den Rioni Ponte und Campo Marzio, Romkurs des DHI Rom, Rom 16. 9.

L. Klinkhammer, Introduzione ai lavori: Internationale Tagung „Stratificazione di memorie. Il campo di Fossoli, un luogo per leggere le storie del XX secolo", Fondazione ex-campo Fossoli, Carpi 4. 10.

L. Klinkhammer, Freiheitsbewegungen in Westeuropa – Erinnerungskulturen und Musealisierung. Das Beispiel Italien: Wissenschaftliches Symposion „Europäische Freiheitsbewegungen im 20. Jahrhundert und ihre Musealisierung", Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Zeitgeschichtliches Forum, Leipzig 9. 10.

L. Klinkhammer, Buchpräsentation „Rinasceva una piccola speranza. L'esilio austriaco in Italia 1938–1945" von K. Voigt und Chr. Köstner: Forum Austriaco di cultura Roma und Fondazione Museo della Shoah, Rom 12. 10.

L. Klinkhammer, Consensus and Repression in Nazi and fascist dictatorship: Workshop „Legitimacy in Totalitarian Regimes" des Remarque Institute und der New York University, Florence Campus, Villa La Pietra 13.–14. 10.

L. Klinkhammer, Buchpräsentation „Roma occupata 1943–1944" von A. Majanlahti und A. Osti Guerrazzi, Musei Capitolini, Rom 26. 10.

L. Klinkhammer, Zeitgeschichte am DHI Rom: Besuch der Staatssekretärin im BMBF C. Quennet-Thielen anläßlich des Jubiläums der Musikgeschichtlichen Abteilung, DHI Rom 2. 11.

L. Klinkhammer (zusammen mit F. Focardi), Das Problem der Entschädigungen der Opfer von Nationalsozialismus und Faschismus im Rahmen der Beziehungen zwischen den Staaten: Genese und Auswirkungen der deutsch-italienischen Abkommen der 60er Jahre: Arbeitsgespräche der Villa Vigoni „La „reintegrazione" delle vittime dei „fascismi". I casi austriaco, francese, tedesco

e italiano / Entschädigungen für die Opfer des NS in Italien", Menaggio di Loveno (Co) 9. 11.
L. Klinkhammer, Die Last der Vergangenheit. Deutsch-italienische Beziehungen nach 1945: Besuch einer Delegation des DGB Bayern, DHI Rom 11. 11.
L. Klinkhammer, Moderation der Sektion „Primat der Politik versus Primat der Gesellschaft, Deutsche Zeitgeschichte nach 1945. Stand der Forschung aus westeuropäischer Sicht": Internationale Tagung veranstaltet von der Stiftung DGIA und dem Auswärtigen Amt, Berlin 24. 11.
L. Klinkhammer, Buchpräsentation „L'alba ci colse come un tradimento. Gli ebrei nel campo di Fossoli. 1943–1944" von L. Picciotto: Enciclopedia italiana, Rom 30. 11.
L. Klinkhammer, Erinnerungskultur in Deutschland und Italien. Steht die Geschichte zwischen uns?: Tagung „Einheit. Geschichte – Mythos – Vision" der Konrad-Adenauer-Stiftung in Rom und der Fondazione Alcide De Gasperi, Camera dei Deputati Palazzo Marini, Rom 16. 12.
A. Koller, „Bayerische Römer". Politisch, religiös und kulturell motivierte Annäherungen an die Ewige Stadt in der Neuzeit: Bayern und Italien. Kontinuität und Wandel ihrer traditionellen Bindungen, Historische Woche der Katholischen Akademie in Bayern, München 18. 2.
A. Koller, Vorlesung Frühe Neuzeit (ca. 1500 bis ca. 1800), 30 Std., Universität Wien 18. 3. – 7. 5.
A. Koller, Le nunziature di Girolamo Ragazzoni e di Ranuccio Scotti (1583–1586; 1639–1641). Le edizioni di P. Blet: Giornata in memoria di Pierre Blet S.J. „Tra Parigi e Roma. L'opera storiografico di padre Pierre Blet SJ (1918–2009)", Pontificia Università Gregoriana, Rom 5. 5.
A. Koller, Sektionsleitung: Konversionsszenarien in Rom in der Frühen Neuzeit (Sektion II, Referate M. Schnettger und K. Unterburger), DHI Rom 27. 5.
A. Koller, Sektionsleitung: Protestanten zwischen Venedig und Rom in der Frühen Neuzeit (Sektion „Reisende/Viaggiatori", Referate St. Waldhoff und M. Maurer), Centro Tedesco di Studi Veneziani, Venedig 4. 6.
A. Koller, Grenze und Grenzüberschreitungen im frühneuzeitlichen Rom: Institutsinternes Seminar „Akkulturation, Kulturtransfer, Kulturvergleich", Norma 6. 9.
A. Koller, Stadtentwicklung des römischen Centro storico von der Antike bis ins 20. Jahrhundert an ausgewählten Objekten (Straßensystem, Nepotenpaläste): Romkurs DHI und Historisches Seminar der Universität Tübingen, Rom 11. 9. und 12. 10.
A. Koller, Imperator und Pontifex, Die Beziehungen von Kaiserhof und römischer Kurie in der Epoche der Konfessionalisierung (1555–1648): Habilitationsvortrag, Universität Wien 15. 10.

A. Koller, Migration und Identität. Musikalische Wanderbewegungen seit dem Mittelalter und ihr Einfluß auf die Kompositionsgeschichte (Sektion II, Referate A. Bödeker, S. Ehrmann-Herfort, T. Jez), DHI Rom 3. 11.

A. Koller, Präsentation der Edition der Diarien und Tagzettel des Kardinals Ernst Adalbert von Harrach (1598–1667), bearb. v. K. Keller und A. Catalano, Wien-Köln-Weimar (Böhlau) 2010, Österreichisches Historisches Institut, Rom 1. 12.

A. Koller, Die kaiserliche Vertretung in Rom: Internationales Kolloquium „Papsttum und Reich während des Pontifikats Urbans VIII. (1623–1644)", DHI Rom 2. 12.

A. Koller, Buchpräsentation „Paroles de négociateurs. L'entretien dans la pratique diplomatique de la fin du Moyen Âge è la fin du XIXe siècle", hg. v. St. Andretta u. a., Roma 2010, École Française de Rome, Rom 3. 12.

M. Marrocchi, Vorstellung des Buches von S. Pizziconi „La rocca di Sarteano. Il cantiere quattrocentesco (1467–1472)" (Siena 2010): Studientag „Castelli in aria", Teatro Comunale, Sarteano 1. 6.

M. Marrocchi, Chiusi e San Salvatore al monte Amiata: il ruolo delle fonti riflesse per la storia della città: Studientag „Chiusi tra VI e X secolo d.C.: da Vitige a Carlo Magno", Museo nazionale etrusco, Chiusi 28. 10.

M. Marrocchi, Organisation des 13° Laboratorio di storia agraria di Montalcino „La famiglia contadina nell'Europa medievale e moderna", Montalcino 2.–7. 9.

M. Matheus, Aufgaben und Forschungsprofil des Deutschen Historischen Instituts in Rom: Besuch der Vorsitzenden der Einzelgewerkschaften im DGB Bayern, DHI Rom 8. 1.

M. Matheus, Bleibt im Vatikanischen Geheimarchiv vieles zu geheim? Historische Grundlagenforschung in Mittelalter und Neuzeit: Rotary Club Abendmeeting, Mainz 27. 1.

M. Matheus, Muslime und Provençalen in Apulien (Capitanata) zur Zeit der Staufer und Anjou: Vortragsreihe Colloquium Augustanum, Universität Augsburg 1. 2.

M. Matheus, Das DHI Rom als interdisziplinäres Forschungsinstitut: Romexkursion einer Gruppe Stipendiaten der Deutschen Studienstiftung, DHI Rom 3. 2.

M. Matheus, Historische Grundlagenforschung im Deutschen Historischen Institut in Rom: Besuch des Graduiertenkollegs „Die christlichen Kirchen vor der Herausforderung ‚Europa'" des Instituts für Europäische Geschichte der Johannes Gutenberg-Universität Mainz und einer Gruppe Studierender der Bibliotheks- und Informationswissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin, DHI Rom 16. 2.

M. Matheus, Aufgaben und Forschungsprofil des Deutschen Historischen Instituts in Rom: Romwoche des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums Trier in Rom „Schule trifft Forschungsinstitute (DHI Rom/DAI Rom). Spectacula: Weiterleben von Antike" in Zusammenarbeit mit dem DHI Rom 20. 2.
M. Matheus, Grußwort: Werkstattgespräch „The Miniatures in the Manuscripts of the Decretals of Gregory IX (Liber Extra)" des Dipartimento di storia e teoria generale del diritto dell'Università degli Studi Roma Tre, dem Progetto Mosaico und dem DHI Rom 3. 3.
M. Matheus, Einleitung: Perspektiven für die Endredaktion des Repertorium Germanicum (Bd. X: Sixtus IV.), 3. Internes Arbeitsgespräch, DHI Rom 11.–13. 3.
M. Matheus, Das Deutsche Historische Institut in Rom: Zur Geschichte und zu aktuellen Forschungsperspektiven: Romexkursion einer Gruppe von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Instituts für Geschichtliche Landeskunde der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, DHI Rom 22. 3.
M. Matheus, Sektionsleitung: Internationales Symposion „Eugenio Pacelli als Nuntius in Deutschland" des Seminars für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte der Westfälischen Wilhelms-Universität, Münster 25. 3.
M. Matheus, Saluto: Internationale Tagung „Der ‚Neue Mensch' im italienischen Faschismus. Planung und Umsetzung eines totalitären Gesellschaftskonzepts 1922–1943", DHI Rom 14. 4.
M. Matheus, Begrüßung und Zusammenfassung: Internationales Kolloquium „Die erste Blütezeit der modernen Europa-Historiographie" des DHI Rom in Zusammenarbeit mit dem DHI London und dem Institut für Europäische Geschichte Mainz, DHI Rom 14. 5.
M. Matheus, Grußwort: Internationale Tagung „Konversionsszenarien in Rom in der Frühen Neuzeit" des DHI Rom in Zusammenarbeit mit der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, DHI Rom 27. 5.
M. Matheus, Saluto e introduzione: Internationaler Kongreß „Protestanten zwischen Venedig und Rom in der frühen Neuzeit" des DHI Rom und dem Deutschen Studienzentrum in Venedig in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Gemeinde Venedig und dem Institut für Europäische Geschichte Mainz, Deutsches Studienzentrum Venedig 2.–3. 6.
M. Matheus, Aufgaben und Forschungsprofil des Deutschen Historischen Instituts in Rom: Exkursion einer Gruppe angehender Archivare der Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns, DHI Rom 15. 6.
M. Matheus, Sektionsleitung: Tagung „Autorität und Akzeptanz. Das Reich im Europa des 13. Jahrhunderts" des Historischen Seminars der Ruprecht-Karls-Universität, Heidelberg 24. 6.
M. Matheus, Bericht über die Arbeit des DHI Rom: Tagung „Mediterrane Industrialisierung: Wirtschafts- und Sozialpolitik Italiens im 20. Jahrhundert" der

Arbeitsgemeinschaft für die Neueste Geschichte Italiens in Zusammenarbeit mit dem DHI Rom, FU Berlin 1.7.
M. Matheus, Laudatio del Prof. Hubert Houben: Conferimento della cittadinanza onoraria della Città di Otranto, Castello Aragonese, Otranto 8.7.
M. Matheus, Presidenza di sessione: 13° Laboratorio internazionale di Storia agraria „La famiglia contadina nell'Europa medievale e moderna" des Centro di Studi per la storia delle campagne e del lavoro contadino in Kooperation mit dem DHI Rom und den Universitäten Bologna, Florenz, Siena und della Tuscia, Montalcino (SI) 3.9.
M. Matheus, Begrüßung und Moderation der Vorträge von B. Kägler „Forschungsprojekt: Süddeutsche Musiker zwischen Kunst und Politik (17./18. Jahrhundert)" und P. Terhoeven „Deutscher Herbst in Europa. Die transnationale Dimension des deutschen Linksterrorismus der 70er Jahre": Institutsinternes Seminar „Akkulturation, Kulturtransfer, Kulturvergleich", Norma 6.–7.9.
M. Matheus, Leitung des Romkurses, DHI Rom 8.–17.9.
M. Matheus, Das Deutsche Historische Institut in Rom: Zur Geschichte und zu aktuellen Forschungsperspektiven, Romkurs DHI 9.9.
M. Matheus, Rione Trastevere und seine Kirchen, Romkurs DHI 11.9.
M. Matheus, Das DHI Rom als interdisziplinäres Forschungsinstitut: Romexkursion einer Gruppe Studierender des Musikwissenschaftlichen Instituts der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, DHI Rom 21.9.
M. Matheus, Historische Grundlagenforschung im Deutschen Historischen Institut in Rom: Besuch einer Gruppe Studierender des Integrierten Proseminars zum Thema „‚Imperium Romanum'. Idee und Gestalt in Antike und Mittelalter" der Georg-August-Universität Göttingen, DHI Rom 27.9.
M. Matheus, Das Deutsche Historische Institut in Rom: Zur Geschichte und zu aktuellen Forschungsperspektiven: Romexkursion einer Gruppe Stipendiaten der Konrad-Adenauer-Stiftung, DHI Rom 6.10.
M. Matheus, Einleitung: RG/RPG – Germania Sacra, Internes Arbeitsgespräch in Zusammenarbeit mit der Georg-August-Universität Göttingen, DHI Rom 12.10.
M. Matheus, Rundgang durch das Institut und Vortrag „Geschichte, Aufgaben und Perspektiven des DHI Rom": Besuch der Staatssekretärin im BMBF C. Quennet-Thielen anläßlich des Jubiläums der Musikgeschichtlichen Abteilung, DHI Rom 2.11.
M. Matheus, Begrüßung: Festakt zur Eröffnung der Internationalen Tagung der Gesellschaft für Musikforschung „Mobilität und musikalischer Wandel: Musik und Musikforschung im internationalen Kontext" anlässlich des 50-jährigen Bestehens der Musikgeschichtlichen Abteilung des DHI Rom, Aula Magna, Deutsche Schule Rom 2.11.

M. Matheus, Introduzione: Fotoausstellung „Haseloff, Wackernagel e la Puglia medievale. Fotografie dall'Archivio dell'Università di Kiel" der Provincia di Foggia – Assessorato alla Cultura, des Museo Provinciale del Territorio, der Università degli Studi di Foggia – Dipartimento di Scienze Umane in Zusammenarbeit mit dem DHI Rom, Museo del Territorio, Foggia 5. 11.
M. Matheus, Aufgaben und Forschungsprofil des Deutschen Historischen Instituts in Rom: Besuch einer Delegation des DGB Bayern, DHI Rom 11. 11.
M. Matheus, „Mainzer" im Rom der Renaissance: Vortragsreihe der Akademie des Bistums Mainz Erbacher Hof, Haus am Dom, Mainz 24. 11.
M. Matheus, Grußworte: Studientag „Papsttum und Reich während des Pontifikats Urbans VIII. (1623–1644)" des DHI Rom in Kooperation mit dem Dipartimento Storia, Culture, Religioni der Università La Sapienza di Roma, DHI Rom 2. 12.
E. J. Nikitsch, Papst Hadrian VI. und seine Klientel im Spiegel ihrer Grabdenkmäler: Symposion über Papst Hadrian VI. unter dem Ehrenschutz S. E. des Erzbischofs von Utrecht Willem Eijk, Päpstliches Institut Santa Maria dell'Anima, Rom 17. 11.
E. J. Nikitsch, Die Stadt Oberwesel im Mittelalter. Arbeitstagung „Kleine Städte" am Mittelrhein im Spätmittelalter: Historisches Seminar der Johannes Gutenberg-Universität Mainz 3. 12.
A. Osti Guerrazzi, Noi non sappiamo odiare. L'esercito italiano tra fascismo e democrazia: Internationale Tagung „L'enigma della memoria collettiva", Verona 7. 10.
A. Osti Guerrazzi, How to win a lost war: Internationale Tagung „Perspectives on memory studies I: Remembrance and future", Essen 7. 12.
R. Pfeiffer, Private Archives in Rome – A New Challenge for the Research on Opera History: Präsentation im Rahmen der International Association of Music Libraries, Moskau 29. 6.
R. Pfeiffer, Merkmale der Melodiegestaltung in Auftrittsarien für Tenorpartien um 1800: Tagung der Gesellschaft für Musikforschung „Mobilität und musikalischer Wandel", DHI Rom 4. 11.
R. Pfeiffer, Konzeption und Diskussionsleitung Roundtable „Sängerkarrieren, musikbezogenes Schrifttum und kompositorische Praxis in der italienischen Oper des „Interregnums" (1790–1820)": Tagung der Gesellschaft für Musikforschung „Mobilität und musikalischer Wandel", DHI Rom 4. 11.
K. Rahn (mit A. Rehberg und J. Hörnschemeyer), Einführung in das Repertorium Germanicum: Romkurs des DHI Rom 13. 9.
K. Rahn, Präsentation des Repertorium Poenitentiarie Germanicum: Workshop „RG/RPG-Germania-Sacra", DHI Rom 12.–13. 10.
K. Rahn (mit J. Hörnschemeyer), Präsentation des RG/RPG: Besuch der

Staatssekretärin im BMBF C. Quennet-Thielen, anläßlich des Jubiläums der Musikgeschichtlichen Abteilung, DHI Rom 2. 11.
A. Rehberg, Einführung zum Vortrag von A. Modigliani „Gli spazi del carnevale e la progettualità pontificia da Paolo II a Leone X", Circolo Medievistico Romano, École Française de Rome, Rom 1. 3.
A. Rehberg, Die „Sala Gotica" im Konvent von SS. IV Coronati: Einführung für die Teilnehmer der Tagung „The Miniatures in the Manuscripts of the Decretals of Gregory IX", DHI Rom 5. 3.
A. Rehberg (mit K. Rahn und J. Hörnschemeyer), Einführung in das Repertorium Germanicum: Romkurs des DHI Rom 13. 9.
A. Rehberg, Vorstellung des Repertorium Germanicum: Internes Arbeitsgespräch: RG/RPG – Germania Sacra, DHI Rom 12. 10.
A. Rehberg, Präsentation des Buches „Il Liber decretorum dello scribasenato Pietro Rutili. Regesti della più antica raccolta di verbali dei consigli comunali di Roma (1515–1526)", Fondazione Marco Besso, Rom 30. 11.
J. Späth, Der Kirchenstaat im (extra-) langen 19. Jahrhundert. Vom Einmarsch der Franzosen bis zu den Lateranverträgen (1798–1929): Führung einer Gruppe von Stipendiaten der Konrad-Adenauer-Stiftung, Rom 26. 5.
J. Späth, Zwischen Faschismus und Kaltem Krieg: wirtschafts- und gesellschaftspolitische Konzepte italienischer Sozialisten 1943–1956: Tagung „Mediterrane Industrialisierung: Wirtschafts- und Sozialpolitik Italiens im 20. Jahrhundert" der Arbeitsgemeinschaft für die Neueste Geschichte Italiens, Berlin 2. 7.
K.-M. Sprenger, 100 Jahre Barbarossastein im Haslacher Wald: Schwäbischer Albverein, Ortsgruppe Ravensburg, Weingarten 18. 6.
K.-M. Sprenger, Oberschwaben und Italien – Schlaglichter auf eine lange Beziehung: Tagung „Kunst, Kommerz und Dolce Vita – Oberschwaben und Italien" der Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur e.V., Biberach 3. 7.
K.-M. Sprenger, Papa, rè e nessun'imperatore – Montaperti nel suo contesto europeo: Tagung „1260–2010. Montaperti nella ricorrenza dei 750 anni della battaglia", Siena 4. 9.
K.-M. Sprenger, Studienexkursion für das Historische Seminar der Pädagogischen Hochschule Weingarten zur Ausstellung „Staufer und Italien", Mannheim 21. 9.
K.-M. Sprenger, Memoria damnata: Ein Konzept zum Umgang mit mittelalterlichen Gegenpäpsten?: Internationale Tagung „Damnatio in memoria – Deformation und Gegenkonstruktionen in der Geschichte", Historisches Seminar der Universität Zürich 23. 9.
K.-M. Sprenger, Historische Studienexkursion „Auf den Spuren der Staufer" nach Oberitalien für die Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur e.V., Como/Pavia 20. – 23. 10.

K. Wolf, SS. Quattro Coronati – Lateran: Führung im Rahmen des Romkurses des DHI Rom 14.9.
G. zur Nieden, O la Francia o la Spagna. Finalità delle rappresentazioni musicali tra storia politica e storia culturale: Studientag Jean Lionnet „La musica a Roma nel Seicento: studi e prospettive di Ricerca", École Française de Rome, Rom 3.6.
G. zur Nieden, Neue Musik zwischen sozialer Isolation und politischem Engagement bei Hans Werner Henze und Helmut Lachenmann: Gastvortrag am Musikwissenschaftlichen Institut der Johannes Gutenberg-Universität im Zusammenhang mit der Besetzung der W1-Juniorprofessur im Fach Musikwissenschaft, Mainz 9.7.
G. zur Nieden, The Internationalization of Musical Life in re-planned Paris and Rome at the end of the 19th Century: 10th International Conference of Urban History, Sektion „Music and the City: The modern Times", Ghent 4.9.
G. zur Nieden, Französische Musiker im Rom des ausgehenden 17. Jahrhunderts. Milieus und musikalische Aktivitäten: Hauptsymposion III „Europäische Musiker im Rom des 17. und 18. Jahrhunderts: Musik- und kulturgeschichtliche Annäherungen" der Jahrestagung der Gesellschaft für Musikforschung, École Française de Rome, Rom 5.11.

Michael Matheus

HORST FUHRMANN

1926-2011

Am 9. September dieses Jahres starb im Alter von 85 Jahren Horst Fuhrmann. Präsident der *Monumenta Germaniae Historica* (1971–94), Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (1992–97) und in vielen weiteren Ämtern tätig, war er einer der führenden Gestalten der deutschen Geschichtswissenschaft, der den internationalen Beziehungen große Aufmerksamkeit zuwendete. In einem Nachruf aus der Perspektive des römischen Instituts, dessen Beirat Fuhrmann über 18 Jahre leitete, werden die Beziehungen zur italienischen Mediävistik im Mittelpunkt zu stehen haben.

Der junge Horst Fuhrmann teilte das Schicksal einer Generation. Als junger Soldat, nicht einmal 20jährig, aus dem Kriege zurückkehrend, gehörte er, wie andere dann auch in Italien bekannte Historiker, zu jener Altersgruppe, die, ihre jungen Erfahrungen mit Krieg und Diktatur und Schuld verarbeitend, dann zunehmend dazu beitragen werden, das Gesicht der jungen Bundesrepublik zu prägen.

Im kriegszerstörten Westdeutschland, in dem er sich nach dem Verlust der schlesischen Heimat zurechtzufinden hatte, begann er an der Universität Kiel ein (teilweise mit Arbeiten im Hafen finanziertes) Studium, in dem er bald zur Geschichte und endlich zur Mediävistik fand. Er neigte zunächst zur alten Geschichte (er plante eine Arbeit über die römischen Militärdiplome), und die Antike blieb dem Mediävisten, der er dann wurde, in seinen Forschungen vertraut. Vertraut auch die neue Geschichte, in der ihn vor allem die Wissenschaftsgeschichte anzog, die Geschichte der Geschichtswissenschaft: schon die Geschichte der Monumenta zog ihn nach Italien, denn im reichen Archiv der Monumenta sind die meisten Briefe der Mitarbeiter im 19. Jahrhundert aus Italien geschrieben, da man für die Editionen eben dort die meisten Quellen fand. Er nahm sich also Auslauf nach allen Seiten, und so war er nicht ein beschränkter Fachmensch, sondern wirklich ein Historiker.

Seine Forschungen brachten ihm bald Anerkennung. Mit einer Dissertation über die Entwicklung der Patriarchate seit der Spätantike beginnend, arbeitete er über die Entstehung des Kirchenstaates, über die *Donatio Constantini* (mit einer vorbildlichen kritischen Edition), und insgesamt über die Geschichte des Papsttums. Dabei ging es ihm vor allem um die Bedeutung des kanonischen Rechts für die Begründung und Durchsetzung der päpstlichen Suprematie: seine umfangreiche Habilitationsschrift untersuchte Entstehen und Wirkung der sogenannten Pseudoisidorischen Dekretalen, einer um die Mitte des 9. Jahrhunderts entstandenen Sammlung gefälschter Papstbriefe, die 200 Jahre später von den Päpsten der Reform für ihre Ziele eingesetzt wurden. Seine Forschungen zur Papstgeschichtsschreibung legte er anläßlich der Hundertjahrfeier unseres Instituts in einer großen Synthese vor. Eine Fragestellung, die ihn lange begleitete, war das Problem der Fälschung im Mittelalter: Fuhrmann fragte nach dem Selbstverständnis der Fälscher, nach ihrer so anderen Auffassung von ‚recht' und ‚falsch', die viel über das Mittelalter aussagt.

Das sei hier nicht weiter ausgebreitet, sondern zusammengefaßt in Beobachtungen, die nach Italien führen. Die Mediävisten – und nicht nur die deutschen – hat es immer schon nach Italien gezogen nicht weil hier der Himmel blau ist und die Zitronen blühen, sondern weil sich viele Entwicklungslinien europäischer Geschichte hier in Italien früher und deutlicher greifen lassen. Hier fand Horst Fuhrmann Quellen, hier wird er Fachkollegen, ja Freunde finden. Daß er früh auf den *Settimane di studio* in Spoleto unter den Großen einer früheren Generation gesprochen hatte, erzählte er gern. Als er 1971 Präsident der *Monumenta Germaniae Historica* geworden war, intensivierte sich die Zusammenarbeit mit den italienischen Kollegen noch, vor allem mit dem *Istituto storico italiano per il medio evo*. Und es war eine Freude zu sehen, wie er und die italienischen Historiker in wechselseitigem Verständnis und Entgegenkommen bei mehreren Unternehmungen zusammenarbeiteten.

Und die italienische Geschichtswissenschaft – wie auch die englische, französische, amerikanische, österreichische, deutsche – ehrte ihn mit vielen Anerkennungen: Premio Spoleto 1962, Premio *Cultore di Roma* 1981, Ehrendoktor Bologna 1982, Premio Ascoli Piceno 1990, und seit 1980 korrespondierendes Mitglied der *Accademia Nazionale*

dei Lincei. Wenn man von Amts wegen die deutsche Geschichtswissenschaft auch von außen, etwa aus der Perspektive der italienischen Historiker zu sehen hatte, erkannte man bald, welche Bedeutung Fuhrmann in der Außenwirkung der deutschen Mediävistik zukam. Wie als Monumenta-Präsident, wußte er auch als Akademie-Präsident und im Kreise des *Pour le mérite* aufzutreten, und das heißt auf einer Ebene, auf der man die Erheblichkeit der eigenen Wissenschaft nicht nur vor Geisteswissenschaftlern, sondern auch vor Naturwissenschaftlern von Rang zu begründen hat. Und er konnte das. Er konnte seine Position darstellen, manchmal in unkonventionellen Wendungen, die über Allgemeines Spezifisches sagten und nicht über Spezifisches Allgemeines. Daß er sein Fach beherrschte und es doch auch von außen zu sehen vermochte, gab ihm die Souveränität, die an ihm auffiel; und daß man seinem Auftreten den vollen Einsatz der ganzen Person ansah, gab ihm die Glaubwürdigkeit, die ihn so vieles bewirken ließ.

Denn Horst Fuhrmann war ein Historiker, der sich nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart zurechtfand, was so selbstverständlich bekanntlich nicht ist. Er verstand, die Sache der Wissenschaft in der Öffentlichkeit zu vertreten und wissenschaftspolitisch zu agieren (etwa als es nach dem Zusammenbruch der DDR darum ging, die Geschichtswissenschaft dieses Teiles von Deutschland nicht draußen zu lassen). Auch noch in weniger fetten Jahren wußte er die zuständigen Stellen von den Notwendigkeiten personellen Ausbaus zu überzeugen, denn er konnte – was auch dem römischen Institut zugute kam – mit Ministerien umgehen, zumal er seine Forderungen zu dosieren verstand und nicht zu den (in der akademischen Welt häufig anzutreffenden) Gelehrten gehörte, die zunächst einmal alles, was aus einem Ministerium kommt, für unsinnig halten. Daß der Historikerpreis des Historischen Kollegs, dessen Kuratorium er viele Jahre leitete, nicht nur gegenwärtigen, sondern auch gewesenen Jury-Mitgliedern nicht zugesprochen werden solle, war ihm – einem der evidenten Anwärter – eine Selbstverständlichkeit.

Sitzungen akademischer Gremien lenkte er mit scheinbar leichter Hand, der man die sorgfältige Vorbereitung nicht anmerkte; in Debatten und Gespräche griff er ein mit unverkennbarer Lust an der erfrischenden Formulierung und dem pointierten Argument, aus denen doch die differenzierte Erfassung der Lage sprach. Auf solche Sitzungen voll von

Debatten und Entscheidungen ließ er, da er über der Effizienz nicht den Stil und das Atmosphärische vergaß, gern sogleich eine Einladung nach Hause folgen, wo er, in schönem Einverständnis mit seiner Frau, das keinem Besucher entging, ein aufmerksamer, heiterer Gastgeber war.

Über der Fülle von Verpflichtungen in Akademien, Kommissionen, Herausgebergremien vernachlässigte er nicht kleinere Formate wie die Leitung unseres römischen Beirats, dem er zum Nutzen zweier Direktoren, Reinhard Elzes und des Unterzeichneten, während der ganzen Dauer seiner Monumenta-Präsidentschaft vorstand – für das Institut ein unschätzbarer Vorteil, aus der Augenhöhe solcher Ämter gesehen und beraten zu werden. Da er Universitäten und Akademien gleichermaßen kannte und von ihren unterschiedlichen Aufgaben wußte, kam er nicht auf den Gedanken, Akademien und alte Forschungsinstitute auf modisch kurzfristige Vorhaben zu setzen: daß das römische Institut, neben vielen anderen Vorhaben, seit seiner Gründung vor fast 125 Jahren die gesamten vatikanischen Archivbestände für das *Repertorium Germanicum* sichtete, war in seinen Augen kein Defizit, sondern eine Leistung.

In der ihm eigenen anziehenden Verbindung von Lockerheit und Festigkeit, von heiter und ernst steuerte er den Beirat zielsicher durch die anliegenden Probleme, gelegentlich mit der Unbekümmertheit derer, die immer als Jüngste in ihre Ämter gekommen waren (doch konnte er später von heftiger Entschiedenheit sein, wenn er sich verletzt fühlte). Seine Gegenwart gab Sicherheit: man durfte sicher sein, daß der ganz große Unsinn (der sich bei der Gruppendynamik akademischer Gremien leicht einschleichen kann) nicht passieren werde, daß krasse Fehlentscheidungen nicht fallen würden. Er nahm sich die Zeit, die Stipendiaten in ihren Arbeitszimmern aufzusuchen, nach ernsthaftem Gespräch fröhlich lärmend, so daß man immer gleich wußte, wo im Hause er gerade war. Von den Leistungen Jüngerer konnte er mit warmer Anerkennung sprechen.

Seine Mediävistik blickte nicht ganz so streng drein wie es – im Urteil nichtdeutscher Historiker – deutsche Mediävistik gern tut, und das mußte auffallen, da er doch, Monumenta-Präsident für 23 Jahre, sozusagen der Obermediävist von Deutschland war und in methodischer Quellenarbeit vorbildlich. Ja er konnte sich über die Eigenheiten und Grenzen seines Faches sehr freimütig äußern. Daß er Historiker auch

mit dem Auge war, erkannte man bei gemeinsamen Wanderungen mit ihm und seiner Frau in Latium und im Voralpenland.

Da er nicht nur subtile, sondern auch elementare Fragen an die Geschichte zu stellen wußte und die mittelalterliche Welt in ihrem ganzen Aufriß – von der spirituellen Dimension mittelalterlicher Herrschaft bis zu den materiellen Lebensbedingungen – im Blick hatte, verstand er auch ein nichtfachliches Publikum anzusprechen. Aus dieser empfundenen Herausforderung entstanden, neben Beiträgen in Rundfunk und Fernsehen, in späteren Jahren die erfolgreichen Bände „Einladung ins Mittelalter" (1987), „Überall ist Mittelalter" (1996), „Die Päpste" (1998). Er wünschte sich in diese gemeinverständlichen Publikationen einen Mechanismus eingebaut, der das Buch sofort zuklappen lasse, wenn ein Berufshistoriker hineinschaue (dieser Mechanismus scheint nicht immer funktioniert zu haben, wie die leise Kritik einiger Kollegen vermuten läßt). Die Geschichte der Geschichtswissenschaft beschäftigte ihn weiterhin, nicht so sehr als Geschichte von Institutionen, sondern in Lebensbildern einer zugegebenermaßen „persönlichen Porträtgalerie", deren Gestalten aus menschlicher Nähe nachgezeichnet wurden. Mit den Jahren wandte er sich auch der Geschichte seiner schlesischen Heimat zu, wobei er die despektierlichen Urteile über die Randlage dieser Region in seinen Publikationen nicht verschwieg, sondern genüßlich verarbeitete. Und er verbarg nicht, daß er an seiner Wissenschaft nicht nur Freude habe (die zeigen wir alle), sondern auch Vergnügen.

So gedenken wir eines großen Gelehrten, der in seiner Wissenschaft Maßstäbe gesetzt und vieles bewegt hat, der dem römischen Institut in freundschaftlicher Zuwendung vieles gegeben und der deutschen Mediävistik in Italien Ehre gemacht hat.

Arnold Esch

IL PIÙ ANTICO NUCLEO DELLA STORIOGRAFIA DI VITERBO

I *Gesta Viterbi* e la storia della loro tradizione*

di

CHRISTINA MAYER

1. Introduzione. – 2. I testi del XV secolo: strati della tradizione e modelli di formazione. – 3. I *Gesta Viterbi*: struttura e contesti di produzione. – 4. I più antichi annali del 1080–1187 e le false donazioni: importanza per la storia della tradizione.

1. Anche se la ricerca storica degli ultimi decenni si è occupata ampiamente della storiografia comunale in Italia nel tardo Medioevo, l'interesse si è perlopiù focalizzato sui grandi comuni dell'Italia settentrionale e della Toscana.[1] La produzione storiografica – comparativamente molto meno cospicua – dei comuni situati più a sud e in particolare dei comuni del Patrimonium Petri ha ottenuto invece finora

---

* Traduzione di Valeria Leoni. Il contributo si basa su una parte della mia tesi di laurea discussa nel febbraio 2009 presso la Freie Universität di Berlino. Ringrazio di cuore Matthias Thumser e Thomas Frank per la preziosa assistenza alla ricerca e per il costante interesse al tema.

[1] Alla ricchissima bibliografia sulla cronachistica comunale si farà riferimento in seguito solo quando sussista un diretto riferimento alla questione. Per un'introduzione al tema e per indicazioni sulla bibliografia precedente si veda soprattutto C. Wickham, The Sense of the Past in Italian Communal Narratives, in: P. Magdalino (a cura di), The Perception of the Past in Twelfth-Century Europe, London and Rio Grande 1991, pp. 173–189; J. W. Busch, Die Mailänder Geschichtsschreibung zwischen Arnulf und Galvaneus Flamma. Die Beschäftigung mit der Vergangenheit im Umfeld einer oberitalienischen Kommune vom späten 12. bis zum frühen 14. Jahrhundert, Münstersche Mittelalter-Schriften 72, München 1997.

ben poca considerazione.[2] Ma anche se le cronache e gli annali di impronta comunale dell'Italia centrale rimangono limitati, esistono comunque opere che per ampiezza e ricchezza informativa possono reggere il confronto con i testi dell'Italia settentrionale.[3] Un esempio è costituito dalla più antica cronaca di Viterbo che potrebbe essere stata prodotta intorno alla metà del XIII secolo e che di seguito sarà indicata in modo analogo alla fonte come *Gesta Viterbi*.[4]

In questo periodo Viterbo rappresentava il centro economico del Lazio settentrionale ed era uno dei comuni più popolosi e politicamente importanti del Patrimonium Petri. Per la posizione strategica ed economicamente vantaggiosa lungo la Via Francigena proveniente da nord, in quanto residenza pontificia e talvolta anche *caput regionis et province Tuscie* imperiale, oltre che, non da ultimo, per il conflitto sempre acceso con la vicina città di Roma, nella prima metà del XIII secolo, e in particolare in occasione del conflitto tra Federico II e la Chiesa di Roma, Viterbo acquistò un rilievo politico sovraregionale.[5] Tuttavia i *Gesta Viterbi* sono stati poco considerati dalla ricerca quale sola fonte

---

[2] Costituiscono un'eccezione i lavori di Anna Imelde Galletti sulla storiografia di Perugia, cfr. A. I. Galletti, Considerazioni per una interpretazione dell'Eulistea, Archivio storico italiano 128 (1970) pp. 305–334; ead., Motivations, modalités, et gestions politiques de la mémoire urbaine, in: J.-P. Genet (a cura di), L'historiographie médievale en Europe. Actes du colloque organisé par la Fondation Européenne de la Science au Centre de Recherches Historiques et Juridiques de l'Université Paris I, 29 mars-1er avril 1989, Paris 1991, pp. 189–197.

[3] L'unica panoramica complessiva sulla storiografia medievale dell'Italia centrale è fornita da E. Cochrane, Historians and Historiography in the Italian Renaissance, Chicago-London 1981, pp. 119–133. Cfr. anche le indicazioni bibliografiche in J.-C. Maire Vigueur, Comuni e signorie in Umbria, Marche e Lazio, in: G. Arnaldi e altri (a cura di), Comuni e signorie nell'Italia nordorientale e centrale: Lazio, Umbria e Marche, Lucca, Storia d'Italia diretta da G. Galasso 7,2, Torino 1987, pp. 587–604.

[4] Così l'indicazione in un verso inserito nella cronaca, cfr. sotto p. 6.

[5] Ancora fondamentali per la storia di Viterbo i lavori di C. Pinzi, Storia della città di Viterbo, 4 voll., Roma-Viterbo 1887–1913; G. Signorelli, Viterbo nella storia della Chiesa, vol. 1, Viterbo 1907. Inoltre N. Kamp, Istituzioni comunali in Viterbo nel Medioevo. Consoli, Podestà, Balivi e Capitani nei secc. XII e XIII, Viterbo 1963; il volume di saggi Atti del Convegno di studio: VII centenario del I conclave (1268–1271), Viterbo [1975]; recentemente A. Pagani, Viterbo nei secoli XI–XIII. Spazio urbano e aristocrazia cittadina, Itinera 2, Roma 2002.

narrativa per la storia di Viterbo in periodo comunale a parte il loro valore per la ricostruzione degli avvenimenti. Questo potrebbe dipendere anche dalla loro complicata tradizione. La cronaca non ci è pervenuta in originale, ma solo attraverso tre testi storiografici del XV secolo, il cui nucleo più antico è rappresentato in tutti e tre i casi proprio dai *Gesta Viterbi*. In occasione dell'edizione di due di queste cronache cittadine tardomedievali, alla fine del XIX secolo, Ignazio Ciampi e Pietro Egidi discussero anche per la prima volta l'intero complesso della storiografia medievale viterbese e il suo inserimento nelle opere del XV secolo pervenuteci.[6]

I *Gesta Viterbi* come unità testuale non furono tuttavia oggetto di nessun'altra indagine critica sulle fonti, così come gli altri testi storiografici contenuti nelle cronache del XV secolo. La situazione non cambiò nemmeno quando Giuseppe Lombardi, nel quadro del progetto di un'edizione complessiva delle tre cronache, un buon secolo dopo si occupò nuovamente della storiografia di Viterbo. Al centro delle sue ricerche vi furono nuovamente soprattutto questioni di storia della trasmissione del testo dal punto di vista dell'intero corpus delle cronache viterbesi.[7]

Una ricerca dedicata ai testi più antichi inseriti nelle cronache del XV secolo, tuttavia, consente non solo di acquisire molteplici conoscenze relative a questi stessi testi e allo specifico quadro dell'epoca in cui ciascuno fu composto, ma anche alla difficile storia dell'elaborazione delle compilazioni successive. Questo contributo persegue quindi due scopi: da un lato si vorrebbero per la prima volta esporre alcune consi-

---

[6] Cfr. I. Ciampi, Prefazione, in: Cronache e statuti della Città di Viterbo, ed. I. Ciampi, Documenti di storia italiana 5, Firenze 1872, pp. v-xlvii; P. Egidi, Relazioni delle croniche viterbesi del secolo XV tra di loro e con le fonti, in: Scritti vari di Filologia. A Ernesto Monaci per l'anno XXV del suo insegnamento gli scolari, Roma 1901, pp. 37–59; id., Prefazione, in: Le croniche di Viterbo scritte da Frate Francesco d'Andrea, ed. P. Egidi, Archivio della Società Romana di Storia Patria 24 (1901) pp. 197–252, 299–371, pp. 197–218.

[7] Cfr. G. Lombardi, Prefazione, in: Francesco d'Andrea, Cronica, ed. P. Egidi, Patrimonium 11, Roma 2002, pp. vii-xvi; id., Cronache e libri di famiglia. Il caso di Viterbo, in: C. Bastia/M. Bolognani (a cura di), La memoria e la città. Scritture storiche tra Medioevo ed Età Moderna, Bologna 1995, S. 407–417; id., Introduzione, in: I ricordi di casa Sacchi (1297–1594), ed. G. Lombardi, Patrimonium 3, Roma 1992.

derazioni sulla struttura interna dei *Gesta Viterbi*, in quanto più antico testo storiografico di Viterbo, con l'intento di illuminare il contesto di produzione della cronaca, ponendo così una base per un ulteriore studio su di essa. D'altro canto si vorrebbe dimostrare, analizzando in modo esemplificativo una parte dei *Gesta Viterbi*, i più antichi annali degli anni 1080–1187 circa, quanto siano complesse le modalità con le quali i primi testi storiografici si intersecano vicendevolmente nelle cronache del XV secolo. In questo contesto ci si soffermerà soprattutto su un aspetto specifico che attraversa alcune parti delle cronache: le presunte donazioni pontificie e imperiali a Viterbo.

2. Nel tardo XV secolo tre cittadini di Viterbo scrissero la storia della loro città natale: Francesco d'Andrea, un frate di cui non si conosce l'ordine di appartenenza (1455), Niccolò della Tuccia, un mercante (1476) e Giovanni di Iuzzo, uno speziale (1479).[8]

---

[8] Gli anni indicati si riferiscono agli ultimi riferimenti cronologici delle cronache. La cronaca di Giovanni di Iuzzo è edita solo per estratti da Ciampi, che la mette a confronto con Niccolò della Tuccia nei casi in cui ravvisa uno scostamento. Essa si trova solo in un unico manoscritto del tardo XVI secolo (Firenze, Biblioteca Riccardiana, ms. 1941, fol. 110r-166v) sotto il titolo *Cronache di Viterbo scritte da Anzillotto, Girolamo, Cola e Giovanni Cobeluzzo*. Il manoscritto contiene anche la cronaca di Niccolò della Tuccia, tuttavia di mano precedente (fine del XV secolo). Le edizioni di riferimento delle cronache di Francesco d'Andrea e Niccolò della Tuccia sono quelle già citate di Pietro Egidi e Ignazio Ciampi (come nota 6 e 7). Una ristampa anastatica dell'edizione di Egidi è stata pubblicata nel 2002 a cura di Giuseppe Lombardi con il titolo *Cronica* (come nota 8). L'edizione di Ciampi non corrisponde sempre ai criteri di una moderna edizione critica e non considera la più antica copia di della Tuccia, anche se incompleta, nel già citato ms. Ricc. 1941. Esistono inoltre altre due edizioni di entrambe le cronache, curate da Francesco Cristofori, che tuttavia sono per molti aspetti inadeguate: Cronaca inedita di Fra Francesco d'Andrea da Viterbo, de' Minori, ed. F. Cristofori, Archivio Storico per le Marche e per l'Umbria 18,4 (1888) pp. 261–338; Cronica di Anzillotto Viterbese dall'anno MCLXIX all'anno MCCLV. Continuata da Nicola di Bartolommeo della Tuccia sino all'anno MCCCCLXXIII, ed. F. Cristofori, Il Buonarrotti 3a ser. 3 (1887–90) pp. 300–312, 337–347, 374–386, 406–415; 4 (1890–94) pp. 12–23, 77–90, 121–132, 161–173, 193–212, 233–246, 269–277, 447–466. Sui punti critici di queste edizioni cfr. Egidi, Prefazione (come nota 7) pp. 200–206 e Lombardi, Cronache (come nota 8) p. 200, nota 6. A questo si aggiunge un'edizione parziale della parte più antica della cronaca di Francesco d'Andrea, che qui interessa: Le cro-

Il periodo considerato in tutte e tre le cronache composte in volgare va dalle origini mitiche di Viterbo fino all'epoca in cui vivono i cronisti stessi e per il periodo fino a circa il 1400 i tre testi risultano sostanzialmente uguali. Questo si spiega in primo luogo con il fatto che i tre cronisti avevano a disposizione secondo le loro indicazioni le stesse fonti.[9] Mentre per il XV secolo utilizzano i ricordi propri di ciascun cronista – nel caso di Francesco d'Andrea i racconti di un testimone anziano dell'epoca di nome *Paolo di Perella* –, Francesco d'Andrea e Giovanni di Iuzzo per il periodo tra il 1255 e il 1394 (Francesco d'Andrea) o 1413 (Giovanni di Iuzzo) indicano come fonti le cronache di un *Gironimo medico* e di un *Cola di Covelluzzo spetiale*.[10] Niccolò della Tuccia, che si affida ai propri ricordi dal 1406, cita anche come fonte *Cola di Covelluzzo*, senza tuttavia precisare quale periodo della sua cronaca riguardi.[11] Né Francesco d'Andrea, né Giovanni di Iuzzo danno indicazioni nel testo dove sia da porre la separazione tra la cronaca del medico Geronimo e quella dello speziale Cola di Covelluzzo. Lo scrittore dell'unico manoscritto conosciuto della cronaca di Iuzzo disponeva probabilmente di tale informazione. In corrispondenza dell'anno 1376 egli aggiunge la nota marginale *Cola de Covelluzzo*, così come anche nella cronaca complessiva egli indica con annotazioni a margine i cambi di fonte di Iuzzo che altrimenti possono essere dedotti dal testo.[12] Entrambi i cronisti vissero e scrissero – come si può ricavare dalle fonti notarili della città – molto probabilmente nel tardo XIV secolo.[13] Questo trova corrispondenza anche con la successione delle no-

---

niche de Viterbo, ed. J. F. Böhmer/A. Huber, in: Heinricus de Diessenhofen und andere Geschichtsquellen Deutschlands im späteren Mittelalter, Fontes rerum Germanicarum 4, Stuttgart 1868, pp. 685–772. Su Niccolò della Tuccia cfr. inoltre P. Viti, Art. ‚della Tuccia', in: DBI 37, pp. 712–714.

9 Sulle seguenti argomentazioni cfr. anche sempre lo schema in appendice.

10 Cfr. Francesco d'Andrea, ed. Egidi, pp. 326s, 360.; Giovanni di Iuzzo (come nota 9), fol. 125r.

11 Cfr. Niccolò della Tuccia, ed. Ciampi, p. 44.

12 Cfr. Giovanni di Iuzzo (come nota 9), fol. 131r.

13 Entrambi appartengono, come anche Giovanni di Iuzzo, ad un'importante famiglia di speziali di Viterbo, cfr. T. Frank, Personengeschichtliche Beiträge zu den Bruderschaften Viterbos im 14. und 15. Jahrhundert, QFIAB 81 (2001) pp. 107–199, pp. 169s ‚Anthonius Cole Cobellutii', p. 174 ‚Anselmus (Iutii) Cobellutii'. Geronimo fu inoltre autore di un trattato medico, prodotto tra il 1352 e il

tizie nel testo, che per gli anni tra il 1255 e il 1320 si limita a pochi dati, perlopiù date di elezione e morte di pontefici, e che anche fino al 1367 presenta solo singole annotazioni. Solo da questo periodo in poi abbiamo un resoconto continuo e dettagliato.

Per il periodo precedente il 1255, infine, tutti e tre i cronisti citano come fonte comune una cronaca di un orefice di nome *Lanzillotto*. Lanzillotto viene nominato per la prima volta da Francesco d'Andrea con riferimento alla nota relativa agli anni 1080/1084, seguita da un verso latino, che dichiara che nel 1244 l'orefice avrebbe composto i suoi *Gesta Viterbi*.[14] I *Gesta* finiscono con il racconto dell'anno 1247, ma comprendono chiaramente notizie che vanno oltre tale termine. Lanzillotto si sarebbe definito, come avverte Francesco d'Andrea segnalando il suo cambio di fonte, come *valentissimo homo*, *bono grammatico* e *bono versificatore*; la sua cronaca scritta su pergamena sarebbe tuttavia stata tagliata per le parti che non riguardavano Viterbo.[15] Un *Ancelloctus aurifex* probabilmente identificabile con questo è rintracciabile nelle fonti notarili di Viterbo tra il 1237 e il 1269, dal 1259 era comproprietario di un mulino.[16] Inoltre *Ancelloctus* non è attestato e soprattutto non appare neppure tra i pubblici ufficiali del Comune.[17]

1362, sui bagni termali di Viterbo: Tractatus de balneis Viterbiensibus, ed. F. Cristofori, in: id., Delle Terme Viterbesi. Memorie e documenti, Siena-Viterbo-Roma 1889, pp. 11–20. Non è possibile ricostruire con precisione i rapporti di parentela. Cola potrebbe essere stato un figlio di Geronimo, un figlio con lo stesso nome è attestato nel testamento del medico, cfr. La „Margarita iurium cleri viterbiensis", ed. C. Buzzi, Miscellanea della Società Romana di Storia Patria 37, Roma 1993, pp. 438–440, doc. 179 (1374 agosto 31). Riconosce il rapporto di parentela con Iuzzo già F. Bussi, Istoria della città di Viterbo, Roma 1742 [ristampa Bologna 1967, Historiae Urbium et Regionum Italiae Rariores XVIII], pp. ix-x.

[14] Francesco d'Andrea, ed. Egidi, p. 222. Se il verso sia contemporaneo o sia stato composto in un successivo stadio di compilazione è da verificare come la sua posizione originaria nella cronica.

[15] Ibid., p. 326.

[16] Cfr. Il „Liber quatuor clavium" del Comune di Viterbo, ed. C. Buzzi, vol. 1, Fonti per la storia dell'Italia medievale, Regesta Chartarum 46, Roma 1998, doc. 6 e 7, 1237 dicembre 6, pp. 7–9 (documento di donazione di *Pisanus aurifex* ai suoi figli già adulti *Ancelloctus* e *Goncalinus*). Una relazione tra Lanzillotto e quell'Ancelloctus fu stabilita da Orioli già nel 1855 in un articolo, che non fu tuttavia considerato dalla ricerca successiva. Cfr. F. Orioli, Di alcuni antichi ore-

Rispetto ai diversi strati della narrazione storica viterbese, Francesco d'Andrea, Niccolò della Tuccia e Giovanni di Iuzzo sostennero di aver compilato i testi in modo autonomo, ciascuno dai rispettivi originali.[18] Come ha dimostrato Pietro Egidi, bisogna escludere che tutti e tre i cronisti disponessero di una propria copia dell'originale.[19] Francesco d'Andrea afferma di aver tagliato in più punti le cronache a sua disposizione e, benché i suoi contemporanei non dichiarino nulla di simile, le circostanze riferite in tutte e tre le cronache coincidono con poche eccezioni. Questo non vale solo per le cronache del XIII e XIV secolo, ma soprattutto per una gran parte del periodo di narrazione che Francesco d'Andrea attribuisce al suo testimone oculare Paolo di Perella. A questo si aggiunge il fatto che i tre cronisti citano le loro fonti quasi in tutti i casi negli stessi punti del testo più o meno con le stesse parole. Accanto ad alcuni altri indizi, infine, sono da considerare più passaggi testuali nella cronaca attribuita a Lanzillotto che sono da ritenere senza dubbio interpolazioni successive, ma che tuttavia compaiono in tutti e tre i cronisti del XV secolo.[20] Egidi formula perciò la

---

fici viterbesi non conosciuti e di alcune opere loro di getto, di cesello e di smalto ancor superstiti: Discorso (Estr. dall'Encicopledia Contemporanea vol. III, disp. 2), 1855. Solo Alba Pagani riprende la tesi nel 2002 nel quadro delle sue ricerche, cfr. Pagani (come nota 6) pp. 238–239 e nota 116, là anche sul mulino.

17 Sulla relazione sempre più sottolineata tra un'attività istituzionale nel Comune e la storiografia comunale cfr. Wickham (come nota 2) p. 175 e la bibliografia ivi citata a nota 7.

18 Sul rilievo dato alla specifica attività di compilazione cfr. Francesco d'Andrea, ed. Egidi, pp. 326s; Niccolò della Tuccia, ed. Ciampi, ad a. 1393, p. 44; Giovanni di Iuzzo (come nota 9) fol. 111r.

19 Per la dettagliata discussione dei punti di seguito solo brevemente riferiti insieme al confronto testuale cfr. Egidi, Relazioni (come nota 7).

20 Ciò che più colpisce in questo caso è lo scambio tra Federico II e suo nonno, la pace di Venezia viene qui descritta in connessione con l'assedio di Viterbo nel 1243, un errore che sicuramente non poteva sfuggire alla penna di un contemporaneo. Cfr. ibid., pp. 40–42. Lo stesso vale per una leggenda, che riconduce la dinastia bizantina dei Paleologi a un soldato mercenario di Viterbo. Cfr. su questo P. Egidi, Intorno a una leggenda viterbese sull'origine dei Paleologi, Archivio della Società Romana di Storia Patria 22 (1899) pp. 539–558. Colpisce molto anche l'esclamazione *et io lo vidi* in occasione della fuga di Innocenzo VII verso Viterbo, che compare nello stesso luogo del testo in Francesco d'Andrea e Niccolò della Tuccia. Cfr. Egidi, Relazioni (come nota 7) pp. 56s.

tesi che, da un lato, vi fu una copia contaminata – probabilmente del XIV secolo – della cronaca del XIII secolo, che nel XV secolo fu presa per l'originale, e che, dall'altro, solo uno dei successivi cronisti, cioè Francesco d'Andrea, aveva davanti a sé questo manoscritto. Gli altri due avrebbero semplicemente copiato l'opera del loro contemporaneo. A favore di Francesco d'Andrea quale compilatore vi è, oltre alla evidente circostanza che la sua cronaca è la più antica, il disordine contenutistico, cronologico e strutturale delle sue notizie proprio nella parte che egli indica essere redazione di un resoconto di un testimone contemporaneo. Lo stesso vale per la crescente scarsità delle notizie; una descrizione dettagliata è riservata solo a quegli avvenimenti ai quali Paolo di Perrella prese parte di persona.

Questo schema di tradizione di Egidi, che si potrebbe difficilmente confutare dato l'odierno stato della ricerca, deve tuttavia perlomeno essere modificato. Già Giuseppe Lombardi nel quadro della sua edizione del libro di famiglia della nobile casa Sacchi di Viterbo ha potuto dimostrare che nelle cronache del XV secolo confluirono notizie anche da questo testo. Certo sembra che anche questo non fosse a disposizione del compilatore in originale, ma in una copia o come parte di una compilazione che risaliva solo al 1399.[21] La tesi di Lombardi, che già il medico Geronimo o Cola de Covelluzzo avessero rielaborato le annotazioni della famiglia Sacchi, fu messa tuttavia nuovamente in discussione, perlomeno per quest'ultimo, da un'ulteriore scoperta di Lombardi. Questo ritrovamento è il frammento di una cronaca redatta in volgare di un certo *Nicola Cobelluzzi* riguardante il lungo conclave del 1268–1272.[22] Nulla di questo frammento si trova tuttavia nelle cronache del XV secolo; il conclave non è in esse neanche menzionato. Se qui non si tratta dei tagli praticati da Francesco d'Andrea e se la cronaca di *Nicola Cobelluzzi* è effettivamente identica alla cronaca del Cola de Covelluzzo citata da d'Andrea, della Tuccia e Iuzzo, questo significa, da un

[21] Cfr. Lombardi, Introduzione (come nota 8) pp. 23–31.

[22] Si trova in una relazione del XVIII secolo sul conclave del 1268–1271 con il titolo *Parte dell'Historia di Viterbo di Pietro Coretini* (Roma, Archivio Doria Pamphilj, Archiviolo, b. 206). Le citazioni ivi contenute dagli *Annali* di *Nicola Cobeluzzi nostro viterbese* furono pubblicate come trascrizione da Giuseppe Lombardi, cfr. Lombardi, Prefazione (come nota 7) pp. XII–XV.

lato, che anche Francesco d'Andrea non disponeva della redazione completa della cronaca di Cola, dall'altro, che anche Cola, che scriveva verso la fine del XIV secolo, aveva a disposizione note più antiche non confluite nel complesso delle cronache viterbesi pervenutoci.[23]

Senza giungere ad una nuova formulazione della storia della tradizione, il sovrapporsi, qui dimostrato, delle notazioni storiche viterbesi confluite nelle cronache del XV secolo, senza essere sempre distinte, dimostra già chiaramente che il modello di tradizione di Egidi, anche se qui deve essere ritenuto come la soluzione più plausibile, non è esente da inesattezze e lacune.[24] Rimane da ricordare che la più antica cronaca conosciuta di Viterbo, i *Gesta Viterbi* attribuiti a Lanzillotto, nonostante più testimoni testuali, fu tramandata attraverso un solo mediatore (Francesco d'Andrea) e che inoltre bisogna presumere almeno un'altra fase di tradizione (probabilmente nel XIV secolo). Quali cambiamenti siano stati apportati al testo nel corso della tradizione, quali riduzioni e aggiunte siano intervenute e in quale stadio della compila-

---

[23] *Nicola Cobelluzzi* potrebbe naturalmente essere anche un avo di Cola con lo stesso nome. Che debbano essere esistiti in una qualche forma resoconti risalenti al XIII secolo è dimostrato anche dall'unico passaggio di una certa ampiezza del tardo XIII secolo, la rivolta del *popolo* del 1281/82. Francesco fa riferimento alla registrazione di tale avvenimento nella posizione cronologicamente corretta, essa nella sua compilazione appare tuttavia proprio alla fine delle cronache di Cola e Geronimo, dopo la nota dell'anno 1394. Si potrebbe pensare ad una relazione tra questo resoconto molto dettagliato con le notizie relative al conclave. Cfr. Francesco d'Andrea, ed. Egidi, pp. 330, 357–360.

[24] Nel manoscritto di Iuzzo si trova inoltre una variante che per la sua importanza per la trasmissione del testo deve essere analizzata criticamente, il fatto che si riconosca rispettivamente la fine della cronaca di Geronimo e l'inizio della cronica di Cola (cfr. sopra p. 5, con nota 12). Se questa informazione fosse infatti a disposizione solo di Iuzzo – cosa che non necessariamente lo richiamerebbe in gioco come redattore originario, ma porrebbe in una nuova luce perlomeno la sua conoscenza dei testi compilati – o se essa fosse presente anche nel manoscritto originario di d'Andrea e manchi solo nell'unica copia conosciuta, non è possibile verificare considerando la tradizione in unico esemplare di entrambe le cronache. Nonostante tutti i dubbi viene di seguito considerato come base testuale Francesco d'Andrea, senza ignorare scostamenti rilevanti per le questioni da noi affrontate negli altri due redattori.

zione esso sia giunto agli autori successivi rimane in larga misura da definire. Questi vuoti nella nostra conoscenza devono essere tenuti presenti nella valutazione del testo e impediscono di formulare affermazioni sicure. D'altro canto, essi non sono motivo sufficiente per non esaminare più da vicino i *Gesta Viterbi* come testo autonomo, poiché un'analisi più approfondita del testo permette un ulteriore ampliamento del ventaglio degli strati di compilazione conosciuti.

3. Il più antico nucleo identificabile della storiografia di Viterbo consiste quindi in una cronaca in stile annalistico, che un orefice di nome Lanzillotto iniziò a scrivere nel 1244. Essa comprende registrazioni dal 1080 al 1247; mentre le notizie fino al 1187 sono molto scarne, gli anni tra il 1243 e il 1247 invece forzano quasi la cornice annalistica a causa della loro ampiezza.[25] Le leggende della fondazione che precedono la prima narrazione annalistica in una *Fundatio* sono in parte sicuramente, in parte presumibilmente aggiunte successive.[26] Ma anche la cronaca del XIII secolo, così come ci è stata trasmessa, dovette necessariamente – come impone già l'ampiezza del periodo considerato – richiamarsi a note e testi precedenti. Dal momento che i *Gesta Viterbi*, a parte il loro inserimento nei testi del XV secolo, nell'insieme non sono mai stati considerati dalla ricerca, manca un'identificazione precisa di queste fonti e di conseguenza qualunque analisi sul modo di lavorare del cronista, sul processo di compilazione e sui differenti contesti di produzione della cronaca. Si formuleranno quindi alcune prime rifles-

---

[25] La datazione degli editori del XIX secolo al 1254 deriva esclusivamente dall'inizio delle cronache che seguono di Geronimo medico e Cola del Covelluzzo. Cfr. Egidi, Relazioni (come nota 7) p. 39; id., Prefazione (come nota 7) p. 207. Ciampi, Prefazione (come nota 7) p. xvii; A. Huber, Vorrede, in: Heinricus de Diessenhofen (come nota 9) pp. lxviiis.

[26] Cfr. sulla saga di Noè, che è tratta dalla *Fiorita* di Armannino Giudice (1325), D. Ribeca, L'autore del mito della fondazione di Viterbo: Lanzillotto o Armannino Giudice?, Biblioteca e società 28,4 (1994) pp. 20–23. Per la leggenda di Ercole non vi è una diretta dipendenza testuale, anch'essa tuttavia sembra essere stata preposta, in un momento successivo, al testo relativo al primo anno e alla narrazione in esso contenuta della terza ‚Fundatio' di Viterbo da parte dei cittadini di Arezzo e Tivoli. Questa tesi viene confermata anche dalle note marginali in Iuzzo che verso il 1080 segnalano un cambiamento di fonti, cfr. vgl. Giovanni di Iuzzo (come nota 9), fol. 111v.

sioni che, in particolare, riguarderanno le più antiche memorie del Comune all'interno della cronaca, i più antichi annali dal 1080 al 1187 circa. Con il tardo XII secolo si determina infatti nel testo stesso una prima cesura, che rimanda a diversi contesti di composizione delle notazioni precedenti e successive al 1187.

Esaminiamo innanzitutto le parti più tarde dei *Gesta Viterbi*. Dall'anno 1187 le notizie sulla storia del Comune di Viterbo si avvicinano molto alla nota cronachistica comunale dell'Italia centro-settentrionale. Consistono in resoconti prodotti in modo estemporaneo e vicino nel tempo che, con l'occhio puntato sul Comune come soggetto della narrazione storica – attori sono i *Viterbesi* o *Viterbo* stessa –, segnalano i successi militari del Comune, l'espansione del suo contado e lo sviluppo di Viterbo nel conflitto, che coinvolge l'Italia centrale, tra l'imperatore, il papa e Roma. Soprattutto dagli anni Venti del XIII secolo emerge sullo sfondo un'altra costante della vita urbana, le lotte tra fazioni all'interno della città, che vengono descritte dettagliatamente. Mentre questi annali comunali dal 1187 possono quindi essere inseriti senza difficoltà nel contesto della nota storiografia comunale, questo non vale del tutto per le altre parti della cronaca. Ciò risulta chiaro nel *Lamento de Ghottifredo e di Lanzillotto*, diviso in due parti, con i titoli in latino *De nequitia civium Viterbii* e *De fortuna Viterbii*, che interrompe gli annali all'anno 1242. Contrariamente a quanto sostenuto dalla ricerca meno recente, che volle attribuire almeno in parte il Lamento a Goffredo di Viterbo, il testo rappresenta piuttosto uno scritto polemico composto nella forma di una profezia politica. Esso sembra essere stato prodotto in seguito all'impressione della gravissima sconfitta di Viterbo contro Roma nel 1233 e non è da escludere che, conformemente al suo genere, sia stato attribuito a Goffredo.[27] Anche le cinque notazioni suc-

[27] Egidi mise in dubbio l'attribuzione al cappellano imperiale così come Georg Waitz, che tuttavia pubblicò il Lamento sotto il nome di Goffredo, cfr. Gotifredi Viterbiensis Lamentatio Viterbiensis, ed. G. Waitz, MGH SS 22, Hannover 1872, pp. 374–375. Senza poterci diffondere in dettagli in questa sede, depongono a favore della datazione al 1233/34 i fatti storici menzionati nel testo e le situazioni incriminate – le pressanti battaglie tra fazioni e il coinvolgimento che derivava anche da questo per Viterbo nelle relazioni poco chiare e continuamente mutevoli tra imperatore, papa e Roma, che alla fine portarono al patto di resa del 1233, molto pesante per Viterbo. Cfr. su questo R. Manselli, Viterbo al

cessive dal 1243 al 1247 differiscono in modo significativo dagli annali precedenti sia per la loro ampiezza – i cinque anni qui descritti occupano infatti più spazio delle altre parti della cronaca nel loro insieme – sia anche per gli aspetti contenutistici e formali. Si tratta del racconto di un testimone oculare del grande assedio di Viterbo da parte di Federico II, della successiva grave carestia e del nuovo capovolgimento di fronte a favore dell'imperatore. Questo risulta chiaro non solo per l'esplicito cenno alla testimonianza oculare di Lanzillotto, ma anche dal testo stesso che si distingue per l'eccezionale ricchezza di dettagli come per l'insolita vivacità del racconto, lasciando trasparire una consapevolezza dello scrittore per la portata storica di quanto accaduto.[28] Si può quindi ipotizzare in modo del tutto plausibile che il Lamento non sia stato inserito in un unico testo, ma che due testi prodotti in modo autonomo l'uno dall'altro – gli annali comunali e il racconto testimoniale di Lanzillotto – siano stati uniti in una successiva fase di compilazione.[29] Questa tesi si accorderebbe anche con l'anno 1244 citato nel

---

tempo di Federico II, in: Atti del Convegno (come nota 6) pp. 12–14; M. Thumser, Rom und der römische Adel in der späten Stauferzeit, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 81, Tübingen 1995, pp. 266–268. Sul genere della profezia politica non vi è quasi bibliografia, cfr. i non recenti lavori di A. Messini, Profetismo e profezie ritmiche italiane, in: D. C. West (a cura di), Joachim of Fiore in Christian Thought. Essays of the Influence of the Calabrian Prophet, vol. 1, New York 1975, pp. 169–208, pp. 185–187; A. Medin, Caratteri e forme della poesia storico-politica italiana sino a tutto il secolo XVI, Padova 1897, pp. 26–28; G. Volpi, Storia letteraria d'Italia. Il Trecento, Milano 1897/1898, p. 224. Una raccolta vasta di tali profezie è stata pubblicata da O. Holder-Egger, Italienische Prophetien des 13. Jahrhunderts, NA 15 (1890) pp. 141–178; NA 30 (1905) pp. 321–386; NA 33 (1908) pp. 95–187.

[28] Fondamentale sull'assedio ancora E. Winkelmann, Der Kampf um Viterbo, in: Historische Aufsätze dem Andenken an Georg Waitz gewidmet, Hannover 1886, pp. 277–305. La narrazione di Lancillotto è confermata nei punti salienti da altre fonti, in particolare dalla cosiddetta *Relatio*, una relazione altrettanto dettagliata, anche se di tutt'altro tono redatta nell'ambiente di Raniero di Viterbo. Cfr. Acta imperii inedita I, ed. E. Winkelmann, Innsbruck 1880, pp. 546–553, nr. 693.

[29] Anche se in questo caso bisognerebbe chiedersi come si spiega la continuità cronologica delle notizie, dato che gli annali comunali finiscono nel 1242, il racconto di Lancillotto comincia nel 1243. Un'interruzione degli annali proprio in quel determinato momento è tuttavia facilmente immaginabile considerando le

verso come inizio della redazione di Lanzillotto che avrebbe preso la penna sotto l'impressione dell'assedio da poco vissuto. Questo racconto testimoniale quindi – interrotto da un evidente scambio tra Federico II e Barbarossa dovuto ad uno stadio di compilazione successivo – fu completato da un'inserzione piuttosto lunga che si collega senza indicazione di anno. Essa comincia con le significative parole *Hora comincia la città di Viterbo a ricogliere un pocho el fiato* e consiste sostanzialmente in una rappresentazione della grandezza comunale di Viterbo nel momento in cui essa fu redatta. Si dà conto di una grande impresa cittadina per l'edificazione di un nuovo centro urbano e della grandezza del contado con i suoi confini. Le iniziative costruttive qui citate furono attuate dal 1264, il resoconto deve quindi essere successivo a questa data.[30] Queste notizie conclusive della cronaca, di seguito indicate come appendices, quindi non solo rettificano la data finale dei *Gesta Viterbi* al 1254 proposta da Egidi e Ciampi,[31] ma ci autorizzano a porci nuovamente il problema della paternità della cronaca. È infatti pensabile che Lanzillotto, che descrive in modo molto dettagliato gli anni del conflitto con Federico II, solo dopo il 1264 abbia ripreso in mano la penna per aggiungere due annotazioni in sostanza piuttosto sommarie sul contado e sulle iniziative edilizie del Comune?[32] Non si deve piuttosto pensare che Lanzillotto sia l'autore solamente del racconto testimoniale, che fu in seguito accostato da un compilatore sconosciuto – che chiaramente non sentiva alcuna esigenza di riprendere la narrazione storica condotta prima di lui – insieme con gli annali comunali, il lamento e le appendices a questa cronaca? L'attribuzione della cronaca nel suo insieme a Lanzillotto potrebbe essere dovuta ad una successiva fase di compilazione. Questo schema delle fasi di com-

---

circostanze esterne (l'avvicendamento al soglio pontificio con una sostituzione dei gruppi dirigenti, lo stesso assedio e la successiva grave carestia).

30 Sull'avvio delle opere edilizie cfr. Pinzi II (come nota 6) pp. 138–147.

31 Egidi avverte in apparato che le iniziative edilizie sono da datarsi al 1264, la loro datazione al 1254 in un altro punto sembra quindi derivare da una distrazione, cfr. Francesco d'Andrea, ed. Egidi, p. 325, nota 3. Niccolò della Tuccia aggiunge alla registrazione: *E questo fu nel 1268*, cfr. Niccolò della Tuccia, ed. Ciampi, p. 30.

32 L'orefice *Ancilloctus* è documentabile ancora nel 1269, cfr. le indicazioni a nota 16.

pilazione corrisponderebbe al contesto nel quale si dovrebbe collocare una tale iniziativa. Negli anni Sessanta del XIII secolo Viterbo si trovava all'apice del suo sviluppo comunale ed aveva raggiunto – come ha affermato Norbert Kamp – la sua „prima e unica grandezza".[33] Già dagli anni Cinquanta del XIII secolo il Comune era impegnato a ordinare, archiviare, copiare e rendere disponibili attraverso ‚fascicoli-dossier' organizzati tematicamente i propri titoli giuridici, contratti e privilegi, insomma il suo patrimonio di scritture giuridicamente e politicamente rilevanti, come ha dimostrato Cristina Carbonetti Vendittelli.[34] Se nel contesto, o perlomeno nello spirito, di questa attività di ordinamento ad ampio raggio sia stata compilata la memoria comunale, la ‚storia' del Comune, e sia stata così unita in un complesso narrativo con una rappresentazione d'insieme della grandezza comunale dell'epoca, rendendola quindi utilizzabile, rimane un'ipotesi che può tuttavia essere facilmente immaginata.

4. Rimane da considerare il più antico periodo di narrazione della cronaca, gli annali degli anni 1080–1187. Questi più antichi annali sembrano dimostrare in modo esemplare quanto sia stata complessa la storia della tradizione dei *Gesta Viterbi* e con essa quella della produzione delle successive compilazioni. Se pure essi sono attribuiti da Francesco d'Andrea, Niccolò della Tuccia e Giovanni di Iuzzo in modo inequivocabile ai *Gesta Viterbi*, diviene tuttavia presto chiaro che essi non sono da annoverare tra gli annali comunali, dai quali essi differiscono in alcuni punti significativi. Innanzitutto le notazioni qui segnate sono eccezionalmente esigue: nonostante il testo per la sua ricchezza comunichi a prima vista l'impressione di essere dettagliato e coerente, tuttavia esso

[33] N. Kamp, Viterbo nella seconda metà del Duecento, in: Atti del Convegno (come nota 6) pp. 113–132, p. 113.

[34] Cfr. C. Carbonetti Vendittelli, Documenti su libro. L'attività documentaria del comune di Viterbo nel Duecento, Fonti per la storia dell'Italia medievale Subsidia 4, Roma 1996; ead., I *libri iurium* di Viterbo, in: Comuni e memoria storica. Alle origini del comune di Genova. Atti del Convegno di Studio, Genova, 24–26 settembre 2001, Atti della società ligure di storia patria 116,1 (2002) pp. 113–148. Allo stesso tempo, tra 1250 e 1251, fu prodotta anche una nuova redazione degli statuti cittadini: Lo statuto di Viterbo del MCCLI-LII, ed. P. Egidi, in: V. Federici (a cura di), Statuti della Provincia Romana, Fonti per la storia d'Italia 69, Roma 1930, pp. 29–282.

considera in particolare solo alcuni anni. Per quanto riguarda l'XI secolo, accanto agli ‚anni di fondazione' della città 1080 e 1084, compare solo il 1095. Per il XII secolo gli annali iniziano solo con il conflitto con la vicina città di Ferento (1169–1172), cui segue una lacuna; dopo una riga riferita al 1180 il testo prosegue solo dal 1187 senza interruzioni. Queste poche registrazioni pongono in aggiunta un altro problema. Nella maggiore parte dei casi, per quanto è stato possibile verificare, esse non sono attendibili. Questo riguarda datazioni divergenti e le identificazioni di papi regolarmente sbagliate, così come l'introduzione di un fittizio imperatore *Felice*, che nella cronaca regnò dalla morte di Barbarossa posta nel 1172 fino al suo stesso decesso nel 1174, fu incoronato imperatore, inviò legati a Viterbo, fece donazioni e perdonò ufficialmente la distruzione di Ferento. Solo dopo la sua morte Enrico VI gli succede nella serie degli imperatori. Inoltre i *Viterbesi* appaiono solo raramente come soggetti attivi, sono molto più spesso destinatari passivi di donazioni e privilegi, la città come ente astratto viene assoggettata a pretese di dominio,[35] viene donata come dote[36] e alienata con un contratto.[37]

Bisogna quindi dedurre che i più antichi annali dall'anno 1080 al 1187 non si rifanno per niente o solo in parte a più antichi resoconti. Essi furono piuttosto redatti ad una considerevole distanza di tempo, motivo per cui si introdussero le differenti false datazioni e incongruenze storiche.

Tuttavia l'estensore dei più antichi annali dovette avere a disposizione anche per questo periodo diverse fonti, grazie alle quali egli ricostruì la storia del Comune. Un racconto completamente di fantasia o – più probabilmente – da ricondurre alla tradizione orale del luogo è ipo-

---

[35] Francesco d'Andrea, ed. Egidi, ad a. 1170, p. 223: ... *et in questo modo fu soctoposto [Viterbo] alla sedia imperiale* ...

[36] Ibid., ad a. 1171, p. 224: *Poi [Federico] donò la decta città de Viterbo ad uno suo figliolo chiamato Enricho, et fello acciò che fusse fondo dotale de madonna Gostanza moglie del dicto Enricho.*

[37] Ibid., p. 228: *Hora el dicto Enricho per havere la corona dello imperio dal papa Celestino romano, donò al dicto papa Viterbo e Toscanella, e in questo modo pervenne nelle mani della Chiesa e del papa* ... La registrazione segue senza indicazione di anno, l'attribuzione all'anno 1174 che precede è da mettere in dubbio.

tizzabile solo per singoli passi che riferiscono racconti leggendari. Tra questi sono certo da annoverare anche riferimenti ad avvenimenti della storia universale, in primo luogo della storia dell'Impero.[38] Le rimanenti notizie, nonostante il loro alto tasso di imperfezione, si dimostrano troppo specifiche per essere riconducibili ad una tradizione esclusivamente orale. Un primo gruppo di queste notizie riguarda imprese costruttive cittadine, l'edificazione della chiesa di S. Maria Nuova, datata al 1080, l'erezione della prima cerchia di mura cittadine nel 1095 e un epitaffio collocato sotto Eugenio III che nella cronaca viene citato alla lettera sotto l'anno 1174. Queste informazioni traggono origine con alta probabilità dalle fonti epigrafiche di Viterbo.[39]

---

[38] Tali sono ad esempio le *sei nobilità* di Viterbo, dove, accanto ad altre si narra la leggenda tramandatasi fino ad oggi a Viterbo della bella Galiana, una sorta di Elena viterbese, cfr. Francesco d'Andrea, ed. Egidi, pp. 227s. Sulla leggenda di Galiana si veda anche A. Carosi, La bella Galiana. Storia e leggenda, in: A. Emiliozzi (a cura di), Il sarcofago romano dal monumento rinascimentale della bella Galiana a Viterbo, Viterbo 1995, pp. 11–22. Lo sviluppo del Comune cittadino viene restituito nella cronaca in modo corretto nelle sue linee essenziali, anche se la successione cronologica non è esatta, cfr. A. Lanconelli, Dal *castrum* alla *civitas*: Il territorio di Viterbo tra VIII e XI secolo, Società e storia 56 (1992) pp. 245–266; Pagani (come nota 6) pp. 37–53. Lo stesso vale per le notizie sulla storia dell'Impero: la morte di Barbarossa e la spedizione di Enrico in Sicilia sono nella sostanza corrette, anche se datate in modo erroneo. A questa ‚cultura generale' del cronista si può probabilmente ricondurre anche la notizia sul primo insediamento a Viterbo che si fonderebbe sulla supposta distruzione di Arezzo da parte di Enrico III (sic!) nel 1084 e la conseguente necessaria emigrazione degli *Aretini*. Questa potrebbe rappresentare un riflesso della distruzione di Arezzo da parte di Enrico V nel 1110, cfr. Signorelli, Viterbo I (come nota 6) pp. 110s., nota 9.

[39] Oltre all'epitaffio citato riportato alla lettera (Francesco d'Andrea, ed. Egidi, pp. 226) anche il testo sulle mura corrisponde in modo sorprendente alla seconda parte di questa iscrizione, che allora era collocata presso porta Sonsa e che risale probabilmente agli anni 1145–1153, quando le mura furono rafforzate e restaurate: ibid., p. 223: *El fondatore fu Ranieri Muntio e Pietro, per lo comandamento del consulo con voluntà di tutto el populo, anno Domini 1095, tempore Enricus quintus .V. imperatori, nel tempo di papa Pascale secondo toscano*. L'iscrizione è riprodotta in A. Carosi, Le epigrafi medievali di Viterbo (secc.VI–XV), Viterbo 1986, p. 20: † ANNO AB INCARN(ATIONE) D(OMI)NI ·M·L·X·X·X·X·V· HEC PORTA FUN / DATA EST P(RE)SIDENTE D(OMI)NO PASCAL(E) P(A)P(A) INP(ER)ANTE ENRICO / P(ER)FECTA V(ER)O EST T(EM)P(O)R(E) D(OMI)NI EUGENII P(A)P(E) EDIFICATORES

Un altro nucleo riferisce della distruzione della rivale Ferento da parte di Viterbo negli anni 1169–1172, un avvenimento che garantì la preminenza regionale della città nei decenni successivi. Dietro queste notizie si potrebbero infatti immaginare più antichi resoconti della città, come lascia pensare la descrizione molto succinta ma precisa nelle datazioni delle vicende militari, ma anche la mancanza di fonti specifiche dalle quali un compilatore avrebbe potuto trarre queste informazioni.[40] Inserite in questa parte vi sono parecchie notizie relative a donazioni e concessioni di privilegi di Barbarossa e dell'imperatore di fantasia Felice, che devono essere valutate come un gruppo specifico. A questo apparterrebbero anche due altre registrazioni relative a donazioni pontificie.

Questo insieme, costituito da sei registrazioni, relative a privilegi e donazioni imperiali e pontificie, presenta alcuni enigmi. Oltre alla concessione di un *vexillum* imperiale e all'assoluzione per la distruzione di Ferento emanate da Barbarossa, esse riguardano esclusivamente importanti castelli nei dintorni di Viterbo. L'acquisizione di essi nel XII e alla fine del XIII secolo contribuì in modo significativo all'ampliamento del contado viterbese e nel loro insieme essi rappresentarono una sorta di zoccolo duro dei possedimenti di Viterbo.[41] Comunque le prerogative della città su questi castelli non dipendevano in nessun caso da donazioni imperiali o pontificie, ma – secondo il ben noto meccanismo di co-

---

FUERUNT / RAINERIUS MINCIO ET PETRUS EX P(RE)CEPTO CONSULUM ET TOTIUS P(O)P(U)LI ...
La data di costruzione della chiesa di S. Maria è senza dubbio più antica di quanto indicato nella cronaca (cfr. Francesco d'Andrea, ed. Egidi, p. 223), essa nel 1080 fu donata ad un gruppo di canonici di Viterbo. Il testo del documento della donazione fu eternato nell'anno successivo su una lapide nella chiesa, recante l'anno di datazione del documento. Entrambe le iscrizioni appartengono alle più antiche testimonianze epigrafiche conservatesi nello spazio pubblico cittadino, cfr. Carosi, Epigrafi, pp. 14–23.

40 Solo in queste quattro registrazioni i *Viterbesi* sono menzionati come attori. Sul conflitto con Ferento cfr. Pinzi I (come nota 6) pp. 165–179. Per gli avvenimenti militari come spunti iniziali della storiografia cittadina cfr. ad esempio Wickham (come nota 2) p. 187.

41 Una panoramica concisa sul contado viterbese „creato dal nulla" è data da Maire Vigueur (come nota 4) pp. 441s. Là anche in generale sulla costruzione del contado attraverso i più diversi patti e sottomissioni.

struzione del contado – esclusivamente da concessioni dei precedenti signori, in genere nobili.[42]

Il primo gruppo di donazioni riguarda tutta una serie di castelli che sarebbero stati assegnati alla città – secondo la cronaca – da Federico Barbarossa in occasione della sua visita nel 1170: ... *et dicto Federigo donò al communo de Viterbo Monte Munistero, Altecto, Sancto Iuvenale, et el castello di Sancto Archangelo. Anche li donò Vetralla et la roccha di Rispampani, Luni, Beassenzo, Mazzano, Planzano et Castri Lupardi.*[43] Nessuna di queste concessioni fu effettuata da Federico I, la permanenza dell'imperatore a Viterbo avvenne infatti tre anni prima, nel 1167.

Il 1170 menzionato nella cronaca come anno di donazione si accorda tuttavia con l'effettiva presa di possesso dei castelli che sono nominati nel secondo passo del racconto citato. In questo anno – *temporibus domini Calixti tertii pape et domini Federici Romanorum imperatoris augusti – Guitto comes Vetralle* attribuisce al Comune la metà della fortificazione, del luogo e del territorio di Vetralla, così come *arcem Respampine et castrum Luni et [medietatem] Bisentii et Marani et Plançani et Caçilinprandi.*[44] La cronaca coincide quindi con il documento per quanto riguarda l'ordine con il quale sono enumerate le località, cosa che non può certo essere una coincidenza per sette nomi. Lo stesso vale per le quattro donazioni prima citate, che la cronaca attribuisce a Barbarossa. Anche queste si trovano esattamente nella stessa successione in un documento di donazione di un *comes Farulfus de Monte Monasterio*, che il 20 maggio 1141 assegna al Comune di Viterbo *castrum Monasterii, castrum Alteti, castrum Sancti Iovenalis*

---

[42] Cfr. A. Lanconelli, La terra buona. Produzione, tecniche e rapporti di lavoro nell'agro viterbese fra Due e Trecento, Biblioteca di storia agraria medievale 11, Bologna 1994, pp. 21–34.

[43] Francesco d'Andrea, ed. Egidi, ad a. 1170, p. 223.

[44] 1170 agosto 24, ed. C. Carbonetti Vendittelli, Margheritella. Il più antico *liber iurium* del comune di Viterbo, Fonti per la storia dell'Italia medievale Antiquitates 6, Roma 1997, doc. 21, pp. 43–47. Cfr. qui e in seguito anche le indicazioni lì fornite ad altre edizioni e bibliografia. Per tutti i castelli cfr. anche Lanconelli (come nota 43) pp. 28–34 così come G. Silvestrelli, Città, Castelli e terre della regione romana. Ricerche di storia medioevale e moderna sino all'anno 1800, 2 voll., Roma ²1940; S. Conti, Le sedi umane abbandonate nel Patrimonio di S. Pietro, Comitato dei geografi italiani 5, Firenze 1980.

et castrum Sancti Archangeli. La datazione con una falsa indizione e un falso pontefice rivela che questo documento è una falsificazione successiva; questo spiega probabilmente il motivo per cui la cronaca riporta solo la serie dei castelli e non l'anno e il pontefice. In un secondo documento con lo stesso oggetto la figlia di Farulfo, *Clera*, conferma le donazioni del padre; si tratta anche in questo caso di un falso. Entrambi i documenti furono prodotti probabilmente nel 1259, nel corso di una controversia giurisdizionale con i prefetti di Vico proprio su quel castello di San Giovenale.[45]

Le falsificazioni furono inoltre abilmente accordate con tre documenti di concessione autentici della *comitissa Clera* (o *Kiera*) *filia comitis Farolfi*, che nel 1188 assegna al Comune i diritti sui castelli di Monte Monastero e Barbarano, confermando tale concessione nuovamente nel 1196.[46] Sul Monte Monastero sussisteva quindi una documentata pretesa del Comune, che chiaramente doveva risultare ulteriormente rafforzata dalle falsificazioni. Nella cronaca Monte Monastero viene sì, corrispondente alla datazione nel documento falso, conside-

---

[45] Cfr. C. Carbonetti Vendittelli/M. C. Vendittelli, Falsi documenti ‚autentici' nelle Margherite Viterbesi. Un caso di falsificazione operato dal comune di Viterbo alla metà del XIII secolo, Archivio della Società Romana di Storia Patria 116 (1993) pp. 75–112, là anche l'edizione. È certo possibile che vi fosse un'altra, precedente tradizione delle donazioni di Farolfo, anche se il discusso documento fu prodotto solo nel 1259. Così stabiliscono gli statuti già nella redazione del 1251–52: *Item teneantur, sindici Comunis, nomine eiusdem Comunis, repetere castrum Sancti Iovenalis et eius possesionem cum omnibus suis iuribus, quod dicitur fuisse olim comitis Farulfi …* , cfr. Lo statuto di Viterbo del MCCLI-LII, ed. Egidi (come nota 35) p. 110, nr. 37. La produzione dei falsi non implica necessariamente che non vi sia stata alcuna concessione da parte di Guitto, probabilmente si tratta infatti di un'usurpazione da parte dei prefetti, cfr. Carbonetti Vendittelli, Falsi, p. 98. Sulla famiglia di Vico e il suo importante ruolo nel territorio di Viterbo e in rapporto allo stesso Comune cfr. C. Calisse, I Prefetti di Vico, Archivio della Società Romana di Storia Patria 10 (1887) pp. 1–136, 353–594.

[46] 1188 gennaio 21, ed. Carbonetti Vendittelli (come nota 45) pp. 74ss., doc. 29; 1196 agosto 6, ed. ibid., pp. 41ss., doc. 20. Nell'anno successivo (1197) entrambi i castelli passarono a titolo di dote al futuro marito di Chiara, i diritti di possesso rimasero al Comune come attesta il patto concluso in questa occasione tra Viterbo e Uffreduccio Rainaldi: 1197 ottobre 22, ed. ibid., pp. 62–66, doc. 25.

rata una donazione del Barbarossa, tuttavia compare ancora in un passo successivo, in una registrazione senza una chiara indicazione di anno. Essa si trova tra la lunga narrazione delle leggendarie *sei nobilità* di Viterbo, che si collega all'annotazione relativa all'anno 1174, e al resoconto dell'anno 1180. Qui si dice: *Ora el dicto papa Celestino havendo la signoria de Viterbo riconfermô el castello di Monte Munistero, et donolli Barbarano.*[47] Monte Monistero e Barbarano sono citate anche qui insieme come nella tradizione documentaria e attribuite a un pontefice, il cui pontificato è utilizzato quale riferimento nella datazione non nel primo documento del 1188, ma nei due successivi del 1196 e 1197.

Un secondo gruppo di privilegi è attribuito nella cronaca a Federico Barbarossa, che nel 1172 avrebbe concesso a Viterbo il castello Giugnanello e *entrando in Viterbo* anche il *vexillum* imperiale. Se pure l'imperatore nel 1172 non si trovava a Viterbo, tuttavia entrambe le concessioni si possono ricondurre a documenti dello stesso anno. Il *castrum Iulganelli* si sottomise il 4 gennaio 1172 *temporibus Frederici Dei gratia Romanorum imperatoris augusti*, la concessione del vessillo imperiale si trova in un diploma del legato imperiale Cristiano di Magonza del marzo 1172.[48]

Cristiano di Magonza è anche colui che in un documento del 13 febbraio 1174 stabilisce l'assoluzione di Viterbo dal bando inflitto in occasione della distruzione di Ferento.[49] Questa assoluzione è citata anche nella cronaca sotto questo anno, tuttavia è attribuita a un legato

---

[47] Francesco d'Andrea, ed. Egidi, p. 228.

[48] Giugnanello: 1172 gennaio 4, Viterbo, Biblioteca comunale degli Ardenti, Fondo dell'archivio comunale di Viterbo (in seguito ACV), perg. 10. Diploma di Cristiano di Magonza: 1172 marzo 19, ed. Carbonetti Vendittelli (come nota 45) pp. 13–17, doc. 6. Se il corrispondente documento sia effettivamente la concessione di un *vexillum*, come viene messo in dubbio da Egidi e Orioli, non cambia nulla riguardo all'evidente relazione tra il documento e la cronaca, cfr. Francesco D'Andrea, ed. Egidi, p. 224, nota 1.

[49] 1174 febbraio 13, ed. Carbonetti Vendittelli (come nota 45) pp. 17–22, doc. 7. Su questo documento anche P. Herde, Die Urkunde des Erzbischofs Christian von Mainz für Viterbo vom 13. Februar 1174. Beiträge zur Geschichte seiner Tätigkeit als Reichslegat in Italien in den Jahren 1172 bis 1174, Römische Quartalschrift für christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte 57 (1962) pp. 175–188.

dell'imperatore di fantasia *Felice*. Due anni prima Felice avrebbe donato alla città anche un castello, il *Castello di Piero*, che effettivamente giunse in possesso di Viterbo nel novembre 1173 come concessione di un *Conversanus Paganus* e di altri signori *de castro Pieri*.[50]

Un ultimo gruppo di donazioni, infine, riguarda i castelli *Castellardo*, *Cellari e Canino*, che sarebbero stati conferiti alla città – così la cronaca – nel 1180 da *Papa Innocentio terzo di Campagnia*.

Se pure la datazione delle concessioni secondo gli annali cade ancora nel periodo del pontificato di Lando da Sezze come antipapa Innocenzo (III), tuttavia i citati *castra* toccarono a Viterbo solo nell'ottobre 1214. I tre documenti di concessione quasi identici, emanati lo stesso giorno, sono però datati *temporibus Innocentii III pape*. Come la cronaca giunga alla loro datazione, rimane poco chiaro. Se già Cristiano di Magonza nel documento del 13 febbraio 1174 conferma tutti i diritti che i *Lambardi de Castellardo in castellis suis* avrebbero ceduto a Viterbo, sarebbe ipotizzabile una precedente concessione dei castelli, cosa che non spiegherebbe né la datazione al 1180 né la circostanza che qui, contrariamente al documento di Cristiano di Magonza, sono citati per nome tutti e tre i castelli.[51] Le tre concessioni del 1214, però, anche se non sono unite in un documento, si trovano tuttavia raggruppate e nella successione citata nella cronaca in uno dei fascicoli del Comune.[52] Senza che questo possa fornire una sufficiente spiegazione per la falsa datazione, bisogna notare che anche questi tre documenti sono sospettati di essere dei falsi.[53] La cronaca riunisce quindi più gruppi di donazioni che, nonostante ogni scorrettezza delle attribuzioni e in parte delle datazioni, si ritrovano in una forma straordinariamente simile anche nella tradizione documentaria della città.

---

[50] 1173 novembre 25, ACV, Margaritarum tomus primus (in seguito M I), fol. 11r.

[51] 1214 ottobre 27, ACV, M I, f. 37v, 38r, 39v. Può darsi che esistessero più antiche concessioni dei castelli in questione, anche con la relativa documentazione, è tuttavia escluso che possa esservi un documento datato in Viterbo con riferimento a Innocenzo (III). Anche un successivo richiamo al breve pontificato di Lando da Sezze è difficilmente immaginabile. Inoltre il documento 1174 febbraio 13 (come nota 50) cita tutta una serie di ulteriori diritti su castelli e luoghi, non menzionati nella cronaca.

[52] A questo gruppo appartiene anche un'altra concessione, non menzionata nella cronaca, quella del castello di Plandiana, 1214 ottobre 27, ACV, M I, fol. 36r.

[53] Cfr. Carbonetti Vendittelli, Documenti (come nota 35) p. 36, nota 17.

Dal confronto tra le concessioni e il materiale documentario emerge in modo evidente una connessione. La successione delle concessioni non varia in nessun caso rispetto a quella con cui esse erano già raggruppate nelle fonti documentarie. Le donazioni vengono inoltre attribuite agli imperatori o ai pontefici che compaiono nella formula di datazione. Fanno eccezione solo i documenti falsi di Farolfo e di Chiara che già nell'originale nominano un papa sbagliato e quelle attribuite all'imperatore di fantasia *Felice*. Per quale motivo qui si sia data un'altra attribuzione rimane un'ipotesi. Nel primo caso il redattore potrebbe avere avuto dei dubbi sulla datazione del suo testo di riferimento, nel secondo caso si può pensare che egli adattasse il materiale a sua disposizione al filo del racconto. In questo *Felice* succede già nel 1172 come imperatore a Barbarossa che nella cronaca muore in quello stesso anno, di conseguenza egli doveva effettuare anche le citate concessioni. Come il redattore giunga alla sua versione del tutto personale della storia imperiale rimane un mistero.[54] Bisogna quindi dedurre che il compilatore dei più antichi annali avesse a disposizione i citati documenti di concessione in copia o in originale. Questo permette di ritenere che i documenti e i registri del Comune di Viterbo siano stati un'ulteriore fonte del redattore. Un'analisi più precisa di questo patrimonio documentario – studiato in modo esemplare da Cristina Carbonetti Venditelli – fornisce un'altra indicazione. Fino al 1187 tutte le sottomissioni che sono collegate ad una cessione territoriale, attestate da documenti, sono indicate con un'unica eccezione anche nella cronaca.[55] I più antichi documenti che Viterbo possedeva, secondo quanto verificabile, nel XIII secolo consistono in grandissima parte in contratti di acquisto di natura giuridica privata.[56] Accanto ad essi esiste prima del 1187 un

[54] Ciampi ipotizza che Felice possa essere identificato con Filippo di Svevia, cfr. Niccolò della Tuccia, ed. Ciampi, nota 27, pp. 308s. Nel 1195 furono assegnati a Filippo la Tuscia e i beni matildici, nel 1198 ebbe luogo l'elezione a re di Germania gravida di conseguenze. Rimane in dubbio se questo possa essere titolo sufficiente ad inserirlo nella successione imperiale tra Barbarossa ed Enrico VI.

[55] L'eccezione riguarda la cessione di un terzo del porto di Montalto da parte dei *Montaltenses*: 1186 maggio 10, ACV, perg. 15.

[56] Sull'inserimento di questi instrumenta nel contesto dello sviluppo urbano di Viterbo cfr. Lanconelli (come nota 39) pp. 260ss. Il patrimonio documentario di Viterbo è per noi ricostruibile grazie alla circostanza eccezionalmente fortu-

unico instrumentum, il cui contenuto non è riportato nella cronaca, che tuttavia non costituisce una cessione territoriale in senso proprio, ma stabilisce la suddivisione di una foresta tra il Comune e la Chiesa romana.[57] Se si amplia il focus agli altri documenti del XII secolo, come richiede del resto l'inserzione delle concessioni di Chiara (instrumenta del 1188, 1196, 1197), la proporzione si sposta di poco. Altre tre sottomissioni attestate da documenti mancano nella cronaca, quella di Vallerano (1188 settembre), del *castrum Valentani* (1198 febbraio 11) e del *Rainerius Bonifatii dominus castrum Mungnani* (1194 febbraio 23).[58]

Con la dovuta cautela il confronto con la tradizione documentaria disponibile permette così di concludere che il compilatore dei più antichi annali nella sua esposizione del materiale lavorò con una certa sistematicità, pur non risultando a noi completamente chiaro questo modo di procedere. Senza escludere che siano stati applicati criteri di scelta oggi non più accertabili, che riguardano testimoni perduti della tradizione, il contesto di produzione o sistemi non più ricostruibili di conservazione e ordinamento del materiale documentario e su registro, si può perlomeno avanzare un'ipotesi. Balza all'occhio infatti la data 1187. Fino a questo anno tutte le concessioni della tradizione documentaria sono citate anche nella cronaca, d'altro canto risale a questo anno l'annotazione nella quale i Viterbesi superano la loro passività: essi conducono operazioni di guerra e addirittura contro signori del territorio menzionati individualmente; tali registrazioni solo difficilmente potevano essere ricostruite a posteriori.[59] Si potrebbe quindi dedurre che le

---

nata che il Comune nel 1283 produsse un inventario del suo archivio, considerando non solo gli originali, ma anche le copie: Liber memorie omnium privilegiorum et instrumentorum et actorum communis Viterbii (1283), ed. C. Carbonetti Vendittelli, Miscellanea della Società romana di storia patria 34, Roma 1990.

57 1182 ottobre 7, ed. Carbonetti Vendittelli (come nota 45) pp. 71–73, doc. 28.

58 1188 settembre, cfr. con indicazioni di Carbonetti Vendittelli (come nota 57) p. 13, nr. 33; 1198 febbraio 11, cfr. ibid., p. 110, nr. 319, p. 140, nr. 386; 1194 febbraio 23, ed. Carbonetti Vendittelli (come nota 45) pp. 38–41, doc. 19.

59 Francesco d'Andrea, ed. Egidi, pp. 228s. La nota del 1187 è quasi certamente un abbellimento successivo, come dimostrano la menzione di Alessandro III, già defunto nel 1181, e formule insolite per le distaccate descrizioni dei primi

prime notazioni storiografiche del Comune risalgono proprio a questo anno, una ricostruzione da altre fonti era quindi necessaria solo fino a questo termine. Inconciliabile con questo modello è comunque l'indicata connessione con i documenti di donazione della contessa Chiara del 1188, 1196 e 1197. Si può tuttavia argomentare che una parte di queste concessioni, Monte Monistero, attraverso le falsificazioni del 1259 era già affiorata con datazione più precoce nella tradizione documentaria e che il nostro estensore non volle tralasciare i documenti successivi, presumibilmente pertinenti. Del tutto non chiarito rimane l'inserimento delle concessioni del 1214 di Castellardo, Cellaro, Canino e la loro retrodatazione.

Tali questioni aperte non cambiano niente riguardo al fatto che la parte presumibilmente più antica dei *Gesta Viterbi*, i più antichi annali del 1080–1187, furono ricostruiti utilizzando le fonti più diverse: racconti della tradizione probabilmente orale, iscrizioni e non da ultimo anche un particolare gruppo di documenti di Viterbo che per motivi sconosciuti, ma certo per conferire ad essi una maggior forza di legittimazione, furono attribuiti a imperatori e pontefici quali autori delle concessioni. La questione relativa alle ragioni di questa insolita rielaborazione del materiale documentario apre necessariamente un altro ordine di problemi, senza la cui soluzione non è possibile dare una risposta: quando dobbiamo porre il discusso periodo di composizione? Se la ben chiara correlazione dei più antichi annali dal 1080 ai *Gesta Viterbi* depone per una redazione nel XIII secolo e quindi, considerando l'intera compilazione di questa prima cronaca, verso la metà del XIII secolo, però questa correlazione rimane a causa dello stato della tradizione necessariamente poco degna di fiducia.

Due registrazioni successive sollevano ulteriori dubbi. Esse si trovano già – così le cronache del XV secolo – nelle cronache del medico Geronimo e di Cola de Covelluzzo e indicano anche concessioni pontificie. Nel 1265 Clemente IV avrebbe donato al Comune *Cornessa*, nel 1262 Urbano IV avrebbe donato a Viterbo *Colle di Casale* e la piccola

---

anni della cronaca come *che erano tanti [i Romani] che per ogni Viterbese li inimici erano diece et più*. Tuttavia il nucleo della notizia, il riferimento a *Tancredo de Girardo di Guitto* in Valle di Castiglione e probabilmente anche le altre battaglie illustrate sembrano essere elementi troppo specifici per essere stati del tutto ideati solo successivamente.

Isola Marta nel lago di Bolsena.[60] In realtà, Cornossa fu venduta al Comune nel 1262 dai possessori originari. Già nel 1263 tuttavia Urbano IV annullò tale acquisto e intimò al Comune di lasciar cadere le sue pretese su Cornossa e Marta. Dello stesso anno 1262 abbiamo contratti di acquisto per Colle Casale.[61] I diritti su Marta furono ceduti per disposizione del pontefice a Pietro di Vico nel 1247 e in seguito furono contesi tra questo e i conti di Bisenzo. Difficili da rintracciare sono le pretese di Viterbo sull'isola, ma come dimostra l'ordine di Urbano del 1263 esse dovettero senz'altro sussistere.[62] Anche se qui è meno evidente il riferimento al materiale documentario del Comune, entrambe le donazioni sembrano seguire il già noto schema: pretese di possesso del Comune vengono legittimate grazie all'attribuzione delle concessioni ad autorità universali.

Queste due registrazioni portano quindi a due considerazioni significative per quanto riguarda la storia della tradizione. Entrambe le annotazioni del XIII secolo si trovano, secondo le indicazioni fornite dai cronisti successivi, già nelle cronache di Geronimo e di Cola. Questo significa o che le ‚false' concessioni furono aggiunte posteriormente alla cronaca, forse nel XIV o XV secolo, o, nel caso in cui esse siano state prodotte già nel XIII secolo in connessione con la compilazione dei *Gesta Viterbi*, che la separazione ipotizzata tra questo testo e le successive cronache di Geronimo e Cola non è così giustificabile. Ma se le concessioni sono state introdotte solo successivamente nei *Gesta Viterbi*, questo vale presumbilmente per tutto il testo dei più antichi annali degli anni 1080–1187. I *Gesta Viterbi* del XIII secolo consisterebbero in questo caso solo negli annali comunali della fine del XII e inizio

[60] Francesco d'Andrea, ed. Egidi, ad a. 1265, ad a. 1272, p. 329. L'indicazione dell'anno 1272 è una correzione visibile nel manoscritto da 1262, il copista corresse probabilmente in funzione della successione cronologica, senza notare che Urbano IV era già morto nel 1264. Cfr. ibid., nota 3. La datazione al 1256 in Niccolò della Tuccia nell'edizione di Ciampi è dovuta alla copia considerata, il più antico manoscritto (come nota 9), f. 13v segue qui d'Andrea. Cfr. Niccolò della Tuccia, ed. Ciampi, ad a. 1256, p. 31.

[61] Cornossa: 1262 marzo 21, ACV, M I, f. 71v. Cfr. Silvestrelli II (come nota 45) p. 778. Colle Casale: 1262 maggio 17, ACV, perg. 151; 1262 maggio 24, ACV, perg. 152. Cfr. anche Liber memorie, ed. Carbonetti Vendittelli (come nota 57), S. 13, Nr. 34; S. 15f, Nr. 37–41; Silvestrelli II (come nota 45) pp. 674s.

[62] Cfr. ibid., pp. 776s. 1262 marzo 24, ACV, perg. 148.

del XIII secolo, nel Lamento, nel racconto testimoniale di Lanzillotto e nelle appendices. Non si può qui esprimere un giudizio definitivo, ma in entrambi i casi sarebbe interessante indagare quale motivo o anche quale caso abbia portato alla scelta proprio di questi castelli. Se per le concessioni del XII secolo è possibile formulare una spiegazione – si tratta delle più antiche pretese di possesso documentate del Comune –, è meno chiaro il motivo delle supposte concessioni del 1262 e 1265.

Indipendentemente dalla domanda se i più antichi annali della cronaca siano stati prodotti nel XIII secolo o successivamente, è sicuro che nell'insieme essi siano stati redatti solo molto dopo rispetto al periodo di cui narrano. Per questo periodo quindi i fatti in essi raccontati godono di poca affidabilità.[63] Solo il ‚nucleo di Ferento', lo stringato resoconto del conflitto militare con la città vicina negli anni 1169–1172, fa eccezione e dovette già essere fissato per iscritto precedentemente. Questo nucleo rappresenta quindi probabilmente il primo tentativo di una narrazione storica scritta di Viterbo, che in modo più o meno continuato non ci è tramandata prima del 1187.

I più antichi annali con le loro ‚false' donazioni rivelano tuttavia con chiarezza un dato: la storia della tradizione della cronaca è molto più complicata di quanto appaia considerando i cronisti del XV secolo. Anche le grandi ‚fonti unitarie' di queste cronache – i *Gesta Viterbi* attribuiti a Lanzillotto e le cronache di Geronimo e Cola – giunsero ai loro successivi redattori di gran lunga non così intatte come Francesco d'Andrea, Niccolò della Tuccia e Giovanni di Iuzzo suggeriscono. Nel corso del processo della loro trasmissione esse subirono rilevanti modificazioni, intersecandosi in molti modi le une con le altre. Anche se questa molteplicità di strati rende difficile lo studio delle singole parti delle compilazioni nel loro insieme, l'esempio dei *Gesta Viterbi* dimostra che proprio questo modo di procedere può contribuire a delineare i contesti in cui si produsse la storiografia di Viterbo, definendo quindi una struttura per affrontare ulteriori questioni.

---

[63] Questo vale in particolare per le donazioni che sono spesso indicate come riferimento negli studi territoriali o locali sui singoli castelli. Cfr. ad esempio: Conti (come nota 45) p. 87.

APPENDICE

Nuclei testuali della cronaca di Francesco d'Andrea e stadi di redazione dei testi storiografici di Viterbo

La sottostante tabella offre una panoramica complessiva dei singoli nuclei testuali della cronaca di Francesco d'Andrea nella successione con la quale si presentano nel testo. Sono inoltre indicati il periodo cui si riferisce la narrazione (tra parentesi), la presunta data di composizione e lo stadio di redazione al quale il nucleo testuale è probabilmente da ricondurre.

Gli stadi di redazione sicuri e ipotetici (quest'ultimi tra parentesi) dei differenti testi storiografici di Viterbo si possono individuare come indicati in seguito:

GV = Gesta Viterbi. In una prima fase si colloca, probabilmente ancora nel XIII secolo, la compilazione dei *Gesta Viterbi*, che raccoglieva diversi testi più antichi e forniva una notazione conclusiva. Se i più antichi annali con il nucleo di Ferento appaiono in questo o in uno stadio successivo di redazione non è chiaro.

L = cosiddetta cronaca di Lanzillotto. In una seconda fase, probabilmente nel XIV secolo, viene prodotta una copia o compilazione dei *Gesta Viterbi* nella quale sono inserite le interpolazioni individuate da Egidi. In questa fase può essere avvenuta anche l'attribuzione all'orefice Lanzillotto.

GC = cronache di Geronimo medico e Cola di Covelluzzo. Nel XIV secolo si colloca anche la compilazione delle cronache di Geronimo medico e Cola di Covelluzzo. Entrambi sono nominati sempre insieme da Francesco d'Andrea; è quindi probabile che vi sia un testimone testuale comune. Il possibile cambio del redattore in corrispondenza con l'anno 1376 è indicato solamente in una nota marginale nel manoscritto Firenze, Ricc. 1941. Non è possibile desumere se il frammento della cronaca di Nicola Cobelluzzi – che non si trova nel testo di Francesco d'Andrea - facesse parte di queste cronache.

FA = cronaca di Francesco d'Andrea. L'ultimo stadio di redazione infine consiste nella compilazione di Francesco d'Andrea, che probabilmente unì i due grandi blocchi di testo L e GC insieme ad altri testi e memorie. Tra questi innanzitutto la *Fiorita* di Armannino Giudice (1325), i ricordi familiari di *Casa Sacchi* (qui fino al 1399) e le memorie di Paolo di Perella.

Si può pensare anche ad altri stadi intermedi che tuttavia non sono ricostruibili.

Nuclei testuali cronaca Francesco d'Andrea	**Composizione**	**Redazione**
Fundatio	dopo il 1325	(FA)
Lanzillotto:		
Più antichi annali (1080–1187)	dopo il 1265	?
contenente *Nucleo di Ferento* (1169–1172)	1169–1172	?
Annali comunali (1187–1242)	1187–1242	(GV)
Lamento	1233/34	(GV)
Racconto testimoniale (1243–1247)	1244–1247	(GV)
Appendices (dopo il 1264)	dopo il 1264	(GV)
[Interpolazioni]	XIV sec.	(L)
Geronimo medico/Cola di Covelluzzo:		
Geronimo medico (1255–1376?)	fino al 1376?	(GC)
contenente *Donazioni* (1262–1265)	dopo il 1265	?
Cola de Covelluzzo (1376?–1394)	dopo il 1376?	(GC)
Frammento 1281 (1281/82)	dopo il 1282	(GC) o (FA)
Paolo di Perella (1394–1450)	1455 circa	(FA)

ZUSAMMENFASSUNG

Die mittelitalienische Stadt Viterbo gehörte im 13. Jahrhundert zu den bedeutendsten Kommunen des Patrimonium Petri. Die einzige narrative Quelle zur Geschichte der Stadt aus dieser Zeit, die einem Goldschmied namens Lanzillotto zugeschriebenen *Gesta Viterbi*, fand bislang jedoch kaum Beachtung in der Forschung. Dies mag auch an der verwirrenden Überlieferungsgeschichte der Chronik liegen, die nicht im Original, sondern sekundär über drei historiographische Texte des 15. Jahrhunderts tradiert ist. Der Beitrag verfolgt zwei Ziele: Zum einen werden erstmals Überlegungen zum immanenten Aufbau der *Gesta Viterbi* als ältestem Geschichtstext Viterbos angestellt, die Quellen, Redaktionsstufen und Entstehungsumstände der Chronik erkennen lassen und als Grundlage für eine weitere Beschäftigung mit dieser dienen möchten. Zum anderen wird am Beispiel des vermeintlich ältesten Teils der Chronik, den Annalen der Jahre 1080 bis 1187, und der hier versammelten angeblichen päpstlichen und kaiserlichen Schenkungen aufgezeigt, wie komplex die älteren historiographischen Texte in den Chroniken des 15. Jahrhunderts miteinander verwoben wurden.

ABSTRACT

The central Italian city of Viterbo was one of the most significant ‚communes' of the Patrimonium Petri in the 13th century. The only narrative source for the history of the city from this time – the ‚Gesta Viterbi', attributed to a goldsmith called Lanzillotto – has, however, been given little consideration until now. This may be because of the rather confusing nature of the historical records, which are not handed down from the original but rather through the secondary source of three historiographical texts from the 15th century. This paper has two aims: the first is to consider for the first time the inherent structure of the ‚Gesta Viterbi' as the oldest historical text about Viterbo, to explore the sources, the stages of editing which have taken place and the circumstances in which the chronicle was created, and how these investigations may serve as the basis for further treatment of the subject. The other aim is to use what is supposedly the oldest part of the chronicle – the annals of the years 1080 to 1187 containing a list of what are termed papal and imperial gifts – to show the complex way in which the older parts of historiographical accounts in 15th-century chronicles are interwoven.

CIVIDALE E GEMONA

Tre ospizi nel Friuli di età patriarcale e il loro legame con Santo Spirito in Sassia*

di

ELISABETTA SCARTON

La nascita e l'organizzazione dell'ospedale e dell'ordine di Santo Spirito in Sassia nell'ultimo decennio sono stati oggetto di un rinnovato interesse storiografico che ha posto l'attenzione su vari nuclei di ricerca. I principali temi indagati sono l'origine stessa dell'ordine e il suo rapporto coi pontefici; l'ampiezza e il contenuto dei privilegi papali; la gestione delle indulgenze connessa con il ruolo di questuanti e falsari; il proliferare di filiali e affiliazioni in Italia e in Europa.[1] Per la Penisola, i

---

* Nel testo sono state usate le seguenti sigle: ACU = Archivio della Curia Arcivescovile di Udine; AOC = Archivio storico dell'Ospedale di Santa Maria dei Battuti di Cividale (FP = Fondo pergamenaceo; Qa = quaderno di amministrazione); ASCG = Archivio Storico del Comune di Gemona; ASR = Archivio di Stato di Roma; ASU = Archivio di Stato di Udine (ANA = Archivio Notarile Antico); BCU = Biblioteca Civica „V. Joppi" di Udine (FP = Fondo principale); MANC = Museo Archeologico Nazionale di Cividale (AC = Archivio del Capitolo; ACD = Archivio Carte d'Orlandi; AMC = Archivio Magnifica Comunità); MSF = Memorie Storiche Forogiuliesi; QFIAB = Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken; RIS = Rerum Italicarum Scriptores. Nel corso delle ricerche ho contratto a vario titolo debiti di riconoscenza con numerosi amici e studiosi che desidero ringraziare: Gianfranco Agosti, Lucia Castaldi, Anna Esposito, Enrico Faini, Bruno Figliuolo, Claudio Mattaloni, Enrico Miniati, Laura Pani, Andreas Rehberg e Cesare Scalon.

[1] Per un inquadramento generale v. L'antico ospedale di Santo Spirito dall'istituzione papale alla santità del terzo millennio, Atti del convegno internazionale di studi, Roma 15–17 maggio 2001, 2 vol., V. Cappelletti/F. Tagliarini (a cura

contributi in particolare di Andreas Rehberg, Anna Esposito e Gisela Drossbach hanno gettato nuova luce, emendando e ampliando i lavori usciti verso la metà del secolo scorso, già notevoli anche se talora imprecisi.[2] Le ultime ricerche hanno confutato la tesi del De Angelis secondo cui nel Trecento – e soprattutto negli anni della cosiddetta ‚cattività avignonese' – la crescita del S. Spirito in Sassia avrebbe subito un rallentamento.[3] L'indicatore forte, che viene anche dal presente saggio,

di), Roma 2001–2002. In esso sono contenuti importanti saggi di: A. Esposito, Assistenza e organizzazione sanitaria nell'ospedale di S. Spirito, pp. 201–214 e di G. Drossbach, Caritas cristiana: Innocenzo III fondatore dell'ospedale dell'ordine di S. Spirito, pp. 85–94. Di quest'ultima v. anche Drossbach, Papa Innocenzo III nell'autocomprensione storica dell'ordine ospedaliero di Santo Spirito in Sassia, in: Innocenzo III. Urbs et orbis. Atti del Congresso Internazionale. Roma, 9–15 settembre 1998, 2 vol., A. Sommerlechner (a cura di), Roma 2003, II, pp. 1327–1345. Altro volume che negli ultimi anni ha fatto il punto sullo stato delle ricerche è: Gli ordini ospedalieri tra centro e periferia. Atti della Giornata di studio, Roma, Istituto Storico Germanico, 16 giugno 2005, A. Esposito/A. Rehberg (a cura di), Roma 2007. Preme infine ricordare un recentissimo lavoro sulla filiale di Corneto: A. Rehberg, L'ospedale di S. Spirito a Tarquinia, membrum hospitalis sancti Spiritus in Saxia de Urbe immediate subiectum (secoli XIII–XV), in: Atti del convegno di studio Corneto medievale: territorio, società, economia e istituzioni religiose, A. Cortonesi/A. Esposito/L. Pani Ermini (a cura di), Società Tarquiniense d'arte e storia, Bollettino 2007, Tarquinia 2009, pp. 245–298.

2 Ci si riferisce in particolare agli studi di P. De Angelis, L'ospedale di Santo Spirito in Saxia e le sue filiali nel mondo. L'assistenza medica e sociale dal sec. XII al sec. XIX in Europa, Asia, Africa e America, Roma 1958; e De Angelis, L'ospedale di Santo Spirito in Saxia, 2 vol., Roma 1960–1962.

3 Tra 1295 (anno in cui papa Bonifacio VIII fece elencare nella bolla *In hospitali nostro* le sedi dell'ordine divise per regione geografica) e il 1373 (quando papa Gregorio XI enumerò le fondazioni nate nel frattempo) il S. Spirito in Sassia aveva associato 88 nuove sedi (ospedali, chiese o cappelle), in larga misura distribuite tra sud e centro Italia: A. Rehberg, L'ospedale di Santo Spirito nell'età avignonese, fra la protezione della curia e le vicende politiche a Roma, in: Cappelletti/Tagliarini (vedi nota 1) pp. 95–104, in part. p. 98. Sia per la sede centrale, sia per le sue cellule dislocate sul territorio, il vantaggio era duplice: economico e sociale. Da un lato crescevano il patrimonio immobiliare e la ricchezza materiale dell'ordine, dall'altro lo stesso poteva porsi in relazione con ospedali e ordini ospedalieri coevi e concorrenziali. Un elenco delle filiali italiane in ordine alfabetico fu compilato alla fine degli anni Cinquanta del secolo scorso dal De Angelis (vedi nota 2), che sottolineò in modo improprio come durante il periodo della ‚cattività avignonese' fossero nate pochissime fi-

è che molte realtà sono ancora nascoste e solo le indagini presso gli archivi locali possono portarle alla luce.

È il caso del Friuli, dove per l'età medievale fino ad ora era conosciuta la sola Gemona.[4] Trattandosi di una filiale tra quelle di più antica fondazione, la sede di Santa Maria dei Colli a Ospedaletto figura, benché in modo sporadico, tra le superstiti carte della casa madre conservate presso l'Archivio di Stato di Roma.[5] L'esistenza di due affiliazioni

liali. Le liste di possedimenti del S. Spirito sono state elencate e riviste da A. Rehberg, I papi, l'ospedale e l'ordine di S. Spirito nell'età avignonese, Archivio della Società romana di storia patria 124 (2001) pp. 35–140, in part. pp. 67–69 e appendice documentaria.

[4] Per l'area del *Regnum Italicum* gli studiosi dell'ordine finora avevano individuato solo l'ospedale di Gemona: De Angelis, L'ospedale di Santo Spirito in Saxia e le sue filiali (vedi nota 2) p. 150. In quei territori, poi posti sotto il dominio della Serenissima, una diffusione più vivace si ebbe dopo la metà del sec. XV. Cfr. anche i saggi di G. Drossbach, L'ordine di S. Spirito nei territori del Sacro Romano Impero. Dagli inizi sino alla metà del XV secolo, e di A. Esposito, L'ospedale di S. Spirito di Roma e la confraternita veneziana dello Spirito Santo alla fine del '400, entrambi contenuti in: Esposito/Rehberg (vedi nota 1) pp. 289–300 (in part. p. 289) e pp. 251–272 (in part. p. 251).

[5] Data la sua antichità di fondazione, la sede di Ospedaletto è citata anche nella bolla *In hospitali nostro* del 1295. In una copia della stessa bolla, che fu inviata a Cividale, una *manicula* disegnata sul lato sx della pergamena segnala al lettore il rigo in cui tra le varie filiali si trova quella glemonense. Si legge: *In patriarcatu aquilegensi hospitale Sancti Spiritus cum ecclesia Sancte Marie de Collibus Clemone* (AOC, FP, 601). Relativamente alle filiali e affiliazioni friulane per l'età medievale nel fondo del Santo Spirito in Sassia rimangono pochissime citazioni relative a Gemona; reperite nei protocolli notarili, esse coprono i decenni centrali del sec. XV, dal 1434 al 1452. In ordine cronologico le citazioni riguardano: l'invito al priore Pantaleone a presentarsi a Roma entro tre mesi (16. IV. 1434 in ASR, S. Spirito, 210, fol. 19r); la conferma del nuovo priore di S. Maria dei Colli, Giovanni Vallesio, il 1. VIII. 1439 (ivi, fol. 54r); la ricevuta del pagamento dei 20 ducati di censo il 27. II. 1448 (ASR, S. Spirito, 211, fol. 41v); uno strumento di procura nelle mani del priore di Gemona e di frate Gaspare di Alemannia il 28. II. 1449 (ivi, fol. 90v); l'elezione a nuovo priore di frate Antonio q. Leonardo Codrossi da Gemona il 10. V. 1451, stante la morte del precedente priore e la rinuncia all'incarico da parte di Nicolò di ser Donato da Arezzo (ASR, S. Spirito, 212, fol. 2v-3v); la ricevuta di una quietanza di 20 ducati da parte del priore e di altri 50 versati da Michele Rondinelli da Firenze per saldare un debito del priorato di 100 ducati il 9. IV. 1452 (ivi, fol. 72v). In forma sintetica e con alcune varianti, quasi tutte le suddette informazioni sono riportate anche in una rubricella di Spedizioni e Decreti dal 1421 al 1600: ASR, S. Spirito, 102,

trecentesche a Cividale è invece un dato che è emerso unicamente grazie allo spoglio della documentazione locale e che deve far riflettere sulla reale ramificazione dell'ordine. Indubbiamente in alcuni casi, e le affiliazioni di Cividale rientrano tra questi, lo scopo era da un lato lucrare sulle indulgenze e dall'altro accrescere il prestigio religioso e sociale di piccole confraternite che si contendevano il consenso della cittadinanza e il numero degli iscritti.[6] Venuto meno l'interesse da una parte o dall'altra, cessava anche il legame e di queste micro realtà, almeno per i secoli finali del Medioevo, nell'archivio centrale dell'ordine oggi non rimane traccia.[7] In realtà, gli indizi sono labili anche a livello

---

f. 7v. Sulla ‚povertà' dell'archivio centrale dell'ordine v. A. Rehberg, Una categoria di ordini religiosi poco studiata: gli ordini ospedalieri. Prime osservazioni e piste di ricerca sul tema ‚Centro e periferia', in: Esposito/Rehberg (vedi nota 1) pp. 15–70, p. 27.

6 Sui rapporti tra la casa madre e i centri dislocati nella ‚periferia' la premessa di Esposito/Rehberg (vedi nota 1) p. 8, traccia in pochissime righe un quadro molto vivido della situazione. Sulla raccolta della questua, la funzione, l'uso e l'abuso dello strumento dell'indulgenza v. Rehberg, Nuntii, questuarii, falsarii. L'ospedale di S. Spirito in Sassia e la raccolta delle elemosine nel periodo avignonese, Mélanges de l'école française de Rome, Moyen Age 115 (2003/1) pp. 41–132. Il problema dei falsi questuanti emerge anche per l'area di nostro interesse: il 19. V. 1455 l'ordine emise un mandato in favore di Michele Orsini di Venezia, priore di S. Antonio di Vienne di Venezia, a procedere contro tali Anselmo e Bertone, cerretani, i quali stavano percorrendo *provinciam Lombardie, marchie Tervisiane, Foriiuli, Histrye, Dalmacie, Croatie cum falsis mandatis* per raccogliere denaro in modo indebito: ASR, S. Spirito, 212, fol. 178v. Il patrimonio del S. Spirito in Sassia (ma anche delle singole affiliazioni) era costantemente accresciuto grazie a lasciti testamentari fatti da chi aveva ricevuto assistenza e cure e da coloro che entravano nell'ordine. I confratelli e le consorelle che sceglievano di aderirvi erano infatti obbligati a rinunciare a tutti i loro beni, pena la scomunica. Il 9.X.1282, nella chiesa dell'ospedale di S. Maria dei Colli di Gemona il notaio *Marinus Galucii* rogò l'atto con cui tale Writa, figlia del q. Adamo, alla presenza di alcuni confratelli, di Lorenzo della casa madre di S. Spirito in Sassia e del priore *Johannes Katapelle*, ottenne l'ingresso nell'ordine per sfuggire alle *immundicias atque spurcicias* del suo tempo e per servire i poveri e gli infermi, donando allo stesso tutti i suoi averi, tra cui una casa con terreno e una vigna: ASCG, Ospedale di S. Spirito, 1649–12.

7 Per il sec. XVI nei protocolli notarili del S. Spirito in Sassia rimangono alcuni riferimenti a nuove affiliazioni; per l'area patriarcale o ad essa limitrofa, ad esempio, sono degne di rilievo e richiederebbero un'indagine suppletiva le sedi di Godega (TV) citata dal 1517, di Portogruaro (VE) citata dal 1523 e soprattutto

locale. Fino a ora, e con non poche inesattezze, solo una delle fraterne di Cividale era stata ricollegata al S. Spirito in Sassia: quella di S. Spirito o dei Fabbri, con l'omonimo ospedale. Nel sec. XVIII il primo a ricondurre Gemona e Cividale sotto il comun denominatore dell'ordine romano era stato lo Sturolo; la sua intuizione venne poi ripresa dal Di Manzano e più tardi da Caracci, Altan e Mattaloni.[8] Dell'affiliazione della fraterna di S. Maria dei Battuti e dell'annesso ospedale di San Martino si era invece persa la memoria. È stato solo grazie allo scavo archivistico e a un paziente lavoro di incrocio della documentazione che si è potuto riscoprirla, benché essa, come vedremo, proponga notevoli problemi di autenticità.

L'indagine ha preso il via dalle fonti superstiti: allo stato attuale delle ricerche quel che rimane sono tre pergamene in copia, due delle quali non autenticate, e una vera da pozzo col simbolo del S. Spirito in Sassia. Partiamo da quest'ultima, che è la testimonianza più immediatamente visibile, anche se oggi la vera è adagiata nel cortile di una scuola pubblica, un po' discosta da quella che doveva essere la sua sede origi-

---

quella di Draghignano/Villa Praghimani (UD) citata dal 1532: ASR, S. Spirito, 102, fol. 47r, 68r e 50r.

[8] Con una certa ingenuità Gaetano Sturolo aveva scritto: „Tre soli ospitali colla denominazione dello Spirito Santo s'annoverano nella nostra Italia, cioè: uno in Roma, l'altro in Cividale del Friuli, ed il terzo in Gemona": P. Caracci, Antichi ospedali del Friuli, Udine 1968, pp. 72–73. Di Manzano scrive che l'ospedale di S. Spirito di Cividale è una filiale di Roma già nel 1347 (come vedremo più oltre l'affiliazione risale al 1360): F. Di Manzano, Annali del Friuli ovvero raccolte delle cose storiche appartenute a questa regione, 7 vol., Udine 1858–1879 (rist. anast. Bologna 1975), V, p. 55. Cfr. inoltre M. G. B. Altan, Ospizi e xenodochi lungo le vie percorse da pellegrini, da romei e da crociati, in: Storia della solidarietà in Friuli, Milano 1987, pp. 38–72, in part. pp. 50–52. Mattaloni data l'affiliazione al S. Spirito in Sassia al 1334, rilevando la data dell'ultimo di tre documenti copiati in MANC, ACD, H-02/22. La pergamena su cui è vergata l'aggregazione contiene infatti copia di 3 atti: il primo è l'affiliazione di S. Spirito di Cividale a S. Spirito in Sassia del 1360 (cfr. appendice A); il secondo è una lettera collettiva di indulgenza del 1347 alla fraterna di S. Spirito di Cividale e l'ultimo è la ratifica patriarcale del 1334 a una lettera collettiva di indulgenza sempre alla medesima fraterna: C. Mattaloni, Le confraternite di Cividale dal XIII al XX secolo, in: Cividât, 76ª Congres [de] Societât Filologjiche Furlane, 26 setembar dal 1999, E. Costantini/C. Mattaloni/M. Pascolini (a cura di), Udine 1999, 2 vol., I, pp. 473–504, p. 487 e nota 34.

naria. Infatti, l'antico e imponente complesso di Santo Spirito, in borgo San Pietro a Cividale, nel corso dei secoli è stato prima rimaneggiato per ospitare il collegio dei Padri Somaschi, quindi in larga misura smantellato per lasciare spazio all'attuale piazza XX Settembre.[9] La prova documentaria dell'antico legame tra l'ordine e Cividale è rappresentata invece da tre pergamene, conservate in due diversi archivi cittadini. Una, di grandi dimensioni, è una copia di alcuni dei privilegi papali concessi nel 1295 e nel 1309 al S. Spirito in Sassia e da questo estesi ai suoi affiliati, nel nostro caso una delle due fraterne cividalesi.[10] Le altre due pergamene sono copie dei presunti diplomi di affiliazione concessi nel novembre del 1360 rispettivamente alle due principali fraterne cittadine.[11] Ma facciamo un passo indietro per conoscerle meglio, per indagare il tessuto nel quale erano inserite e il percorso di crescita che le condusse all'affiliazione.

Prima di tutto è bene precisare che durante l'età medievale le fraterne di S. Spirito e di S. Maria furono due realtà ben distinte, anche se con finalità e caratteristiche molto simili (assistenza ai bisognosi e pratiche devozionali che prevedevano l'autoflagellazione dei confratelli).[12]

---

[9] Sul pozzo Caracci (vedi nota 8) tav. XXVI; e il recentissimo lavoro di C. Mattaloni, La storia liquida. L'acqua nei secoli a Cividale del Friuli, Udine 2010, p. 70, che ha il merito di aver individuato la vera e segnalato la sua collocazione originaria, e che ringrazio per le preziose segnalazioni. La vera è di pietra e porta scolpito su tre lati il simbolo del S. Spirito (la croce con due braccia); sul quarto lato vi è un fiore, una sorta di rosa con 9 petali cuoriformi. Nel registro della cameraria del S. Spirito di Cividale del 1493 si trova indicazione del pagamento di 62 lire date allo scalpellino, maestro Zanin da Faedis, per una *piera del poz di S. Spirit*: AOC, S. Spirito, Qa. 89. Non abbiamo elementi per giudicare se si tratti della vera da pozzo giunta fino a noi; se così fosse, è però interessante notare che ancora alla fine del Quattrocento la fraterna usava il simbolo del S. Spirito in Sassia.

[10] AOC, FP, 601.

[11] Le pergamene sono conservate rispettivamente in MANC, ACD, H-02/22 (S. Spirito) e in AOC, FP, 747 (Battuti): v. edizione in appendice.

[12] In una pergamena del 22.XI.1556 (AOC, FP, 299) la fraterna di S. Spirito e quella di S. Maria sono ancora descritte come due realtà distinte e concorrenziali nella divisione di un'eredità. Che i Fabbri di Cividale praticassero la fustigazione si desume dal contenuto della ratifica patriarcale alla lettera di indulgenza del 1334 (MANC, ACD, H-02/22) in cui si legge esplicitamente che il documento è rivolto alla fraterna *fabrorum seu verberatorum*. Lo Statuto dei Battuti del 1290,

Nella vicina Udine la situazione era speculare: nei primi decenni del sec. XIV convivevano due fraterne di Battuti, dedicate rispettivamente a S. Maria e a S. Spirito.[13] Tale premessa è necessaria, dal momento che nel secolo scorso il ritrovamento e l'analisi di alcuni rotoli pergamenacei contenenti i nomi di confratelli e consorelle cividalesi hanno generato non pochi dubbi e ipotesi, fino a far prospettare la fusione delle confraternite cividalesi che, secondo Luigi Zanutto, sarebbe avvenuta nel 1324.[14] La data non è presa a caso: essa figura nell'intitolazione di un rotolo che contiene i nomi degli iscritti a una fraterna, tutti di sesso maschile, spesso accompagnati dalla qualifica professionale e/o sociale (*dominus*, *magister*, *aurifex*, *barberis*<!>, *spatarius* ...). Vergato in una *littera textualis* e ornato da sottili ombreggiature a inchiostro rosso sulle inziali, l'elenco contiene i nomi di 87 confratelli, divisi in decine. Esso è preceduto da una dedicazione alla Vergine che sembra indicare il legame con S. Maria dei Battuti: „*In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti amen.* | *Incepta fuit* < ...> *fraternitas ad honorem Be*|*ate Virginis Marie, super anno domini M°*| *tricentesimo vicesimo-quarto*".[15] A partire dal 1716 – quando fu stilato un inventario dei beni

---

redatto in duplice versione, latina e volgare, prevedeva la fustigazione quotidiana in più rubriche, e in particolare nella seconda: C. Mattaloni, Gli Statuti delle confraternite di S. Maria dei Battuti di Cividale, Moimacco e Premariacco, Quaderni cividalesi 18 (1991) pp. 47–79, in particolare pp. 68 e 74. V. anche M. Brozzi, La confraternita di Santa Maria dei Battuti a Cividale, Ce fastu? 59/1 (1983) pp. 7–22, p. 8; G. B. Corgnali, Gli Statuti dei Battuti di Cividale, Ce fastu? XIII (1937) pp. 23–32; e A. M. Terruggia, Battuti della Fraternita di S. Maria di Cividale. Statuto e privilegio d'indulgenza, Centro di documentazione sul movimento dei Disciplinati. Quaderno 5, Perugia 1967, pp. 19–35, in part. 28–32.

13 La fraterna di S. Maria dei Battuti di Udine risulta fosse dotata di una propria chiesa sin dal 1333 e più tardi di un ospizio; i confratelli di S. Spirito dei Battuti di Udine si riunivano invece in un'abitazione e si diedero uno statuto nel 1336: cfr. V. Joppi, La confraternita di S. Spirito dei Battuti di Udine e il suo statuto, Udine 1899, in part. pp. 10–12.

14 L. Zanutto, I frati laudesi in Friuli, Udine 1906, pp. 27–28.

15 La pergamena si trova in AOC, Battuti, 1. Il supporto è in cattivo stato di conservazione; la parte superiore è strappata proprio in coincidenza dell'intestazione (in attesa di restauro, il lacerto è attualmente conservato in una busta allegata al documento). Non ci si sofferma ulteriormente sulla descrizione diplomatistica e contenutistica del pezzo, in quanto esso è oggetto di studio e

dei Battuti – il documento fu però ricondotto all'ambiente di S. Spirito. In calce alla pergamena originale, nel frattempo era stato infatti cucito un altro lungo rotolo, contenente i nomi di 81 consorelle, preceduti dall'intestazione, oggi assai deleta, „< ...> *B*< ...>*es fraternitatis Sancti Spiritus*" che, per essere scritta successivamente e con diversa grafia, pone dei dubbi circa la sua veridicità. Sulla base di questi presupposti, a partire dal XVIII secolo il 1324 è stato dunque assunto dalla storiografia locale come anno di fondazione della fraterna di S. Spirito, ma è evidente che il dato è tutt'altro che affidabile.[16] L'ipotesi più probabile

---

prossima pubblicazione da parte della dott.ssa Villotta. L'elenco di nomi è stato studiato anche da C. Mattaloni, I Battuti di Cividale. Gli iscritti alla fraterna, Forum Iulii 15 (1991) pp. 95–113, il quale lo pone in relazione con un altro brandello di pergamena, simile alla suddetta, contenente anch'essa una quindicina di nomi (maschili e femminili). Benchè sul verso del documento rinvenuto nel 1945, tra le macerie dell'archivio notarile di Udine, si leggano la data (1334) e il nome del notaio (Landuccio), attivo a Cividale tra il 1315 e il 1344, Corgnali prima e Mattaloni dopo hanno ipotizzato che il lacerto sia da riferirsi a una fraterna cividalese e si possa collocare in una data assai vicina a quella di fondazione di S. Maria dei Battuti (1290): G. B. Corgnali, Il più antico testo friulano, Ce fastu? XXI (1945) pp. 55–59. Il testo è stato ripubblicato da F. Vicario (a cura di), Carte friulane antiche dalla Biblioteca civica di Udine, 4 vol., Udine 2006–2009, III, pp. 14–15. Gli indizi che rimandano al contesto cividalese sono numerosi; la datazione resta invece un nodo più ostico. Quel *1334* che figura sul *verso* è infatti da considerare poco fedele, poiché almeno due delle diciannove persone elencate morirono prima di quella data: *dona Francescha figla di ser Musat*, ossia Francesca di ser Mussato di Castelvenere, se di lei si tratta, morì nel 1329 (il padre era stato ucciso nel 1304, quando era capitano a Gorizia, ed entrambi furono sepolti presso il convento domenicano di Cividale); mentre *Mandulissa de la Cella* potrebbe essere tale ‚Manduli, serva del convento della Cella', † 25.IV.1330: C. Scalon, I libri degli anniversari di Cividale del Friuli, 2 vol., Roma 2008, II, pp. 582–83 (Francesca), 677 (Mussato) e 592 (Manduli). Corgnali, p. 58, indica la data di morte di Francesca al 1339. Mentre i nomi delle due donne fisserebbero un termine ante quem, che è il 1329, Corgnali, impegnato nell'individuare il più antico testo redatto in lingua friulana, si spinse invece a scrivere che il documento poteva essere anteriore al 1304, anno di morte di Mussato. In effetti nella pergamena il nome del nobile non è preceduto dal *quondam*, ma l'indizio è pur sempre labile.

16 G. Grion, Guida storica di Cividale e del suo distretto, Cividale 1899 (rist. anast. Udine 1990) p. 325, probabilmente sulla base di deduzioni personali, non comprovate, scrisse: „Di Spirito Santo conservasi l'atto genuino del giorno dell'ascensione 1324, in cui ottanta fratelli e ottanta sorelle si unirono in com-

rimane quella che in epoca tarda, forse in una fase di riordino, qualcuno abbia cucito assieme due elenchi di nomi che in origine non avevano nulla in comune.[17] I problemi relativi ai rotoli però non sono finiti e forse solo uno studio prosopografico della società cividalese del Trecento potrà scioglierli. Premesso infatti che sono rarissimi i confratelli che figurano nella documentazione coeva,[18] il dato che maggiormente sorprende analizzando i nomi tramandati dagli elenchi di iscritti a fraterne cividalesi[19] è la presenza di un numero notevole di fabbri tra i confratelli che presumiamo appartenessero ai Battuti di S. Maria. In particolare, l'elenco del 1324 annovera nei primi posti un gruppo di al-

---

pagnia per fondarlo nel borgo di S. Pietro". Quello che lo studioso definì ‚atto genuino', non lo è affatto, o quantomeno non lo è più. P. S. Leicht, I primordi dell'Ospitale di Cividale, MSF 2 (1906) pp. 105–110; IV (1908) pp. 31–33; e VI (1910) pp. 73–75, attribuì il documento ai soli Battuti di S. Maria (VI, p. 74). La convinzione che la fraterna dei Fabbri fosse stata istituita (insieme all'ospedale!) nel 1324 è rilevata già nel 1837, quando fu stilato un ‚Piano disciplinare economico sanitario per l'Ospitale Civile di Cividale, approvato dall'Eccelso I. R. Governo con ossequiato decreto 28. XII. 1837': Caracci (vedi nota 8) pp. 70–73.

17 Pare che S. Spirito abbia avuto una propria produzione documentaria fino al 1705; dopo quell'anno le fonti sono da riferirsi all'amministrazione riunita degli ospedali di S. Spirito, S. Giacomo, S. Martino e S. Lazzaro: L. Villotta, Patrimonio e carità. I fondamenti dell'assistenza sanitaria cividalese tra XIII e XIX secolo, MSF LXXXVII (2007) pp. 11–24, in part. p. 24. Di Manzano (vedi nota 8), VII, p. 30, ritenne erroneamente che gli ospedali di S. Spirito, S. Lazzaro e S. Martino fossero stati accorpati a S. Maria dei Battuti nel 1430.

18 Ci si riferisce in particolare ai Libri anniversari della cittadina, editi da Scalon (vedi nota 15), e soprattutto alle oltre novecento pergamene dell'ospedale. L'archivio dell'ospedale riunisce oggi il materiale superstite di tutti i nosocomi cividalesi: S. Spirito, S. Giacomo, S. Martino e S. Lazzaro. Per un inquadramento generale Villotta (vedi nota 17). Ringrazio Bruno Figliuolo per avermi messo a disposizione i suoi regesti delle pergamene, nei quali ho potuto estendere le ricerche ai nomi dei confratelli.

19 Gli elenchi di confratelli e consorelle iscritti a fraterne cividalesi oggi conservati sono quattro: il lacerto scritto in volgare contenente nomi maschili e femminili (che potrebbe essere il più antico); l'elenco di nomi maschili del 1324 e quello di nomi femminili cucito in calce, preceduti rispettivamente da intestazioni che rimanderebbero ai Battuti e a Santo Spirito; l'elenco sempre trecentesco, ma più tardo e aggiornato da diverse mani, che contiene nomi maschili e femminili. L'esame paleografico, per il quale ringrazio la disponibilità di Laura Pani, rileva che a vergare le quattro pergamene furono quasi sicuramente mani diverse.

meno 19 fabbri, cui potremmo sommare ulteriori 3 maestri *inferatores*.[20] Simile è la situazione di una seconda pergamena, anteriore al 1338, contenente anch'essa nomi esclusivamente maschili di persone appartenenti a un sodalizio cividalese: su circa 180 confratelli registrati in momenti diversi, i fabbri sono almeno 22.[21] Essi non solo sono la categoria meglio rappresentata, seguita dai calzolai (*calcifices*); altrettanto significativa è la loro collocazione nella parte iniziale di entrambi i documenti. Si tratta, è evidente, di un dato importante che induce a chiedersi quanti e quali dovessero essere i fabbri operanti a Cividale, posto che esisteva una confraternita ad essi specificatamente dedicata. L'appartenenza all'uno o all'altro sodalizio era esclusiva? Se così fosse, allora i fabbri presenti nella confraternita di S. Maria (già in discreto numero) non sarebbero che una parte minima degli operatori di quest'arte. Pur non avendo elementi sicuri per dire che l'adesione a una fraterna non precludesse l'appartenenza ad un'altra, l'analisi dei gruppi dirigenti dei due enti mostra come essi non avessero nulla in co-

---

[20] Con *inferator* dobbiamo intendere maniscalco. I nomi seguiti dalla qualifica di fabbro sono 18 (15 di essi sono anche *magistri*); incrociando le fonti, si è riscontrato che pure *Nicholaus Mucha* era un fabbro: AOC, Battuti, 2.

[21] AOC, Battuti, 2. Il rotolo, consistente in tre lunghe strisce di pergamena saldate tra loro, è estremamente danneggiato dall'umidità e in molti punti i nomi sono quasi illeggibili; esso è privo di intestazione e datazione. Da una rapida indagine i nomi risultano essere 179, 27 dei quali ricorrono anche nella pergamena del 1324, mentre i fabbri sembrerebbero almeno 22, esclusi i maniscalchi. Aggiornato da più mani in momenti diversi, secondo chi scrive questo secondo rotolo è da collocarsi anteriormente al 1338 (con aggiornamenti avvenuti entro il 1342). Confrontando i nomi dei confratelli con i defunti registrati nei Libri anniversari di Cividale, si sono riscontrate pochissime occorrenze, ma assai significative. *Aprilis calcifex* – che corrisponde quasi sicuramente ad ‚Aprile da Oltreponte, calzolaio', († 19. V. 1338) – al momento, risulta il primo confratello scomparso tra quelli conosciuti. L'altro nome che ci soccorre è quello di Turrino da Firenze: esso è tra quelli aggiunti in calce al rotolo, con una diversa grafia, quindi scritto in un momento successivo, che però non va oltre il 1342, anno della morte del Fiorentino che è ricordato sia nei libri anniversari del Capitolo che in quelli di S. Domenico: Scalon (vedi nota 15) I, p. 499 e II, p. 735 per Turrino († 30. XI. 1342); e I, p. 321 per Aprile. Al momento il rotolo è stato inventariato come appartenente a S. Maria dei Battuti: se così fosse (ma sarà da dimostrare), è interessante rilevare che in poco più di dieci anni i confratelli erano raddoppiati (87 nel 1324, 179 dopo il 1338).

mune.[22] L'impressione è che il secondo rotolo (quello che cronologicamente si colloca intorno al 1338) possa non essere riferito ai Battuti. Alla base di questa affermazione vi sono due elementi: il primo è che in un inventario di beni di S. Maria del 1358 si fa riferimento a un solo elenco di confratelli;[23] il secondo è che, a differenza del precedente, esso contiene pochi ma significativi nomi di confratelli che ebbero ruoli di prim'ordine nella fraterna di S. Spirito. Ci si riferisce in particolare a quel Favrono sarto che nel 1346 e nuovamente nel 1347 inoltrò alla corte papale di Avignone una richiesta, accolta, di concessione di indulgenze alla fraterna di S. Spirito di Cividale; a Mattiusso calzolaio e Lanfranco, che figurano come priori della fraterna di S. Spirito nella copia della lettera di affiliazione concessa nel 1360 dal precettore generale di S. Spirito in Sassia. Decisamente significativa è infine la presenza del fiorentino Balda di Cione e di tre dei testimoni (Giacomo orefice, Giovanni della Porta e Francesco Spelat da Udine) che nel 1347 furono presenti a un suo atto di donazione di beni a S. Spirito.[24]

---

[22] L'esame degli ufficiali delle due confraternite, di prossima pubblicazione per cura di chi scrive, ha messo in evidenza come esse attingessero a gruppi sociali diversi; i nomi degli uni non si ritrovano mai tra gli altri a eccezione di un caso collocabile alla fine del sec. XV in cui tale maestro Pantaleone sarto appare come camerario di S. Spirito nel 1498 e dei Battuti nel 1499. In particolare nella seconda metà del Quattrocento, tra i confratelli di S. Spirito cominciano ad apparire nomi di spicco, membri delle principali famiglie cittadine e del ceto dirigente locale: i De Portis, i Boiani, i De Brandis, i da Maniago e i da Spilimbergo. La famiglia cividalese in assoluto più partecipe all'interno della fraterna di S. Maria è invece quella dei Quagliano (con 13 ricorrenze).

[23] L'inventario della fraterna del 1358 cita un *ruotolo su lu qual si scrive li nome*: AOC, Battuti, 20, fol. IIIr. L'inventario (oggi conservato in AOC, Battuti, 20) è stato pubblicato da G. Frau, Carte friulane del secolo XV (da un manoscritto inedito dell'ospedale di S. Maria dei Battuti di Cividale), in: Studi di filologia romanza offerti a Silvio Pellegrini, M. Boni/A. Martinengo/G. B. Pellegrini/V. Pizzorusso Bertolucci/G. E. Sansone (a cura di), Padova 1971, pp. 175–205, in part. p. 203. Preme far notare che il rotolo coi nomi dei confratelli è menzionato solo in uno dei tre inventari trecenteschi pervenuti, non figura infatti né nell'inventario senza data (ma da collocarsi tra 1345 e 1358), né in quello del 1361.

[24] Il secondo rotolo si trova in AOC, Battuti, 2. Qui di seguito non si darà segnalazione del rigo in cui compare il nome, ma della posizione numerica (alcuni righi contengono infatti più immatricolati, col riferimento al legame parentale): *Jacobus aurifex* (26), *Johannes de la Porta* (30), *Franciscus Spelat de Utino*

Le affiliazioni friulane di S. Spirito in Sassia

Punti di passaggio strategici e pressoché obbligati per chi volesse valicare le Alpi o spingersi verso i paesi slavi, Gemona e Cividale nel corso del Medioevo riuscirono a porsi in evidenza rispetto ad altre comunità della regione proprio in virtù della loro maggiore apertura verso l'elemento straniero.[25] Cittadine vivaci e commercialmente molto attive (Gemona fu seconda solo a Cividale, che per tutto il sec. XIII detenne a sua volta il primato di maggiore agglomerato urbano), esse fondarono buona parte della propria ricchezza sfruttando i traffici, aprendo le

---

(33), *Favrono sartore* (164), *Matiusius calcifex* (149) e *Lanfrangus* (71). Balda figura nella parte finale del secondo rotolo, vergato con inchiostro e grafia differenti rispetto al resto della pergamena; il suo nome è assieme a quello di alcuni familiari e conterranei: *Laurencius Tuscus et Johannes filius eius; Balda frater suus; Turinus Tuscus; < ...>yheu Tuscus*; e, di mano diversa, anche *Nicholaus et Antonio q. Turini.*

25 Due erano (e sono) i passi che dalle Alpi permettevano l'accesso all'Italia attraverso il Friuli: quello di Monte Croce Carnico e quello di Tarvisio. Chi dall'Austria o dalla Baviera sceglieva di passare dal primo, sarebbe transitato da Tolmezzo, Venzone e Ospedaletto di Gemona, luogo nel quale gli si schiudeva di fronte la piana del fiume Tagliamento. Chi invece entrava dall'attuale barriera di Tarvisio-Coccau poteva prendere due direzioni: o percorreva la valle di Pontebba e del Canale del Ferro per trovarsi a Tolmezzo e continuare sulla strada sopra descritta, oppure, muovendo verso il Passo del Predil, toccava Plezzo, Caporetto ed entrava a Cividale. Collocata immediatamente all'ingresso della valle che conduce in Carnia e nel Tarvisiano, Gemona godeva della sua postazione privilegiata per gestire il transito di uomini e cose da e verso nord, traendone vantaggio. Lo stesso istituto di S. Maria dei Colli, poi affiliato all'ordine di S. Spirito in Sassia, proprio per la sua dislocazione erogava servizi principalmente a viaggiatori e pellegrini. Per chi proveniva da nord esso rappresentava quasi una tappa obbligatoria. Appena usciti dalla valle, e davanti alla paludosa pianura che conduceva verso i porti dell'Adriatico, S. Spirito si profilava prima di tutto come un punto di ristoro, ma, se vogliamo, anche di ‚smistamento', con previdibili funzioni di indirizzare viandanti e mercanti verso la ricettiva comunità glemonense. Per chi al contrario era diretto verso i paesi tedeschi, S. Spirito era un riferimento sicuro prima di inerpicarsi verso le montagne e, per circa un cinquantennio, era stato anche il solo entro un discreto raggio di chilometri. L'ospedale di S. Maria a Venzone, la prima cittadina che si incontrava dopo Gemona, fu infatti eretto solo nel 1261: E. Miniati, L'ospedale di Santa Maria di Venzone: gestione ed economia nei secoli 13–16, In alto 90 (2008) pp. 3–20.

porte della cerchia muraria a quanti necessitassero di transitarvi o far passare le merci, e schiudendo anche le porte degli uffici pubblici a quanti scelsero di stabilirvisi.[26]

Nel caso di Cividale fu proprio il fiorentino Balda di Cione, di cui si è parlato poc'anzi, a contribuire in modo sostanziale alla crescita della fraterna di S. Spirito. Un suo lascito creò basi solidissime per quello sviluppo che solo tredici anni più tardi avrebbe permesso alla stessa fraterna di ottenere la prestigiosa affiliazione all'ordine romano

---

[26] Nel Friuli di età medievale la stabilizzazione dei ‚forestieri' residenti è rilevato sin dalla fine del sec. XIII e per quasi tutto il XIV, quando lentamente si perdono le aggettivazioni che accompagnavano i nomi di battesimo, attestandone la provenienza (*tuscus*, *senensis*, *de Florentia*, *de Cremona*, *teotonico*, *sclavus*). Già sondato in passato, l'argomento è attualmente al centro delle indagini di molti studiosi, i quali si sono concentrati in misura maggiore sull'attestazione dei Toscani; insieme ai Lombardi, essi costituiscono infatti una delle *énclaves* meglio rappresentate, seguiti da Tedeschi ed ebrei. Per la presenza dei Toscani, il punto di partenza sono gli atti di due convegni che a circa vent'anni di distanza hanno notevolmente ampliato la visuale: I Toscani in Friuli, Atti del Convegno (Udine, 26–27 gennaio 1990), A. Malcangi (a cura di), Firenze 1992, e I Toscani nel Patriarcato di Aquileia, Atti del Convegno (Udine, 19–21 giugno 2008), B. Figliuolo/G. Pinto (a cura di), Udine 2010. Relativamente a singole famiglie operative nel territorio friulano, si vedano i saggi di: M. Covacich, Il ruolo economico dei Toscani nel Patriarcato di Aquileia: i de Bombenis nel secolo XIV, Archivio Storico Italiano 166 (2008) pp. 215–252; M. Zacchigna/M. Sbarbaro, Propter guerram. L'economia di una famiglia udinese nelle vicende del primo '400. I Cataldini da Fiorenza, Studi Medievali 46/2 (2005) pp. 607–646. Gli aspetti commerciali sono studiati da D. Degrassi, I rapporti tra compagnie bancarie toscane e patriarchi di Aquileia, in: Continuità e cambiamenti nel Friuli tardo medievale (XII–XV secolo). Saggi di storia economica e sociale, D. Degrassi (a cura di), Trieste 2009, pp. 55–82; M. Davide, Prestatori Toscani a Cividale nel XIV secolo: mercato del denaro e pratiche creditizie, Archivio Storico Italiano 167 (2009) pp. 419–441; L. Billiani, Dei Toscani ed ebrei prestatori di denaro in Gemona, Udine 1895; A. Battistella, I Toscani in Friuli e un episodio della guerra degli Otto Santi. Memoria storica documentata, Bologna 1898. Una sintetica raccolta di fonti fu compilata da G. Loschi, Documenti storici sui Fiorentini nel Friuli (Per le nozze del prof. G. Petronio colla signorina A. Jeronutti), Udine 1893. La presenza dei Lombardi è stata accuratamente e recentemente indagata da M. Davide, Lombardi in Friuli. Per le storie delle migrazioni interne nell'Italia del Trecento, Trieste 2008, che fa il punto anche sulla bibliografia precedente, oltre che sulle presenze di Tedeschi ed ebrei.

di S. Spirito in Sassia. Personaggio in vista nell'ambiente politico e socio-economico della Cividale di metà Trecento, *Balda Tusco* era probabilmente discendente di uno dei numerosi fuoriusciti che dalla Toscana avevano trovato rifugio nel Friuli patriarcale sin dalla fine del sec. XIII. In quella cittadina, che era la dimora più cara ai patriarchi e che solo dopo la metà del sec. XIV si vide progressivamente oscurare dalla vicina Udine, tra il 1328 e il 1357 il Fiorentino rivestì per sei volte il ruolo di consigliere del Comune e una volta quella di camerario.[27] Ma si distinse anche nello spirituale. Non solo visse a Cividale proprio nel trentennio in cui la fraterna dei Fabbri, poi di S. Spirito, toccò la massima parabola, ma operò perché la stessa potesse radicarsi nel tessuto cittadino. Nel 1347 Balda si fece infatti promotore di una donazione che rappresentò un importante sviluppo per la fraterna: il 6 settembre *pro remissione suorum peccatorum* [...] *dedit et tradidit in perpetuum Zacharie filio Philippi q. Odorlici Longi de Civitate,*[28] *rectori fraternitatis fabrorum dicte civitatis recipienti, in perpetuum ad edificandum domum et oratorium dicte fraternitatis quasdam domos et terras sitas in Civitate, infra muros.* Oltre all'entità della donazione, che finalmente avrebbe permesso ai confratelli di disporre di una propria sede (fino ad allora si radunavano presso San Giovanni in Xenodochio),[29] l'atto segnava anche un notevole sviluppo dal punto di vista sociale. Avocando a sé (insieme ai futuri rettori e camerari della fraterna)

---

[27] I dati sono stati ricavati spogliando i nomi di consiglieri, camerari e appaltatori di gabelle nell'unico registro superstite di *Definitiones* per il sec. XIV (MANC, AMC, G02–18). Balda fu consigliere nel 1328, nel '33 (anno in cui rivestì due mandati, oltre a quello di camerario), nel '35, nel '36 e nel '57: fol. 5v, 33v, 34r, 37v, 47r, 57 v e c. non numerata (post 177v – ante 184r). Secondo Battistella (vedi nota 26) p. 271, suo padre era già a Cividale nel 1297. Sulla figura di Balda v. anche il contributo di B. Figliuolo, I Toscani a Cividale (metà XIII–metà XV secolo), in Figliuolo/Pinto (vedi nota 26) pp. 35–54, in part. pp. 45–46.

[28] Zaccaria di Filippo di Odorico Longo figura come priore della fraterna anche cinque anni più tardi, nel 1352 (AOC, FP, 602); registrato nel libro degli anniversari del Capitolo di Cividale, egli morì il 15. VII. 1362: Scalon (vedi nota 15) I, p. 367. Il suo nome appare inoltre tra quelli elencati nel secondo dei rotoli attribuiti alla fraterna di S. Maria (al n. 156): AOC, Battuti, 2.

[29] Un lavoro preliminare su S. Giovanni in Xenodochio è quello condotto da M. Brozzi/C. Mattaloni, Cividale: S. Giovanni in Xenodochio, origini e memorie, MSF 73 (1993) pp. 23–38.

il diritto di giuspatronato nell'elezione del sacerdote, Balda si assicurava il controllo dell'ente che, in certa misura, si proponeva come nuovo polo aggregativo della comunità toscana cividalese.[30] A partire da questa data crescono le attestazioni documentarie relative alla fraterna e alla sua vita sociale, e i riferimenti ai toscani ne punteggiano la storia.[31]

Quando Balda si era avvicinato alla fraterna cividalese, la sua scelta non era stata casuale. Egli aveva puntato su un sodalizio che dal punto di vista del radicamento territoriale doveva essere ancora piuttosto debole ed *in fieri*, ma che dal punto di vista religioso era invece solido e autorevole. La fradaglia di S. Spirito assunse questo nome in un arco di tempo compreso tra il 1339 e il 1346. Prima di quella data essa

---

[30] Il documento originale è conservato in AOC, FP, 527. La donazione prevedeva inoltre che, nel caso il sodalizio si fosse sciolto, a Balda o ai suoi eredi spettassero i terreni e i redditi della fraterna. Iscritto nei libri anniversari del Capitolo, il Fiorentino morì il 17. III. 1360: Scalon (vedi nota 15) I, p. 269. Intorno alla donazione sono nate due tradizioni erronee, che hanno generato fraintendimenti in tutta la produzione successiva. Battistella (vedi nota 26), n. 57, p. 214, ha fissato una data sbagliata sia nel giorno che nell'anno (5. IX. 1340 in luogo di 6. XI. 1347). Sulla base delle sue indicazioni è stato indotto nell'errore anche Scalon (vedi nota 15) I, p. 269, nota 62. Loschi (vedi nota 26) pp. 28–29, indica come data il 5. IX, mentre il Bianchi (dal quale Loschi trasse la sua edizione), la riportava correttamente al 6. IX. 1347: BCU, FP, ms. 899 (G. Bianchi, Storia del Friuli), vol. 32, n. 3399. La seconda tradizione deriva da M. Nicoletti, Storia dei Patriarchi di Aquileia (BCU, FP, ms, 82, tomo I, fol. 641), il quale fissa correttamente l'anno al 1347, ma attribuisce la donazione a un tale *Uberto degli Uberti, nobilissimo fiorentino*, del quale a tutt'oggi non troviamo alcun riferimento nelle fonti friulane coeve. L'ipotesi, poi divulgata da Di Manzano (vedi nota 8) V, p. 55, è stata assunta da Altan (vedi nota 8) p. 52. Mattaloni (vedi nota 8) pp. 487–488 e 501, accenna a due donazioni di case e terreni, la prima nel 1340 attribuita a Balda, e una seconda, avvenuta *sette anni dopo*, per cura di un donatore non specificato.

[31] Circa un anno più tardi la fraterna ricevette il legato testamentario di Bernardo di ser Bono toscano: il ricordo del testamento del 20. IX. 1348 si trova in un documento del 28. VIII. 1371 (AOC, FP, 476). Soprattutto i Fiorentini sono spesso protagonisti come attori principali o testimoni in lasciti e compravendite relativi a S. Spirito, ma anche come figure istituzionali di rilievo nell'organizzazione della fraterna. Nel 1425, ad esempio, il camerario era Francesco Bardi (AOC, S. Spirito, Qa. 14); nel 1413 quel ruolo era stato ricoperto da un altro suo conterraneo, Pietro Martelli (AOC, FP, 640).

era quella che oggi definiamo una confraternita „di mestiere“ a carattere devozionale, indicata nelle fonti come *fraternitas fabrorum seu verberatorum Civitatis Austrie*.[32] In un'area in cui il commercio e la lavorazione del ferro giocavano da sempre un ruolo fondamentale,[33] fu intorno a un gruppo di fabbri che si costituì il primo nucleo della futura fraterna di S. Spirito. Allo stato attuale delle ricerche la prima attestazione del sodalizio risale al 1331, ma è probabile che esso fosse già una realtà stabile e che le sue origini vadano cercate nei decenni precedenti.[34] La seconda data in ordine cronologico è il 25 novembre 1334, quando il patriarca Bertrando di Saint-Geniès concesse la propria ratifica a una lettera collettiva di indulgenza indirizzata ai fabbri flagellanti di Cividale.[35] Cinque anni più tardi i Fabbri avevano ottenuto un'altra

---

[32] Nel Friuli le corporazioni di mestiere propriamente dette sono una realtà tarda, dal sec. XV: cfr. D. Degrassi, L'economia del tardo medioevo, in: Storia della società friulana, I, Il Medioevo, P. Cammarosano (a cura di), Tavagnacco 1988, pp. 269–435, in part. pp. 389–417; e D. Degrassi, Il Friuli tra continuità e cambiamento: aspetti economico-sociali e istituzionali (metà XIV-metà XV secolo), in: Degrassi, Continuità (vedi nota 26) pp. 133–157, p. 150. L'intitolazione del quaderno della cameraria del 1485 (AOC, S. Spirito, Qa. 32) mostra come la vecchia intitolazione ai Fabbri non fosse del tutto superata; esso recita: *1485, a dì 24 de çugno. Io Çuanantonio fiol de ser Piero de ser Pertoldo, cameraro della fraternitade de San Spiritu e del hospedal, farò scriver in questo quaderno fidelmente e con cunsientia bona al nome del Padre el Fiol e Spiritu Sancto el recevuto et lo spenduto delle cosse che della ditta fradaglia e hospedal de Sancto Spiritu delli fabri me pervignerano ale man.*

[33] D. Degrassi, All'incrocio tra commercio a lunga distanza e produzione locale: il Friuli nel Trecento, in: Degrassi (vedi nota 26) pp. 111–132, in part. p. 130.

[34] La più antica attestazione della fraterna dei Fabbri a tutt'oggi è contenuta in una pergamena dell'ospedale (AOC, FP, 467). Si tratta del testamento di Federico maniscalco, rogato il 9. V. 1331 a Cividale, nella casa del testatore, il quale lega alla confraternita un censo annuo. Il documento è regestato anche in Leicht (vedi nota 16) VI, p. 75.

[35] La seconda attestazione della fraterna dei Fabbri è contenuta nella copia della ratifica patriarcale a una lettera collettiva di indulgenza concessa nel 1334; non sappiamo chi fossero i mittenti della lettera (MANC, ACD, H-02/22). La conferma patriarcale è ricordata anche da I. Zenarola Pastore, Atti della cancelleria dei Patriarchi di Aquileia (1265–1420), Udine 1983, pp. 138–139; alla nota 20 l'autrice dichiarava di non avere notizia della confraternita artigiana dei Fabbri. Anche Caracci (vedi nota 8) pp. 70–73, trova ingiustificato il legame di S. Spirito con i Fabbri.

lettera collettiva: il 26 aprile 1339 dieci vescovi riuniti ad Aquileia, tutti titolari di diocesi limitrofe alla Patria del Friuli, avevano concesso alla fraterna (a coloro che ne erano già membri e a quanti vi avessero aderito o l'avessero beneficiata con lasciti testamentari di varia natura) quaranta giorni ciascuno di indulgenza, riconosciuti e confermati ancora una volta dal patriarca Bertrando.[36] Nel 1346 era stata la petizione di un sarto cividalese – tale Favrono, il cui nome è stato ritrovato solo nel secondo degli elenchi di confratelli finora attribuiti a S. Maria, – a procurare alla confraternita una nuova concessione di indulgenza. Il grande privilegio, ornato da un capolettera istoriato e munito di numerosi cordoncini, su cui ora rimangono solo tracce della cera rossa dei sigilli, era stato rilasciato il 23 ottobre 1346, questa volta da dodici vescovi e un arcivescovo riuniti presso la curia avignonese, e ratificato dal patriarca Bertrando un mese più tardi, il 17 novembre. L'aspetto sicuramente più interessante del documento è rappresentato dalla miniatura. Il soggetto non è casuale: essa raffigura infatti lo spirito santo che, in forma di colomba, discende su tre fabbri in piedi, caratterizzati dalla presenza di incudine e martello, e su un quarto fabbro inginocchiato, che invoca: *Sancti Spiritus assit nobis gracia, que corda nostra sibi faciat habitacula*.[37] È un'ulteriore conferma del nesso tra i Fabbri e la confraternita ormai detta di S. Spirito. Sempre da Avignone, e sempre dietro richiesta di Favrono, la fraterna aveva ottenuto un'altra concessione di quaranta giorni di indulgenza da ciascuno dei dodici vescovi

---

[36] Al momento sono state individuate tre diverse copie del documento, una coeva e due sette-ottocentesche. L'originale fu rinvenuto nel 1845 tra gli stracci della chiesa cividalese di S. Pietro dei Volti e conferito presso l'archivio del Capitolo (oggi non è stato reperito né presso l'archivio capitolare di Cividale, né presso quello di Udine). Da esso fu tratta una copia da parte del canonico G. D. Guerra, che lo trascrisse nel suo Otium foroiuliense, serie di mss. conservati presso il MANC, LVII, fol. 283. Una copia coeva, priva della data e della ratifica patriarcale, e abbreviata nella parte in cui sono elencati i vescovi concessionari, fu vergata dal notaio Stefano Candelari da Cividale ed è conservata tra le sue carte in ASU, ANA, 678, b. 1, cc. 127–128. Da questa versione fu tratta la copia manoscritta del Bianchi (vedi nota 30) vol. 28, n. 2823. La concessione del privilegio del 1339 è ricordata anche in Di Manzano (vedi nota 8) IV, p. 439; quello del 1347 in Grion (vedi nota 16) p. 58.

[37] Per la citazione di *Favrono* sarto nell'elenco di confratelli v. supra, nota 24. La lettera collettiva di indulgenza del 1346 è conservata in MANC, ACD, H-02/33.

elencati nell'*intitulatio* di una lettera collettiva del 3 luglio 1347, ratificata ancora una volta dal patriarca Bertrando nella stessa Cividale il 7 febbraio 1348.[38] Anche questa lettera collettiva si caratterizza per un'iniziale istoriata, raffigurante la Trinità, ai cui piedi trovano spazio quattro confratelli e tre consorelle in atto di pregare.[39] Se possiamo credere all'appunto che una mano tarda appose sul margine destro di quest'ultima pergamena, in quel momento i giorni di indulgenza ottenuti dalla fraterna di S. Spirito erano 520.[40]

---

[38] Di questa lettera collettiva sono conservati l'originale in MANC, ACD, H-02/36, edito in Medioevo a Trieste. Istituzioni, arte, società nel Trecento, Catalogo della mostra (Trieste, 29 luglio 2008–3 maggio 2009), P. Cammarosano/B. Cuderi (a cura di), Trieste 2008, p. 66. Una copia trecentesca (la grafia del documento è riferibile agli ultimi decenni del sec. XIV) fu vergata nella pergamena più volte citata: MANC, ACD, H-02/22. Con data erroneamente indicata al 4. VII. 1347 la lettera collettiva è ricordata anche da G. Biasutti, Storia del santuario di Castelmonte, Padova 1964, p. 56. Castelmonte, santuario mariano posto a una decina di chilometri da Cividale, era una delle quattro chiese (insieme a S. Maria del Giorno, S. Donato e S. Pietro di Poloneto) la cui visita/pellegrinaggio avrebbe garantito l'indulgenza.

[39] Nel caso di Cividale possiamo dire con certezza che due delle miniature presenti sulle tre lettere collettive conservate in originale (quella di S. Maria del 1345 e quelle di S. Spirito del 1346 e 1347) non sono affatto casuali; i documenti non furono vergati su modelli precompilati. L'indulgenza dei Battuti di S. Maria raffigura una Vergine in trono con Bambino, verso la quale muovono due angeli ad aprire e chiudere una processione di sette personaggi in atto di flagellarsi. Per questa pergamena vedi il recentissimo studio di L. Pani, La lettera collettiva d'indulgenza per i Battuti di Cividale della Biblioteca Civica ‚Vincenzo Joppi' di Udine, in: Nulla historia sine fontibus. Festschrift für Reinhard Härtel zum 65. Geburtstag, A. Taller/J. Giessauf/G. Bernhard (a cura di), Graz 2010, pp. 348–361. In uno studio sulla miniatura in Friuli, tra le pergamene ‚romane' quella dei Battuti è la sola presa in considerazione: G. Bergamin, Pergamene ‚romane' negli archivi udinesi, in: Miniatura in Friuli, crocevia di civiltà, L. Menegazzi (a cura di), Pordenone 1987, pp. 139–157, in part. p. 140. Il documento è studiato e riprodotto anche in: Terruggia (vedi nota 12) pp. 33–35; dettagli delle miniature anche in Mattaloni (vedi nota 15) pp. 51, 53 e 55.

[40] Sul margine destro del documento si legge: *Suma CCCCC° e XX dì.* Ciascuno dei dodici vescovi aveva concesso 40 giorni (per un totale di 480), cui si devono forse sommare quelli a sua volta concessi dal patriarca. Pare che i giorni di indulgenza cumulati dalla fraterna di S. Maria nella lettera collettiva del 1345 fossero addirittura oltre il migliaio (1040 per 26 vescovi sottoscrittori): Pani (vedi nota 39) p. 357, nota 46.

Come precedentemente sottolineato, tra il 1339 e il 1346 i Fabbri avevano dunque intitolato il loro sodalizio allo Spirito Santo: nel testamento del 1347 *Nicolaus dictus Francius*, fabbro, residente in borgo Ponte, destinò un importante legato alla fraterna di S. Spirito, specificando *videlicet que dicitur fraternitas fabrorum*.[41] Non conosciamo la data esatta dell'erezione dei principali edifici legati alla fraterna, in particolare la chiesa e l'ospedale (quest'ultimo è comunque citato nel documento dell'affiliazione a Roma del 1360).[42] Nel 1349 la fraterna non aveva ancora una chiesa; nel suo testamento il cerusico Bilisio di Palamide disponeva la donazione di un calice se essa fosse stata edificata entro l'anno.[43] Nel 1375 Pellegrina del fu ser Zanino *pelipario* nel suo testamento dispose l'erezione di un altare in S. Spirito e una donazione al presbitero Giovanni che officiava presso l'ospedale dell'ente,[44] mentre un documento del 1383 fa riferimento al viridario della confraternita, *prope novam ecclesiam predicte fraternitatis*.[45] La fraterna, che aveva il suo centro vitale nel quartiere di S. Pietro, nel 1352 era entrata in possesso di nuovi edifici nel vicino borgo di S. Domenico. In quegli

---

41 AOC, FP, 609. Nello stesso giorno, l'8. X. 1347, Nicolò dettò il testamento e poi lo fece modificare, cambiando il nome dell'erede universale. Alla fraterna legò, dopo la morte della moglie Maura, un censo annuo di due staia di frumento, due congi di vino e una gallina. Anche la donazione di Balda, dello stesso anno (pergamena 527) specificava che il lascito era devoluto alla fraternita *fabrorum Sancti Spiritus Civitatis Austrie*.

42 Nel 1532 l'ospedale era dotato anche di una *coquina superiore*: AOC, FP, 508.

43 AOC, FP, 471; Mattaloni (vedi nota 8) p. 488 e Grion (vedi nota 16) p. 325. La frataglia pagò invece 6 ducati d'oro per un messale e un calice il 10. XII. 1432: AOC, S. Spirito, Qa. 15, c. nn. num.

44 AOC, FP, 479 e 480. Il 7. VIII. 1375 la donna, moglie di Giacomo Ribisini, lasciò 2 marche di denari al sacerdote della chiesa per la celebrazione di messe e all'ospedale di S. Spirito legò un manso dalla rendita annua di 27 marche e mezza (pergamena 479). Il 2. XI. 1375 la testatrice aggiunse dei codicilli in cui specificò la volontà che la chiesa di S. Spirito fosse dotata di un altare e di una rendita di 2 marche e mezza; l'ospedale e la confraternita ricevettero invece un ulteriore lascito di mezza marca da destinare annualmente ai poveri, in un qualsiasi giorno dell'anno (pergamena 480). Nel 1375 l'esistenza di chiesa e ospedale sono confermati da un altro lascito di 20 marche di soldi, contenuto nel testamento di Tommasina di Cividale, vedova di Lippo *hospites*: AOC, FP, 541, del 6. XII. 1375.

45 AOC, FP, 546. Il documento, datato 5. VI. 1383, è interessante anche perché elenca i nomi dei 2 priori, dei 2 camerari e dei 20 consiglieri.

stabili, appartenuti a un tale Giacomo, nipote del fu Ghino, si intendeva costruire un qualche luogo di raduno, ma non possiamo sapere di cosa si trattasse, perché la pergamena è stata rosicchiata dai topi proprio in corrispondenza del brano di nostro interesse.[46]

A quella data i confratelli presero anche una decisione assai rilevante per la vita del sodalizio. Essi si riunivano *more solito* al suono della campana, ma, nonostante la donazione di Balda fosse precedente di cinque anni, lo facevano ancora presso l'antica chiesa di S. Giovanni in Xenodochio. Zaccaria di Filippo Longo da Cividale, priore e rettore, assieme ai camerari e *provisores* (Pietro stazionario e Mattiusso calzolaio di borgo S. Domenico, quel *Mathiusio calcifex* che compare poi come priore nell'atto di affiliazione a S. Spirito in Sassia del 1360), comunicarono all'assemblea degli immatricolati (erano presenti oltre i due terzi) la decisione di scegliere un gruppo di dodici uomini eletti, *viros prudentes*, incaricati di occuparsi dei negozi della fraterna: *rectores, gubernatores, provisores et negotiorum gestores ac factores bonorum et rerum eiusdem fraternitatis*.[47] È una spia evidente del fatto che

[46] AOC, FP, 602. La pergamena presenta notevoli rosicature di topi lungo tutto il margine destro, che ne compromettono anche la lettura della data, in particolare per quel che riguarda il mese: 8.[...].1352.

[47] AOC, FP, 602. I 12 eletti furono il magistro Giovanni, fisico di Aquileia; Andreolo Querini di Venezia; Folcherino di Zuccola; Balda, Tocco e Bonavida, toscani residenti a Cividale; Lanfranco apotecario; Leonarduccio di porta Brossana; maestro Tonio tessitore; Francesco Cosiza; magistro Berno, fabbro di borgo Ponte, e Pietro stazionario. Già dopo la metà del sec. XIV – quando il suo assetto istituzionale fu più stabile – la fraterna di S. Spirito e l'annesso ospedale costituirono lentamente un organigramma del personale che andò via via arricchendosi di figure nuove. Al vertice stava il priore (in alcuni documenti i priori, come i camerari, sono due, uno per la fraterna e uno, distinto, per l'ospedale), coadiuvato dal vicepriore e da un *sindicus*, che spesso aveva anche funzione di procuratore. Per l'aspetto economico-gestionale le figure ricorrenti sono quelle del camerario, del massaro e del gastaldo; mentre la sfera religiosa era appannaggio di un presbitero (officiante sia nell'ospedale sia fuori) e del *sacristanus*. Non risulta, come del resto accadeva spesso all'epoca, che l'ospedale disponesse di un medico presente stabilmente, almeno non entro i primi tre decenni del Quattrocento. Presso l'ospedale vi era piuttosto una persona fissa che gestiva gli ospiti: nel 1432, ad esempio, sappiamo che la frataglia ricompensò *quello che sta in l'ospedal, che provede li poveri*, con 4 conci di vino, 4 staia di frumento e altrettante di miglio (AOC, S. Spirito, Qa. 15, c. nn. num). Nei primi anni Venti del Quattrocento l'ospedale di S. Spirito funzionava anche

la mole di interessi e di beni della fraterna era cresciuta in modo tanto importante da richiedere che qualcuno se ne occupasse stabilmente a nome del gruppo.[48] Resta da vedere e capire se e quanto il terremoto che colpì il Friuli all'inizio del 1348 e l'ondata di peste, che però arrivò tardi e pare in modo meno devastante che altrove,[49] incisero sulla psicologia della comunità, accrescendo il numero dei testamenti e dei legati alle istituzioni cividalesi, tra cui S. Spirito.

Sfortunatamente la documentazione superstite del fondo dell'ospedale di S. Spirito non ci assiste. Essa fu incamerata dall'archivio di S. Maria dei Battuti in età moderna. Le pergamene sono oggi tutte mescolate e quel che resta delle altre tipologie documentarie è relativamente tardo, almeno per permetterci di sondare il primo secolo di vita dell'istituto.[50] Nel 1360, esso aveva però qualità sufficienti per essere preso in considerazione da Roma. I meriti e la devozione della fraterna cividalese (e dell'ospedale, di cui nel frattempo si era dotata) segnalati al precettore generale dell'ordine di S. Spirito in Sassia di Roma dal procuratore Giovanni di Lanfranco, furono forse ribaditi dai confratelli di Gemona. A una cinquantina di chilometri da Cividale sorgeva infatti una filiale dell'ordine, tra l'altro una delle prime a essere costituite in Italia. Ad avvalorare l'ipotesi concorre anche il fatto che un anno prima, nel

---

come brefotrofio; nei registri dei camerari spuntano infatti annotazioni di pagamenti fatti ad alcune balie.

48 Per il sec. XIV, e comunque a partire dall'anno dell'affiliazione, relativamente ai lasciti devoluti alla fraterna, alla chiesa oppure all'ospedale di S. Spirito, le pergamene conservate sono così distribuite: 1360 (4), 1365 (2), 1369 (1), 1371 (1), 1373 (1), 19, 1375 (4), 1377 (1), 1378 (3), 1382 (2), 1383 (2), 1385 (1), 1394 (1) e 1397 (1). Nella maggior parte dei casi si tratta di legati in denaro e censi annui in beni di consumo (frumento, miglio, fave, vino, pollame); più raramente la donazione riguarda edifici e terreni. Il 27. VIII. 1378 Candida, moglie di Federico di Stefano di Guglielmo Baldachini, donò all'ospedale *unum lectum fultum plumacio, cultra et lintiaminibus*: AOC, FP, 482.

49 Degrassi (vedi nota 33) p. 130.

50 I libri delle *definitiones* cominciano dal 1480; un primo frammento di libro dei beni è datato 1433 e i processi partono dal sec. XVII. I registri di più vecchia data sono quelli dei camerari, che però sono conservati solo dal 1409 (AOC, Battuti, 52: si tratta di un registro isolato, erroneamente attribuito ai Battuti) e in modo più organico dal 1424.

1359, il nuovo priore eletto a Ospedaletto era un gemonese, tale frate Fulcherio.[51]

L'ospedale di Santa Maria dei Colli era sorto probabilmente all'inizio del Duecento *in via stricta de canale de Carentana*, ossia lungo il passaggio obbligato per chi era diretto verso la Carinzia o proveniva da quelle terre, stretto tra due monti e il letto scavato dal fiume Tagliamento.[52] Sorto nella località che da esso prenderà il nome di Ospeda-

[51] Eletto in pieno capitolo a Roma, frate Fulcherio *de Clemona*, della diocesi aquileiese, era il rappresentante legale dell'ospedale di S. Maria dei Colli: Archivio parrocchiale di Gemona, Pieve e vicariato foraneo di Gemona, 4.2. La pergamena, in discreto stato di conservazione, misura mm. 560x420 (compresa la plica). Essa è priva di sigilli, ma è autenticata dal notaio *Andreas Jacobi Petri Omniasancti de Malpileis*. Nell'inventario dell'Archivio il documento è erroneamente datato 1395: L. Cargnelutti, Inventario dell'archivio della Pieve di S. Maria Assunta, Udine 2001, p. 18.

[52] ASCG, Santo Spirito, pergamena 1649 – 01: è il documento più antico in cui si citi l'ospedale di Santa Maria; una donazione di terre in favore dell'ente, fatta l'1. VIII. 1213 dal gemonese Tamaruccio. Il documento è ricordato anche da Di Manzano (vedi nota 8) II, p. 230. La fondazione è fatta risalire agli anni intorno al 1213 e pare che a costituirla e dotarla del primo importante nucleo di terre, dislocate tra Friuli e Carinzia, fosse stato il vescovo Marzutto. Esponente di spicco dei signori di Gemona, più tardi noti come nobili Di Prampero, patroni dell'ente, il religioso coinvolse alcuni congiunti, anch'essi appartenenti quasi certamente al gruppo dirigente glemonense, come attesta il titolo *dominus* che precede i nomi di tali Enrico, Mattia e Busuto o Vasoto. I Di Prampero sono ricordati come patroni dell'ospedale di S. Spirito in un documento del 10. V. 1328 in cui il patriarca Pagano della Torre invitava la comunità di Villaco, che aveva arrestato trenta massari dell'ospedale, a trovare un accordo con il priore: G. Bianchi, Documenti per la storia del Friuli dal 1317 [al 1332], 2 vol., Udine 1844–1845, II, pp. 186–187, n. 505. Il regesto è in Zenarola Pastore (vedi nota 35) p. 128. Assieme a un'altra donazione di un manso fatta all'ospedale nel 1234 da Riccarda, figlia di Enrico di Gemona, il documento fu trascritto nel XVIII sec. da monsignor Giuseppe Bini: ACU, Bini, Documenta historica, IV (n. 72) e V (n. 11). Sull'ospedale gemonese di S. Spirito la pubblicazione più autorevole è lo scritto di V. Baldissera, L'ospedale di S. Maria dei Colli di Gemona ossia S. Spirito d'Ospedaletto e notizie di altri luoghi pii di Gemona, Archivio Veneto 33 (1887) pp. 2–27, nel quale però la parte relativa alle origini e ai primi secoli di vita dell'ente è piuttosto concisa. Il suo lavoro è stato ripreso pedissequamente da P. Paschini, Il patriarcato di Wolfger di Ellenbrechtskirchen (1204–1218), MSF 11 (1915) pp. 20–39, in part. pp. 36–37, e da L. Peverini, Priorato di S. Spirito d'Ospedaletto di Gemona, San Daniele del Friuli 1928; quest'ultimo ha ampliato le ricerche per il periodo successivo al 1876.

letto, e già elencato tra le filiali di S. Spirito in Sassia nella bolla di papa Bonifacio VIII del 1295, secondo il Baldissera l'istituto fu unito alla sede romana nel 1274.[53] Nel 1330 – trovandosi in gravissime difficoltà, *quasi consumptum propter guerras*, al punto da costringere l'ordine a inviare da Roma un nuovo priore che si curasse della ricostruzione degli edifici distrutti[54] – il centro di Ospedaletto aveva sicuramente ricevuto aiuti anche da Cividale. Da lì si era infatti levato l'appello del patriarca Pagano della Torre a soccorrere la filiale con elemosine, promettendo quaranta giorni di indulgenza ai benefattori e rammentando che i frati dell'ospedale godevano di *largas indulgentias a dicta sede apostolica super votis emissis et usuris et rapinis olim eis concessis*.[55] Una situazione analoga doveva essersi presentata di nuovo proprio nel 1360, quando

---

Poco dissimili le informazioni riportate da G. Liruti, Notizie di Gemona antica città del Friuli, Venezia 1771, rist. anast. Bologna 1981, pp. 120–124. Una sintesi dei lavori succitati e delle diverse ipotesi relative alla sede di Ospedaletto è quella contenuta in Caracci (vedi nota 8) pp. 40–44.

53 Anche dopo essere divenuto una filiale, l'ospedale di Gemona continuò a mantenere il titolo originario di S. Maria. Vi sono pergamene trecentesche in cui l'ente continua a essere definito indifferentemente con l'uno o l'altro titolo, o anche con entrambi. L'associazione a S. Spirito in Sassia è fissata al 1275 anche da Di Manzano (vedi nota 8) III, p. 117 (6. III. 1275); per Bianchi è spostata di un giorno, al „7. III. 1275, Gemona. Fondazione dell'ospedale di Gemona e sua giurisdizione nella villa di Diespolschirchen": Indice dei documenti per la Storia del Friuli dal 1200 al 1400 raccolti dall'ab. Giuseppe Bianchi, Udine 1877, p. 18. Il doc. è trascritto in Bianchi (vedi nota 30), vol. 7, n. 403. La storia degli ospedali glemonensi è tuttora oggetto di studio da parte di Enrico Miniati, nella sua tesi di dottorato. Si segnala che in un recente convegno su Gemona l'argomento non è stato oggetto di trattazione. Cfr. Gemona nella Patria del Friuli: una società cittadina nel Trecento, Convegno di studio. Gemona del Friuli, 5–6 dicembre 2008, P. Cammarosano (a cura di), Trieste 2009.

54 La ricostruzione del 1330 è ricordata da Rehberg, I papi (vedi nota 3) p. 73.

55 Il 23. VIII. 1330 a Cividale il patriarca aveva rilasciato al priore di Ospedaletto le credenziali per procedere alla raccolta della questua per lo spazio di tempo di due anni e aveva invitato i fedeli a elargire donazioni in favore dell'ospedale di S. Spirito di Gemona. Il documento è edito da Bianchi (vedi nota 52) II, pp. 437–439, n. 634. Per la sua peculiarità, l'episodio è citato da Rehberg (vedi nota 6) p. 63. In Di Manzano (vedi nota 8), IV, p. 296, la data è posticipata di due giorni, al 25. VIII. Nell'agosto del 1401 il vicario patriarcale accordò il permesso ai collettori di elemosine degli ospedali di S. Spirito in Sassia e di S. Antonio di Vienne di concedere indulgenze ai benefattori: Zenarola Pastore (vedi nota 35) p. 244 (per la concessione del 1401) e p. 116 (per quella del 1330).

l'ospedale di Gemona era stato ancora una volta e quasi completamente distrutto dal fuoco e dalle devastazioni della guerra scaturita con la vicina comunità di Venzone.[56] Essere una filiale – situazione ben diversa dall'affiliazione, che si prospetterà per Cividale[57] – significava avere un legame diretto con la sede centrale: ad essa andavano gran parte delle risorse e da Roma giungevano i priori incaricati di reggere la struttura.[58] In realtà la comunità di Gemona aveva manifestato ben presto l'esigenza di eleggere in proprio il priore di Ospedaletto. Secondo Peverini i primi appelli alla casa madre risalgono al sec. XV, e in particolare al 1440, quando la comunità aveva inviato a Roma un suo rappresentante (ser Gian Paolo di Altaneto) il quale aveva ottenuto risposta favorevole alla petizione.[59] Chi scrive non ha trovato documenti che confermino

---

[56] Il priore appena giunto a Gemona, frate Simone di Ascoli, aveva trovato solo ruderi spogli e gli affitti dell'anno in corso già incassati. Trent'anni più tardi, nel 1397, l'ospedale era stato nuovamente preso di mira dalle truppe del conte di Gorizia: Peverini (vedi nota 52) pp. 10–11. Questa storia di devastazioni giustifica la lacunosità delle fonti: per l'età medievale sono pervenute solo alcune pergamene (14 per il sec. XIII; 56 per il sec. XIV e 12 per il sec. XV, più altre di età successiva) oggi conservate nel fondo S. Spirito dell'ASCG e dal 2009 consultabili solo nella versione digitalizzata.

[57] Sulla natura e lo scopo delle ‚affiliazioni' cfr. Rehberg (vedi nota 6).

[58] Alla metà del Quattrocento Gemona pagava all'ordine un censo annuo di 20 lire e 41 soldi: ASR, S. Spirito, 211, fol. 41v. La regola del S. Spirito prevedeva che le filiali fossero gestite da propri confratelli, ma la carenza di vocazioni e la distanza di alcune sedi dalla casa madre faceva sì che spesso il precettore generale si piegasse a riconoscere priori la cui nomina veniva dall'esterno: Rehberg (vedi nota 16) p. 49.

[59] Peverini (vedi nota 52) pp. 13–14. Secondo l'autore il priore era solitamente un gemonese che assumeva l'abito dell'ordine e solo dopo un anno di noviziato veniva confermato nell'incarico; la comunità era così fiera del privilegio di nominare il priore, da ricordarlo nel distico che segue: *Quem Glemona creat confirmat Roma priorem: quod fuit antiquum jus quoque semper erit.* È comunque interessante notare che già nel 1359 il priore era un gemonese: frate Fulcherio da Gemona (v. *supra* nota 51). Nell'archivio della parrocchia di Gemona è conservata una pergamena del 14. X. 1549 in cui da Roma si conferma nel ruolo il priore di S. Maria dei Colli, precedentemente nominato dalla comunità. Un'altra pergamena del 16. IV. 1406 testimonia invece l'immissione nell'ordine di un suddiacono gemonese, tale *Domenicum natum Danielis*. La celebrazione ebbe luogo ad Aquileia e a presentare il giovane accolito fu frate Simone, priore di S. Maria dei Colli (Archivio parrocchiale di Gemona, Pergamene, Gruppi, IV/53 e VI/42).

tali affermazioni; grazie però alle fonti dell'archivio centrale dell'ordine possiamo fare alcune constatazioni. A Gemona il priore era un religioso e il suo incarico era a vita.[60] Quando moriva il priore di Ospedaletto erano necessari tempi tecnici per inoltrare la comunicazione a Roma e attendere la nomina e l'arrivo del successore. Ancora a metà Quattrocento il ‚diritto' di scegliere il priore di cui si è parlato sopra non era affatto acquisito: nel 1451, alla morte di Giovanni Vallesio (priore dal 1339), il capitolo generale del S. Spirito in Sassia aveva investito Nicolò di ser Donato da Arezzo, il quale aveva però rinunciato all'incarico. Contestualmente la comunità di Gemona aveva mandato a Roma il proprio cancelliere, ser Tommaso, affinché presentasse la candidatura del concittadino Antonio di Leonardo Codorossi. Valutati i titoli dell'aspirante, il capitolo dell'ordine aveva investito per procura il cancelliere stesso. Quel che ne desumiamo è che il candidato scelto dai gemonesi non necessariamente si recava a Roma per ricevere la nomina di persona. Gli era comunque richiesto di presentarsi dal precettore generale entro un anno *ad faciendum professionem dicte regule et veram obedientiam prestandum*. L'abito e le insegne del S. Spirito in Sassia erano invece mandate al patriarca di Aquileia, perché le consegnasse al nuovo priore e si incaricasse di vegliare sul suo operato.[61]

I documenti cividalesi di affiliazione a S. Spirito in Sassia

Nel novembre del 1360 la cancelleria dell'ordine di S. Spirito in Sassia di Roma[62] avrebbe emanato almeno tre documenti indirizzati a Cividale. Oltre ai due diplomi di affiliazione, dei quali abbiamo già accennato e che descriveremo meglio tra poco, c'era un *exemplum copia, sive transumptum quorumdam privilegiorum papalium*. La grande perga-

---

[60] Invece a Cividale, che era una affiliazione gestita da una confraternita laica, il priore stesso era un laico e l'incarico durava un anno; l'elezione avveniva con modalità diverse, per scrutinio o per nomina del predecessore. L'inizio dell'incarico per gli ufficiali della fraterna di S. Spirito dei Fabbri coincideva col giorno di S. Giovanni (24 giugno).

[61] ASR, S. Spirito, 212, fol. 2v-4r.

[62] Il prete Egidio di Sant'Elia (†1377), già *preceptor* della filiale di S. Quirico d'Orcia, nel 1358 fu scelto da papa Innocenzo VI come successore di Giovanni di Lucca: Rehberg (vedi nota 3) p. 54.

mena contiene la copia, autenticata da tre notai romani il 16 novembre 1360, di due bolle papali indirizzate al S. Spirito in Sassia: la famosissima *In hospitali nostro*, promulgata da papa Bonifacio VIII nel primo anno di pontificato (1295), e quella di papa Clemente V emanata nel suo quarto anno di pontificato (1309).[63] Le vicissitudini dell'archivio dell'ospedale di Cividale non permettono oggi di capire se la pergamena fosse quella consegnata a S. Spirito oppure ai Battuti, e in questo non ci soccorrono nemmeno le note tergali. Essa era il documento che descriveva alle fraterne la natura dei privilegi ed esenzioni che derivavano dall'essere affiliati all'ordine romano. La protezione papale, l'esenzione dalle imposte e dalle decime, lo svincolamento dalla giurisdizione vescovile, la possibilità di raccogliere elemosine, ottenere indulgenze e la sospensione dell'interdetto erano tutti strumenti attraverso i quali il S. Spirito in Sassia, e similmente le sue affiliazioni, puntavano ad accrescere il prestigio e il numero delle donazioni in favore dell'ospedale.[64]

Il secondo documento (d'ora in poi A) è copia della lettera di affiliazione della frataglia e dell'ospedale di S. Spirito.[65] Esso è indirizzato a quattro rappresentanti della confraternita e ai loro successori in perpetuo: si tratta dei priori Mattiusso (calzolaio) e Lanfranco (che sappiamo

---

[63] AOC, FP, 601. La pergamena misura mm. 690x580. Al centro del margine inferiore, sulla plica rimane traccia di un cordoncino rosso al quale doveva essere appeso il sigillo, oggi deperdito. In essa sono copiati i privilegi papali concessi al S. Spirito in Sassia da papa Bonifacio VIII nel 1295 e da papa Clemente V nel 1309 ed estesi di diritto a Cividale nel momento dell'affiliazione delle fraterne il 16. XI. 1360 (come da sottoscrizione del notaio Giovanni di Uguccione da Piacenza). I trasunti di privilegi papali al S. Spirito sono la sola tipologia documentaria proveniente da Roma conservata a Gemona. Le vicissitudini dell'istituto, più volte distrutto, spiegano perché i documenti conservati siano quelli a partire dal sec. XV. In ASCG le copie di trasunti di età medievale corrispondono alle pergamene 1650–51, 52, 53 e 55. L'11. IX. 1370 il precettore di Roma inviò al priore di Ospedaletto, frate Nicolussio, i privilegi apostolici e gli ‚strumenti' spettanti alla filiale, pregandolo di custodirli fedelmente. Il 17. XI. 1370 il notaio Alessio di Venzone rogò l'atto in cui il priore ricevette i documenti e ne assunse la responsabilità: Bianchi (vedi nota 30), vol. 43, n. 4597.

[64] Rehberg, I papi (vedi nota 3) pp. 43–47.

[65] Si tratta della già citata pergamena conservata in MANC, ACD, H-02/22: v. appendice A. Chi produsse la copia, omise il giorno nella *datatio*.

essere stato un *apotecario*),[66] del camerario Tervisio e di Giovanni di Lanfranco, in qualità di procuratore. Dopo l'*intitulatio*, e comunque seguendo un formulario stereotipato, il precettore generale dell'ordine fece scrivere: *Audivimus relacione<m> multorum devotionem quam habetis circha nostrum hospitalem et ordine, ideo vestre devocionis meritis inclinati personas vestras animasque parentum vestrorum et omnium alliorum <!> qui sunt de fraternitate vestra in nostra fraternitate recipientes.* Il documento non ci è pervenuto nella sua versione originale, bensì in una copia trecentesca, commissionata forse dalla stessa confraternita per essere affissa pubblicamente. A sostegno di questa ipotesi segnaliamo due aspetti: il primo, di ordine estrinseco, è che in corrispondenza degli angoli superiori la pergamena presenta numerosi piccoli fori.[67] Il secondo è che la pergamena, la cui grafia è riconducibile agli ultimi decenni del Trecento, contiene anche le copie della lettera collettiva di indulgenza alla fraterna di S. Spirito del 1347 e della ratifica patriarcale alla lettera di indulgenza ai Fabbri del 1334. Quasi certamente vergata in qualche centro scrittorio cividalese, la pergamena è ornata da un capolettera miniato e, forse sempre allo scopo di darle parvenza di solennità e autenticità, fu munita di un sigillo in cera rossa pendente, appeso al centro della plica sul lato inferiore. Il sigillo in realtà non ha alcun valore dal punto di vista diplomatistico e purtroppo non solo non pare legato ad alcuno dei tre documenti copiati nella pergamena, ma non è nemmeno stato possibile individuare a chi appartenesse. Privo di legenda e a forma di scudo rovesciato, esso è ben

---

[66] In una pergamena (atto di vendita) di quello stesso anno, in data 17. VIII. 1360, Lanfranco, figlio del q. maestro Francesco di Cividale, è definito priore della fraterna. Forse Mattiusso era il priore dell'ospedale.

[67] Sulle lettere collettive di indulgenza medievali, soprattutto nei loro aspetti diplomatistici, vedi la monografia di A. Seibold, Sammelindulgenzen. Ablaßurkunden des Spätmittelalters und der Frühneuzeit, Archiv fur Diplomatik, Beihefte 8, Köln–Weimar–Wien 2001. In essa sono studiate le indulgenze collettive di vescovi (secc. XIII–XIV) e di cardinali (dal sec. XV), completando un precedente lavoro di H. Delehaye, Les lettres d'indulgence collectives, Analecta Bollandiana 44 (1926) pp. 343–379; 45 (1927) pp. 97–123 e 323–344; 46 (1928) pp. 149–157 e 287–343. Sulle lettere collettive di indulgenze in forma di ‚manifesto' v. P. F. Fournier, Affiches d'indulgence manuscrites et imprimées des XIV, XV et XVI siècles, Bibliothèque de l'École des Chartes 84 (1923) pp. 116–160.

conservato e lascia intravedere la sagoma di una madonna in trono con bambino. Il tema mariano del sigillo è tra l'altro ripreso dalla miniatura, raffigurante *Maria lactans*, un soggetto iconografico alquanto diffuso, anche nel Friuli medievale.[68]

Il terzo documento (d'ora in poi B) emesso da frate Egidio il 16 novembre 1360 dovrebbe essere l'affiliazione della fraterna di S. Maria e dell'ospedale di S. Martino.[69] Il condizionale è d'obbligo e tra poco vedremo perché. Attestati a Cividale sin dal 1260, i Battuti si erano dati degli Statuti solo trent'anni dopo,[70] quindi, in una situazione forse concorrenziale con la fradaglia di S. Spirito, avevano operato per consolidare la propria presenza sul territorio, anche attraverso privilegi di indulgenza.[71] A un rapido sguardo la lettera conservata presso l'archivio

[68] Quello di *Maria lactans* è un soggetto molto diffuso in generale e che nel Friuli trova numerose testimonianze, come dimostrato dal volumetto di E. Bortolo Mel, *Maria lactans*, Udine 2009.

[69] AOC, FP, 747.

[70] L'arrivo a Cividale dei primi Battuti è segnalato nella cronaca cittadina. *Anno Domini MCCLX, in festo Sancti Andree venit primo dominus Asquinus, decanus aquilegensis, cum penitentibus nudis se verberantibus Civitatem. Et statim Civitatenses inceperunt se etiam verberare, ita quod infra octo dies fuerunt de Civitatensibus se verberantes bene L; et per totum Forumiulium in civitatibus, castris et villis idem factum est et infra viginti dies.* Il cronista riprese l'argomento anche per il 1290 (lo Statuto cividalese è datato 7. IX. 1290), affermando che l'8 aprile una dozzina di persone aveva cominciato a flagellarsi nei pressi della chiesa di S. Pantaleone di Cividale, facendo subito molti adepti e poi spostandosi a Gemona e Udine per ottenere indulgenze: Iuliani canonici Civitatensis chronica (aa. 1252–1364), ed. G. Tambara, RIS XXIV, Città di Castello 1905, pp. 3–4 e 23. Nessun riferimento si trova nelle coeve cronache di Gemona, Spilimbergo, Valvasone e Pordenone, per le quali cfr. S. Mulioni, Chronicon Glemonense ab anno MCCC ad MDXVII, Udine 1877. La cronaca di Gemona non contiene nemmeno un riferimento alla sede di Santo Spirito di Ospedaletto. Un accenno alla distruzione che nel 1315 il conte di Gorizia fece *versus Glemonam apud ospitalem* è invece nel Memoriale di Odorico notaio e maestro in Pordenone, in Bianchi (vedi nota 52) I, pp. 34–58, in part. p. 40. Le altre cronache sono edite da U. Ludwig, Zwischen Österreich, Venedig und Ungarn. Die ‚Chronik von Valvasone' als Zeugnis der Geschichte Friauls im späten Mittelalter, QFIAB 89 (2009) pp. 113–182; Chronicon Spilimbergense. Note storiche su Spilimbergo e sul Friuli dal 1241 al 1489, ed. M. D'Angelo, Spilimbergo 1998.

[71] Attualmente si conoscono due uno solo dei privilegi appartenuti ai Battuti, quello datato Avignone, 28. XI. 1345 e ratificato a Cividale l'8. III. 1346: BCU, FP,

dell'ospedale può anche sembrare un originale; a lasciarci perplessi ci sono però vari elementi. Prima di tutto aspetti estrinseci, come l'assenza sia del sigillo, citato nella *corroboratio*, sia delle tracce della sua eventuale applicazione. Maggiori dubbi relativi all'autenticità del documento riguardano poi il contenuto. Esso si apre con le seguenti parole: *Frater Egidius, preceptor et generalis magister hospitalis Sancti Spiritus in Saxia de Urbe et totius ordinis, providis et discretis viris Jacobo fraternitatis et Nicolao hospitalis Sancti Spiritus et beate Marie virginis Verberatorum de Civitate Austrie, Sancti Martini burgi Pontis prioribus et successoribus suis in perpetuum.* Incrociando le fonti superstiti si è riscontrato che nel 1360 il priore della fraterna dei Battuti era Giacomo del fu Amedeo, mentre il priore dell'ospedale di S. Martino era tale Nicolò,[72] il che fa pensare che questa parte dell'intitolazione sia corretta. Ma rimane in essa un elemento che stona, tanto da indurre il sospetto che B sia una copia interpolata. Non è infatti altrimenti spiegabile quel riferimento all'ospedale detto ‚di S. Spirito e della beata Maria vergine dei Battuti di Cividale'. Come precedentemente accennato, le fraterne dei Battuti e di S. Spirito erano ben distinte e controllavano due diversi ospizi. Al momento dell'affiliazione S. Spirito si era dotata di un proprio ospedale, mentre la fraterna di S. Maria controllava quello di S. Martino.[73] Perché allora associarli nell'affiliazione? Per cercare di dare una risposta si è analizzato più profondamente il testo.

1228/III, n. 16 (vedi *supra* nota 39) e uno con 10 sigilli emanato ad Aquileia il 24. IV. 1339 da Bertrando e altri nove vescovl (BCU, FP, 1228/III, n. 15). Gli inventari trecenteschi dei beni dei Battuti rimandano però a un numero maggiore di privilegi ottenuti dalla fraterna; prima del 1358 erano 18 (i due succitati e altri 16 privilegi con sigilli pendenti non meglio specificati). Nel 1358 ai precedenti si era aggiunto un privilegio con 2 sigilli e nel 1361 i già citati due privilegi di Santo Spirito con 2 sigilli: AOC, Battuti, 20, cc. Vr, IIIr-v, e IVr.

72 Per il 1360 conosciamo anche il nome del vice priore dei Battuti (Paolo di Nicolò) e dei camerari (Martino di Principe e Odorico): AOC, Battuti, 20 e MANC, AC, F01–01.

73 Gli edifici di S. Martino e di S. Maria in effetti erano molto vicini se non addirittura contigui, e dal Quattrocento sono numerosi i documenti in cui l'ospedale e la fraterna sono associati. In una pergamena del 1414 la fraterna di S. Maria è definita ‚rettrice e governatrice' dell'ospedale di S. Martino (AOC, FP, 354). Alla fine del sec. XV il consiglio della fraterna aveva ormai esteso il controllo anche su altri due ospedali cividalesi: nelle deliberazioni e nelle votazioni per il rinnovo degli ufficiali a partire dal 1496 vi sono chiari riferimenti al fatto che

Più breve rispetto ad A, il documento B elargiva le medesime concessioni, e in particolare un anno e quaranta giorni di indulgenza, oltre che tutti i privilegi accordati in passato a S. Spirito in Sassia dai papi Innocenzo III, Urbano IV, Alessandro IV, Bonifacio VIII, Onorio III, Innocenzo V e Nicolò III. Ma con una differenza sostanziale nel passaggio in cui si fa riferimento al ‚costo' che comportava essere membri dell'ordine romano. Mentre A prevedeva che per ogni confratello di S. Spirito fossero annualmente inviati a Roma tre denari piccoli di moneta aquileiese,[74] B sollevava i Battuti dal pagamento di una ‚tassa', purché ciascuno di essi, singolarmente, versasse quanto possibile a sussidio dei poveri e infermi dell'ospedale romano: *Vos in eadem relaxatione comittimus elimosinam vestram nos nunc recipientes, super finem condictionis humane, quietamus ad presens, dummodo aliquid iuxta posse dicto hospitali in subsidium infirmorum et pauperum de Urbe singulis et unius tribuatis*. È evidente che il quadro si complica e i sospetti sulla genuinità di B vanno infittendosi; il brano appena riportato sembra far riferimento a un privilegio precedentemente ottenuto dai Battuti (*Vos in eadem relaxatione comittimus elimosinam vestram nos nunc recipientes*) e ricalcante forse il dettato di A, laddove questo prevedeva l'invio dei tre denari per ogni confratello. Il vantaggio di S. Spirito e dei Battuti in questo secondo documento è evidente: ad un'offerta proporzionale al numero degli aderenti si sostituiva un contributo del tutto volontario. Il punto è che è difficile immaginare che nello stesso anno S. Spirito di Cividale sia stato destinatario di due documenti dal dettato tanto dissimile riguardo agli oneri. D'altro canto, l'omissione del giorno in A e la presenza dello stesso in B – guardacaso lo stesso giorno dell'autenticazione delle bolle papali – lascia aperta

---

l'ospedale di S. Martino da un lato aveva assorbito quello di S. Giacomo, il cui titolo nelle fonti viene anteposto (priore di S. Giacomo e S. Martino) e dall'altro controllava il lebbrosario, nominando il priore di S. Lazzaro: AOC, Battuti, 8, passim.

74 V. Appendice A. Proprio a partire dal Quattrocento le fraterne, gli ospedali o le chiese che si affiliavano versavano a S. Spirito in Sassia di Roma una quota annua rapportata alla capacità contributiva: Esposito (vedi nota 4) pp. 251–252. Nei superstiti registri della cameraria di S. Spirito non troviamo alcuna traccia di quote di denaro in uscita verso Roma e non ve ne sono nemmeno nei primi tre registri di S. Maria dei Battuti: AOC, Battuti, Qa. 50 (1406), 51 (1407) e 53 (1426).

un'ulteriore ipotesi. È possibile che A rappresenti una copia che rispetti il dettato genuino di un unico privilegio proveniente da S. Spirito in Sassia (ma con l'omissione del giorno, che l'avrebbe messo in evidente concorrenza con B). Ad A si sarebbe fatta seguire, non molto tempo dopo, una falsificazione o interpolazione, oggi perduta, con lo scopo di alleggerire l'onere della fraterna di S. Spirito. Contestualmente i Battuti avrebbero richiesto al S. Spirito di Cividale un'affiliazione per poter lucrare sulle indulgenze appena concesse, senza però entrare in contatto con Roma. Dall'incontro di questi interessi sarebbe nato B: un documento nel quale, come già specificato, nell'*inscriptio* una delle due fraterne cividalesi risulta un'aggiunta posticcia. Questo spiegherebbe la presenza, citata in un inventario, di due privilegi nell'archivio dei Battuti nel 1361:[75] il primo sarebbe la copia interpolata di A e poi perduta, servita come base per B; il secondo sarebbe B.

Esiste anche la possibilità che i Battuti fossero affiliati al S. Spirito di Roma già prima, a condizioni meno onerose rispetto a quelle concesse ai Fabbri nel 1360. Ciò appare tuttavia piuttosto improbabile, visto che anche i segni esteriori del rapporto tra S. Spirito di Cividale e di Roma (titolo della confraternita e insegna scolpita nella vera del pozzo) sembrano indicare una sicura relazione, che manca assolutamente nel caso dei Battuti. Si tratta naturalmente di ipotesi: lasciamo ai diplomatisti l'ultima parola sulla questione, sicuramente molto intricata. Allo stato attuale delle conoscenze, tuttavia, le evidenze storiche sembrano testimoniare l'affiliazione di entrambe le confraternite a S. Spirito in Sassia.

---

[75] Gli inventari sono conservati in AOC, Battuti, 20, fol. IIIr–v e IVr. Nell'elenco del 1361 tra i beni sono citati: *Item brivilei di Sent Spirit cum doi sieli, II.* Gli inventari saranno prossimamente editi da chi scrive.

APPENDICE DOCUMENTARIA*

A
Affiliazione a S. Spirito in Sassia concessa alla fraterna e ospedale di S. Spirito di Cividale

Roma, s. g., novembre 1360

MANC, ACD, H-02/22. *Per motivi conservativi non è stato possibile esaminare la pergamena in modo approfondito al fine di descriverne i caratteri estrinseci. La stessa edizione è stata condotta sulla base di una riproduzione fotografica. Prodotta quasi certamente a Cividale, in una data successiva al novembre del 1360, e comunque entro il sec. XIV, la pergamena contiene copia di tre documenti fondamentali per cogliere il nesso tra la fraterna dei fabbri, poi di S. Spirito, e l'affiliazione della stessa all'ente romano di S. Spirito in Sassia. A tergo, di mano moderna a inchiostro nero si legge*: „Agregazione che concede il priore generale della fraterna di S. Spirito di Roma per privileggio di diverse bolle pontifizie ala fraterna di S. Spirito di Cividale in borgo di S. Pietro l'anno 1360. Ivi altra bolla di vari vescovi data[a] Avignone sotto Clemente VII[b], colla quale concedesi alli confratelli di S. Spirito di Cividale giorni 40 per ciascuno[c] d'indulgenza intervenendo alle processioni di S. Maria di Monte, S. Donato, S. Pietro di Povoletto e da S. Giovanni in Xenodochio. L'anno 1347. Ivi Ratificazione delle indulgenze e privileggi della fraterna di S. Spirito di Cividale ottenuta dal patriarca Bertrando. Data da Cividale l'anno 25 novembre[d] 1334. XXXI munif.".

Frater Egidius, preceptor et generalis magister hospitalis Sancti Spiritus in Saxia de Urbe et totius ordinis, providis et discretis viris Mathiusio calcifici, Lanfrancho prioribus, Tervisio camerario et | Johanni Lanfranchi, procuratori fraternitatis Sancti Spiritus in Civitate Austrie in burgo Sancti Petri et successoribus suis in perpetuum, salutem in Domino sempiternam.

* Nella trascrizione dei documenti si sono conservate le particolarità grafico-fonetiche usate dai copisti.

A. [a] *Sg.* papa *cassato* [b] sotto – VII] *agg. successiva* [c] per ciascuno *agg. supra lineam* [d] 25 novembre *agg. tarda a lapis* [e] relazione devozione *agg. tarda a lapis margine dx* [f]*Sg.* meis [g] *Sg.* et pater *cassato* [h] excommunicati *corr. su* excommunicatum.

Audivimus relacione<m> multorum devotionem quam habetis circha nostrum hospitalem[e] | et ordinem, ideo vestre devocionis meritis inclinati personas vestras animasque parentum vestrorum et omnium alliorum<!> qui sunt de fraternitate vestra in nostra fraternitate recipientes, omnium divinorum officiorum, ellemosinarum et omnium aliorum bonorum que in toto nostro | ordine fiunt aut dante Domino fient participes vos esse concedimus et consortes volentes vos scire quod secundum privilegia apostolica confratribus et consororibus[f] nostris conceditur hic aliqualiter duximus exprimendum, videlicet quod Innocentius tertius, Urbanus quartus | Alexander quartus, Bonifatius octavus, Honorius tertius, Innocentius quintus et Nicholaus tertius, summi ac romani pontifices, un<i>usqueque ipsorum septimam partem iniuncte penitentie relaxaverant auctoritate eorum apostolica benefactoribus dicti hospitalis vel allicuius | menmbri[j] aut loci ipsius et etiam illis qui in nostra <fraternitate> recipiuntur a nobis et alliquod[l] subsidium de suis facultatibus dicto hospitali solverunt annuatim et insuper unus annus et XL dies conceduntur ab eis per eorum privilegia apostolica quas quidem gratias et concessiones | sanctissimus[g] in Christo pater et dominus noster, dominus Innocentius, qui nunc est divina providentia papa sextus, confirmavit per suum privilegium apostolicum, ita quod, si generale interdictum fuerit in locis ubi confratres nostri morantur eosque mori | contingerit nisi nominatim usurarii et excommunicati[h] fuerint inventi, eis sepultura ecclesiastica atque divina officia non negentur et in locis dicti hospitalis submissa voce dictis confratribus cantentur vos in eadem rellassacione. Recipimus cum Johannes | Lanfranchi eiusdem fraternitatis procurator predictus promiserit pro uno quoque vestri tres denarios parvulos de vestra moneta. Hoc est per quemlibet qu<a>e est vel dante Domino fuerint de fraternitate predicta et per alliquem vestram annuatim solvere et mandare in | subsidium dicti hospitali nostri de Urbe, camerario dicti nostri hospitalis Rome. Datum apud hospitale predictum, anno domini M°CCC°LX, mensis novembris, tempore dicti domini Innocencii pape sexti, teste nostro sigillo.

B

Affiliazione a S. Spirito in Sassia concessa alla fraterna di S. Maria dei Battuti e all'ospedale di S. Martino di Cividale

Roma, 16 novembre 1360

AOC, FP, n. 747. *La pergamena, di piccole dimensioni (mm. 150×220), manca del sigillo; a tergo solo la scritta tarda* „Anno 1360".

Frater Egidius, preceptor et generalis magister hospitalis Sancti Spiritus in Saxia de Urbe et totius | ordinis, providis et discretis viris Jacobo fraternitatis et Nicolao hospitalis Sancti Spiritus et | beate Marie virginis Verberatorum de Civitate Austrie, Sancti Martini burgi Pontis prioribus et suc|cessoribus suis in perpetuum, salutem in Domino sempiternam.

Audivimus relatione<m> multorum devotionem quam habetis | circa nostrum hospitalem et ordinem, ideo vestre devotionis meritis inclinati personas vestras animasque pa|rentum vestrorum et omnium aliorum qui sunt de fraternitate vestra in nostra fraternitate recipientes, omnium divinorum | offitiorum, elimosinarum, ieiuniorum et omnium aliorum bonorum que[a] in toto nostro ordine fiunt aut dante Domino | fient participes vos esse concedimus et consortes volentes vos scire quod secundum privilegia apostolica con|fratribus et consororibus nostris conceditur quod Innocentius tertius, Urbanus quartus, Alexander quartus, Bo|nifatius octavus, Honorius tertius, Innocentius quintus et Nicolaus tertius, romani pontifices, uniusqueque ipsorum | septimam partem iniuncte penitentie relaxarunt et etiam benefactoribus dicti hospitalis vel alicuius[b] membri | eiusdem et loci et etiam illis qui in nostra fraternitate recipiuntur a nobis et etiam unus annus iniuncte | penitentie et XL dies conceduntur ab eis quas quidem gratias et concessiones sanctissimus in Christo pater et dominus, dominus | Innocentius papa sextus, qui nunc fatientem domino romana ac universali sedie presidet confirmavit itaque si generale | interdictum fuerit in locis ubi confratres nostri commorantur eosque mori contigerit nisi nominatum excomunicati vel publice | usurarii inventi fuerint eis sepultura ecclesiastica atque divina offitia non negentur. Vos in eadem relaxatione | comittimus

elimosinam vestram nos nunc recipientes, super finem condictionis humane, quietamus ad presens, dummodo | aliquid iuxta posse dicto hospitali in subsidium infirmorum et pauperum de Urbe singulis et unius tribuatis | in cuius rei testimonium presentes fieri fecimus et nostri sigilli appensione muniri sub anno domini millesimo | CCC° LX°, tempore eisdem domini Innocentii pape VI, mensis novembris, die XVI.

B. [a] *Sg.* nostro *cassato* [b] alicuius] alterius *C.*

ZUSAMMENFASSUNG

Daß es in Cividale del Friuli während des Patriarchats zwei Filialen des römischen Ospedale di S. Spirito in Sassia gab (auch wenn sich die Kongregation nur für relativ kurze Zeit zu halten vermochte), verkörpert für die Fachleute, die sich mit dem Thema befaßt haben, einen neuen Aspekt; des weiteren wird der dynamische Gründungsprozeß neuer Dependancen in der Epoche des sogenannten avignonesischen Exils aufgezeigt, in der man bisher eher eine stagnierende Phase für das römische Spital gesehen hatte. Die weit bekanntere, ältere Niederlassung in Gemona hingegen geriet im Verlauf des 14. Jahrhunderts in eine nachhaltige Krise; sie war einer Reihe von Zerstörungen geschuldet, die Wiederaufbaumaßnahmen und kontinuierliche Eingriffe sowohl der Ordenspräzeptoren in Rom als auch der Patriarchen von Aquileia verlangten. Gleichzeitig erreichten die Bruderschaft von S. Maria dei Battuti und die später den Namen S. Spirito annehmende Kongregation der Schlosser von Cividale in der damals noch größten Stadt der Region den Höhepunkt ihrer Entwicklung.

ABSTRACT

The existence in the Friuli of the patriarchal age of two affiliates in Cividale of the Roman hospital of S. Spirito in Sassia (even if the sodality had a relatively brief existence) represents a surprise for those who have studied the subject, beyond confirming the lively proliferation of „branch offices“ in a period, that of the so-called Avignonese Captivity, in which it had been thought that the Roman organisation had suffered a stop in its phase of expansion. While the subordinate office in Gemona – better-known and founded earlier – went through a serious phase of decline over the course of the fourteenth cen-

tury, due to a series of damage to its property that required rebuilding and continuous interventions by the hospital's Roman preceptors and the patriarchs of Aquileia, in the same period in what was then the principal town of the region, the *fraterna* of S. Maria dei Battuti and that of Fabbri di Cividale, later dedicated to the Holy Spirit (S. Spirito), enjoyed their phase of greatest splendour.

DIE ABHÄNGIGE STADT IM ITALIEN DES SPÄTEREN MITTELALTERS

Jurisdiktion in Treviso unter der Herrschaft Venedigs (1338–44)

von

DIETER GIRGENSOHN

1. Einleitung: Flächenstaat auf der Apennin-Halbinsel. – 2. Der Krieg gegen die Scaligeri. – 3. Venedigs Expansionspolitik im 14. Jahrhundert. – 4. Beherrschte Territorien im Staate der Venezianer. – 5. Das Recht Trevisos unter venezianischer Herrschaft. – 6. Rechtspflege in Treviso. – 7. Appellationen in der Hauptstadt. – 8. Die Wiederholung der Unterstellung im Jahre 1344. – 9. Ausblick.

1. Die Entstehung von Flächenstaaten in Ober- und Mittelitalien muss mit gravierenden Problemen verknüpft gewesen sein, denn neben den Gewinnern gab es immer Verlierer: Ehemals unabhängige Kommunen, organisiert als Stadtstaaten, verloren ihre Selbständigkeit, und es konnte nicht ausbleiben, dass dieser Wandel Auswirkungen auf das Selbstbewusstsein bei den Mitgliedern der dort vorher herrschenden Schichten hatte. Auf der anderen Seite hatten die Regierenden Formen zu finden, wie mit den hinzugewonnenen Untertanen umzugehen sei, galt es doch, ihre Akzeptanz für die nun die Hoheit ausübende Herrschaft zu gewinnen. Für die Betrachtung der Entwicklung moderner Staaten in Europa während des späteren Mittelalters und der frühen Neuzeit stellen sich hier spezifische Probleme, die von denen der anderen Flächenstaaten in Form der herkömmlichen Monarchien deutlich unterschieden sind.

Seit einigen Jahrzehnten sind immer wieder Untersuchungen zu diesem Themenkomplex erschienen, zur Ausbildung und Konsolidie-

rung der Regionalstaaten in dem geographischen Bereich, den man abkürzend das Italien der Kommunen zu nennen pflegt. Neue Impulse für dieses Forschungsfeld brachten vor allem Studien von Giorgio Chittolini, der sich vornehmlich dem Mailänder Staat der Visconti und der Sforza gewidmet hat;[1] sein Beispiel hat Schule gemacht.[2] Dem hier interessierenden Veneto ist unter diesem Aspekt ebenfalls einige Aufmerksamkeit zuteil geworden.[3] Verwiesen werden kann auch schon auf

---

[1] G. Chittolini, La crisi delle libertà comunali e le origini dello Stato territoriale (zuerst 1970), in: ders., La formazione dello Stato regionale e le istituzioni del contado, secoli XIV e XV, Piccola biblioteca Einaudi 375, Torino 1979, S. 3–35; ders., Governo ducale e poteri locali, in: Gli Sforza a Milano e in Lombardia e i loro rapporti con gli Stati italiani ed europei (1450–1530), Milano 1982, S. 27–41; ders., Städte und Regionalstaaten in Mittel- und Oberitalien zwischen spätem Mittelalter und früher Neuzeit, in: Res publica. Bürgerschaft in Stadt und Staat. Tagung der Vereinigung für Verfassungsgeschichte in Hofgeismar am 30./31. März 1987, Beihefte zu „Der Staat" 8, Berlin 1988, S. 179–200 = Città e Stati regionali, in: ders., Città, comunità e feudi negli Stati dell'Italia centro-settentrionale (XIV–XVI secolo), Milano 1996, S. 19–37; ders., Cities, „city-states" and regional states in north-central Italy, Theory and society 18 (1989) S. 689–706; ders., Gli Stati cittadini italiani, in: Europa im späten Mittelalter. Politik – Gesellschaft – Kultur, hg. von R. C. Schwinges/Chr. Hesse/P. Moraw, München 2006, S. 153–165. Für das hier behandelte Thema s. noch dens., I capitoli di dedizione delle comunità lombarde a Francesco Sforza (zuerst 1978), in: ders., Città, comunità S. 39–60, und für den Ausblick in eine andere Region dens., Ricerche sull'ordinamento territoriale del dominio fiorentino agli inizi del secolo XV (zuerst 1978 mit dem Titel La formazione dello Stato regionale e le istituzioni del contado: ricerche ...), in: ders., Formazione dello Stato S. 292–352.

[2] Siehe jetzt A. Gamberini, Principe, comunità e territori nel Ducato di Milano (zuerst 2008), in: ders., Oltre le città. Assetti territoriali e culture aristocratiche nella Lombardia del tardo Medioevo, I libri di Viella 93, Roma 2009, S. 29–51.

[3] A. Menniti Ippolito, Le dedizioni e lo Stato regionale. Osservazioni sul caso veneto, Archivio veneto, ser. 5,127 (1986) S. 5–30; S. Zamperetti, I piccoli principi. Signorie locali, feudi e comunità soggette nello Stato regionale veneto dall'espansione territoriale ai primi decenni del '600, Venezia 1991; J. E. Law, The Venetian mainland state in the fifteenth century (zuerst 1992), in: ders., Venice and the Veneto in the early Renaissance, Variorum collected studies series 672, Aldershot usw. 2000, Nr. I; A. Viggiano, Governanti e governati. Legittimità del potere ed esercizio dell'autorità sovrana nello Stato veneto della prima Età moderna, Studi veneti 3, Treviso 1993; speziell für das hier zum Thema gemachte Gebiet: G. Del Torre, Il Trevigiano nei secoli XV e XVI.

eine Zusammenschau der bisherigen Ergebnisse auf dem Forschungsfeld.[4]

Chittolini hat nicht nur sein bevorzugtes Gebiet, sondern auch andere in den Blick genommen, und diese Sichtweise öffnet den Weg zum Vergleich der einzelnen Flächenstaaten. Ein solcher methodischer Zugriff bedarf noch der Vertiefung, zumindest für die Anfangsphase am Ende des Mittelalters; komparative Studien müssten sich vorzugsweise auf Florenz, Mailand und Venedig richten, die Mächte mit dem großen Landhunger. Die vergleichende Untersuchung der Prozesse innerstaatlicher Entwicklung und Konsolidierung wäre unfruchtbar beim bloßen Blick auf die konkreten Einzelentscheidungen, sind solche doch vorwiegend von den Gegebenheiten einer individuellen Situation, einer momentanen Machtkonstellation bedingt. Wohl aber würde es sich lohnen, politische Grundeinstellungen, etwa einen Expansionsdrang oder aber große Vorsicht gegenüber starken Nachbarn, nebeneinander zu stellen; außerdem wäre die Sonde vor allem bei den Institutionen anzusetzen, denn ihre Ausgestaltung war maßgebend bei der Behandlung der Untertanen und der Administration des Territoriums. Zweckmäßigerweise wird man solche Untersuchungen nach Sektoren gliedern, damit in den einzelnen Feldern die Übereinstimmungen und die Unterschiede klarer hervortreten.

Die Rechtspflege, die im Mittelpunkt dieser Detailstudie steht, gehört zu den wichtigsten Berührungspunkten zwischen der Spitze eines Staates und den in ihm lebenden Bewohnern, somit bilden die für die Wahrung des Rechts geschaffenen Organe und Verfahrensweisen geeig-

---

L'assetto amministrativo e il sistema fiscale, Venezia 1990. Die Verhältnisse im 14. Jahrhundert werden praktisch nicht berührt, doch s. die Hinweise in G. M. Varanini, Venezia e l'entroterra (1300 circa – 1420), in: Storia di Venezia 3: La formazione dello Stato patrizio, ed. G. Arnaldi/G. Cracco/A. Tenenti, Roma 1997, S. 159–236; dem schließt sich zeitlich an A. Viggiano, Il Dominio da terra: politica e istituzioni, in: Storia di Venezia 4: Il Rinascimento. Politica e cultura, ed. A. Tenenti/U. Tucci, Roma 1996, S. 529–575.

[4] I. Lazzarini, L'Italia degli Stati territoriali (secoli XIII–XV), Quadrante 123, Roma-Bari 2003, bietet einen Überblick zum Thema; über die Organisation der Flächenstaaten in Ober- und Mittelitalien: S. 97–106, über die Rechtswahrung: S. 91–94. Dank ihrer Zusammenfassung tritt besser hervor, worauf künftige Spezialuntersuchungen oder vergleichende Studien aufbauen können.

nete Studienobjekte für einen vergleichenden Ansatz. Dank der guten Überlieferung im Staatsarchiv Venedig, dank dem Vorhandensein beträchtlicher Überreste aus den Registraturen der Verwaltung in Treviso wird die detaillierte Beschreibung eines Einzelfalles möglich. Das hier vorgelegte Material mag so einen Ausgangspunkt für den Vergleich mit den Vorgehensweisen in anderen Flächenstaaten bieten.

Die Darstellung des speziellen Falles ist einzubetten in die Suche nach Antworten auf die allgemeinen Fragen: Wie gestalteten sich einerseits die Verhältnisse in Treviso, einer Stadt mit angewachsenem dazugehörigem Distrikt – also nicht mehr ganz typisch im Vergleich zur ursprünglichen Form des Stadtstaates mit Zentrum und umliegendem Contado –, nachdem dieses Gemeinwesen seine Selbständigkeit verloren hatte, so dass die Bewohner sich vor die Notwendigkeit gestellt sahen, mit ihrer Zugehörigkeit zu einer übergreifenden territorialen Einheit vertraut zu werden? Und wie entwickelten andererseits die neuen Herrschenden Lösungen für die während dieses Prozesses sichtbar werdenden Probleme? Das nämlich scheint die übliche Reihenfolge gewesen zu sein: nicht Vorgehen nach überlegtem Plan, sondern jeweils Reaktion auf eine sich ergebende Anforderung.

Die Bewohner von Treviso[5] hatten sich im Jahre 1338, als die Republik Venedig die Herrschaft in ihrer Stadt antrat, schon an ein wesentliches Element dieser Veränderung gewöhnen müssen. Sie bildeten

---

[5] Eine knappe Darstellung der Stadtgeschichte in der hier betrachteten Zeit findet sich in A. A. Michieli, Storia di Treviso (zuerst 1938), ed. G. Netto, Treviso ^{3}1981 (Ndr. Dosson di Casier 1988), S. 127–148; reiches Material für die inneren Verhältnisse gesammelt hat A. Marchesan, Treviso medievale. Istituzioni, usi, costumi, aneddoti, curiosità 1–2, Treviso 1923 (Ndr., ed. L. Gargan, Bologna 1977). Siehe noch die Literaturübersicht von M. Knapton, Venezia e Treviso nel Trecento: proposte per una ricerca sul primo dominio veneziano a Treviso, in: Tomaso da Modena e il suo tempo. Atti del convegno internazionale di studi per il 6° centenario della morte, Treviso 31 agosto – 3 settembre 1979, Treviso 1980, S. 41–78; einen Überblick über die in den letzten Jahrzehnten publizierten Studien und Quelleneditionen zur Geschichte Trevisos im 14. Jahrhundert bietet jetzt G. M. Varanini, Treviso dopo la conquista veneziana. Il contesto politico-istituzionale e il destino di un ceto dirigente, in: Treviso e la sua civiltà nell'Italia dei Comuni. Convegno di studio, Treviso, 3–5 dicembre 2009, ed. P. Cammarosano, Edizioni CERM, Collana Atti 2, Trieste 2010, S. 429–471, dort S. 429–434.

damals keineswegs eine homogene Schicht, vielmehr trennte die schon seit dem 13. Jahrhundert in den Statuten niedergelegte Verfassung Bürger ersten Grades (die man als Adelige ansprechen darf) und Bürger zweiten Grades, deren politisches Zusammenwirken bei den Entscheidungen über die städtischen Angelegenheiten in ein kompliziertes Gleichgewicht gebracht worden war.[6] Allen gleich aber war die Rolle als Untertanen einer auswärtigen Macht,[7] seitdem im Jahre 1329 – frühere Phasen verlorener kommunaler Freiheit mögen hier übergangen werden – Cangrande I. della Scala, Herr von Verona, Treviso erobert hatte,[8] dann setzten nach seinem plötzlichen Tode nur wenige Tage später die Nachfolger die Herrschaft der Scaligeri fort. Und doch wurde durch die Machtübernahme Venedigs eine erheblich veränderte Situation geschaffen. Während die Herrschenden bis dahin Einzelpersonen gewesen waren – konkret: die Brüder Alberto II. und Mastino II. della Scala, die Söhne von Cangrandes älterem Bruder Alboino –, kam jetzt eine Republik an deren Stelle. Damit trat aber nicht nur für die Bürger Trevisos eine neue Lage ein, sondern es hat auch den Venezianern erkennbar Mühe bereitet, für die ihnen ungewohnte Funktion als Herren über eine Stadt des italienischen Festlandes die angemessene Ausgestaltung zu finden.

In dieser Studie soll – nach dem Versuch einer allgemeinen Charakterisierung des neuen Zustandes und des Weges, der zu ihm geführt hatte, nach Blicken auf typische Verhaltensweisen der Venezianer gegenüber dem benachbarten Festland und im Umgang mit den von ihnen

---

[6] Siehe die zusammenfassende Skizze von A. Ventura, Nobiltà e popolo nella società veneta del Quattrocento e Cinquecento, Milano [2]1993, S. 94–98. Eine Charakterisierung der herrschenden Schicht bei der Übertragung der Herrschaft liefert Varanini, Treviso dopo la conquista S. 437–440, mit Namenlisten S. 459–468.

[7] Zur inneren Entwicklung seit der Wiedererlangung kommunaler Autonomie, gekennzeichnet durch die Neuredaktion der Statuten im Jahre 1313 (dazu unten Anm. 100, 108), und danach unter dem Regiment auswärtiger Herren s. G. M. Varanini, Istituzioni e società a Treviso fra comune, signoria e poteri regionali (1259–1339), in: Storia di Treviso, ed. E. Brunetta 2: Il Medioevo, ed. D. Rando/G. M. Varanini, Venezia 1991, S. 135–211, dort S. 176–197, 207–211. In dieser Stadtgeschichte fehlt leider die Behandlung der politischen Verhältnisse für den Rest des 14. Jahrhunderts.

[8] Vgl. Anm. 199.

beherrschten Besitzungen – anhand einer konkreten Materie exemplifiziert werden, wie die regierende Schicht Venedigs daranging, diese Rolle der Herrschenden auszufüllen und das angemessene Verhältnis zu den hinzugewonnenen Untertanen zu finden. Das Gebiet der Rechtspflege eignet sich dafür, weil darin wiederholte Ansätze erforderlich wurden, bevor ein zufriedenstellendes Verfahren entwickelt war, dabei sind die Rechtsgrundlagen in Treviso, die dortigen Jurisdiktionsgewohnheiten und die Behandlung der nach Venedig gerichteten Appellationen zu betrachten. Vom Vorgehen der Venezianer zeugt eine stattliche Überlieferung; am ausführlichsten spiegelt es sich wider in den Beschlüssen des Senats als des damals wichtigsten politischen Entscheidungsgremiums, die Protokolle sind nun für die Öffentlichkeit leicht zugänglich dank der kürzlich erfolgten Edition durch das Istituto veneto di scienze, lettere ed arti.[9] So mag diese Studie zugleich als Hinweis dafür dienen, welche Art von Informationen in jenen Quellen anzutreffen ist.

Die Beschränkung auf das erste Jahrfünft der venezianischen Herrschaft in Treviso bietet sich an, denn mit einem erneuten Akt zeremonieller Unterstellung erhielt die Anfangsphase im Februar 1344 einen abschließenden Akzent, außerdem war nur wenige Monate zuvor ein dauerhaftes Verfahren gefunden worden, wie mit den aus Treviso in die Zentrale gelangenden Appellationen in Zivilprozessen umzugehen sei.

---

[9] Einschlägig für diese Untersuchung sind in der Reihe Venezia – Senato, Deliberazioni miste die Bände 4–8: Venezia – Senato, Deliberazioni miste, Registre XVII (1335–1339), ed. F.-X. Leduc, Venise 2007; Registre XVIII (1339–1340), ed. Leduc, Venise 2005; Registre XIX (1340–1341), ed. Leduc, Venise 2004; Registro XX (1341–1342), ed. F. Girardi, Venezia 2004; Registro XXI (1342–1344), ed. Cl. Azzara/L. Levantino, Venezia 2006. Darüber hinaus werden in der folgenden Darstellung die Bände 9–13 zitiert: Registro XXII (1344–1345), ed. E. Demo, Venezia 2007; Registro XXIII (1345–1347), ed. Girardi, Venezia 2004; Registro XXIV (1347–1349), ed. E. Orlando, Venezia 2007; Registro XXV (1349–1350), ed. Girardi, Venezia 2006; Registro XXVI (1350–1354), ed. Girardi, Venezia 2008. Für die Reihe gilt hinfort die Abkürzung VSDM mit der Nummer des Registers. Im Übrigen stellt das Staatsarchiv Venedig diese Serie als digitale Reproduktionen im Internet zur Verfügung: http://www.archiviodistatovenezia.it/divenire/home.htm.

2. Die Expansionspolitik der Scaligeri weit über ihren Staat Verona hinaus veranlasste 1336 Florenz und Venedig zu kriegerischen Gegenmaßnahmen. Noch im Januar jenes Jahres hatte der Senat – dem Anschein nach in freundlicher Gesinnung – die Führung von Verhandlungen mit den Nachbarn beschlossen gehabt, dabei wurde in dem einen der drei angenommenen Anträge die Absicht betont, in Frieden und ohne Störungen zu leben, in einem anderen aber auch die Notwendigkeit, dass die Gegenseite die bestehenden Verträge genau einhalten müsse.[10] Wenige Monate später begann jedoch der offene Konflikt.[11] Die eine Republik fing ihn an, um die vereinbarte Rückgabe Luccas zu erzwingen, bald wurde die andere ihr Partner in einem Bündnis,[12] dessen Zweck gemeinsam zu finanzierende militärische Operationen im Trevigiano waren und sicherlich von dort aus auch gegen Verona.

Ob die Venezianer unter ihrem Dogen Francesco Dandolo schon zu diesem Zeitpunkt eine Eroberung im Sinne hatten, die Gunst der Partnerschaft gegen die als lästig empfundenen Nachbarn ausnutzend, wird aus gleichzeitigen Zeugnissen nicht deutlich. Alberto und Mastino della Scala, so die Einschätzung von Zeitgenossen, haben sich, als sie mit der Republik Venedig in Streit gerieten, in ihrer Unerfahrenheit von

---

[10] VSDM 17 S. 172–177 Nr. 441f., 446f., 450–452; vgl. Anm. 55.

[11] Aus der reichen Literatur sei hier verwiesen auf V. Lazzarini, Storia di un trattato tra Venezia, Firenze e i Carraresi (1337–1399), Nuovo archivio veneto 18 (1899) S. 243–282; L. Simeoni, Le origini del conflitto veneto-fiorentino-scaligero (1336–1339) e note sulla condotta della guerra (zuerst 1929–30), in: ders., Studi su Verona nel Medioevo, ed. V. Cavallari 3, Studi storici veronesi 11 (1961), Verona 1962, S. 63–156; E. Rossini, La signoria scaligera dopo Cangrande (1329–1387), in: Verona e il suo territorio 3,1, Verona 1975, S. 451–725, dort S. 576–613; Varanini, Venezia e l'entroterra (wie Anm. 3) S. 177–180, 226f.; B. G. Kohl, Padua under the Carrara, 1318–1405, Baltimore-London 1998, S. 62–77. Kaum mit Treviso beschäftigt sich – trotz dem zeitlichen Rahmen, in den sie eingebettet ist – die jüngste Studie von E. Crouzet-Pavan, Venise et la Terre Ferme, in: Il secolo di Giotto nel Veneto, ed. G. Valenzano/F. Toniolo, Studi di arte veneta 14, Venezia 2007, S. 463–482.

[12] Der Wortlaut des 1336 Juni 21 in Venedig geschlossenen Vertrages ist größtenteils veröffentlicht von Simeoni, Origini del conflitto S. 152–157 Nr. 17. Dort S. 106 Anm. 83 wird hervorgehoben, dass in anderer, durchaus verlässlicher Überlieferung das Datum des 22. Juni bezeugt ist. Eine Übersetzung des Textes, genommen *de li atti del nostro Comune*, bietet Giovanni Villani, Nuova cronica, ed. G. Porta 2, Parma 1991 (²2007) S. 106f. (XII 50).

jugendlichem Leichtsinn verleiten lassen: *iuvenilli calore ducti et curialium insidiosis suaxionibus incitati.*[13] Der Schilderung des bald beginnenden Krieges aus der Feder von Iacopo Piacentino, einem Notar der Dogenkanzlei,[14] der einleitend auf seine Anwesenheit in den Gremiensitzungen und seine direkte Beteiligung bei den Vertragsabschlüssen hinweist,[15] kommt zweifellos offiziöser Charakter zu. Hervorgehoben als Ziel der Offensive wird die Abstellung verschiedener Verstöße der Scaligeri gegen Verträge oder gegen die hergebrachten Gewohnheiten: die Besteuerung von Erträgen aus den Ländereien venezianischer Eigentümer in den Distrikten von Padua und Treviso sowie das Verbot, sie nach Venedig zu verbringen; überhaupt die Untersagung des Handelsverkehrs über die Grenzen zwischen den beiden Staaten hinweg; weiter die Forderung übermäßiger Abgaben für den Transport von Waren und generell deren Behinderung auf dem Po (wo besonders eine Sperre bei Ostiglia für Empörung sorgte[16]); dazu Angriffe im Trevigiano auf befestigte Orte der da Camino, die Venedig unter den Schutz des Dogen gestellt sah; endlich die wahrscheinlich erst im Mai geschehene Errichtung eines Kastells bei Salinen unweit Chioggias und die Absicht,

---

[13] Das steht in einer bis 1343 geführten chronikalischer Aufzeichung mit Kurzbiographien der Dogen, die einen langen Abschnitt über den Krieg enthält, veröffentlicht von M. Merores, Un codice veneziano del secolo XIV nell'Haus-Hof und Staatsarchiv di Vienna, Nuovo archivio veneto, n. s. 29 (1915) S. 139–166, dort S. 160–165. Die kleine Handschrift befindet sich jetzt im AS Venezia, Miscellanea codici ser. I 216; Maria Francesca Tiepolo gilt mein Dank für diese Mitteilung.

[14] Siehe M. Zabbia, I notai e la cronachistica cittadina italiana nel Trecento, Nuovi studi storici 49, Roma 1999, S. 213–224; dens., Giacomo da Piacenza, in: DBI 54, Roma 2000, S. 230f.

[15] Jacopo Piacentino, Cronaca della guerra veneto-scaligera, ed. L. Simeoni, Miscellanea di storia veneta (ser. 4) 5, Venezia 1931, Tl. 1 S. 29f.

[16] Die dortige *novitas*, womit ein Angriff oder eine Übertretung bezeichnet zu werden pflegte, hatte den Venezianer Senat seit September 1335 mehrfach beschäftigt: VSDM 17 S. 102f. Nr. 268f., S. 136f. Nr. 364, S. 174–177 Nr. 446f., 450–452, S. 233 Nr. 594. Es muss sich um irgendeine Art von Behinderung des Verkehrs auf dem Fluss gehandelt haben, eine *catena* nennt Guilelmus de Cortusiis, Chronica de novitatibus Padue et Lombardie, ed. B. Pagnin, RIS² 12,5, Bologna 1941–75, S. 74 (VI 2). Zweifel daran äußert Simeoni in seiner Ausgabe der Chronik von Iacopo Piacentino, S. 33 Anm. 1.

unter dessen Deckung selbst Salz produzieren zu wollen[17] – das wäre eine Verletzung des von den Venezianern eifersüchtig gehüteten Monopols gewesen; sogar die Besetzung von Chioggia soll befürchtet worden sein.[18]

Eine Generation später war nur noch der Ärger um die drohende Salzgewinnung im Bewusstsein historisch Interessierter, doch maß man ihm lediglich untergeordnete Bedeutung zu, so dass nicht mehr verständlich gewesen zu sein scheint, wie dies zum Anlass für einen offenen Krieg hatte werden können: *guera pro re satis modica asperime inchoata est.*[19] Daher liegt die Vermutung nahe, dass das entscheidende Element für den bewaffneten Konflikt mit den Scaligeri in der Tat die Sicherung der Handelswege[20] nach Westen auf dem Po und nach Norden über die Alpen gewesen war, eine solche Motivation erweist sich als eine der Konstanten in den Begründungen für das politische Handeln der Regierenden Venedigs, wie Großer Rat und Senat sie in ihren Beschlüssen auszudrücken pflegten.[21]

Der Verlauf des Krieges braucht hier nicht verfolgt zu werden, es interessieren allein dessen Folgen. Das wichtigste Ergebnis für Venedig war die Übertragung der Herrschaft über Treviso am 2. Dezember 1338 durch den dort von den Scaligeri eingesetzten Kapitän Boneto Malavi-

---

[17] Jacopo Piacentino, Cronaca S. 33–36. Dieselben Beschwerden werden auch genannt in den Verhandlungen während vergeblicher Vermittlungsversuche in den Monaten März bis Mai: VSDM 17 S. 218–221 Nr. 559–566, S. 232–235 Nr. 593–601, S. 238 Nr. 610, S. 246f. Nr. 630f.; vgl. Anm. 55.

[18] So die in Anm. 13 zitierte chronikalische Aufzeichnung.

[19] Venetiarum historia vulgo Petro Iustiniano Iustiniani filio adiudicata, ed. R. Cessi/F. Bennato, Monumenti storici pubblicati dalla Deputazione di storia patria per le Venezie, n. s. 18, Venezia 1964, S. 218f.

[20] So auch G. Cracco, Venezia nel Medioevo: un „altro mondo“, in: Storia d'Italia, ed. G. Galasso 7,1, Torino 1987, S. 1–157, dort S. 131. Siehe schon H. Kretschmayr, Geschichte von Venedig 2, Allgemeine Staatengeschichte, Abt. 1,35, Gotha 1920, S. 186; italienisch: Storia di Venezia, Venezia 2006 (CD-ROM, herausgegeben von der Deputazione di storia patria per le Venezie), 2 S. 223, mit dem zusätzlichen Hinweis auf die Gefährdung der Lebensmittelversorgung durch die Politik der Scaligeri.

[21] Hier sei der Hinweis auf eine eigene Sammlung von Belegen gestattet: D. Girgensohn, Kirche, Politik und adelige Regierung in der Republik Venedig zu Beginn des 15. Jahrhunderts 1–2, Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 118, Göttingen 1996, 1 S. 24–30.

cina an den Venezianer Beauftragten Marco Foscarini,[22] der anscheinend eigens ausgesandt worden war,[23] um an der Spitze der Truppen in die Stadt einzuziehen. An eben jenem Tage erließ der Repräsentant der neuen Machthaber eine erste Verordnung: das Verbot des Waffentragens für die gesamte Bevölkerung, nur die Soldaten der Republik wurden ausgenommen.[24] Im darüber aufgesetzten Notariatsinstrument wird ihm der Titel Kapitän beigelegt, doch drückt sich der fachkundige Notar Iacopo Piacentino auffallend unscharf aus: *iste fuit ad modum rectoris civitatis ipsius*.[25] Das dürfte seinen Grund darin haben, dass jene Bezeichnung damals noch für die Venezianer Amtsträger in den untergebenen Gebieten kaum üblich gewesen zu sein scheint;[26] es liegt die Schlussfolgerung nahe, der Chef der städtischen Verwaltung sei zunächst einfach weiter so genannt worden, wie das unter den Scaligeri gegolten hatte. Foscarini behielt den Kapitäns-Titel während seines rund zweimonatigen Wirkens in Treviso, für seinen Nachfolger Marino

---

22 Cortusi, Chronica (wie Anm. 16) S. 97 (VII 19); Villani, Nuova cronica (wie Anm. 12) 2 S. 185 (XII 90). Das Datum – sogar mit dem richtigen Wochentag, Mittwoch – steht auch am Anfang der *Morosina* genannten Sammlung venezianischer Gesetze und Erlasse für Treviso, erhalten jedoch nur im Exemplar der Biblioteca capitolare, da in dem anderen der Anfang verloren ist (s. Anm. 174, 176). Zu verwerfen ist deshalb die Angabe von Jacopo Piacentino, Cronaca (wie Anm. 15) S. 134, der zwar eine etwas ausführlichere Notiz bringt, aber den 3. Dezember als Tag der Übergabe nennt; dem folgt weitgehend wörtlich der Bericht in Venetiarum historia (wie Anm. 19) S. 222.

23 Wohl derselbe hatte noch am 24. November zu den Antragstellern gehört: VSDM 17 S. 447 Nr. 1181.

24 G. Verci, Storia della Marca trivigiana e veronese 11, Venezia 1789 (Ndr. Sala Bolognese 1983), Documenti S. 121f. Nr. 1331, ebenfalls mit passendem Wochentag. Weitere Anweisungen von demselben Tage und später referiert aus ungedruckter Überlieferung (vgl. Anm. 27) E. Zanini, La prima dominazione veneziana a Treviso. Sulle tracce di Marco Foscarini e Marino Falier, Università Ca' Foscari – Venezia, Dipartimento di studi storici, Annali. Studi e materiali dalle tesi di laurea 6 (2004–05) S. 13–35, dort S. 16–19; das ist eine Zusammenfassung der unveröffentlichten Dissertation des Autors, s. ebd. S. 9–11.

25 Jacopo Piacentino, Cronaca (wie Anm. 15) S. 134; so auch Venetiarum historia (wie Anm. 19) S. 222.

26 In den Ämterlisten aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, welche die Venetiarum historia S. 277–322 bietet, tauchen nur die *capitanei Paysenatici Ystrie* auf, bei ihnen standen die militärischen Aufgaben im Vordergrund, außerdem zwei ähnliche Ämter seit 1355: ebd. S. 305, 287, 308.

Falier fand man die doppelte Benennung *potestas et capitaneus*,[27] und diese Übung setzte sich in der Folgezeit fort.

Die Übertragung Trevisos hatte zunächst den Charakter eines Pfandes, das dafür garantieren sollte, dass Mastino della Scala – sein Bruder Alberto befand sich in venezianischer Gefangenschaft, seitdem Padua am 3. August 1337 von den Truppen der Verbündeten eingenommen worden war[28] – die von ihm in den Friedensverhandlungen akzeptierten Bedingungen auch einhalten würde.[29] Aber ihr wird präjudizierende Wirkung zugekommen sein, denn tatsächlich gehörte die Übereignung der Stadt Treviso und sämtlicher von den Brüdern im Distrikt besessenen Ortschaften zu den Bestimmungen des Friedensvertrages, der zwischen Venedig und Florenz sowie den beiden Scaligeri mitsamt den jeweiligen Verbündeten am 24. Januar 1339 vor dem Hauptaltar der Markus-Kirche feierlich geschlossen wurde.[30]

3. Der Gewinn eines ansehnlichen Territoriums auf dem italienischen Festland markiert eine grundlegende Neuausrichtung in der Politik der Republik. Das Kernstück des Staates war der Dukat, bestehend aus den Inseln der Lagune, deren Ausdehnung früher bedeutend größer war, und einem schmalen Küstenstreifen, von Grado im Nordosten bis Cavarzere im Südwesten, wie die offizielle Präzisierung über die Jahrhunderte hinweg lautete. Schon die kirchliche Organisation seit dem frühen Mittelalter macht den Unterschied zu den benachbarten Gebieten deutlich: Die sechs winzigen Bistümer Caorle, Cittanova-Eraclea,

---

[27] Verfügungen der Venezianer Repräsentanten aus der Frühzeit der Herrschaft finden sich in Treviso, Biblioteca comunale ms. 664, Provisiones 1338–40 fol. 2r-3v: Foscarini 1338 Dezember 2 – 1339 Januar 22, ab fol. 3v Falier, zuerst 1339 Februar 13. Vgl. Anm. 137, 141.

[28] Lazzarini, Storia di un trattato S. 249; Kohl, Padua S. 67 (beide wie Anm. 11).

[29] Jacopo Piacentino, Cronaca (wie Anm. 15) S. 133f.; Cortusi, Chronica (wie Anm. 16) S. 97 (VII 19).

[30] Verci, Storia 11 (wie Anm. 24), Documenti S. 124–129 Nr. 1334 (nicht vollständig); G. Cappelletti, Storia della Repubblica di Venezia dal suo principio sino al giorno d'oggi 4, Venezia 1849, S. 125–156. In 17 Kapitel gegliedert referiert den Text Cortusi, Chronica S. 95f. (VII 18), der zudem berichtet, dass der Vertrag bereits am 23. Januar geschlossen worden war und am nächsten Tage die förmliche Bekräftigung folgte. Eine verlässliche Überlieferung aus der Dogenkanzlei bietet das AS Venezia: Pacta reg. 5 fol. 56r-61v.

Jesolo, Torcello, Castello auf der zentralen Inselgruppe (ursprünglich Olivolo) und Chioggia unter dem Patriarchat Grado, deren Ursprünge in die byzantinische Zeit zurückreichen, grenzten an großflächige Diözesen wie Treviso und Padua mit römisch-langobardischer Prägung.[31]

Der Distrikt von Treviso umfasste zu Beginn des 14. Jahrhunderts gleich zwei Bistümer, denn auch in Ceneda (heute Vittorio Veneto) gab es einen Bischof. Als das Gebiet an Venedig fiel, war das kein Stadtstaat im ursprünglichen Sinne mehr: Die territoriale Ausdehnung hatte bereits eine erhebliche Fläche erreicht. Sie umschloss nun Ortschaften, die nicht mehr den Charakter von Dörfern oder bloßen Kastellen hatten, sondern zu dem Typ gehörten, für den Giorgio Chittolini[32] den Begriff „quasi città" in die moderne Geschichtsschreibung eingeführt hat. In 14 Orten fungierten von der Kommune Treviso besoldete Kapitäne;[33] in der venezianischen Zeit wurden Serravalle (ebenfalls Vittorio Veneto), Conegliano, Oderzo, Mestre, Castelfranco Veneto, Asolo zum Sitz eines Podestà,[34] später kamen Valmaranoo und Noale hinzu.[35]

---

[31] Zur kirchlichen Entwicklung s. D. Rando, Una Chiesa di frontiera. Le istituzioni ecclesiastiche veneziane nei secoli VI–XII, Bologna 1994, S. 21–34. Der Kontrast wird eindrucksvoll demonstriert auf der Karte in Rationes decimarum Italiae nei secoli XIII e XIV, Venetiae – Histria – Dalmatia, ed. P. Sella/G. Vale, Studi e testi 96, Città del Vaticano 1942.

[32] „Quasi città". Borghi e terre in area lombarda nel tardo Medioevo (zuerst 1990), in: ders., Città, comunità (wie Anm. 1) S. 85–104; s. auch E. Svalduz, Città e „quasi-città": i giochi di scala come strategia di ricerca, und A. Bellavitis, „Quasi-città" e terre murate in area veneta: un bilancio per l'Età moderna, in: L'ambizione di essere città. Piccoli, grandi centri nell'Italia rinascimentale, ed. E. Svalduz, Istituto veneto di scienze, lettere ed arti, Memorie, Cl. di sc. mor., lett. ed arti 107, Venezia 2004, S. 7–43, 97–119.

[33] Aufgezählt von Marchesan, Treviso medievale (wie Anm. 5) 1 S. 184f., nach städtischer Rechnungslegung von 1315. In den Statuten werden Kapitäne für die folgenden Orte genannt: Asolo, Castelfranco, Ceneda, Conegliano, Cornuda, Mestre, Montebelluna, Oderzo, Pedemonte, Ponte di Piave, Quero, Romano d'Ezzelino, Serravalle, Soligo, Vidor, außerdem kommunale Räte in Castelfranco und Conegliano, s. das Register in Gli Statuti del Comune di Treviso (sec. XIII–XIV), ed. B. Betto 1–2, FSI 109 und 111, Roma 1984–86, 2 S. 443–446, 458.

[34] Siehe Anm. 135.

[35] F. Pigozzo, Treviso e Venezia nel Trecento. La prima dominazione veneziana sulle podesterie minori (1339–1381), Istituto veneto di scienze, lettere ed arti, Memorie, Cl. di sc. mor., lett. ed arti 121, Venezia 2007.

Für die Venezianer war an dieser Erwerbung gewiss am wichtigsten, dass der Distrikt Trevisos bis an die Lagune heranreichte und dass nun auch das Städtchen Mestre mit dem Kastell zum Staatsgebiet gehörte; es war bereits im September 1337 erobert worden.[36] Da es, von Venedig aus gesehen, am nächsten Punkt des Ufers liegt, bietet es sich an, als idealer Brückenkopf auf dem Festland zu dienen. Wie es unter Nachbarn gar nicht ausbleiben kann, bestanden mannigfache Beziehungen zwischen beiden Territorien, und es entsprach seit langem den Gewohnheiten venezianischer Außenpolitik, diese durch förmliche Verträge zu untermauern. Für Treviso sind solche aus den Jahren 1198, 1216, 1265, 1267, 1271, 1276, 1281, 1314, 1318 und 1322 erhalten.[37] Sie regelten vielgestaltige Materien, große Beachtung genossen wirtschaftliche Belange. Denn in dieser Hinsicht waren die Kontakte zwischen Venedig und dem Nachbarn besonders intensiv:[38] Für den Nah- und für den Fernhandel nach Norden war wichtig, dass die in der Lagune gebräuchlichen Schiffe den Sile bis Treviso befahren konnten, sogar in der trockenen Jahreszeit; für die Textilproduktion Venedigs standen die Wasserläufe des nahen Festlandes zum Waschen und zum Walken zur Verfügung; dazu trat die Verwendung der Wasserkraft, die auf See ja trotz Ebbe und Flut nur schwer nutzbar zu machen ist, für das Mahlen von Getreide.[39] Zumal unter diesem letzten Aspekt, der Versorgung mit

---

[36] Jacopo Piacentino, Cronaca (wie Anm. 15) S. 90f.; Venetiarum historia (wie Anm. 19) S. 221.

[37] Detaillierte Informationen darüber (unter Einschluss der Druckorte) bringt M. Pozza, Penetrazione fondiaria e relazioni commerciali con Venezia, in: Storia di Treviso 2 (wie Anm. 7) S. 299–321, dort S. 305f., 308–311, 314–316, 318–321.

[38] Siehe J.-C. Hocquet, Il sale e l'espansione veneziana nel Trevigiano (secoli XIII–XIV), in: Istituzioni, società e potere nella Marca trevigiana e veronese (secoli XIII–XIV). Sulle tracce di G. B. Verci. Atti del convegno, Treviso 25–27 settembre 1986, ed. G. Ortalli/M. Knapton, Studi storici 199–200, Roma 1988, S. 271–290; Pozza, Penetrazione fondiaria; eine Zusammenfassung bietet jetzt D. Degrassi, Scambi mercantili, agricoltura, artigianato, in: Treviso e la sua civiltà (wie Anm. 5) S. 123–150.

[39] Darüber informieren G. Cagnin, Il bacino del Sile nel Medioevo: dalle sorgenti a Musestre, in: Il Sile, ed. A. Bondesan usw., Caselle di Sommacampagna (Verona) 1998, S. 86–103, dort S. 98–101; ders., Storie di mulini, storia della città. Per una conoscenza della società trevigiana nel Medioevo, Atti e memorie dell'Ateneo di Treviso, n. s. 16 (1998–99) S. 115–147; M. Pitteri, I mulini della Repubblica di Venezia, Studi veneziani, n. s. 40 (2000) S. 15–39, dort S. 16f.

Nahrungsmitteln, kam dem Hinterland große Bedeutung zu,[40] denn nur von dort ließen sich leicht verderbliche Güter heranschaffen und andere viel bequemer als etwa aus der Romagna, Apulien, Dalmatien oder gar weiter aus Übersee.

Dieser Landerwerb muss somit für die Venezianer wie die Befriedigung eines uralten Elementarbedürfnisses erschienen sein, wenn man ihrer beständigen Propaganda Glauben schenken darf. Wiederholt haben sie klagend hervorgehoben, der vom Salzwasser umgebenen Stadt mangele es an eigenen Wiesen, Feldern und Weingärten, die für die autarke Versorgung mit Lebensmitteln nötig gewesen wären. Die Bürger seien deshalb von deren Import abhängig, so dass der Handel über das Meer sich als unabdingbare Voraussetzung für ihre Existenz erweise: Sämtliche Nahrung und zeitweise sogar das Trinkwasser mussten käuflich erworben und herantransportiert werden, wie der Dominikaner Enrico da Rimini festhielt,[41] zu Beginn des 14. Jahrhunderts Prior des Konvents Santi Giovanni e Paolo. Der Autor brachte selbst 1301 von Papst Bonifaz VIII. eine Erlaubnis zum Handel mit „Ungläubigen" nach Venedig,[42] also wird auch er die gleich zu erwähnende Argumentation an der päpstlichen Kurie vorgetragen haben.

Für die offizielle Bekundung dieser Einstellung gibt es sprechende Belege, denn die Venezianer waren es gewohnt, ihre Eingaben an den Papst mit ausgiebigen Begründungen zu versehen, wenn sie die Sondererlaubnis für den eigentlich verbotenen Handel von Christen mit

---

[40] Eine gründliche Behandlung dieses Themas verspricht die grande thèse von F. Faugeron, Nourir la ville. Ravitaillement, marchés et métiers de l'alimentation à Venise dans les derniers siècles du Moyen Âge, im Druck bei der École française de Rome.

[41] Heinricus Ariminensis, Tractatus de quatuor virtutibus cardinalibus editus et expositus ad Venetos, mit Index von Thomas Dorniberg de Memingen, Argentine (1472 oder später; Hain *1649, IGI 4653, GW 12193; benutzt: Göttingen, Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek, 4° Patr. lat. 1888/51 Inc.), Bl. (48) (2,4,16). Verbreitung fand diese Charakterisierung durch die Zitate bei Laurentius de Monacis, Chronicon de rebus Venetis, ed. F. Cornelius, Venetiis 1758, S. 33; s. auch D. Robey/J. Law, The Venetian myth and the „De republica Veneta" of Pier Paolo Vergerio, Rinascimento, ser. 2,15 (1975) S. 3–59, dort S. 55.

[42] Predelli, Libri Commemoriali (wie Anm. 83) 1 S. 38 (I 166).

Muslimen erlangen wollten[43] – unerlässlich für die Schiffsreise nach Alexandrien, während für die üblichen Routen nach Palästina, wohin nebenbei die Pilger befördert zu werden pflegten, und weit in das Schwarze Meer eine solche offenbar nicht erforderlich war. Schon zum Jahre 1198 wird bezeugt, dass die zur Kurie Innozenz' III. geschickten Gesandten ihr Gesuch mit der außergewöhnlichen topographischen Lage Venedigs begründeten: Dort könne man nicht Landwirtschaft betreiben und müsse sich dem Warenverkehr widmen.[44] Ein Jahrhundert später, am 3. Oktober 1317, bat der Doge Giovanni Soranzo den päpstlichen Legaten Bertrand de la Tour wortreich um Fürsprache bei Johannes XXII. wegen desselben Anliegens, denn, wie er selbst habe sehen können, *hec est inter alias mundi civitas singularis et homines Veneciarum non habent terras, campos, vineas et possessiones, unde redditus percipiant, ex quibus valeant nutriri, nisi aliunde portentur, sicut habent universe alie civitates, sed oporteat eis ad diversas mundi partes navigare et ex frequenti mercationum usu ducere vitam suam.*[45] Und wiederum zehn Jahre später schrieb derselbe Doge bittend dem Papst, dass nun alle Häfen für den Handel der Venezianer gesperrt seien außer Alexandrien und einigen anderen in den Ländern des Sultans von *Babylon*, und auf die seien sie angewiesen für die *negotiationum commercia, de quibus dumtaxat civitas nostra vivit, que in mari constituta caret totaliter vineis atque campis.*[46]

---

[43] Für die beständigen Bemühungen in dieser Angelegenheit s. E. Ashtor, Levant trade in the later Middle Ages, Princeton 1983, S. 17–63; G. Ortalli, Venice and papal bans on trade with the Levant: the role of the jurist, Mediterranean historical review 10 (1995) S. 242–258.

[44] Die Register Innocenz' III. 1, hg. von O. Hageneder/A. Haidacher, Publikationen der Abteilung für historische Studien des Österreichischen Kulturinstituts in Rom, Abt. 2 R. 1,1, Graz-Köln 1964, S. 775 Nr. 536.

[45] AS Venezia, Commemoriali reg. 2 fol. 12v, vgl. Predelli, Libri Commemoriali (wie Anm. 83) 1 S. 183f. (II 64); eine Übersetzung des Passus in A.-S. Minotto, Acta et diplomata e r. tabulario Veneto chronologico ordine ac principum rerumque ratione inde a recessiore tempore usque ad medium seculum XV summatim regesta 2,2, Venetiis 1871, S. XLII Anm. 50.

[46] (G. M. Thomas), Diplomatarium Veneto-Levantinum sive acta et diplomata res Venetas Graecas atque Levantis illustrantia a. 1300–1350, Monumenti storici publicati dalla R. Deputazione veneta di storia patria, ser. 1,5, Venetiis 1880, S. 208f. Nr. 105; der Herausgeber hat die Jahreszahl 1327 und die Namen ergänzt.

Diese Stereotype scheinen sehr beliebt gewesen zu sein, wie ihre Langlebigkeit zeigt, obwohl sich die materiellen Voraussetzungen gründlich veränderten. Noch 1343 wird in einem Senatsbeschluss wortreich ausgeführt: *nostra civitas est a Deo situata, ut unum solum tritici granum non valeamus a nobis habere, set opportet nos per varias partes et in finibus mundi cum periculis magnis, laboribus et expensis exquirere victum nostrum*; und neun Jahre später heißt es ganz ähnlich: *cum a nobis, ut notum est, unum granum tritici minime habeamus, opportuit recuperare bladum alibi pro neccessario victu nostro.*[47] Trotzdem, diese Formulierungen entsprechen zu sehr den Lebensbedingungen in der Lagunenstadt, als dass man sie für bloße Rhetorik halten und damit abtun dürfte.

Es ist jedoch nicht etwa so, als wäre die Einverleibung von Treviso mitsamt dem Distrikt das Ergebnis einer konsequent verfolgten Strategie der Regierenden der Republik gewesen, dafür ist kein Beleg aufgetaucht. Vielmehr werden sie eher die günstige Gelegenheit ausgenutzt haben – ganz so, wie sie zu Beginn des 15. Jahrhunderts zugriffen, als durch die Schwächung des Mailänder Staates nach dem Tode Gian Galeazzo Viscontis, nachdem auch Francesco Novello da Carrara, der Herr von Padua, zugleich Herrscher über Vicenza und Verona, einen Krieg gegen Venedig begonnen hatte, sich die Möglichkeit beträchtlichen Territorialgewinns bot, so dass sie das festländische Staatsgebiet schon auf fast den gesamten Umfang des heutigen Veneto erweitern konnten. Die Situation im Jahre 1338 dürfte ebenso als willkommene Chance gegolten haben. Wirtschaftliche Verflechtung und die Lieferung lebenswichtiger Produkte: Der Erwerb des Trevisaner Gebiets entsprach vordringlichen Interessen der Venezianer, sie müssen ihn als höchst attraktiv empfunden haben. Das Erreichte wird ihnen als dauerhaft zu sichernder Erfolg erschienen sein – selbst wenn sie auch in der Folgezeit nicht darauf verzichten mochten, das liebgewordene Argument der exponierten Lage Venedigs als Begründung für die Notwendigkeit von Handel und Schifffahrt zu gebrauchen, blieb dies doch unverändert die Grundlage ihrer staatlichen Existenz.

---

[47] VSDM 21 S. 340 Nr. 656; VSDM 26 S. 393 Nr. 757. Ein Beispiel von 1397 in Girgensohn, Kirche (wie Anm. 21) 1 S. 24.

Erst im Nachhinein ist die Erwerbung Trevisos kritisiert, ja als fundamentale Fehlentwicklung hingestellt worden: als erstes Fußfassen auf dem italienischen Festland, verbunden mit der Verstrickung Venedigs in die dortigen politischen Angelegenheiten, wodurch Unzuträglichkeiten und Irrungen, *scandala et errores*, drohen, während doch die eigentliche Bestimmung darin bestehe, die Stellung auf den Meeren zu pflegen, woher Reichtum und Ehre kommen, und dem Lande den Rücken zuzuwenden, *postergare*. Das legte der Notar Raffaino Caresini, Chef der venezianischen Kanzlei,[48] dem Dogen Andrea Contarini in den Mund zur Begründung der angeblich von ihm ausgehenden Entscheidung, 1381 im Frieden von Turin, der den so bedrohlichen Chioggia-Krieg beendete, das Territorium von Treviso und die eigentlich dazugehörige, aber etwas abgesetzt behandelte Grafschaft Ceneda wieder abzugeben[49] – das erwies sich allerdings als Verlust von nur kurzer Dauer.

In die gleiche Richtung zu weisen scheinen die Äußerungen, die Lorenzo Monaci, auch er ein Notar der Venezianer Kanzlei,[50] Francesco Dandolo zuschrieb, doch hält diese Deutung genauerer Prüfung nicht stand – sogar ohne dass man die Glaubwürdigkeit dieses beinahe 90 Jahre später verfassten Berichts in Zweifel ziehen müsste: 1336, als gegen die Übergriffe der Scaligeri, der jungen, als ehrgeizig und hochmütig geschilderten Alberto und Mastino, vorzugehen war, habe der Doge selbst beredt gegen den offenen Krieg gesprochen, da Venedig zur Zeit nicht stark genug sei und da ein bewaffneter Konflikt unvorhersehbare Gefahren berge, stattdessen für wirtschaftliche Sanktionen plädiert, wie es das Vorbild der Vorfahren nahelege, denn solche würden Wirkung zeitigen; dann aber habe sich Dandolo willig der Mehrheit im Rat gebeugt und voller Tatkraft alle erforderlichen militärischen Maßnahmen in die Wege geleitet.[51] Hierbei ging es also eher um die Wahl der Mittel, die zur Lösung des aktuellen politischen Problems empfehlenswert waren, jedoch nicht um den Gegensatz, ob die Machtentfaltung

---

[48] Über ihn und seine Chronik s. Zabbia, Notai (wie Anm. 14) S. 252–259, dazu noch A. Carile, Caresini, Raffaino, in: DBI 20, Roma 1977, S. 80–83.

[49] Raphaynus de Caresinis, Chronica aa. 1343–1388, ed. E. Pastorello, RIS² 12,2, Bologna 1923, S. 58.

[50] Siehe Zabbia, Notai S. 270–276.

[51] Monaci, Chronicon (wie Anm. 41) S. 288f.

des Staates vorzugsweise auf dem Wasser oder auf dem Lande zu geschehen habe.

In diesem Zusammenhang kann es nicht Aufgabe sein, die zitierte Darstellung Raffaino Caresinis zu analysieren, also zu untersuchen, ob die von ihm referierte Äußerung zur Politik des Dogen Andrea Contarini passen mag,[52] oder nach Informationsquellen Lorenzo Monacis für seine Schilderung zu fahnden. Trotzdem sei der Gedanke geäußert, hier könnten Fälle der in venezianischer Historiographie nicht eben seltenen Erscheinung der Umdeutung vorliegen: Entscheidungen und Entwicklungen der Vergangenheit sind nachträglich mit immer neuen Interpretationen versehen worden; nach anderen hat kürzlich Gherardo Ortalli[53] dieses Phänomen hervorgehoben, die Entstehung und Ausgestaltung des historischen Legendenschatzes, der einen wesentlichen Bestandteil des Venedig verherrlichenden Mythos bildet.

Für eine grundsätzliche Abneigung gegen das tatkräftige Engagement der Republik auf der Terraferma, wie sie Jahrzehnte später formuliert worden sein soll, hat sich dagegen kein Hinweis in den Zeugnissen aus der Zeit der Erwerbung Trevisos finden lassen. Solche wären in den Protokollen des Venezianer Senats zu erwarten, dort sind schon im 14. Jahrhundert häufig auch die Ergebnisse von Abstimmungen notiert worden, besonders dann, wenn zwei oder mehr Parteien hartnäckig um die Mehrheit gerungen haben.[54] Auch in den Debatten während der Monate vor dem Krieg mit den Scaligeri mussten die Mitglieder sich immer wieder zwischen Antrag und Gegenantrag entscheiden.[55] Aber dabei

---

[52] Zu dessen Leben s. A. Da Mosto, I dogi di Venezia nella vita pubblica e privata, Milano 1966, S. 169–174, Firenze 2003, S. 138–142; F. Cavazzana Romanelli, Contarini, Andrea, in: DBI 28, Roma 1983, S. 100–104.

[53] Il mito di Venezia: mezzo secolo dopo, in: L'eredità culturale di Gina Fasoli. Atti del convegno di studi per il centenario della nascita (1905–2005), ed. F. Bocchi/G. M. Varanini, Nuovi studi storici 75, Roma 2008, S. 91–106. Siehe auch Anm. 74.

[54] Für ein besonders drastisches Beispiel – freilich aus sehr viel späterer Zeit (1409) – s. Girgensohn, Kirche (wie Anm. 21) 1 S. 340–343, 555–565 Nr. 91.

[55] VSDM 17 S. 156f. Nr. 402f. (1335 Dezember 4): das als Sanktion – im September – verhängte Verbot der Salzausfuhr wird nicht in der Beschränkung auf die Territorien der Scaligeri bestätigt, sondern auf alle Abnehmer ausgedehnt, da Weiterverkäufe erfolgt sind; S. 172 Nr. 441f. (1336 Januar 9): den Gesandten der Scaligeri soll gleich mit dem Vorschlag friedlicher Verständigung geantwortet

ging es nicht um so Gravierendes wie etwa den Abbruch von Verhandlungen, vielmehr scheinen in der Regel diejenigen obsiegt zu haben, die ein schnelleres Vorgehen wünschten, also den sofortigen Beschluss über den Inhalt einer Antwort und nicht erst die Einsetzung einer Kommission zu deren Vorbereitung, oder die eine beantragte Vertagung ablehnten. Es scheint damals keinen grundlegenden Dissens gegeben zu haben in der Frage, ob ein Krieg geführt werden solle oder nicht, dazu noch auf dem Lande. Während der Senat sich mit der Angelegenheit befasste, wird nicht deutlich, dass sich lautstarker Widerstand gegen ein militärisches Vorgehen mit möglichen Eroberungen erhoben hätte.

Auch aus der Folgezeit deuten Indizien darauf hin, dass der regierende Adel Venedigs die Erwerbung von Treviso mitsamt dem Distrikt als Gewinn empfunden hat, jedenfalls in der Mehrheit. Nach dem Verlust des Territoriums 1381 vergingen gerade sieben Jahre, bis die Republik die Gelegenheit zur Rückgewinnung ergriff: im Krieg, den sie ge-

---

werden, ohne den vorherigen Auftrag an *sapientes* zur Formulierung der Stellungnahme; S. 174f. Nr. 446f. (Januar 18): die zu wählende Kommission für die Verhandlungen mit den Gesandten darf eine Vereinbarung treffen, wenn die Antworten zufriedenstellend sind, und muss nicht in jedem Falle ein erneutes Votum des Senats einholen; S. 176f. Nr. 451f. (Januar 29): die Unterhändler werden ermächtigt, beim Angebot ausreichenden Schadensersatzes von der Gegenseite ihrerseits Schadensersatz anzubieten, sonst aber die Verhandlungen für gescheitert zu erklären, abgelehnt wird der Vorschlag, es sollen Zusagen für die Heilung der gravierendsten Übergriffe verlangt und erst danach freundschaftliche Gespräche wegen der sonstigen Vertragsverletzungen, auch von Seiten Venedigs, geführt werden; S. 208 Nr. 533f. (März 5): nächste Befassung des Senats am kommenden Sonnabend, nicht schon am Donnerstag; S. 218–221 Nr. 559–566 (März 18): in der Antwort auf die Vermittlungsvorschläge der Gesandten aus Mantua und Ferrara soll in der Frage der Zehnterträge, die venezianischen Eigentümern von ihren Ländereien im Padovano und Trevigiano entzogen worden sind, der Einsetzung einer neutralen Schiedskommission zugestimmt, nicht einfach nur auf der Rückgabe des Weggenommenen bestanden werden, und es wird eine Kommission zur weiteren Abwehr der Übergriffe gewählt, nicht dagegen die Behandlung der Angelegenheit um zwei Wochen verschoben; S. 225–227 Nr. 577–579 (April 6): abgelehnt wird Vertagung um eine Woche, angenommen die Verhängung einer Handelssperre gegen die Gebiete der Scaligeri; S. 234f. Nr. 598f. (April 18): es soll wieder so viel Salz geliefert werden, wie früher abgenommen worden war, und zwar nicht verteilt auf drei Termine pro Jahr; S. 246f. Nr. 630f. (Mai 14): der abgelehnte Antrag ist nicht eingetragen.

meinsam mit Gian Galeazzo Visconti, damals noch Graf von Mailand, gegen Francesco I. da Carrara, den Herrn von Padua, führte und der mit dessen Sturz endete.[56] Dass also keine grundsätzliche Abneigung gegen die Ausweitung des Festlands-Staates bestand, wird mit der Entwicklung seit Beginn des 15. Jahrhunderts deutlich über jeden Zweifel hinaus, haben die Regierenden doch tatkräftig zugegriffen, als sich 1404–05 und 1419–20 günstige Gelegenheiten boten, das eigene Territorium nach Westen, dann nach Osten durch großflächigen Zugewinn auszudehnen.

Als versierte Politiker waren die Venezianer in den Jahrzehnten nach ihrer ersten Erwerbung auf dem italienischen Festland aber keineswegs bereit, den erwünschten Besitz um jeden Preis zu behalten, wie eine Episode aus dem Jahre 1357 deutlich macht. Als der Krieg gegen den König von Ungarn, Ludwig den Großen aus dem Hause Anjou, in eine wirklich bedrohliche Phase eintrat, denn nun beteiligte sich der gefährliche Nachbar Francesco da Carrara als aktiver Bündnispartner,[57] diskutierte man im Senat den Plan einer Aufgabe des Trevigiano, nachdem im Vorjahre dort nicht nur der Einfall ungarischer Truppen zu erdulden,[58] sondern sogar eine Verschwörung im Innern zu ersticken gewesen war.[59] Die Beibehaltung dieses Besitzes mag somit als lästig empfunden worden sein, außerdem wird man die Konzentration der eigenen Ressourcen auf die Verteidigung Dalmatiens (das jedoch dann im Frieden von Zadar verloren ging) als vordringlich angesehen haben. Jedenfalls hatten zwei Capi di Quarantia, wahrscheinlich relativ junge

---

[56] Neben der ausführlichen Darstellung von R. Cessi, Venezia e la prima caduta dei Carraresi [1387–1388] (zuerst 1909), in: ders., Dopo la guerra di Chioggia. Il nuovo orientamento della politica veneziana alla fine del secolo XIV, ed. M. Zanazzo, Deputazione di storia patria per le Venezie, Miscellanea di studi e memorie 36, Venezia 2005, S. 65–85, genüge hier der Hinweis auf Varanini, Venezia e l'entroterra (wie Anm. 3) S. 204–206; Kohl, Padua (wie Anm. 11) S. 240–242.

[57] Dessen Verhalten beschreibt Kohl, Padua S. 103–107.

[58] Siehe Varanini, Venezia e l'entroterra S. 198f.; Pigozzo, Treviso e Venezia (wie Anm. 35) S. 24–32.

[59] G. Biscaro, Una congiura a Treviso contro la signoria di Venezia nel 1356, Archivio veneto, ser. 5,16 (1934) S. 123–147; dort S. 126–128 auch eine Skizze des Feldzugs der Ungarn, der das Aufbegehren gegen die venezianische Herrschaft ausgelöst hatte.

Leute, wie sie sonst in dieser von Monat zu Monat neu besetzten Funktion zu erscheinen pflegen, einen vorläufigen Erfolg mit dem Antrag, ein *colegium*, bestehend aus dem Dogen, den sechs Consiglieri des Kleinen Rates, den drei Capi di Quarantia und den je sechs *sapientes consilii* und *sapientes Trivisane*, solle Verhandlungen wegen einer Veräußerung einleiten, als Grund angegeben wird *pro aleviatione nostra*, als Ziel genannt *exire de Trivisana cum minori onere et maiori avantagio nostro et nostrorum civium*. Bevorzugter Gesprächspartner war Cangrande II. della Scala, der Herr von Verona, der ein wirkungsvolles Gegengewicht gegen den Paduaner hätte bilden können. Im beauftragten Gremium, das sich an drei Tagen mit der Materie beschäftigte, verhinderte ein ziemlich konstanter Block aus Neinstimmen und einigen Enthaltungen das Zustandekommen der erforderlichen absoluten Mehrheit.[60]

Danach scheint das Projekt fallengelassen worden zu sein. So erweist sich der Vorstoß im Senat eher als das Ausprobieren einer Möglichkeit im politischen Spiel, die jedoch reiflicher Überlegung nicht standhielt. Die Zufriedenheit mit dem Territorialbesitz in der Nachbarschaft war augenscheinlich dauerhaft, eine Mehrheit unter den Tonangebenden wollte ihn nicht so leicht wieder herausgeben.

4. Als Venedig die Herrschaft in Treviso antrat, besaß die Republik bereits vielfältige Erfahrungen mit auswärtigen Besitzungen, doch hatte sich die Akquisitionspolitik bis dahin vorzugsweise an den Interessen des Fernhandels zur See orientiert, sich also auf den später so genannten Stato da Mar beschränkt. Schon die Expedition des Dogen Pietro II. Orseolo im Jahre 1000 war von Erwerbungen begleitet gewesen:

---

[60] Das muss in einem Band der Serie Senato, Secreti im AS Venezia protokolliert gewesen sein, doch sind die Aufzeichnungen aus der fraglichen Zeit verloren. Der Prüfauftrag des Senats von 1357 Mai 25 ebenso wie zwei Vertagungsbeschlüsse am 29. Mai und am 4. Juni sind festgehalten in AS Venezia, Collegio, Secreti reg. 1 fol. 30r-v, dort werden auch die Abstimmungen im *colegium* am 26., 27. und 29. Mai registriert. Ausführlich referiert hat diese Aufzeichnungen Pigozzo, Treviso e Venezia S. 29–31, dabei aber einige Ziffern falsch gelesen und vor allem die Ablehnungen in zwei Reihen von Abstimmungen als Voten derjenigen ausgegeben, die Verhandlungen mit Herzog Albrecht II. von Österreich befürworteten, doch wollte mit diesem in Wirklichkeit nur eine kleine Minderheit Kontakt aufnehmen (wie auch mit Kaiser Karl IV.).

Hafenstädte in Dalmatien begaben sich unter venezianischen Schutz, und die Bürger leisteten Treueide.[61] Stolz erweiterten daraufhin er und seine Nachfolger den offiziellen Titel: *Veneticorum ac Dalmaticorum dux*; noch vor dem Ende des 11. Jahrhunderts, zwischen 1090 und 1098, wurde die Formulierung vervollständigt zu *dux Venecie et Dalmacie atque Chroacie et imperialis protonsevaston.*[62] Einen gewaltigen Schub erfuhren die Expansionen als Folge des 4. Kreuzzuges mit der Eroberung Konstantinopels im Jahre 1204, an der das venezianische Truppenkontingent unter der Führung des Dogen Enrico Dandolo beteiligt war, durch die anschließende Aufteilung des byzantinischen Imperiums.[63] Der Zugewinn fand alsbald Niederschlag in der förmlichen Titulatur, indem der Doge sich hinfort zusätzlich als Herrscher über drei Achtel des Reiches bezeichnete: *quarte partis et dimidie totius Romanie imperii dominator.*[64] Auch später spiegelte sich der Stand venezianischer Ausbreitung in der offiziellen Benennung des Staatsoberhauptes wider; als 1358 im Frieden von Zadar (Zara) die dalmatinischen Besitzungen an Ungarn abgetreten werden mussten, dachte man sich in Venedig eine vielsagende Kurzform aus: *Venetiarum dux et cetera.* Dabei blieb es durch die Jahrhunderte hindurch.

Von Istrien bis zu den großen Inseln Euböa (Negroponte) und Kreta gab es am Beginn des 14. Jahrhunderts eine ansehnliche Kette

---

61 Hier genüge der Hinweis auf zusammenfassende Darstellungen neueren Datums: G. Ortalli, Venezia dalle origini a Pietro II Orseolo, in: Storia d'Italia 1: Longobardi e bizantini, ed. P. Delogu/A. Guillou/G. Ortalli, Torino 1980, S. 339–438, dort S. 426f.; dens., Il ducato e la civitas Rivoalti: tra carolingi, bizantini e sassoni, in: Storia di Venezia 1: Origini – età ducale, ed. L. Cracco Ruggini usw., Roma 1992, S. 725–790, dort S. 777.

62 Die Entwicklung der Titulatur ist eingehend dargelegt worden von V. Lazzarini, I titoli dei dogi di Venezia (zuerst 1903), in: ders., Scritti di paleografia e diplomatica, Medioevo e umanesimo 6, Padova ²1969, S. 195–226. Die ältesten im Original erhaltenen Dogenurkunden (1090–1227) liegen in neuer Edition vor: Gli atti originali della cancelleria veneziana, ed. M. Pozza 1–2, Venezia 1994–96. Der byzantinische Beamtentitel fehlt bereits 1140 (ebd. 1 S. 54 Nr. 8).

63 Siehe G. Ravegnani, La Romània veneziana, und G. Rösch, Il „gran guadagno", in: Storia di Venezia 2: L'età del Comune, ed. G. Cracco/G. Ortalli, Roma 1995, S. 183–231, 233–261.

64 In einer originalen Dogenurkunde zuerst 1208: Atti originali 2 S. 40 Nr. 7. Belege für die Verwendung dieses Titels finden sich seit August 1206, s. Lazzarini, Titoli dei dogi S. 213f.

auswärtiger Besitzungen der Venezianer,[65] vorzugsweise Häfen an der Ostküste der Adria, aber auch Orte wie Koróne und Methóne am Südrande der Peloponnes, denen strategische Bedeutung als Stationen für den Levante-Handel und für die Schiffsverbindungen zu den Kolonien in der Ägäis zukam. Schon die ethnische, sprachliche und konfessionelle Vielfalt der Bewohner in den verschiedenen Gegenden muss ein hohes Maß an Flexibilität bei ihrer Behandlung nahegelegt haben.

Grundprinzipien dabei lassen sich an einem gut belegten Beispiel verdeutlichen: Ragusa, heute Dubrovnik.[66] Die Bevölkerung soll sich – nach der Venezianer Tradition – im Jahre 1205 gegen die griechische Herrschaft aufgelehnt und die Stadt erneut der Republik überantwortet haben.[67] Zur bleibenden Grundlage für das gegenseitige Verhältnis

---

[65] Überblicke bieten D. Jacoby, La Venezia d'oltremare nel secondo Duecento, in: Storia di Venezia 2 S. 263–299; B. Krekić, Venezia e l'Adriatico, und S. Borsari, I veneziani delle colonie, in: Storia di Venezia 3 (wie Anm. 3) S. 51–85, 127–158.

[66] Vgl. F. W. Carter, Dubrovnik (Ragusa). A classic city-state, London-New York 1972, S. 85–93, 111–120 (dort S. 601–663 auch ein Inventar des Historischen Archivs Dubrovnik mit reichen mittelalterlichen Beständen); B. Krekić, Le relazioni fra Venezia, Ragusa e le populazioni serbo-croate, in: Venezia e il Levante fino al secolo XV, ed. A. Pertusi 1,1, Civiltà veneziana, Studi 27,1,1, Firenze 1973, S. 389–401, und in: ders., Dubrovnik, Italy and the Balkans in the late Middle Ages, Collected studies series 125, London 1980, Nr. IV; R. Čuk, I rapporti economici fra Ragusa e Venezia nel Medio Evo, in: Ragusa e il Mediterraneo: ruolo e funzioni di una Repubblica marinara tra Medioevo ed Età moderna, ed. A. Di Vittorio, Bari 1990, S. 115–129; jetzt auch Z. Janeković Römer, Ragusan views of the Venetian rule (1205–1358), in: Balcani occidentali, Adriatico e Venezia fra XIII e XVIII secolo/Der westliche Balkan, der Adriaraum und Venedig (13.–18. Jahrhundert), hg. von G. Ortalli/O. J. Schmitt, Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philos.-hist. Kl., Schriften der Balkan-Kommission 50, Wien 2009, S. 53–76; B. Krekić, Dubrovnik and Venice in the thirteenth and fourteenth century: a short survey, in: ders., Unequal rivals: essays on relations between Dubrovnik and Venice in the thirteenth and fourteenth centuries, Studies in the history of Dubrovnik 3, Zagreb-Dubrovnik 2007, S. 9–46. Die umfangreiche Literatur in kroatischer Sprache war mir leider nicht zugänglich. Einen systematischen Überblick über die inneren Verhältnisse bietet W. Anderssen, Verfassungsgeschichte von Ragusa, Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft 50 (1936) S. 70–151.

[67] Andreas Dandulus, Chronica per extensum descripta, ed. E. Pastorello, RIS² 12,1, Bologna 1938–58, S. 281; Venetiarum historia (wie Anm. 19) S. 143 – mit weitgehend übereinstimmender Formulierung.

wurde ein Vertrag, um dessen Abschluss Bevollmächtigte der Bürgerschaft Ragusas im Mai 1232 den Dogen Iacopo Tiepolo baten und den sie sofort im Namen ihrer Kommune beschworen, er sollte für drei Jahre gelten und sich automatisch verlängern, solange bis er von Seiten Venedigs aufgekündigt werden würde.[68] Als Motiv ließen die Gesandten vor den Einzelbestimmungen die Überzeugung festhalten, *quod terre nostre videtur plurimum fructuosum, quod Venetie dominio*[69] *sub deremus*. Schon die Kargheit der Regelungen macht deutlich, wie wenig die neuen Herren zu direktem Eingreifen in die Angelegenheiten der untergebenen Stadt gewillt waren, die wichtigsten seien hier referiert: Der Doge entsendet stets einen *comes*, der vom Großen Rat Venedigs mit Mehrheit zu wählen ist; neben dessen Vergütung wird ein jährlicher Tribut (*regalia* des Dogen) festgelegt; die Ragusiner werden bei jeder Vakanz ihres Erzbistums einen Kandidaten aus Venedig erbitten, er hat dem Dogen den Treueid zu schwören; dasselbe werden alle Männer vom 13. Lebensjahr ab tun und den Schwur alle zehn Jahre wiederholen; bei Feldzügen der Republik zu Lande und zu Wasser hat Ragusa Hilfskontingente zu stellen. Weitere Bestimmungen betreffen Handelsbeschränkungen, damit die Konkurrenz aus Ragusa kleingehalten werde. Für die äußeren Beziehungen gilt, dass die Freunde und Feinde Venedigs stets die Freunde und Feinde des Partners sein müssen.

Dem venezianischen Conte kamen die gleichen Funktionen zu,[70] wie sie in den italienischen Kommunen die von außen engagierten

---

[68] G. L. F. Tafel/G. M. Thomas, Urkunden zur älteren Handels- und Staatsgeschichte der Republik Venedig 2, Fontes rerum Austriacarum, Abt. 2,13, Wien 1856, S. 307–312 Nr. 282; S. Ljubić, Listine o odnošajih izmedju južnoga slavenstva i Mletačke Republike 1, Monumenta spectantia historiam Slavorum meridionalium 1, Zagreb 1868, S. 46–49 Nr. 75. Im Juni 1236 und im März 1252 wurde der Vertrag erneuert, im Kern mit weitgehend identischem Wortlaut: Tafel/Thomas, Urkunden 2 S. 328–333 Nr. 292, S. 464–470 Nr. 321; Ljubić, Listine 1 S. 53–55 Nr. 80, S. 82–85 Nr. 106.

[69] Diese Form verlangt der übliche venezianische Sprachgebrauch, dagegen steht *domino* bei Ljubić hier wie in den genannten Erneuerungen; auch in der von Tafel und Thomas herangezogenen Kopie findet sich *domino* in den Texten von 1236 und 1252.

[70] Die Charakteristika des Amtes skizziert Anderssen, Verfassungsgeschichte (wie Anm. 66) S. 121–129. Gedruckt sind Instruktionen für vergleichbare Amts-

Podestà auszuüben pflegten: Oberaufsicht über Verwaltung und Ordnungskräfte sowie die Gerichtsbarkeit, Vorsitz in den Räten. Richtschnur für ihn waren zweifellos von Anfang an die lokalen Gewohnheiten, dazu kamen aber offenbar eigene Erlasse mit neuen Vorschriften in erheblicher Zahl. Der Conte Marco Giustinian veranlasste im Jahre 1272 – sicherlich in engem Kontakt mit der Zentrale – die Ausarbeitung von Statuten, sie wurden vom versammelten Volk bestätigt.[71] Sein Leitgedanke dabei war, wie es in der Vorrede heißt, die Fülle existierender Bestimmungen der Vorgänger, bislang verstreut in verschiedenen Büchern, in systematischer Ordnung zugänglich zu machen und dabei Widersprüche auszumerzen. Gleich im ersten Kapitel wird festgehalten, dass der neu ankommende Conte gegenüber der Volksversammlung einen Eid abzulegen hatte, er werde *antiquas consuetudines et statuta civitatis Ragusii* wahren und auf ihrer Grundlage Recht sprechen.[72] Den Bürgern Ragusas blieb somit auch unter Venezianer Herrschaft die völlige Eigenständigkeit im Innern erhalten. Heinrich Kretschmayr[73] hat diesen Befund zusammengefasst, für Dalmatien und Istrien verallgemeinernd: „Man ließ … die autonomen Städte sich ihrer Selbstverwaltung freuen", doch zugleich für diese Struktur die Grundtendenz aufgezeigt: „die in ihrem Aufbau nach Verfassung und Verwaltung bis ins einzelne die venezianische Vorlage verrät".

Die Venezianer verstanden es, ihre Einstellung propagandistisch auszunutzen: für das Bild einer Republik, die sich von Milde und Großmut bei ihrem Auftreten gegenüber den Untergebenen leiten lasse, dabei strikt auf gerechte Gleichbehandlung achtend. Diese Komponente gehört zur gebündelten Selbstdarstellung, die seit dem Beginn der Neu-

---

träger aus einer Formularsammlung des 14. Jahrhunderts: B. Benussi, Commissioni dei dogi ai podestà veneti nell'Istria, Atti e memorie della Società istriana di archeologia e storia patria 4 (1887) S. 3–109.

71 Liber statutorum civitatis Ragusii compositus anno MCCLXXII, ed. V. Bogišić/C. Jireček, Monumenta historico-iuridica Slavorum meridionalium 9, Zagrabiae 1904; Liber statutorum civitatis Ragusii compositus anno MCCLXXII. Statut grada Dubrovnika sastavljen godine 1272, ed. B. Bogišić/K. Jireček/N. Lonza, Dubrovnik 2002.

72 Liber statutorum, 1904, S. 1–3, 2002, S. 78–83.

73 Geschichte von Venedig 2 S. 117; Storia di Venezia 2 S. 141f. (wie Anm. 20).

zeit als der berühmte Venezianer Mythos Verbreitung gefunden hat.[74] Als konstantes Motiv ist sie auch in der hier interessierenden Zeit immer wieder in Senatsbeschlüsse eingegangen, etwa: *iusticia debet omnibus semper esse equalis*, von der Stadt heißt es: *de qua per orbem publica fama clamat eam de securitate et iusticia inter ceteras virtuosam*, und für die Menschen im gesamten Staatsgebiet wird ausgedrückt: *firmitas status nostri consistit, quod iusticia equaliter procedat a nobis tam in magnis quam mediocribus et parvis.*[75] Nicht-Venezianer akzeptierten diese Sichtweise, als einen Hort von Freiheit, Frieden und Gerechtigkeit rühmte Francesco Petrarca, der wortgewaltigste unter den Besuchern Venedigs im späteren Mittelalter, die Stadt: *augustissima Venetorum urbs, que una hodie libertatis ac pacis et iustitie domus est*, ein Hafen für diejenigen, die kriegerischen Turbulenzen und tyrannischer Bedrückung entkommen wollen.[76] Die Freiheit war allerdings nicht für alle gleich, der bürgerrechtliche Status war verschieden ausgestaltet, besonders zugunsten der regierenden Adelsschicht in der Stadt, doch inneren Frieden und Gerechtigkeit bei der Regelung ihrer Angelegenheiten durften auch diejenigen erwarten, die sich unter die Herrschaft der Republik begaben.

5. Als die Bürgerschaft Trevisos ihre Stadt mitsamt dem Distrikt im Jahre 1338 der Republik überantworteten, muss man nicht unbedingt annehmen, dass vor der Übergabe eine förmliche Vereinbarung

---

[74] Die Literatur zu diesem Thema ist inzwischen fast unübersehbar. Außer den beiden klassischen Studien von G. Fasoli, Nascita di un mito (zuerst 1958), in: dies., Scritti di storia medievale, Bologna 1974, S. 445–472, und F. Gaeta, Alcune considerazioni sul mito di Venezia, Bibliothèque d'humanisme et Renaissance 23 (1961) S. 58–75, seien hier nur genannt: B. Marx, Venedig – „altera Roma". Transformationen eines Mythos, QFIAB 60 (1980) S. 325–373; E. Muir, Civic ritual in Renaissance Venice, Princeton 1981, S. 13–61; E. Crouzet-Pavan, „Sopra l'acque salse". Espaces, pouvoir et société à Venise à la fin du Moyen Âge 1–2, Collection de l'École française de Rome 156 = Nuovi studi storici 14, Rome 1992, 2 S. 970–994; zuletzt Ortalli, Mito di Venezia (wie Anm. 53).

[75] VSDM 25 S. 198 Nr. 322 (1349 August 18); VSDM 19 S. 180 Nr. 348 (1340 Dezember 12); AS Venezia, Senato, Secreti reg. C (B) fol. 89r (1350 Dezember 22).

[76] Seniles IV 3,3, in: Pétrarque, Lettres de la vieillesse, ed. E. Nota 2, Paris 2003, S. 57; F. Petrarca, Res seniles, Libri I–IV, ed. S. Rizzo, Firenze 2006, S. 296. Für weitere Äußerungen des Dichters s. Girgensohn, Kirche (wie Anm. 21) 1 S. 15f.

abgeschlossen worden wäre. Solche wurden allerdings üblich, als gleich nach dem Beginn des nächsten Jahrhunderts die venezianische Expansionspolitik auf dem Festland in eine neue Phase trat.[77] Im Paduaner Krieg von 1404–05 lässt sich der folgende typische Ablauf beobachten: Eine Abordnung der Bürger begibt sich zum Heer vor ihrer Stadt oder konferiert mit den Spitzen der schon einziehenden Truppen, dem Feldherrn und den ihm beigesellten *provisores*, vom Großen Rat oder vom Senat Venedigs gewählten Adeligen; sie legen ihre Forderungen für die Übergabe vor, gefasst in *capitula*, und erhalten eine Zusage betreffs ihrer Einhaltung; nach dem faktischen Herrschaftsantritt an Ort und Stelle kommen – eventuell nach wiederholtem Hin und Her von Unterhändlern – Gesandte in die Hauptstadt und erbitten die Bestätigung der Vereinbarungen sowie die Einräumung weiterer Rechte, die zusätzlich beansprucht werden; in der Regel nach einem Beschluss des Senats gewährt der Doge in feierlicher Urkunde den so festgestellten Text, der manchmal die Form von Antrag und einschränkender Antwort behalten hat, als *privilegium* für die neuen Untertanen, während deren Repräsentanten auf dem Markus-Platz in prächtigem Zeremoniell die Übertragung der Herrschaft über ihre Stadt mit deren Territorium vollziehen und das *vexillum* des heiligen Markus ausgehändigt erhalten. So vorzugehen verschaffte der Republik die willkommene Legitimation für einen Erwerb durch Eroberung.[78] Dass dieses das regelmäßige Verfahren war, lehren die Beispiele Vicenza,[79] dessen Bevölkerung sich als

---

[77] Einen Überblick bietet Varanini, Venezia e l'entroterra (wie Anm. 3) S. 209–213, 233.

[78] Zu diesem Aspekt s. die Studie von Menniti Ippolito, Dedizioni (wie Anm. 3).

[79] Der Aufforderung der Bürger folgend, zog eine venezianische Gesandtschaft 1404 April 28 in die Stadt ein, sicherlich mit gehöriger militärischer Begleitung. Das überliefert die Chronik von Antonio Morosini: The Morosini Codex, ed. M. P. Ghezzo/J. R. Melville-Jones/A. Rizzi 3, Archivio del Litorale Adriatico 3,3, Padova 2005, S. 76f.; jetzt zu benutzen in der neuen Ausgabe: Il Codice Morosini. Il mondo visto da Venezia (1094–1433), ed. A. Nanetti 1–4, Quaderni della Rivista di bizantinistica 10, Spoleto 2010, 1 S. 245f. Die entscheidende Dogenurkunde stammt erst von 1406 März 26: AS Venezia, Pacta reg. 7 fol. 8r-10r, gedruckt in Ius municipale Vicentinum, Venetiis 1567, Bl. 180r-185r. Vgl. J. S. Grubb, Firstborn of Venice. Vicenza in the early Renaissance state, The Johns Hopkins University studies in historical and political science 106,3, Baltimore-London 1988, S. 3–9, 191f.; A. Menniti Ippolito, La „fedeltà" vi-

erste gegen die Herrschaft von Francesco Novello da Carrara auflehnte, von Verona[80] und von Padua, dessen Fall den Sieg Venedigs über den Nachbarstaat vollendete.[81]

---

centina e Venezia. La dedizione del 1404, in: Storia di Vicenza 3: L'età della Repubblica veneta (1404–1797), ed. F. Barbieri/P. Preto 1, Vicenza 1989, S. 29–43; Girgensohn, Kirche (wie Anm. 21) 2 S. 970f. Die in den Privilegien enthaltenen Regelungen über das Bürgerrecht für Verona, Padua und Vicenza finden sich jetzt in R. C. Mueller, Immigrazione e cittadinanza nella Venezia medievale, Deputazione di storia patria per le Venezie, Studi 1, Roma 2010, S. 163–166; dort auch eine Erneuerung für Treviso von 1406.

80 Die Einnahme durch die venezianischen Truppen berichtet Morosini zu 1405 Juni 22: Morosini Codex 3 S. 138–141; Codice Morosini 1 S. 283f. Das Dogenprivileg trägt das Datum des 16. Juli, überliefert in AS Venezia, Pacta reg. 7 fol. 3r-v, gedruckt – nach älteren Ausgaben der Veroneser Statuten – von (O. Perini), Condizioni di Verona all'avvenimento del dominio veneziano, Archivio storico veronese 13 (1882) S. 51–76, dort S. 57–62; vgl. L. Messedaglia, La dedizione di Verona a Venezia e una bolla d'oro di Michele Steno, Reale Istituto veneto di scienze, lettere ed arti, Atti 95 (1935–36) Tl. 2 S. 75–103 (mit Faksimile des Originals im AS Verona); Girgensohn, Kirche 2 S. 972f. Siehe noch J. E. Law, Verona and the Venetian state in the fifteenth century (zuerst 1979), und The beginnings of Venetian rule in Verona (zuerst 1991), in: ders., Venice and the Veneto (wie Anm. 3) Nr. X und XI.

81 Eine ausführliche Beschreibung der Ereignisse vom Einfall der venezianischen Truppen in der Nacht zum 17. November bis zur förmlichen Besitzergreifung am 19. bieten Galeazzo und Bartolomeo Gatari, Cronaca carrarese, ed. A. Medin/G. Tolomei 1, RIS² 17,1,1, Bologna 1931, S. 571–575. Viele Einzelheiten, doch irrige Tagesdaten finden sich in Morosini Codex 3 S. 192–199; Codice Morosini 1 S. 313–316; so lässt dieser Bericht die Eroberung am 15. November *circha hore V de note* beginnen, das wäre gegen 11 Uhr nachts am 14., doch widerspricht dem etwa ein so verlässliches Zeugnis wie der Brief des Dogen an Vicepodestà und Vicecapitano von Vicenza vom 17. November mit der aktuellen Nachricht, der Einfall in Padua sei an demselben Tag *hora XII*, das ist gegen 6 Uhr morgens, gelungen, und mit dem Befehl zur sofortigen Entsendung von Verstärkungstruppen zum Abschluss der Eroberung: Vicenza, Biblioteca civica Bertoliana, Archivio Torre b. 60 fol. 9r (in Kopie von 1596). Jedenfalls gaben am 22. November zu Venedig sieben Beauftragte im Namen der Bürgerschaft Paduas eine Unterwerfungserklärung ab: Verci, Storia (wie Anm. 24) 18, Venezia 1790 (Ndr. Sala Bolognese 1983), Documenti S. 88–91 Nr. 2055. Das feierliche Privileg des Dogen Michele Sten, besiegelt mit der Goldbulle (das Original ist jedoch nicht erhalten), bestätigt die 15 *capitula* der ursprünglichen Vereinbarung und weitere, später hinzugefügte; es trägt das Datum 1406 Januar 30, als eine neuerliche, nun besonders feierliche Übergabe in Venedig stattfand: AS

Die wesentlichen Inhalte dieser Privilegien werfen ein bezeichnendes Licht auf die Art, wie die Republik mit den Bewohnern der ehemals selbständigen Staaten umzugehen pflegte. Stets behandelt werden ausgiebig Aspekte des Handels, denn offenbar befürchteten die neuen Untertanen einschränkende Regelungen und wollten solche nach Möglichkeit zurückdrängen. Im Zusammenhang damit steht ihr Rechtsstatus in der Hauptstadt: Sie erhielten lediglich das Bürgerrecht *de intus*, das heißt: in Venedig selbst waren sie den dortigen Bürgern gleichgestellt, doch blieben ihnen an anderen Orten die Vorrechte der Venezianer verwehrt, denn diese beschränkten sich auf die Inhaber des besseren Bürgerrechts *de extra*.

Für unser Thema sind vor allem die Aussagen über die innere Verfassung und die Gerichtsbarkeit wichtig. Zeitlich den ersten Rang belegt das Privileg für Verona, es zeichnet sich durch eine Fülle von Regelungen für den Handel aus. Im Kern verlangten die Bürger, *omnia statuta civitatis Verone et domus mercatorum* sollten Geltung behalten. Präziser formulierten die Paduaner ihr Anliegen, das ihnen dann uneingeschränkt zugebilligt wurde: *cuilibet civi et habitatori in civitate Padue fiat et reddatur ius in questionibus principalibus et de appellationibus secundum formam iuris statutorum et consuetudinum comunis Padue per offitiales, qui deputabuntur per nostram ducalem dominationem*. Die letzte dieser drei Dogenurkunden wurde für Vicenza erlassen, hierin konnte hinsichtlich des Status der Bürger bereits auf die Antwort an die Paduaner verwiesen werden. Die zentrale Forderung lautete, die neue Herrschaft möge *fieri facere iustitiam et reddi ius ... iuxta leges, sanctiones et iura ac formam statutorum et ordinamentorum comunis Vincentie*, und zwar ohne Rücksicht auf ihnen widersprechende Anordnungen der früheren Machthaber, ebenso solle sie generell *omnia statuta civitatis et ordinamenta contenta et descripta in volumine statutorum comunis Vincentie* vollständig und unverbrüchlich beachten. Das wurde zugebilligt, aber mit der Einschränkung, darin etwa enthaltene Bestimmungen *contra honorem et*

Venezia, Pacta reg. 7 fol. 26r-29v, gedruckt von (A. Gloria), La bolla d'oro nella dedizione della città di Padova alla Republica Veneta, nozze Zigno – Emo Capodilista, Padova 1848. Vgl. A. Simioni, Storia di Padova dalle origini alla fine del secolo XVIII, Padova 1968, S. 565f.

statum nostrum et nostri comunis Veneciarum müssen getilgt werden. Als Prinzip schält sich heraus, dass die bisherigen inneren Verhältnisse weiterhin Bestand haben sollten, doch behielten sich die Regierenden der Republik Eingriffe vor, wenn sie den eigenen *honor* und *status* bedroht sehen würden – beides Begriffe mit vielschichtiger Wortbedeutung, die in offiziellen Äußerungen der Venezianer häufig begegnen.[82]

Sieben Jahrzehnte früher könnten vor der Übergabe der Herrschaft in Treviso ebenfalls Vereinbarungen oder einseitige Zusagen der Repräsentanten Venedigs erfolgt sein, allein es fehlen Berichte über die Details jener Aneignung. Allerdings ist unwahrscheinlich, dass eventuelle Übereinkünfte einen förmlichen schriftlichen Niederschlag gefunden hätten. Die Registrierung wichtiger Staatsdokumente hatte in Venedig schon damals einen hohen Stand erreicht, seit dem 13. Jahrhundert wurde die Serie der *Pacta* geführt, der sich die parallele Reihe der *Commemoriales* anschloss, beide Namen sind zeitgenössisch, heute gehören die Bände im Staatsarchiv Venedig zum Fonds Secreta.[83] Somit darf angenommen werden, dass solche Aufzeichnungen nicht verlorengegangen wären; was sich dort für unser Thema findet, wird unten referiert. Aber vielleicht hat man explizite Festlegungen auch gar nicht als notwendig angesehen. Die Tradition bei der Behandlung von Untertanen, die in der Republik zu beobachten war, wird als selbstverständlich haben erscheinen lassen, dass die neuen Herrscher die bestehenden inneren Verhältnisse nicht grundlegend antasten würden. Das lokale

---

[82] Zu *honor* s. Girgensohn, Kirche (wie Anm. 21) 1 S. 363–371.

[83] Siehe A. Da Mosto, L'Archivio di Stato di Venezia. Indice generale, storico, descrittivo ed analitico 1–2, Bibliothèque des „Annales institutorum" 5, Roma 1937–40, 2 S. 249f.; Guida generale degli Archivi di Stato italiani 4, Roma 1994, S. 907f. Die Schriftstücke der ersten Sammlung reichen bis in das frühe Mittelalter zurück, s. G. L. Fr. Tafel/G. M. Thomas, Der Doge Andreas Dandolo und die von demselben angelegten Urkundensammlungen zur Staats- und Handelsgeschichte Venedigs, Abhandlungen der Historischen Classe der Königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften 8,1 (1856) S. 1–167; dagegen umfasst der erste Band der zweiten im Kern die Zeit von den letzten Jahren des 13. Jahrhunderts bis 1318, für die hier interessierende Zeitspanne sind die Register 3 und 4 einschlägig: (R. Predelli), I libri Commemoriali della Republica di Venezia. Regesti 1–2, Monumenti storici publicati dalla R. Deputazione veneta di storia patria, ser. 1,1 und 3, Venezia 1876–78.

Recht war in den Statuten präsent, wie in den Kommunen Ober- und Mittelitaliens seit dem hohen Mittelalter üblich – die Bedeutung dieser Quellen nicht nur für die normativen Rechtsbeziehungen, sondern auch für das gesamte politische, wirtschaftliche und private Leben bedarf nach einigen Jahrzehnten intensiver Diskussion unter Rechtshistorikern und Historikern an dieser Stelle keiner besonderen Ausführung.

So ist es nur konsequent, dass einer der ersten substantiellen Beschlüsse, die der Venezianer Senat in Angelegenheiten des gerade erworbenen Treviso fasste,[84] und zwar am 13. März 1339, die städtischen Statuten zum Gegenstand hat:[85] Sie sollten kraft der Autorität der neuen Herrschaft bestätigt werden, doch überall dort eine Änderung erfahren, wo es opportun sein würde, den Dogen und die Kommune Venedig einzusetzen. Das zielte gewiss auf die Stellen, an denen bisher von der alten Obrigkeit die Rede war; diese Maßnahme trägt rein formalen Charakter und verrät nicht, ob man sich auch schon mit dem konkreten Inhalt beschäftigt hatte. Außerdem wurde im Senatsbeschluss spezifiziert, die Bestätigung geschehe in der hier vorgetragenen Form, wie sie im Prolog der genannten Statuten enthalten sei. Erst eine Woche später, am 20. März, folgte die Aufklärung dieser ominösen Klausel durch ein Dekret am Schluss eines ganzen Bündels von Bestimmungen in den Angelegenheiten Trevisos.[86] Die Antragsteller sind im Senatsprotokoll nicht notiert, doch darf als sicher gelten, dass diese Vorlage insgesamt von einer speziellen Kommission für die Vorbereitung von Beschlüssen in der Materie ausgearbeitet worden war; am 27. Februar hatte sich eine solche schon bei der Arbeit befunden, sie erhielt eine Fristverlängerung, gleichzeitig wurde eine zweite gewählt.[87] Die wichtigste Entscheidung innerhalb des Maßnahmenbündels vom 20. März – nach Regelungen für Verbrauchsteuern und Zölle sowie für die Finanzverwaltung – war nun in der Tat die Verabschiedung eines Prologs für die Statuten Trevisos.

---

[84] Vorausgegangen waren Aufträge betreffend Kommissionen, die Entscheidungen vorbereiten sollten, und eine Anweisung an den Podestà von Treviso über die Behandlung von Straffälligen, außerdem die Befassung mit einigen kleineren Orten im Distrikt.

[85] VSDM 18 S. 46 Nr. 123.

[86] VSDM 18 S. 64–69 Nr. 172–182.

[87] VSDM 18 S. 25f. Nr. 69, S. 27 Nr. 75.

Der Text ist als Mitteilung des Dogen stilisiert.[88] Dieser erklärt, er sei stets von dem Wunsch geleitet, alle anfallenden Dinge *dirrigente iusticia* zu gestalten. Dann wird in gehobener Sprache ausgeführt, dass die Bürger von Treviso und dem Distrikt in der Vergangenheit verschiedene Bedrückungen haben erleiden müssen; in Finsternis befangen, haben sie keinen anderen Weg zu Freiheit und Licht gefunden als durch das Erbitten der Gnade Gottes, der in seiner Weisheit die Kommune Venedig dazu inspiriert habe, sie – ungeachtet ungeheurer Gefahren, Kosten und kriegerischer Anstrengungen – aus ihrer Situation beklagenswerter Knechtschaft herauszuführen und in den Zustand von Ruhe und Sicherheit zu versetzen. Darüber könne sich das gesamte Volk von Treviso freuen, es solle dem Schöpfer demütig dafür danken, dass er ihm diese Befreiung geschenkt habe, denn nun befinde es sich *in protectione et suavi dominio nostro* (des Dogen) *et comunis Veneciarum* sowie *in congregacione fidelium et subditorum* der Republik. Dann wird die Absicht ausgedrückt, der Staat werde für das Wohlergehen der Bürger sorgen, *ut statutis et ordinamentis utilibus gubernentur, per que iusticia valeat ministrari et reddi cuilibet quod est suum*; die genannten Rechtsnormen, soweit sie *honorem nostrum contineant, iusticiam sapiant et bonum civitatis predicte promoveant*, werden kraft der Autorität des Dogen bestätigt, der von Venedig entsandte Podestà solle ihnen Geltung verschaffen. Aber die Regierenden behalten sich ausdrücklich das Recht vor, nach Gutdünken Zusätze und Änderungen, auch Streichungen, andere Interpretation oder sogar vollständige Neufassung zu beschließen. Ferner seien in dieser Sache alle künftigen Anordnungen aus der Zentrale als gleichwertig mit dem Statutenrecht zu beachten und bei Aufforderung *in voluminibus et libris conscribi etiam statutorum*. Schon dem Prolog verleiht der Doge *vim statuti*, wie es in einer kurzen Vorbemerkung zur eigentlichen Dogenurkunde, einem an den Trevisaner Podestà und Kapitän Marino Falier gerichteten Mandat, unmissverständlich heißt.[89]

---

[88] VSDM 18 S. 67–69 Nr. 182.

[89] So in der Fassung, die offenbar nach Treviso gelangt ist, überliefert in einer Handschrift von 1411: Gli Statuti del Comune di Treviso (1316–1390) secondo il codice di Asolo, ed. G. Farronato/G. Netto, Asolo 1988, S. 35f. (künftig zitiert StatTrev); auch in Statuta provisionesque ducales civitatis Tarvisii cum additionibus novissimis constitutionum, literarum ducalium et sindicalium, Venetiis 1768, S. 1–2.

Man sieht: Schöne Worte über das „süße“ Regiment der Venezianer, Zusicherung der Wahrung der angestammten Rechtsordnung, aber mit der diese möglicherweise de facto wieder aufhebenden Maßgabe, jedwede Änderung sei in das Belieben der Regierenden Venedigs gestellt. Nach der Verabschiedung im Senat gab es jedoch Hemmnisse, denn offensichtlich ist die Dogenurkunde nicht gleich expediert worden – ganz im Gegensatz zur sonst zu beobachtenden Gewohnheit, nach der ein als Mandat des Dogen konzipierter Text noch am Tage der Beschlussfassung oder nur kurze Zeit später datiert, also wohl auch ausgefertigt und auf den Weg gebracht wurde. Hier weist nämlich der Eintrag im Senatsprotokoll einen Zusatz von anderer Hand auf: *Dat(a) die XV iullii VIIe indicionis.*[90] Augenscheinlich wurde der Brief erst jetzt verschickt,[91] denn genau dieses Datum findet sich in der Fassung, welche die erhaltene Statuten-Handschrift bietet.[92]

Der Aufschub vom 20. März bis zum 15. Juli, also von fast vier Monaten, wäre zu erklären mit der Vermutung, es seien Schwierigkeiten aufgetaucht und für deren Beseitigung Diskussionen nötig gewesen. Solche wird man aber nicht unter den Regierenden Venedigs zu suchen haben, denn deren Beschlussfassung ergibt keinerlei Hinweis auf innere Meinungsverschiedenheiten – wie das in anderen Fällen durchaus anzutreffen ist, etwa ausgedrückt in Antrag und Gegenantrag, die alternativ zur Abstimmung gestellt wurden[93] –, vielmehr darf man wohl Verhandlungen mit den Trevisanern unterstellen und so auf Unzufriedenheit von ihrer Seite schließen. Auffallend ist, dass den Venezianern gerade in jener Zeit der Rat juristischer Experten dringend vonnöten war: Sie setzten für deren Gewinnung nicht wenig Geld ein, galt es doch, über „von außen“ kommende Angelegenheiten zu befinden.[94]

---

[90] VSDM 18 S. 69 Nr. 182. In der Edition ist nicht vermerkt, dass es sich um eine hinzugefügte Notiz handelt.

[91] Ebenfalls ein Beschluss von 1339 März 18, der Anweisungen an die venezianischen Rektoren im Territorium von Treviso beinhaltet (VSDM 18 S. 61f. Nr. 168), ist erst mit erheblicher Verzögerung ausgeführt worden; bei ihm steht der Vermerk: *Die XII iunii missa potestati Asyli.*

[92] StatTrev S. 36.

[93] Beispiele in Anm. 55.

[94] AS Venezia, Maggior Consiglio, Deliberazioni reg. 17 (*Spiritus*) fol. 96r-v, 97v: Zwei *sapientes iuris* sollten gewonnen werden (1339 Mai 3); für die veranschlagte Vergütung von 80 Dukaten jährlich pro Kopf ließ sich jedoch keiner

Kein Indiz erlaubt ein Urteil, ob die Bürger von Treviso nach der Ernüchterung, die sie empfunden haben mögen, noch eine Chance gehabt hätten, die Unterstellung vom Dezember zu widerrufen. Doch was wäre die Alternative gewesen – angesichts der zu vermutenden venezianischen Besatzung in der Stadt? So könnten sie darauf vertraut haben, die Venezianer würden in der Praxis auf empfindliche Eingriffe in die inneren Angelegenheiten ihres Gemeinwesens verzichten, also von dem vorbehaltenen Recht auf Änderung der Verfassung nur schonend Gebrauch machen,[95] wie es die anderswo gesammelten Erfahrungen mit der Herrschaft der Republik nahegelegt haben werden. Die Voranstellung eines Prologs scheint für den aktuellen Bedarf genügt zu haben: Nichts weist darauf hin, dass 1339 eine Revision des städtischen Gesetzbuches von Treviso in Angriff genommen worden wäre, die überlieferten Texte, wie noch zu zeigen ist, sprechen für Kontinuität. Aus Sicht der Bürger wird die einfache Weitergeltung der angestammten Normen wie der kräftigste Beleg für die unbeschnittene Erhaltung der bisherigen Rechtsverhältnisse gewirkt haben. Ob und wie Eingriffe durch den beherrschenden Staat zu gewärtigen standen, konnten die Trevisaner nicht wissen, das musste die zukünftige Entwicklung erweisen. Wir werden sehen, wie die Regierenden Venedigs es damit hielten.

Womöglich stärker als in anderen Städten des sogenannten kommunalen Italiens hatte es in Treviso während des 13. und beginnenden 14. Jahrhunderts eine herausragende Kultur der Kodifikation des lokalen Rechtes gegeben – übrigens im Unterschied zu Venedig,[96] wo die Anstrengungen zu systematischer Sammlung der allgemeinen Rechtsnor-

finden, deshalb sollten bis 100 Dukaten angeboten werden, da – wie es in der Begründung heißt – der Staat nicht ohne sie auskomme *maxime isto tempore, quo tot et tanta occurrunt de extra* (Juni 28); kopiert in AS Venezia, Avogaria di Comun reg. 23/6 fol. 37r, 39r (mit falschen Tagesdaten). Einen Eindruck von der Tätigkeit der angestellten Rechtsberater vermittelt die Biographie von E. Besta, Riccardo Malombra professore nello Studio di Padova, consultore di Stato in Venezia, Venezia 1894; er starb 1334 in Venedig. Über die Beschäftigung solcher Experten s. Anm. 155, 158, 160.

95 Doch s. Anm. 147.

96 Eine Übersicht in L. Fontana, Bibliografia degli statuti dei Comuni dell'Italia superiore 1–3, Torino usw. 1907 (Ndr. Milton Keynes 2010), 3 S. 280–296, 301–306; s. noch G. Zordan, L'ordinamento giuridico veneziano, Padova [2]2005, S. 158–161.

men schon nach den Statuten des Dogen Iacopo Tiepolo von 1242[97] erlahmt und nach der Anfügung eines sechsten Buches mit den wichtigsten der inzwischen erlassenen Gesetze durch den Dogen Andrea Dandolo im Jahre 1346[98] vollends zum Erliegen gekommen waren, obwohl in den höchsten Beschlussgremien der Republik die legislatorische Energie weiterhin ungebrochen blühte.[99] In der Nachbarstadt waren dagegen die kodifikatorischen Bemühungen höchst intensiv,[100] man

[97] Den besten Text bietet die Ausgabe Gli Statuti veneziani di Iacopo Tiepolo del 1242 e le loro glosse, ed. R. Cessi, Memorie del Reale Istituto veneto di scienze, lettere ed arti 30,2, Venezia 1938. Für die alten Drucke seit 1477 s. die in der vorigen Anm. zitierte Bibliographie von Fontana.

[98] Novissimum statutorum ac Venetarum legum volumen, Venetiis 1729, Bl. 82v-119r.

[99] Damit wenigstens für die einzelnen Ämter die erheblichen Rechtsvorschriften evident würden, legte man für sie jeweils spezielle Sammlungen mit dem Titel *capitulare* oder – im Volgare – *capitolar* in unüberschaubarer Zahl an. Die frühesten sind gedruckt von M. Roberti, Le magistrature giudiziarie veneziane e i loro capitolari fino al 1300 1, Padova 1906, und 2–3, Monumenti storici publicati dalla R. Deputazione veneta di storia patria, ser. 2,2–3, Venezia 1909–11. Die Kodifikationen aus der Anfangszeit des 14. Jahrhunderts beginnen in der Regel mit einem systematisch geordneten Teil, dem sich Zusätze anschließen, meist einfach in chronologischer Reihung. Listen solcher Texte bieten (T. Toderini/B. Cecchetti), Il R. Archivio generale di Venezia, Venezia 1873, S. 433–443, zur Funktion vgl. Zordan, Ordinamento (wie Anm. 96) S. 165f.

[100] Darüber unterrichten die Einleitungen zu Statuti di Treviso, ed. Betto (wie Anm. 33) 1 S. XI–XCVI, und StatTrev S. XV-CXLIV. Zu vergleichen sind die Studien von G. M. Varanini, Gli statuti delle città della Terraferma veneta dall'età signorile alle riforme quattrocentesche (zuerst 1991), in: ders., Comuni cittadini e Stato regionale. Ricerche sulla Terraferma veneta nel Quattrocento, Verona 1992, S. 3–56, dort S. 7–14 = Die Statuten der Städte der venezianischen Terraferma im 15. Jahrhundert, in: Statuten, Städte und Territorien zwischen Mittelalter und Neuzeit in Italien und Deutschland, hg. von G. Chittolini/D. Willoweit, Schriften des Italienisch-deutschen historischen Instituts in Trient 3, Berlin 1992, S. 195–250, dort S. 199–207; dems., Statuti di Comuni cittadini soggetti. Gli esempi di Treviso scaligera, veneziana e carrarese (1329–1388) e di Vicenza scaligera (1339 ss.) fra prassi statutaria comunale e legislazione signorile, in: Legislazione e prassi istituzionale nell'Europa medievale. Tradizioni normative, ordinamenti, circolazione mercantile (secoli XI–XV), ed. G. Rossetti, Europa mediterranea, Quaderni 15, Napoli 2001, S. 305–327, dort S. 309–321. Über die Anfänge jener Bemühungen informiert G. Netto, Alle origini degli statuti del Comune di Treviso, Atti e memorie dell'Ateneo di Treviso, n. s. 8 (1990–91) S. 27–76. Vgl. die Zusammenstellungen von Drucken und Hand-

hat die Reihe der erhaltenen Statuten als „particolarmente cospicua" bezeichnet, die kaum ihresgleichen habe.[101] Für Treviso sind aus den Jahren 1207, 1231, 1263, 1283, 1313, 1315, 1327 und 1329 von Erfolg begleitete Initiativen zur Neufassung oder Überarbeitung des städtischen Gesetzbuches festzustellen,[102] die systematischen Kompilationen sind anschließend meist durch Zusätze ergänzt worden; emsige Editorentätigkeit hat die erhaltenen Versionen leicht zugänglich gemacht.[103]

Dagegen gibt es kein Indiz für eine Revision im Jahre 1339, die einzige erkennbare Änderung ist tatsächlich die Hinzufügung des von Venedig übersandten Prologs. Die in der Zeit danach gültige Fassung bieten die Drucke zwischen 1555 und 1768,[104] diese Rechtsnormen sind bis zum Ende der Republik in Kraft geblieben – soweit sie nicht bereits mit dem Herrschaftsantritt Venedigs oder später obsolet geworden waren.[105] Dazu tritt der parallele Text in einer Handschrift von 1411 als direktes Zeugnis für die Version, die während des späteren Mittelalters in Gebrauch war.[106] Den drei Büchern mit dem eigentlichen Corpus der Statuten ist stets ein weiteres hinzugefügt, ein *Liber constitutionum*

---

schriften in Fontana, Bibliografia degli statuti (wie Anm. 96) 3 S. 192–194, 196–198; Biblioteca del Senato della Repubblica, Catalogo della raccolta di statuti 8, ed. S. Bulgarelli/A. Casamassima/G. Pierangeli, (Firenze) 1999, S. 183–187.

101 Varanini, Statuti di Comuni S. 309.

102 Zudem wird in einem Beschluss von 1335 auf einen Kopistenfehler *in presenti volumine statutorum renovatorum* verwiesen, das mag auf eine weitere Bearbeitung zu diesem Zeitpunkt hindeuten; s. StatTrev S. LXXXV-LXXXVII; Varanini, Statuti di Comuni S. 312.

103 Gli Statuti del Comune di Treviso, ed. G. Liberali 1–3, Monumenti storici pubblicati dalla Deputazione di storia patria per le Venezie, n. s. 4, Venezia 1950–55: Fassungen von 1207, 1231, 1263; Statuti di Treviso, ed. Betto (wie Anm. 33): 1284, 1313, 1315, 1385.

104 Siehe die Beschreibungen in Catalogo della raccolta di statuti 8 (wie Anm. 100) S. 185–187; vgl. Statuti di Treviso, ed. Liberali 1 S. LXXV-LXXIX; StatTrev S. CXXIII; der Titel der jüngsten Ausgabe in Anm. 89.

105 Etwa StatTrev I 1,1, S. 38f.: *Forma electionis potestatis Tarvisii . . .*, wonach die *Tarvisini concives* das komplizierte Verfahren zur Findung und Einsetzung ihres Rektors, *quasi sui capitis*, in Gang bringen; das ist eine Reminiszenz aus der längst vergangenen Periode kommunaler Verfassung, während doch unter Venedigs Regime der Podestà und Kapitän nie anders als durch Wahl in der Zentrale bestimmt wurde.

106 Ebenfalls komplett veröffentlicht: StatTrev.

ducalium, nämlich die *Zena* genannte systematische Sammlung von Anweisungen der Dogen, die 1390 auf Geheiß des Podestà und Kapitäns Marco Zen angelegt worden ist.[107]

Es ist nun nicht ganz einfach festzustellen, wie die vor dem Beginn der venezianischen Herrschaft zuletzt gültige Version der Statuten Trevisos genau aussah, da entscheidende Texte verloren sind. Von den vorangegangenen Redaktionen hat sich diejenige aus dem Jahre 1313 komplett erhalten.[108] In ihr ist der Stoff zu sechs Büchern geordnet, die Kapitel in ihnen werden durchgezählt. Dagegen weist die Überlieferung aus der Venezianer Zeit eine völlig andere Struktur auf: Es gibt nur drei Bücher, die ihrerseits nach Sachgebieten in Traktate, dann in Kapitel unterteilt sind. Bei der Bestimmung des Übergangs von der einen zur anderen Gliederung hilft ein erhaltenes Fragment,[109] denn es folgt eben diesem neuen Schema, also gehört es der Zeit nach 1313 an, außerdem liefert ein 1328 datierter Zusatz[110] einen terminus ante quem. Nun ist das Bruchstück ohne weitere Diskussion der Revision von 1315 zugewiesen worden,[111] doch sei hier angemerkt, dass es ebenso gut aus den umfänglichen Statutenarbeiten im Jahre 1327 herrühren kann.

Für unsere Frage allein erheblich ist die Datierung in die Zeit vor dem venezianischen Herrschaftsantritt. Denn der Vergleich ergibt weitgehende Übereinstimmung des Fragments mit dem Text der Handschrift von 1411: Das Bruchstück beginnt – nach vier überschießenden Wörtern – mit einem Kapitel *XXX* im 3. Traktat des 3. Buches; anschließend füllt die erwähnte Bestimmung von 1328 den Rest der Seite, die Rückseite des Blattes ist unbeschrieben; es reihen sich alle 21 Kapitel des 4. Traktats an. In der späteren Fassung[112] entspricht das erste erhaltene Kapitel des Fragments dem 29. im Traktat 3 desselben Buches, seine Rubrik ist identisch bis auf die drei letzten Wörter, die fehlen; da-

---

107 Vgl. Anm. 179.

108 Statuti di Treviso, ed. Betto (wie Anm. 33) 1 S. 1–576.

109 Statuti di Treviso, ed. Betto 2 S. 277–294.

110 Statuti di Treviso, ed. Betto 2 S. 279–281.

111 So in Statuti di Treviso, ed. Liberali (wie Anm. 103) 1 S. LXIII-LXX. In der Einleitung zur Edition wird das Datum gar nicht mehr erörtert, s. Statuti di Treviso, ed. Betto 1 S. XXXVIIIf., der dem Text vorangestellte Titel stammt von der Herausgeberin: „Lo Statuto comunale del 1315".

112 StatTrev III 3,28–4,23, S. 422–435.

nach steht als Schlusskapitel des Traktats eine Bestimmung aus dem Jahre 1331; nun folgen die 23 Kapitel des 4. Traktats, von denen das 4. als Einschub gekennzeichnet ist (der Text entspricht einer Randglosse im Fragment), das 6. und das 7. jeweils unter derselben Überschrift einen anderen Wortlaut bieten, wobei sich an das 7. überdies eine ungezählte *additio* anschließt, und das 10. wiederum zu 1331 datiert ist; auch die jeweils letzten Kapitel in beiden Texten weisen identische Rubriken auf.

Diese Übereinstimmungen bestätigen, dass die Statuten aus der Venezianer Zeit einen älteren Text genau wiedergegeben haben. Ergänzungen aus den Jahren 1327–31 sind am Ende mancher Traktate angefügt:[113] dort, wo in der Regel Platz für Zusätze gelassen worden war, also als nachträgliche Zutat leicht erkennbar. Somit käme in der Tat die Statutenrevision von 1315 als Ursprungstermin für die Redaktion mit neuer Gliederung in Frage; allerdings ist die Sache nicht ganz so einfach, wie es sich die modernen Herausgeber mit ihrer Zuweisung machen, denn es findet sich beispielsweise mitten in einem Traktat, vollständig eingearbeitet in die Statutenredaktion, eine eindeutig spätere Bestimmung, damit wird nämlich eine solche von 1317 aufgehoben.[114] Nach diesen Daten jedoch – 1317–31 – sind weitere Eingriffe nicht erkennbar, abgesehen vom Prolog, der 1339 dem angestammten *Prohemium*[115] vorangestellt wurde. Man darf also, wenn man die in Treviso geltenden Rechtsnormen zu Beginn der venezianischen Zeit kennenlernen will, den Text des aus dem 15. Jahrhundert erhaltenen Statuten-Codex zugrunde legen, soweit nicht einzelne Bestimmungen als spätere Zutat ausgewiesen sind. Dazu treten dann die Anordnungen aus der Zentrale, sie verdeutlichen, was die Herrschenden schon in der Anfangsphase als neues Recht verordneten.

---

[113] StatTrev I 6,37 und 9,61, II 1,83–85, III 3,30 und 12,5, S. 117–120, 153f., 322–325, 423, 526f.

[114] StatTrev II 1,44, S. 303f. Auf diesen Widerruf wird sogar noch in einem weiter hinten postierten Kapitel verwiesen: II 1,82, S. 320f. Außerdem fällt auf, dass sich einige Beschlüsse aus denselben Jahren 1327–31 auch als *additio* mitten in den Text eingefügt finden; wie das zu erklären sein mag, muss hier offenbleiben.

[115] Statuti di Treviso, ed. Betto (wie Anm. 33) 1 S. 19f.; StatTrev S. 37.

6. Von Venedig aus wurde immer nur ein Mitglied des regierenden Adels als Rektor an die Spitze des städtischen Regiments in Treviso gestellt, er führte den doppelten Titel *potestas et capitaneus*; wo diese Funktionen getrennt waren wie später in den großen Städten der venezianischen Festlandsterritorien, kam dem Inhaber der ersten die Aufsicht über die Verwaltung und die Gerichtsbarkeit zu, dem der zweiten die Leitung der Ordnungskräfte. In Sachen Rechtsfindung gab es für alle Amtsträger der Republik eine klare Regel:[116] Rechtssubjekte sind alle dem Staate angehörenden Menschen, *omnes nostre iurisdictioni suppositi*. Ihnen müsse stets volle Gerechtigkeit zuteil werden, dabei seien zuerst die Statuten heranzuziehen; in diesen finde sich aber nicht für jeden Fall eine genaue Entsprechung, da es ja mehr Angelegenheiten gebe als Statuten, dann sei nach einer analogen Bestimmung zu suchen, *de similibus est ad similia procedendum*, oder man habe sich an der bewährten Gewohnheit zu orientieren; wenn jedoch der Fall ganz anders liege, sollen die Richter so urteilen, wie es nach ihrem Dafürhalten recht und billig ist, *sicut iustum et equum eorum providentie apparebit*, und nicht aus dem Auge verlieren, dass sie darüber im Jüngsten Gericht Rechenschaft ablegen werden müssen. So hat es der Doge Iacopo Tiepolo befehlend am Schluss des ersten Prologs zu seinen Statuten eingeschärft.[117] Ganz entsprechend hatte er schon beim Amtsantritt in seinem Eid beschworen, er werde, wenn die Mitglieder eines Gerichts sich nicht würden einigen können, urteilen *secundum usum* oder, wenn ein solcher nicht erkennbar sei, nach seinem Gewissen. In der *promissio* seines Nachfolgers Marino Morosini wurden die Statuten als vornehmste Rechtsquelle an die erste Stelle dieser Reihe gesetzt, und das blieb als Formel unverändert im Dogengelöbnis stehen bis an das Ende der Republik, zuletzt 1789.[118]

---

[116] Das ist das Thema der Spezialuntersuchung von L. Pansolli, La gerarchia delle fonti di diritto nella legislazione medievale veneziana, Fondazione Guglielmo Castelli 41, Milano 1970. Siehe noch Zordan, Ordinamento (wie Anm. 96) S. 166–175.

[117] Statuti veneziani, ed. Cessi (wie Anm. 97) S. 5f.

[118] Le promissioni del doge di Venezia dalle origini alla fine del Duecento, ed. G. Graziato, Fonti per la storia di Venezia (36), Venezia 1986, S. 11, 26, 43, 64, 84, 108f., 136f.; Dandolo, Chronica (wie Anm. 67) S. LXXXV c. 14 (Eid von 1343); Francesco Foscari, Promissione ducale 1423, ed. D. Girgensohn, Venezia 2004,

Diese Regel galt für alle Inhaber von Ämtern sowohl in der Zentrale als auch in den auswärtigen Besitzungen, geschieden in *officia* und *regimina*, sie wurde manchmal den einen in ihren speziellen Gesetzessammlungen, den *capitularia*, den Rektoren in ihren Instruktionen, den *commissiones*, eigens in Erinnerung gerufen.[119] Sie hatte ausschließenden Charakter. Anders als in anderen Städten[120] wurde in Venedig strikt darauf verzichtet, im *ius commune*, was gemäß dem Sprachgebrauch des späteren Mittelalters in der Regel das im Corpus iuris civilis kodifizierte römische Recht bedeutete, eine hilfsweise heranzuziehende Rechtsquelle zu sehen.

Das galt insbesondere für die Rechtsprechungstätigkeit der Mitglieder in den Venezianer Gerichten mit verschiedener Zuständigkeit.[121] Diese waren Kollegien, meistens dreiköpfig, und es waren Laien, die in ihnen urteilten,[122] denn sie wurden vom Großen Rat, dem Zusammen-

---

S. 33, 35 c. 17. Für die Druckausgaben seit 1595, immer gleich nach der Eidesleistung erschienen, s. E. A. Cicogna, Saggio di bibliografia veneziana 1–2, Venezia 1847 (Ndr. New York 1967), 1 S. 178, 2 S. 772; G. Soranzo, Bibliografia veneziana, Venezia 1885 (Ndr. Bologna 1968), S. 145f. Vgl. E. Musatti, Storia della promissione ducale, Padova 1888 (Ndr. Venezia 1983); Pansolli, Gerarchia S. 87–90.

119 Belege bringt Pansolli, Gerarchia S. 94–100, 202f., 259–264. Frühe Beispiele – aus der Zeit des Dogen Giovanni Soranzo – finden sich in den Instruktionen für den Podestà von Izola (Isola) und den Kapitän in Istrien, ihnen war aufgetragen, entsprechend den Gewohnheiten der Gegend und *secundum bonam conscienciam* zu urteilen, und das galt auch für die Bestrafung von Delimquenten, sofern der Rektor meinte, der eigentlich maßgeblichen Entscheidung der lokalen Gremien nicht folgen zu sollen: Benussi, Commissioni (wie Anm. 70) S. 82 c. 2–3, S. 96, 98 c. 20, 24. Gleiche Vorschriften enthält die Instruktion für den Conte des zum Dukat gehörigen Grado: G. Caprin, Documenti per la storia di Grado, Archeografo triestino, ser. 2,16 (1890) S. 162–223, 436–470, ser. 2,17 (1891) S. 207–254, 325–362, dort 16 S. 163–184 Nr. 1: *Commissio potestatis Gradi*, S. 163 c. 2 und 4–5.

120 Für Treviso als Beispiel s. Anm. 129.

121 Siehe A. Padovani, Curie ed uffici, in: Storia di Venezia 2 (wie Anm. 63) S. 331–347; Girgensohn, Kirche (wie Anm. 21) 1 S. 51–59; M. Caravale, Le istituzioni della Repubblica, in: Storia di Venezia 3 (wie Anm. 3) S. 299–364, dort S. 326–344; Zordan, Ordinamento (wie Anm. 96) S. 60–62.

122 Das betont S. Gasparini, I giuristi veneziani e il loro ruolo tra istituzioni e potere nell'età del diritto comune, in: Diritto comune, diritto commerciale, diritto veneziano, ed. K. Nehlsen-von Stryk/D. Nörr, Centro tedesco di studi veneziani, Quaderni 31, Venezia 1985, S. 67–105, dort S. 71, 73f.

schluss der erwachsenen männlichen Adeligen der Stadt, aus seiner Mitte gewählt – so konnte ausnahmsweise auch ein studierter Jurist unter ihnen sein. Ihre reguläre Amtszeit betrug zwei Jahre. Die den einzelnen Gerichten zugeordneten Notare werden ein notwendiges Element von Fachwissen und Kontinuität dargestellt haben. Die besondere Struktur der Justizorgane ist ein weiterer grundsätzlicher Unterschied zu den Gepflogenheiten in den Städten des sogenannten kommunalen Italiens.

Es genügte offenbar, dass man den Amtsträgern in der Zentrale und außerhalb vorschrieb, bei ihren Entscheidungen, wenn geschriebene Norm oder bewährte Gewohnheit fehlte, *secundum bonam conscientiam* zu verfahren.[123] Die Übertragung eines solchen Ermessensspielraums, genannt *arbitrium*, setzt ein gehöriges Maß von Vertrauen zum Rechtsempfinden des einzelnen Richters oder Rektors voraus. Wie groß es sein konnte, zeigt eine Regelung aus den ersten Monaten nach der Unterstellung Trevisos: Beim Beschluss über die Einsetzung eines Podestà des zum Distrikt gehörigen Castelfranco war festgelegt worden, dass er die Rechtsprechung im Ort und dessen Umland an den dortigen Gewohnheiten zu orientieren habe, aber es stellte sich heraus, dass diese Aufgabe bislang größtenteils in der Hand des Podestà von Treviso gelegen hatte; nun übertrug der Große Rat Venedigs die Rechtsfindung völlig dem Gutdünken des Rektors der untergeordneten Stadt: *debeat facere racionem et iustitiam, sicut sibi melius apparebit, in omnibus casibus occurrentibus.*[124]

Hier sei jedoch angemerkt, dass im venezianischen Staat Korrekturmöglichkeiten vorgesehen waren, falls das Rechtsempfinden eines Amtsinhabers einmal nicht richtig funktionieren sollte. In die auswärtigen Besitzungen wurden in regelmäßigen Abständen gewählte Adelige als Inspektoren entsandt, damit auf deren Reisen Klagen gegen die Amtsführung der Rektoren vorgebracht werden könnten, bei krassen Fehlentscheidungen drohte gar eine Anklage vor einem der zentralen Beschlussgremien. Daneben gab es den institutionalisierten Weg der

---

[123] Siehe Anm.119.

[124] AS Venezia, Maggior Consiglio, Deliberazioni reg. 17 (*Spiritus*) fol. 94r (1339 Februar 21), der frühere Beschluss ebd. fol. 93v (Januar 28); beide kopiert in AS Venezia, Avogaria di Comun reg. 23/6 fol. 34r-v.

Appellation von den Urteilen der lokalen Instanzen, wovon am Beispiel Trevisos noch die Rede sein wird.

In den dortigen Statuten, die in der Venezianer Zeit als Gesetzbuch dienten, ist für die Frage nach dem Gerichtswesen[125] das 2. Buch, in dem die Regelungen für die zivilrechtlichen Streitigkeiten versammelt sind, am ergiebigsten. Das 1. behandelt die allgemeine Amtsführung des Podestà und die Aspekte der Verwaltung von Stadt und Distrikt, das 3. enthält Normen für das Strafrecht und Verbote, vermischte Vorschriften und Schlussbestimmungen. Dessen Inhalt aber ist weniger aufschlussreich, wenn man die Ausgestaltung der Beziehungen zwischen den Regierenden des Staates und den neu hinzugewonnenen Untertanen untersuchen will, da es wenig spezifisch ist, denn jede Herrschaft pflegt die Behandlung von Delinquenten fest unter eigener Regie zu behalten. Im betrachteten Fall kommt hinzu, dass die Thematik der Appellationen im 3. Buch keine Rolle spielt, wurden solche doch im Strafprozessrecht Trevisos schlicht ausgeschlossen.[126]

Nach den Statuten fiel für die Ausübung der Jurisdiktion dem Podestà die ausschlaggebende Rolle zu. Er gelobte beim Amtsantritt, er werde *omnibus, tam viduis quam pupilis, potentibus quam plebeis et cuicumque de civitate Tarvisii et de burgis et de toto eius districtu* Gerechtigkeit und Gleichbehandlung widerfahren lassen.[127] Zur praktischen Verwirklichung hatte er in seiner mindestens 30-köpfigen *familia* neben den Ordnungskräften vier Richter mitzubringen, darunter einen promovierten Juristen (*conventuatus*). Dieser fungierte zugleich als Stellvertreter, ein anderer war als *iudex maleficiorum* speziell für die Strafgerichtsbarkeit eingeteilt, den übrigen beiden wurde die Aufsicht über bestimmte Bereiche der städtischen Verwaltung übertragen. Alle vier durften Zivilsachen mit unbegrenztem Streitwert entscheiden.[128]

Einen Fall aus der Stadt Treviso und dem gesamten dazugehörigen Distrikt konnte der Podestà entweder selbst verhandeln oder ihn einem anderen zuteilen. Neben den vier mitgebrachten Fachleuten wa-

[125] Bianca Betto hat der Gerichtsbarkeit in Treviso einen eigenen Abschnitt gewidmet: Statuti di Treviso, ed. Betto (wie Anm. 33) 1 S. LXXXIII–XCVI.

[126] StatTrev III 2,25, S. 407.

[127] StatTrev I 1,14, S. 43.

[128] StatTrev I 1,1, S. 39.

ren dafür die *consules* vorgesehen, vielleicht sogar vorrangig, denn merkwürdigerweise hat man dem Eid für die als Richter amtierenden Personen die folgende Rubrik vorangestellt: *De sacramento tam consulum cum domino potestate quam esteriorum et omnium, qui de causis et questionibus civilibus cognoscere possunt*; dann ist die Rede von den Klagen, die dem Amtsinhaber vom Podestà oder von der Kommune Treviso zur Entscheidung zugewiesen oder aber die sonstwie vor ihn gebracht werden.[129] Die Konsuln beider Ränge, die direkt dem Podestà zugeordneten (auch *ordinarii* genannt) und die außenstehenden,[130] wurden durch das Los bestimmt, und zwar durch Ziehung von Listen (*roduli*) mit den Namen angesehener Bürger, welche die dafür gewählten *rodularii* regelmäßig zusammenstellten;[131] die Konsuln waren immer nur kurze Zeit in diesem Amt, einen oder einige Monate lang. Einzelheiten über die Zuordnung bestimmter Arten von Fällen zu den richtenden Personen treten nicht hervor.

Präziser sind die Regelungen für die Berufung von einem erstinstanzlichen Urteil.[132] Sie war unzulässig in allen Immobilienangelegen-

---

[129] StatTrev II 1,1, S. 289. Zu verfahren ist *secundum quod iura comunia et statuta comunis Tarvisii disponunt et ordinant*, und zwar sowohl prozedural als auch materiell rechtlich, ebenfalls *secundum ... bonas consuetudines hactenus approbatas*. Der Eid findet in StatTrev II 1,2 seine Fortsetzung. Das Kapitel mit der vielversprechenden Rubrik *De causis cognoscendis et diffiniendis* (II 1,9, S. 292) enthält nur Vorschriften über den Abschluss der Verfahren innerhalb gesetzter Fristen. Das ist nicht der *tractatus de causis diffiniendis*, der im Amtseid der vom Podestà mitgebrachten *iudices* zweimal erwähnt wird: StatTrev I 1,19, S. 45; s. auch Anm. 132.

[130] Siehe Marchesan, Treviso medievale (wie Anm. 5) 1 S. 77f.

[131] Beschrieben werden die Verfahren in StatTrev I 3,2–5, 8, 10, S. 73–75, 76, 77; vgl. Marchesan, Treviso medievale 1 S. 123f.; G. Husmann, Sviluppo istituzionale e tecniche elettive negli uffici comunali a Treviso: dai „giuramenti d'ufficio" agli statuti, in: Storia di Treviso 2 (wie Anm. 7) S. 103–134, dort S. 112–117.

[132] StatTrev II 1,49–50, S. 306f. Das nächste Kapitel handelt – auch wenn die Rubrik mit *De appellationibus* beginnt – nicht von Berufungen im eigentlichen Sinne, es eröffnet lediglich die Möglichkeit, Streitfälle zwischen Personen aus dem Distrikt nicht an Ort und Stelle, sondern in Treviso behandeln zu lassen. Geregelt wird ferner der Fall, dass ein Urteil für nichtig erklärt werden soll (StatTrev II 1,48, S. 306); dafür ist allerdings keine eigene Instanz vorgesehen, vielmehr bleibt unklar, wer der damit befasste *iudex* ist; bei ungerechtfertigter Anfechtung hat er übrigens die Strafe gemäß der Vorschrift *in statuto comunis Tarvisii loquente de causis diffiniendis* festzusetzen (vgl. Anm. 129).

heiten und bei einem Streitwert bis 25 Pfund Piccoli. Die Verhandlung der Appellation wies der Podestà immer zwei *consules* zu, einem aus dem Kreis der ortsansässigen Richter und einem *laycus*, doch konnte bei legitimer Verhinderung des einen auch der andere allein entscheiden. Nicht eingesetzt werden durfte der Richter der ersten Instanz, aber auch, wer im früheren Prozess als Anwalt oder als Gutachter (*consiliarius*) mitgewirkt hatte; das Letzte galt gewiss für den Fall, dass das angefochtene Urteil auf der Grundlage eines *consilium sapientis* ergangen war, denn diese Möglichkeit wurde ausführlich geregelt,[133] die *iudices collegii civitatis Tarvisii*[134] standen für die Abgabe eines solchen Gutachtens zur Verfügung. Mit dem Ende seiner Amtsperiode als Konsul musste der Appellationsrichter den Fall abgeben. Die vier berufsmäßigen Richter, die der Podestà mitbrachte, werden in diesen Bestimmungen nie erwähnt, auch für den Podestà selbst scheint die Verhandlungsführung in einer Berufung nicht vorgesehen gewesen zu sein.

Mit diesem System der Rechtspflege wurden die Venezianer konfrontiert, nachdem sie die Herrschaft in Treviso angetreten hatten. Sie verfeinerten die Verwaltungsstruktur des gesamten Territoriums, indem sie nicht nur in dessen Hauptstadt den Podestà und Kapitän installierten, sondern eigene Podestà[135] auch in die kleineren Städte entsandten: Mestre, Oderzo, Asolo, Castelfranco Veneto, ferner nach Conegliano und nach Serravalle (Vittorio Veneto), die den etwas separaten Distrikt von Ceneda bildeten. Der erste Venezianer Repräsentant Marco

---

133 StatTrev II 1,43–44 und 82, S. 303f., 320f.

134 Dazu s. B. Betto, Il collegio dei giudici e dottori di Treviso dalle origini (secolo XIII) alla soppressione (anno 1806), in: Contributi dell'Istituto di storia medioevale, ed. P. Zerbi 3, Pubblicazioni della Università cattolica del Sacro Cuore, Scienze storiche 12, Milano 1975, S. 29–188, besonders S. 62–70 über die Rolle der Richter im politischen Leben der Stadt und in der Jurisdiktion.

135 Listen der frühesten Amtsinhaber in: Venetiarum historia (wie Anm. 19) S. 316–322. Zur Verwaltung des Territoriums vor der Venezianer Zeit s. Marchesan, Treviso medievale (wie Anm. 5) 1 S. 178–187, zu den Veränderungen auch G. M. Varanini, L'organizzazione del distretto cittadino nell'Italia padana nei secoli XIII–XIV (Marca trevigiana, Lombardia, Emilia), in: L'organizzazione del territorio in Italia e Germania: secoli XIII–XIV, ed. G. Chittolini/D. Willoweit, Annali dell'Istituto storico italo-germanico, Quaderno 37, Bologna 1994, S. 133–233, dort S. 183–188. Vgl. Pigozzo, Treviso e Venezia (wie Anm. 35).

Foscarini übte die Funktion des Rektors[136] nur sehr kurze Zeit aus, ihm folgte Marino Falier, der spätere Doge, der 1355 wegen Hochverrats hingerichtet wurde.[137] Am 24. Januar 1339 – also gleich am Tage des feierlichen Friedensvertrages – lehnte der Große Rat in Venedig den Antrag ab, die anstehende Wahl des Podestà von Treviso einer Kommission zuzuweisen, vielmehr behielt er sie in eigener Hand.[138] Falier traf in der neuen Funktion am 11. Februar in Treviso ein,[139] hinfort stets mit dem doppelten Titel geführt.

Die ihm mitgegebene Instruktion[140] ist nicht aufgetaucht, erhalten hat sich aber die Ausfertigung für seinen direkten Nachfolger Pietro da Canal,[141] wie üblich in der Form einer Anweisung des Dogen;[142] diejenige Faliers wird nicht viel anders ausgesehen haben. Die Wahrung des Rechts spielt in ihr eine wichtige Rolle. Gleich im 1. Kapitel heißt es: *Et omnibus a te petentibus racionem et iusticiam ministrabis et dictam civitatem et districtum reges secundum eorum consuetudines et statuta, dummodo sint secundum Deum et iusticiam et cum honore domini ducis et comunis Veneciarum et bono statu civitatis et districtus Tarvisii.* Hier wiederholt sich als Grundregel das Festhalten am

---

136 Siehe Anm. 22, 27.

137 V. Lazzarini, Marino Faliero. Avanti il dogado – La congiura, Appendici (zuerst 1893 und 1897), ed. L. L(azzarini), Biblioteca storica Sansoni 11, (Firenze) 1963; G. Ravegnani, Falier, Marino, in: DBI 44, Roma 1994, S. 429–438. Die bis 1338 bekleideten Ämter Faliers nennt Zanini, Prima dominazione (wie Anm. 24) S. 20f.

138 AS Venezia, Maggior Consiglio, Deliberazioni reg. 17 (*Spiritus*) fol. 93r-v; Avogaria di Comun reg. 23/6 fol. 34r: nur mit *potestas*.

139 In einer offiziellen Verlautbarung von 1339 September 15 wird als Ende des Krieges dieses Datum des Amtsantritts bezeichnet: Verci, Storia 11 (wie Anm. 24), Documenti S. 159 Nr. 1360. Denselben Text zitiert aus handschriftlicher Quelle Zanini, Prima dominazione S. 26 Anm. 35.

140 Erwähnungen der *commissio*: VSDM 18 S. 73 Nr. 190, S. 187 Nr. 464.

141 Eine Liste der Verwaltungschefs in Treviso bietet G. Netto, I podestà di Treviso medievale 1176–1388, Atti e memorie dell'Ateneo di Treviso, n. s. 10 (1992–93) S. 7–62, dort S. 29f., 40 für die hier behandelte Zeitspanne. Eine umfassende Auswertung des überlieferten Quellenmaterials verraten die Belege allerdings nicht. Die Namen der ersten Amtsträger stehen auch im Anhang der Venetiarum historia (wie Anm. 19) S. 317.

142 AS Treviso, Archivio storico comunale b. 112, Registrum litterarum I fol. 16r-18r (1339 Dezember 16), zeitgenössische Abschrift.

Überkommenen, doch es gibt mehrere Vorbehalte: nicht nur Gottesfurcht und Gerechtigkeit müssen gewahrt werden, sondern auch der *honor* des Venezianer Staates, sein Ansehen oder seine Hoheit,[143] aber ebenso gilt es, das Wohlergehen im beherrschten Gebiet zu beachten. Das schuf beim Umgang mit dem hergebrachten Recht erheblichen Ermessensspielraum für den Rektor. Im 3. Kapitel wird dieser genauer definiert: *Verum in omnibus habes et habere debes liberum arbitrium; et possis in omni casu ordinare, terminare et facere, habendo Deum pre occulis, sicut tibi melius et iustius apparebit*, selbst wenn Statut oder Gewohnheit entgegenstehen sollte. Wiederum tritt hervor, welch hohes Gerechtigkeitsempfinden man bei den Verantwortlichen voraussetzte.[144]

Auf der anderen Seite wurden die Regierenden in jenem Jahr nicht müde, die neuen Untertanen ihres Wohlwollens zu versichern. So hob der Senat, als er *pro maiori comodo et ubertate* in Treviso (und auch in Venedig selbst) verschiedene Abgaben reduzierte, hervor, der alte Ruhm der Republik gründe darauf, dass sie für *augmentum et comoda subiectorum* zu sorgen pflege; und wenig später ließ er den Bürgern von Conegliano mitteilen, man beabsichtige, Treviso zu behalten und – mit Hilfe Gottes – dort zu regieren *cum bono et augmento ipsius civitatis et locorum et gentium pertinentium ei.*[145] Wie diesen beiden Aspekten in der Praxis Rechnung getragen wurde, lehrt die Beobachtung der Maßnahmen, die der Podestà und Kapitän Falier auf dem Gebiete der Rechtsprechung vornahm:[146] Für die Durchführung anstehender und neuer Gerichtsverfahren galten die überkommenen prozeduralen Regeln, doch ließ der Rektor verkünden, dass jede Partei, die

---

143 Vgl. Anm. 82.

144 Hingewiesen auf Venezianer Anweisungen, die – gerade für Treviso – den Rektoren Entscheidungsvollmacht einräumten, hat bereits G. Cozzi, La politica del diritto nella Repubblica di Venezia (zuerst 1980), in: ders., Repubblica di Venezia e Stati italiani, Biblioteca di cultura storica 146, Torino 1982, S. 217–318, dort S. 263–265. Die als Belege angeführten Kapitel über die Behandlung von Testamenten (S. 264 Anm. 7) stehen in StatTrev, *Zena* 1,3, 7 und 22, S. 562, 563, 569.

145 VSDM 19 S. 105f. Nr. 262, S. 145 Nr. 359 (1339 April 17 und Mai 31).

146 Ergebnisse seiner Untersuchung der einschlägigen Erlasse mit Hinweisen auf einige Einzelbelege referiert Zanini, Prima dominazione (wie Anm. 24) S. 25–27.

sich in einem Prozess oder durch ein Urteil ungerecht behandelt fühlen würde, sich direkt an ihn wenden könne. Das bedeutete die Abkehr von der schwachen Stellung des Podestà, wie sie in der vorangegangenen Zeit üblich gewesen war.

Die allgemeinen Prinzipien allein müssen für die Behandlung Trevisos als nicht ausreichend empfunden worden sein; in der Zentrale fuhr man mit großem legislatorischem Eifer fort, für die dortigen Angelegenheiten weitere Regelungen festzusetzen, was im Ergebnis bewirkte, dass immer wieder neues Recht geschaffen wurde.[147] Man wollte im Senat 1340 sogar eine Revision der Statuten von Treviso in Gang setzen, am 16. März wurde dafür eine Kommission gewählt,[148] doch ist außer einer Verlängerung der Frist für die Vorlage ihrer Anträge davon nicht mehr die Rede. Einige Monate später erhielten die Podestà von Treviso, Castelfranco, Asolo, Mestre und Oderzo innerhalb eines Bündels neuer Bestimmungen die Anweisung, sie sollten sich stets nach den Statuten Trevisos richten, und man verfehlte nicht, den Vorbehalt der frühen Beschlüsse zu wiederholen: *salvo semper arbitrio ducalis dominii*, jederzeit nach Belieben zu ergänzen, zu streichen, sonstwie zu ändern;[149] den Adressaten wurde eigens eingeschärft, sie müssten eine Abschrift dieser Statuten in ihrem Besitz haben, das war anscheinend nicht selbstverständlich gewesen.

Eine dieser Anweisungen gibt vor, wie mit Appellationen von den Urteilen der genannten Podestà umzugehen sei. Bei einem Streitwert zwischen 10 und 50 Pfund Piccoli wurde es zwecks möglicher Senkung der Kosten den Parteien freigestellt, die Berufung nicht in Venedig anhängig zu machen, sondern beim Podestà von Treviso einzulegen; bei größeren Streitsachen blieb dagegen der Weg *ad ducalem dominacionem* obligatorisch.[150] Der Text ist nicht ganz präzise, denn es kann ja wohl nicht beabsichtigt gewesen sein, dass von einem Urteil des Podestà Trevisos an diesen selbst appelliert werden durfte, also werden nur die vier übrigen Rektoren gemeint gewesen sein. Und offenbar war

---

147 Eingriffe von Seiten der Herrschenden illustriert an einem konkreten Beispiel G. Cagnin, Cittadini e forestieri a Treviso nel Medioevo (secoli XIII–XIV), Studi e fonti di storia locale 7, Sommacampagna (Verona) 2004, S. 213f.

148 VSDM 19 S. 7 Nr. 12, S. 27 Nr. 57.

149 VSDM 19 S. 167, 170 Nr. 334 (1340 November 27).

150 VSDM 19 S. 170 Nr. 334.

der Höchstwert der geringfügigen Angelegenheiten, für welche die Anrufung der höheren Instanz überhaupt ausgeschlossen bleiben sollte, von einstmals 25 Pfund Piccoli[151] auf 10 vermindert. Wieder bestätigt sich als auffallendster Unterschied zu den prozessrechtlichen Regelungen, wie wir sie aus den Trevisaner Statuten der Zeit kommunaler Verfassung kennengelernt haben, dass den Podestà nun eine erheblich veränderte Stellung zukam: Diejenigen in den kleinen Städten fällten Urteile, der von Treviso fungierte sogar als Berufungsinstanz auf überörtlicher Ebene.

7. Für die nach Venedig gelangenden Berufungen musste eine Verfahrensweise gefunden werden. Das war offensichtlich alles andere als einfach. Seit dem Herbst 1341 unternahmen die Regierenden mehrfache Anläufe, um eine dauerhafte Lösung zu finden. Am 29. Oktober jenes Jahres wählte der Senat zur Ausarbeitung entsprechender Regeln eine dreiköpfige Kommission, der Einsetzungsbeschluss formulierte klar das ausschlaggebende Dilemma: ob über die Berufungen *secundum nostrum solitum modum terre nostre vel per viam iuris comunis* entschieden werden solle[152] – den Begriff *terra* verwendete man im offiziellen Sprachgebrauch Venedigs gern als Synonym für den eigenen Staat. Die Venezianer waren also nun doch mit dem *ius commune* konfrontiert, dem römischen Recht, dessen Geltung in der Stadt und im Dukat ja nicht einmal hilfsweise vorgesehen, dessen Heranziehung ihnen bisher wohl auch nicht in den auswärtigen Besitzungen als notwendig erschienen war. Die Diskrepanz der Rechtsgrundlagen – die Statuten von Treviso sahen die Anwendung der *iura comunia* in Gerichtsverfahren ausdrücklich vor[153] – wird die tiefere Ursache dafür gewesen sein, dass mehr als ein Jahr lang intensive Bemühungen erforderlich wurden, bis man sich auf eine Regelung einigen konnte.

Die Kommissionsarbeit führte zu einem Antrag, über den der Senat am 3. Januar 1342 beriet.[154] Ausgangspunkt sind die Anweisungen in der Instruktion des Podestà von Treviso mit den oben referierten

---

151 Siehe Anm. 132.
152 VSDM 20 S. 53 Nr. 114.
153 Siehe Anm. 129.
154 VSDM 20 S. 80–83 Nr. 179.

Grundlagen für seine Urteile: örtliche Gewohnheiten, Statuten, Ermessen des Amtsinhabers, dazu tritt nun die Verpflichtung auf einen *ordo iuridicus*. Das galt für die Jurisdiktion in Treviso, dieselbe Rechtsbasis müsse somit auch für die Erledigung der Appellationen in der Zentrale zugrunde gelegt werden. Für ihre Behandlung, so der Kern der komplizierten Verfahrensvorschrift, sollten vom Großen Rat drei *officiales* für sechs Monate gewählt werden, auch *sapientes* genannt; als Aufgabe wurde ihnen die Ausarbeitung eines Entscheidungsvorschlags für jeden anhängigen Fall aufgetragen, damit der Senat das Urteil fällen könne; danach sollte weitere Berufung ausgeschlossen sein. Das führte erkennbar zu einem äußerst umständlichen Ablauf, und doch fiel das Minderheitsvotum von Andrea Dandolo durch, die Entscheidung dem regierenden Kollegium, bestehend aus dem Dogen, dem Kleinen Rat und den drei Capi di Quarantia, zuzuweisen.

Mit dem *ordo iuridicus* sind die prozessrechtlichen Regeln des römischen Rechts gemeint, erläuternd wurde im Senatsbeschluss hinzugefügt, das Urteil müsse *secundum formam iuris comunis* ergehen.[155] Das schuf Klarheit, allerdings erlaubte man sich auch gewollte Abweichungen: Ein Zusatzantrag, ebenfalls von Dandolo eingebracht, bestimmte, dass – anders als im *ius commune* vorgeschrieben[156] – selbst im Falle eingelegter Berufung die vorläufige Vollstreckung des vorinstanzlichen Urteils stattfinden soll.[157] Da sich die Regierenden Venedigs auf diese Weise genötigt sahen, eine Ausnahme von ihren Rechtsgepflogenheiten einzuführen, wurde spezieller Sachverstand erforderlich, man machte die beratende Mitwirkung der beiden besoldeten Rechtsexperten obligatorisch, der *salariati comunis*.[158]

---

155 VSDM 20 S. 81 Nr. 179. Zu verfahren sei *iuxta formam iuris comunis et statutorum comunis Tarvisii*, so fasst eine vom Senat behandelte Vorlage 1344 Februar 9 – lange nach dem Auslaufen des Amtes – dessen Entscheidungsgrundlagen noch einmal zusammen, außerdem haben die Mitglieder den Rat der angestellten Rechskundigen einzuholen: VSDM 21 S. 370 Nr. 707.

156 Klar ausgedrückt wird das schon in der Überschrift des Titels *Nihil innovari appellatione interposita*: D 49,7, Corpus iuris civilis 1: Institutiones, Digesta, ed. P. Krueger/Th. Mommsen, Berolini [12]1910, S. 877f.

157 VSDM 20 S. 83 Nr. 179.

158 Über ihr Engagement durch die Republik s. Anm. 94. 1342 waren Pietro *Quartario* oder *de Quartariis*, ein Doktor des römischen Rechts aus Parma, und Ranuccio da Siena angestellt: VSDM 20 S. 44f. Nr. 99, 101, S. 129 Nr. 267, S. 174f.

Das der so gefundenen Regelung zugrunde liegende Prinzip behielt lange Bestand: Wenn in den Trevisaner Statuten keine präzise Bestimmung zu finden oder aber keine passende Gewohnheit bekannt sein würde, so bekräftigte der Venezianer Senat viel später, sei bei der Interpretation eines dortigen Testaments *secundum dispositionem iuris civilis* zu verfahren.[159]

Die Bezeichnung der Mitglieder des Anfang 1342 neu geschaffenen Amtes war nicht ganz fest, neben *sapientes* wie schon im Einsetzungsbeschluss nannte man sie manchmal *auditores appellationum*, auch *iudices appellationum Tarvisii*, und in zwei Anträgen werden sie sogar mit einer überaus langen Titulatur eingeführt, die mit *iudices et officiales super appellationibus* beginnt; die gängige Kurzfassung beschränkte sich jedoch auf *officiales*. In den von ihnen eingebrachten Anträgen wurde nicht verfehlt darauf hinzuweisen, dass die besoldeten Rechtsexperten bei der Vorbereitung mitgewirkt hatten.[160] Bald erweiterte man ihre Kompetenz auf die Behandlung der Urteile aller Podestà im Trevigiano.[161] Bei dieser Gelegenheit tritt eine wichtige Differenzierung hervor: In die Zuständigkeit der *officiales* fielen nur die Appellationen gegen Urteile, in denen die Entscheidung *per formam iuris* ergangen war; wenn dagegen der Rektor seinen Spruch *ex arbitrio* gefällt hatte, kam die Sache vor die Avogadori di Comun; das war die Instanz, die von Staats wegen unter anderem die Verfehlungen von Amtsträgern

---

Nr. 354, S. 283–285 Nr. 551. Beide sind bereits 1341 Dezember 21 in Venedig bezeugt, der Erste war sogar schon 1339 für den Staat tätig gewesen: Predelli, Libri Commemoriali (wie Anm. 83) 2 S. 98, 78f. (III 559 und 453), s. noch S. 80, 99, 101, 120, 126, 127, 129, 150 (III 465, 564, 569, IV 28f., 61, 65, 70, 176). Die Verträge beider wurden 1343 und 1345 jeweils im Oktober verlängert, das Gehalt betrug übereinstimmend 100 Dukaten jährlich: VSDM 21 S. 287 Nr. 553; VSDM 23 S. 112 Nr. 304.

159 AS Venezia, Senato, Misti reg. 32 fol. 47r (1367 Mai 4, Antrag der *sapientes deputati ad corrigendum statuta Tervisii*); auch in StatTrev, *Zena* 1,7, S. 563.

160 VSDM 20 S. 186f. Nr. 378f., S. 205 Nr. 404, S. 215f. Nr. 416f., S. 222f. Nr. 436f., S. 239f. Nr. 474, S. 283–285 Nr. 551, S. 289 Nr. 563, S. 300–303 Nr. 581–583, S. 310–313 Nr. 595f. (1342 Juni 3 – November 7) und VSDM 21 S. 368–371 Nr. 707f. (1344 Februar 9), zuletzt *officiales appellacionum Tarvisii*; die lange Titulatur in VSDM 20 S. 296f. Nr. 573 (1342 Oktober 22) und VSDM 21 S. 362–364 Nr. 701 (1344 Januar 20).

161 VSDM 20 S. 220 Nr. 423 (1342 Juli 11).

zu verfolgen hatte.[162] In einem späteren Antrag ist spezifiziert, dass die Avogadori in einem solchen Fall, wenn nämlich der Rektor *vigore arbitrii et potestatis, quam habet*, und nicht *per viam iuridicam* geurteilt hatte, *secundum ordines terre* vorgehen mussten,[163] also nach dem spezifischen Recht Venedigs.

Die im Januar 1342 beschlossene Lösung für die Behandlung der Appellationen aus Treviso scheint von vornherein experimentellen Charakter gehabt zu haben. Schon das Schwanken der Bezeichnung für die Amtsinhaber deutet darauf hin, dass man die *officiales* nicht als stabile Einrichtung betrachtete, dafür spricht ebenfalls die Amtszeit von nur sechs Monaten – gegenüber den sonst für Mitglieder von Gerichten üblichen zwei Jahren. Beim Ablauf der Frist im Juli verlängerte sie der Senat bis zum 29. September,[164] das Ende dieses Monats war in Venedig der übliche Schlusstermin für viele Wahlämter. Ob die Amtsinhaber danach ihre Tätigkeit ohne förmlichen Beschluss einfach fortsetzten, lässt sich nicht erkennen, jedenfalls war ihre Aufgabe erst mit der Einführung einer neuen Regelung wirklich überholt. Der Senat behandelte Vorlagen von ihnen in relativ dichter Folge bis zum 7. November 1342 und dann noch zweimal weit später, am 20. Januar und am 9. Februar 1344,[165] das mögen längst vorher ausgearbeitete Anträge gewesen sein.

Aber die offenbar als erforderlich erachtete Reform gelang den Regierenden nur mit großer Mühe: Anfang September 1342 erhielt eine dreiköpfige Kommission den Auftrag, dafür Vorschläge zu entwickeln, am 19. jenes Monats lagen dem Senat drei Anträge vor, keiner fand die erforderliche absolute Mehrheit der Anwesenden. Nun holte man beim Podestà von Treviso eine Stellungnahme zur Behandlung der Appella-

---

[162] Kurzbeschreibungen der Aufgaben in Da Mosto, Archivio 1 S. 68f.; Guida generale 4 S. 921 (beide wie Anm. 83). Siehe noch die Charakterisierung dieses Amtes durch Marin Sanudo il Giovane, De origine, situ et magistratibus urbis Venetae, ovvero La città di Venezia (1493–1530), ed. A. Caracciolo Aricò, Collana di testi inediti e rari 1, Milano 1980, S. 97f., 240.

[163] VSDM 20 S. 269 Nr. 524, richtig 525 (1342 September 19, nicht angenommen).

[164] VSDM 20 S. 219 Nr. 422 (1342 Juli 11).

[165] Siehe Anm. 159. Beim vorletzten der bekannten Anträge wird der Ablauf der Amtszeit ausdrücklich vermerkt: *Officiales quondam super appellacionibus Tarvisii*, die dort aufgezählten Amtsinhaber sind dieselben wie 1342.

tionen ein, am 29. Oktober wurde sie einer neuen Kommission zur Sichtung übertragen. Deren Mitglieder konnten sich jedoch wiederum nicht einigen, so dass man zuerst eine Verlängerung der Erledigungsfrist beschloss, dann am 26. November noch einmal eine Vertagung der Angelegenheit verfügen musste; dabei standen nicht weniger als vier Anträge bloß zum Verfahren gegeneinander.[166] Endlich rang der Senat sich am 3. Dezember zu einer Entscheidung durch, wieder war über vier Vorlagen alternativ zu befinden gewesen.[167] Wie kontrovers die Meinungen aufeinander geprallt waren, zeigt die Tatsache, dass der siegreiche Antrag schließlich in der dritten Abstimmung mit der denkbar knappen Mehrheit von 45 der abgegebenen 88 Voten durchkam, 24 der Anwesenden enthielten sich der Stimme. Das bisher gültige Verfahren, so heißt es da, sei beschwerlich, *gravis*, für den Staat wie auch für die *fideles* der Terraferma, da langwierig; hinfort seien alle Appellationen von den Urteilen der Rektoren im Trevigiano und sonstiger *officiales* von Treviso an die Avogadori di Comun zu richten; Fälle mit einem Streitwert bis 50 Pfund – gemeint sind wieder Piccoli[168] – sollen dabei ausgeschlossen bleiben, soweit sie nicht der Podestà Trevisos selbst in erster Instanz gefällt hatte. Für die Gerichtsverfahren vor Ort wurde überdies ein summarisches und beschleunigtes Vorgehen verfügt, selbst wenn die dortigen Statuten dem entgegenstünden. Man setzte fest, dass diese Regelung für zwei Jahre gelten sollte, dann würde der Senat ihre Zweckmäßigkeit erneut zu beurteilen haben.

Entsprechend diesem Dekret bestimmte man zwei Tage später eine dreiköpfige Gesandtschaft,[169] die in Treviso zusammen mit dem Podestà auf der Grundlage des soeben Beschlossenen Regeln für die Rechtspflege entwickeln und dabei auch untersuchen sollte, ob in den Statuten etwas zu verändern wäre. Der Jüngste der Beauftragten, alle drei in der hervorgehobenen Stellung des Prokurators von San Marco, war Andrea Dandolo. Er wurde nach dem Tode des Dogen Bartolomeo Gradenigo am 28. Dezember 1342 zu dessen Nachfolger gewählt. Zwei-

166 VSDM 20 S. 258 Nr. 508, S. 268–270 Nr. 524 (richtig 525), S. 299 Nr. 577, S. 307 Nr. 588, S. 321f. Nr. 611.

167 VSDM 20 S. 323–325 Nr. 614.

168 Dass in dieser Geldeinheit gerechnet wurde, steht ausdrücklich in den gleich zu nennenden Regelungen vom 21. Dezember und 13. Februar.

169 VSDM 20 S. 326 Nr. 615.

fellos schon vorher hatte er zusammen mit seinen beiden Kollegen sowie dem Podestà und Kapitän von Treviso die ihnen übertragene Aufgabe ausgeführt.

Ergebnis war eine enorme Serie von Regelungen *super facto iuris reddendi in civitate Tarvisii et districtu et super reformatione statutorum infrascriptorum*, die der Senat teils am 21. Dezember, teils erst am 13. Februar des folgenden Jahres verabschiedete.[170] Vollbracht worden war – neben anderen Festsetzungen – die Neufassung der Vorschriften für die gesamte Jurisdiktion, noch dazu in überlegter Ordnung, in der zuweilen sogar die inhaltliche Zusammengehörigkeit mehrerer Kapitel durch eine Überschrift hervorgehoben ist; man meint, die Hand eines Rechtskundigen mit dem Blick für Systematik zu spüren.

Die Verfahrensbestimmungen beschränken sich fast völlig auf die Zivilgerichtsbarkeit, denn für die Strafsachen konnte die Anweisung kurz sein: Sie lagen allein in der Kompetenz des Podestà und Kapitäns, urteilen sollte er entsprechend den Vorschriften der Statuten Trevisos *vel aliter*, nämlich stets nach Maßgabe der ihm mitgegebenen Instruktion; er hatte somit vom hergebrachten lokalen Recht abzuweichen, wenn dadurch der ihm übertragene Ermessensspielraum eingeschränkt werden würde.[171] Aufgezählt als Grundlagen der Rechtsfindung in Zivilsachen werden gleich im ersten Kapitel, eingeführt als *pars domini*, also Antrag des Dogen, die aus den Gepflogenheiten Trevisos bekannten Rechtsquellen: die *ordines et statuta* der Stadt, dabei solle für einen

---

[170] VSDM 21 S. 13–30 Nr. 22–65. Im Protokoll ist der Tag der jeweiligen Abstimmung vermerkt. Am Anfang stehen zwei Kapitel mit dem späteren Datum, sie könnten wegen Meinungsverschiedenheiten zurückgestellt gewesen sein, dann folgen 23 vom 21. Dezember, darauf 18 vom 13. Februar, endlich eine Schlussbestimmung. Es hat den Anschein, als habe die Zeit in der ersten Sitzung für die Menge des Materials nicht ausgereicht, und dann mögen die Weihnachtsfeiertage, die Vorbereitungen der Dogenwahl und die vordringlichen Maßnahmen nach der Übernahme der Amtsgeschäfte durch das neue Staatsoberhaupt zu einer längeren Unterbrechung geführt haben. Für das erste Kapitel, das die Bestellung von sechs erstinstanzlichen Richtern in Treviso regelt, sind zwei in einem Punkt verschiedene Varianten vorgelegt worden, eine von Dandolo und eine von den übrigen drei Antragstellern; der Erstgenannte schlug vor, dass die Hälfte jener Richter aus Venedig entsandt würde, doch entschied sich die Mehrheit des Senats für den Alternativantrag, wonach alle sechs in Treviso selbst gewählt werden sollten.

[171] VSDM 21 S. 23f. Nr. 45.

nicht geregelten Tatbestand eine ähnliche Bestimmung angewendet werden, *cum sit de similibus ad similia procedendum*,[172] dann die bewährten Gewohnheiten, wenn aber auch diese Möglichkeit versage, haben die Richter *secundum eorum bonas et iustas consciencias* zu verfahren, stets eingedenk des Jüngsten Gerichtes. Hier wird der Blick auf die Behandlung der Appellationen genügen. Zu den bereits am 21. Dezember verabschiedeten Kapiteln gehört die inhaltliche Wiederaufnahme des Beschlusses vom 3. Dezember, jetzt ohne die ursprüngliche Begrenzung auf zwei Jahre. Gegen Urteile anderer Richter mit Streitwert bis 50 Pfund Piccoli ist somit die Berufung an den Podestà von Treviso zulässig, dessen Votum abschließend ist. Dagegen gibt es nun für alle seine Entscheidungen in erster Instanz oder zur Korrektur in einer vorher von ihm delegierten Sache oder aber mit einem höheren Streitwert eine präzise Zuständigkeit in Venedig: die Avogadori di Comun. Erneuert wird ebenfalls die Vorschrift der vorläufigen Vollstreckung eines Urteils, unbeschadet angestrengter Appellation.[173]

Nach Treviso gelangten die Neuregelungen in Form von Anweisungen des Dogen, gerichtet an den von Venedig entsandten Chef des städtischen Regiments. In der dortigen Kanzlei standen diese Texte zur Verfügung, als der Podestà und Kapitän Pietro Morosini 1364 eine systematisch geordnete Sammlung der die Statuten ergänzenden Rechtsvorschriften anlegen ließ, genannt *Morosina*. Das Original gehört in der Biblioteca capitolare von Treviso[174] zu den Beständen, die aus dem ehemaligen Archiv der städtischen Verwaltung dorthin gelangt sind. Drei Abschnitte im 2. Buch vereinen die hier interessierenden Regelungen: *Tractatus primus dicti libri secundi continens de iudicibus, qui reddere debent ius in palacio comunis Tarvisii* (fol. 41r-v), *Tractatus secundus dicti libri secundi continens de modo et forma reddendi ius in palacio comunis Tarvisii* (fol. 42v-44r), *Tractatus tercius dicti secundi libri continens de apelacionibus sentenciarum civilium et pertinentibus eisdem* (fol. 44v-45r). Nur im 3. Traktat finden sich ältere

[172] So muss es gewiss heißen, in der Edition steht *procedere*, im Original ist das Pergament an dieser Stelle abgeschabt. Die Übereinstimmung mit dem Text der Venezianer Statuten ist offensichtlich, s. Anm. 117.

[173] VSDM 21 S. 22f. Nr. 40–44.

[174] Cod. 9. Die Handschrift bietet Nachträge bis 1486. Don Giuseppe Benetton hat mir die Materialien in zuvorkommender Weise zugänglich gemacht.

Bestimmungen als die soeben vorgestellten; die vier Anfangskapitel bieten Dogenurkunden von Bartolomeo Gradenigo, die erste datiert am 15. und die dritte am 5. Januar 1342, doch war ihr Inhalt längst überholt, denn es sind die beiden Teile des Einsetzungsbeschlusses der *officiales* vom 3. Januar.[175] So bilden die Senatsentscheidungen von der Jahreswende 1342–43 den maßgeblichen Anfang der in diesen Traktaten zusammengestellten Gesetze, die mit dem Datum des 15. Februar in einem oder in mehreren Mandaten Dandolos dem Podestà zugegangen waren: II 1,1, 2,1–14 und 3,5–10. Dasselbe Material wird in der erhaltenen Abschrift der *Morosina* in der Biblioteca comunale von Treviso[176] überliefert, doch mit einem Zusatz gegenüber dem Exemplar in der Kapitelbibliothek, denn die referierte Richtlinie für die Strafjustiz,[177] die dort ganz fehlt, findet sich als Anfangskapitel des 1. Traktates im 3. Buch.[178] Aus der *Morosina* stammen die Bestimmungen, die in die bereits genannte Sammlung *Zena* Eingang gefunden haben, sie ist in den Druckausgaben der Trevisaner Statuten veröffentlicht worden.[179]

In ihrem sachlichen Inhalt blieben die Neuregelungen lange in Kraft, bald geändert wurde dagegen das Amt, das in der Zentrale die Appellationen zu behandeln hatte. Schon wenige Monate nach den grundlegenden Beschlüssen vom 21. Dezember 1342 und 13. Februar 1343 sahen sich die Regierenden zu einer Neuerung genötigt, denn es hatte sich herausgestellt, dass der zusätzliche Arbeitsaufwand für die Avogadori di Comun zu groß war. Daher schuf der Große Rat am 7. September

---

175 Siehe Anm. 154. Zwischen diesen Abschnitten steht lediglich der Befehl zur öffentlichen Verkündigung der Neuregelung, das 4. Kapitel enthält einen übersandten Senatsbeschluss: VSDM 20 S. 155 Nr. 317 (1342 April 22).

176 Ms. 452 fol. 75r, 77r-v, 83r-v. Die Zusätze von der Hand des ersten Schreibers reichen bis 1368, der Anfang des Bandes mit zwei Traktaten des 1. Buches ist nicht mehr vorhanden. Gianluigi Perino hat mir die Benutzung dieser Handschrift und anderer äußerst entgegenkommend erleichtert.

177 Siehe Anm. 171.

178 Fol. 102r, gleichfalls übersandt am 15. Februar. Andere Bestimmungen aus der Serie von 1342–43, die ebenso in der *Morosina* stehen, beziehen sich nicht direkt auf die Rechtspflege.

179 StatTrev, *Zena* 2,1–18, 4,1–5, 9,1, S. 573–579, 601f., 641. Die Herausgeber haben die Daten der Beschlussfassung und der Übersendung der Texte bei den einzelnen Kapiteln sowie ihre Herkunft vermerkt. Material aus der Zeit vor Dezember 1342 ist nicht mehr aufgenommen worden. Für die älteren Drucke s. Anm. 104.

1343 ein neues Gremium, in dem drei *auditores* fungieren sollten, bald darauf präziser als *auditores sententiarum* bezeichnet.[180] Weil die Avogadori sich nicht um die Einsprüche gegen Urteile kümmern konnten, so wurde nun formuliert, drohe Gefahr für das grundlegende Staatsziel der Gerechtigkeit, *per quam aucti et multiplicati sumus et que semper fuit et est status nostri precipua.* Die Inhaber des jetzt eingerichteten Amtes sollten alle Beschwerden gegen schon ergangene oder künftig zu fällende Urteile prüfen, und zwar sowohl aus der Stadt Venedig und dem Dukat als auch aus Treviso und von allen Rektoren in dessen Distrikt. Die Amtszeit wurde auf zwei Jahre festgesetzt, rechtzeitig vor deren Ablauf sollte der Senat entscheiden, ob sich die Einrichtung bewährt haben würde. Für das Verfahren im neuen Amt wurde auf die Regeln für die Avogadori di Comun verwiesen. Das bedeutete aber, dass die *auditores* nicht selbst abschließend über die Appellationen entschieden. Deutlich hervor tritt diese Funktionsbeschränkung in einem am 18. März 1344 gefassten Beschluss des Großen Rates, der erläuterte, die – nun so genannten – *auditores comunis* seien keine *iudices*, sondern *advocatores*, so dass sie nur den Sachverhalt feststellen dürfen und dann im zuständigen Gremium vorzutragen haben, was nach ihrer Meinung rechtens sei.[181]

Die Bezeichnung mochte anfangs schwanken, dennoch war nun nach beinahe zwei Jahre währenden Bemühungen in den Gremien der Republik eine beständige Lösung für das Problem erreicht worden, wie mit den Appellationen gegen die Urteile der Amtsträger auf dem italienischen Festland umzugehen sei; die Phase der Experimente war zu Ende, die Regelung behielt Bestand in der Folgezeit: Rechtzeitig vor Ablauf der festgesetzten Frist, am 2. August 1345, bestätigte der Senat

---

[180] Der Einsetzungsbeschluss in AS Venezia, Maggior Consiglio reg. 17 (*Spiritus*) fol. 132r; Avogaria di Comun reg. 23/6 fol. 103v-104r. In zwei Nachträgen vom 9. und vom 13. September ist *de auditoribus eligendis pro sententiis* die Rede, der dann geläufige Titel taucht zuerst am 14. auf, als die damals tätige Kommission für die Reform der venezianischen Statuten den Auftrag erhielt, in einer schriftlichen Vorlage die Aufgabenbeschreibung für das neue Amt zu liefern: in den genannten Registern fol. 132r, 132v beziehungsweise fol. 104r, 104v, 105r.

[181] AS Venezia, Maggior Consiglio, Deliberazioni reg. 17 (*Spiritus*) fol. 137v; Avogaria di Comun reg. 23/6 fol. 113r-v. In der Kopie steht an Stelle von *advocatores* erneut *auditores*.

das Amt für weitere zwei Jahre, denn es galt inzwischen als unverzichtbar.[182] Auch am 10. September 1347 wurde ein ebensolcher Antrag angenommen, dagegen scheiterte der Versuch, die Aufgabe wieder den Avogadori di Comun zuzuweisen.[183] Lange vor dem Ablauf des nun gesetzten Termins erfolgte am 23. März 1349 die unbefristete Verlängerung bis zu einer gegenteiligen Festlegung, zugleich wurde die Zuständigkeit auf Berufungsfälle aus dem gesamten Staatsgebiet erweitert, die Amtszeit der Mitglieder blieb bei zwei Jahren.[184]

Die Auditori delle sentenze richteten ihre Entscheidungsvorschläge formal an den Dogen und den Kleinen Rat, die hatten sie dann an eins der großen Beschlussgremien weiterzuleiten. Erwähnt wird die Befassung des Großen Rates,[185] üblicher scheint aber die Zuweisung an den Senat gewesen zu sein oder an die Quarantia, besser: an den Rat der 40 allein, denn dieser war fester Bestandteil von jenem Gremium, das damals regelmäßig als *consilium rogatorum et XL* bezeichnet wurde.[186] In die Protokolle des Senats, soweit erhalten, sind diese Anträge offenbar nur im Ausnahmefall gelangt,[187] diejenigen der Quarantia

---

182 Eine Kommission zur Ausarbeitung dieses Beschlusses war 1345 Juni 29 eingesetzt worden, die Frist für die Vorlage ihres Antrags musste zweimal verlängert werden, dann erst konnte der Senat sich damit abschließend befassen: VSDM 23 S. 63 Nr. 175, S. 73 Nr. 205, S. 80 Nr. 218, S. 92 Nr. 249.

183 VSDM 24 S. 144f. Nr. 338; S. 119 Nr. 282: vorbereitende Kommission, 1347 August 6. Der unterlegene Antragsteller erinnerte daran, dass das Amt der Auditori durch Teilung desjenigen der Avogadori entstanden war.

184 VSDM 25 S. 23–26 Nr. 39–42.

185 Le deliberazioni del Consiglio dei XL della Repubblica di Venezia, ed. A. Lombardo 2, Monumenti storici pubblicati dalla Deputazione di storia patria per le Venezie, n. s. 12, Venezia 1958, S. 77 Nr. 264 (1349 August 25).

186 Diese beiden, so wurde vorgeschrieben, mussten mindestens einmal im Monat an die Erledigung der eingebrachten Fälle erinnert werden: Deliberazioni del Consiglio dei XL 2 S. 66f. Nr. 223 (1349 Juni 26).

187 VSDM 25 S. 115–117 Nr. 195 (1349 April 2 – Mai 7); VSDM 26 S. 463f. Nr. 903 (1352 Oktober 29 – November 22): betreffend Beschwerden gegen Urteile der *sapientes et officiales super rationibus frumenti et bladorum* und der Giudici di proprio. Einberufungen des Gremiums auf Verlangen der Auditori finden sich dagegen in der Anfangszeit häufig: VSDM 22 S. 143 Nr. 300, S. 158 Nr. 321, S. 165 Nr. 331, S. 168 Nr. 340, S. 202 Nr. 419, S. 209 Nr. 431, S. 215 Nr. 441, S. 225 Nr. 460 (1344 Juli 5 – November 20); VSDM 23 S. 71 Nr. 200, S. 198 Nr. 599, S. 201 Nr. 607, S. 212f. Nr. 650, 652, S. 225 Nr. 697 (1345 Juli 11–1347 Februar 10).

sind aus der Anfangszeit der Auditori delle sentenze nur noch sehr lückenhaft vorhanden.[188] Das Amt hatte Kontinuität, es wurde wegen des Arbeitsanfalls später sogar zweimal geteilt.[189]

8. Es kann gut der Doge selbst gewesen sein, der mehrfach erwähnte Andrea Dandolo, der ein Verfahren zur Legitimierung[190] für den Besitz des Territoriums auf der Terraferma in Gang gebracht hat, vielleicht weil die Aneignung durch Kriegsglück und die Abtretung durch die besiegten Scaligeri als wenig tragfähige Rechtsbasis angesehen worden sein mögen; sein Höhepunkt war ein Akt der – erneuten – Unterstellung von Treviso und dem Distrikt unter die Herrschaft der Republik. Jedenfalls sind diese Vorgänge nicht ohne die maßgebliche Mitwirkung des Staatsoberhauptes vorstellbar. Zudem war Dandolo der bedeutendste Rechtsreformer Venedigs im späteren Mittelalter: Autor einer Gesetzessammlung mit dem Ziel der Sichtung des geltenden Rechtes, der Summula statutorum floridorum Venetiarum,[191] und Ur-

---

188 Deliberazioni del Consiglio dei XL 2 S. 112–114 Nr. 376, 381, S. 120–124 Nr. 394, 400, S. 145f. Nr. 476 (1350 Mai 10 – September 10), sämtlich Appellationen von Entscheidungen der Giudici di petizion.

189 Siehe Da Mosto, Archivio 1 S. 85f.; Guida generale 4 S. 995 (beide wie Anm. 83). Die Situation um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert, als es neben den *auditori vecchii alle sententie* schon die *auditori nuovi* gab, die einen zuständig für die aus Venedig selbst und dem Dukat anhängig gemachten Zivilsachen, die anderen für diejenigen aus den Besitzungen auf dem italienischen Festland und den Kolonien, skizziert Sanudo, De origine (wie Anm. 162) S. 124–127, 258–260. Für einzelne Aspekte aus der Entwicklung des Amtes s. C. Caro Lopez, Gli Auditori nuovi e il dominio di Terraferma, in: Stato, società e giustizia nella Repubblica veneta (sec. XV–XVIII), ed. G. Cozzi (1), Storia 6, Roma 1980, S. 259–316; A. Sambo, Organi di appello veneziani nelle cause civili (secc. XVI–XVIII), in: Una città e il suo territorio. Treviso nei secoli XVI–XVIII. Atti del convegno di studi, Treviso, 25–26 ottobre 1985, ed. D. Gasparini, Studi trevisani 7 (1988), Treviso 1988, S. 183–188; A. Viggiano, Considerazioni su gli Auditori novi-Sindaci e l'amministrazione della giustizia civile: conflittualità sociali ed intervento statale nel primo secolo di governo della Terraferma veneta, Studi veneziani, n. s. 21 (1991) S. 15–48; dens., Governanti e governati (wie Anm. 3) S. 147–177.

190 Vgl. Anm. 78.

191 Jetzt veröffentlicht: V. Crescenzi, La Summula statutorum di Andrea Dandolo secondo il manoscritto Montecassino, 459, Initium. Revista catalana d'història del dret 12 (2007) S. 623–697. Der gebräuchliche Titel des Werkes ist aus

heber der bereits genannten einzigen systematisch geordneten Ergänzung zu den Statuten von 1242[192] – abgesehen von der materialreichen Chronik; auch haben wir schon im konkreten Fall gesehen, wie dank seiner Tätigkeit der Staat zu einer homogenen Regelung für die Rechtspflege im Trevigiano gelangte. Leider fehlt eine zulängliche Biographie, welche die Facetten dieser Persönlichkeit in das rechte Licht stellen würde.[193]

Dandolo begann alsbald nach seinem Amtsantritt am 3. Januar 1343 mit der Verwirklichung verschiedener Neuerungen.[194] Die Klärung der rechtlichen Grundlage für die Herrschaft der Republik über Treviso und dessen Territorium scheint zu den regelungsbedürftigen Angelegenheiten gezählt zu haben. Die Durchführung[195] geschah in mehreren Akten. Zur Wahrung der Erinnerung an sie war die Anfertigung einer großen Menge umständlicher notarieller Urkunden opportun; sie sind in der Dogenkanzlei gleich zweimal in die dort geführte Sammlung der Verträge aufgenommen worden.[196] Wer vor allem das zentrale Instrument mit den Begebenheiten in Vendig selbst ausformuliert hat, war ein Meister gleichermaßen des ausgefeilten stilistischen Handwerkszeugs der Notare wie der Rhetorik des venezianischen Stadtlobes.

Wörtern in der Überschrift der einzigen bekannten Kopie und im Prolog konstruiert.

192 Siehe Anm. 98.

193 Genügen muss hier der Verweis auf die biographische Skizze von G. Ravegnani, Dandolo, Andrea, in: DBI 32, Roma 1986, S. 432–440.

194 So setzte der Große Rat schon am 9. Februar, nachdem in den vorangegangenen Jahrzehnten wiederholte Ansätze zu der längst als überfällig empfundenen Revision der Statuten ergebnislos geblieben waren, eine hochrangig mit fünf Prokuratoren von San Marco besetzte Kommission für diesen Zweck ein: AS Venezia, Maggior Consiglio, Deliberazioni reg. 17 (*Spiritus*) fol. 129v; Avogaria di Comun reg. 23/6 fol. 97r.

195 Das ist das Thema des kürzlich erschienenen Buches von M. Francescon, La dedizione di Treviso a Venezia. Un matrimonio voluto da Dio, Sgresénde 13, Vicenza 2008. Wer an der Sache interessiert ist, sollte sich durch den seltsamen Untertitel nicht abschrecken lassen, denn der Autor bietet anhangsweise einige Aktenstücke, die vorher nicht oder nur im Auszug veröffentlicht waren, wenngleich die Texte nicht so sauber sind, wie man das von einer modernen Edition erwarten dürfte.

196 AS Venezia, Pacta reg. 3 fol. 182r-191r, vollständiger: reg. 5 fol. 7r-37r; vgl. Tafel/Thomas, Doge Andreas Dandolo (wie Anm. 83) S. 120, 142f.

Die Inszenierung, soweit man sie aufgezeichnet hat, begann am 5. Februar 1344 in Treviso. Handelnde Person ist zuerst der venezianische Podestà und Kapitän Pietro da Canal, der dort seine zweite Amtszeit absolvierte;[197] im darüber angefertigten Notariatsinstrument[198] wird hervorgehoben, dass er den Staat repräsentierte. Er bat, wie Rektoren das in städtischen Gremien zu tun pflegten, den morgens zusammengetretenen Verwaltungsrat, die *curia ancianorum*, um einen Rat in folgender Angelegenheit: Kürzlich sei von den Bürgern Trevisos eine Gesandtschaft mit 26 Mitgliedern nach Venedig geschickt worden, um dem Dogen und dessen Regierung ehrerbietig mitzuteilen, dass man die „heilige und nutzbringende Herrschaft" (*sanctam dominationem et utilem eisdem civibus*) der Republik, unter deren Schutz man sich befinde, bestätigen und mit jeder möglichen Bindungskraft festigen wolle (*cum omnibus vinculis, quibus possunt, ipsam dominationem supra se connectere et firmare*); aus freien Stücken sei beabsichtigt, Treviso sowie den Distrikt mitsamt allen Besitzungen und Rechten gemäß den Vorschriften der Statuten, also durch Beschlüsse der drei städtischen Räte, zu übergeben. Diesen Wunsch habe der Doge freudig gutgeheißen, die Durchführung der erforderlichen Maßnahmen vor Ort angeordnet und den Trevisanern versichert, die Venezianer beabsichtigten, sie immer als Söhne und wahre Getreue anzusehen, ihre Stadt als liebstes und wichtiges Glied des Staates zu regieren.

Der Sprecher des Gremiums, der *iudex ancianorum* Giovanni dalla Vazzola,[199] bezeichnet als Kundiger in beiden Rechten, erinnerte

---

[197] Siehe Venetiarum historia (wie Anm. 19) S. 317; Netto, Podestà di Treviso (wie Anm. 141) S. 30, 40.

[198] Francescon, Dedizione (wie Anm. 195) S. 93–101 Nr. 1; teilweise schon in Verci, Storia (wie Anm. 24) 12, Venezia 1789 (Ndr. Sala Bolognese 1983), Documenti S. 33–35 Nr. 1412.

[199] Vgl. Varanini, Treviso dopo la conquista (wie Anm. 5) S. 439. Schon 1329 bei der Unterwerfung Trevisos durch Cangrande della Scala hatte er zu den Wortführern der Bürgerschaft gehört, damals beauftragte ihn der Große Rat zuerst mit dem Vollzug der Übergabe an den neuen Herrn, dann einige Tage später nach dessen plötzlichem Tod mit der Anerkennung der Neffen Alberto und Mastino als Nachfolgern: Verci, Storia (wie Anm. 24) 10, Venezia 1788 (Ndr. Sala Bolognese 1983), Documenti S. 60–64, 66–69 Nr. 1118, 1120; s. dazu die quellenkritische Erörterung von A. Medin, La resa di Treviso e la morte di Cangrande I della Scala. Cantare del secolo XIV, Archivio veneto 31 (1886)

daraufhin – in beachtenswerter Verzerrung der historischen Abläufe – an die zurückliegenden unglücklichen Zeiten der Fremdherrschaft während der vergangenen 60 Jahre mit verlorener Freiheit und der ständigen Last[200] der Knechtschaft, an die Bedrückungen durch die früher Herrschenden, unter denen Treviso habe leiden müssen, *usque ad sanctum adventum dominationis presentis*; die Trevisaner fühlen sich dagegen unter den Fittichen des *sanctum comunis Veneti dominium* nicht mehr als Knechte, sondern als Söhne, sie seien dem Kerker der Abhängigkeit entronnen und genießen dank dem starken Arm der Republik wahre Freiheit. Vazzola stellte den dreiteiligen Antrag, zuerst solle jede vielleicht einmal vollzogene Übertragung der Herrschaft über die Stadt widerrufen, dann eine eventuell entgegenstehende Statutenbestimmung außer Kraft gesetzt werden, endlich seien die Stadt und die dazugehörigen Besitzungen der Republik zu übertragen *cum pleno et libero arbitrio et mero ac mixto imperio et plena iurisdictione*; dies alles müsse vom Rat der 40 und anschließend vom Großen Rat gebilligt werden.

Der Podestà rief zur Abstimmung auf, das Votum der neun anwesenden Anziani fiel einstimmig aus. Zu positivem Ergebnis kam es auch in den nun folgenden Sitzungen der beiden anderen Räte, deren Mitgliedern – 37 im ersten, 208 im zweiten, sämtliche Namen sind für die Nachwelt festgehalten worden – die Anträge jeweils durch Übersetzung verständlich gemacht wurden. Man verfehlte gleichfalls nicht zu notieren, dass viele im Großen Rat sich aus überquellendem Herzen das Rednerpult streitig machten, um Ehre und Ruhm der Republik Venedig zu preisen. Trotzdem gab es dort zuletzt – nach Einhelligkeit im Rat der 40 – bei der dritten Abstimmung über den entscheidenden Punkt der Herrschaftsübertragung zwei Gegenstimmen. Anschließend erwählten der Podestà und der Große Rat gemeinsam zwei Bevollmächtigte für die Übergabe an die Republik und die Leistung des Eides für Treue, Unter-

---

S. 5–32, 371–422, dort S. 6–32. Weitere Gesandtschaftsaufträge und sonstige Nennungen werden erwähnt von Marchesan, Treviso medievale (wie Anm. 5), s. 2 S. 487 im Register, und Cagnin, Cittadini (wie Anm. 147), s. S. 552 im Register.

[200] Francescon schreibt erkennbar falsch *servitutis omne*, Vercis Text, der ansonsten schlechter ist, bietet *onere*.

werfung und Gehorsam auf ewig. Zu ihrer Begleitung bestimmte die Versammlung vier weitere Gesandte.[201]

Der zweite Akt wurde fünf Tage später, am 10. Februar, zu Venedig im Saal des Großen Rates im Dogenpalast zelebriert. Die Aufzeichnung[202] darüber ist eine Mischung aus dem gehobenen Stil der Rhetorik und dem weitschweifigen, ja ausufernden Formular der Notare, die gar nicht genug Wörter finden konnten, um allen Fehlinterpretationen und jedweder Möglichkeit eines unvorsichtig ausgelassenen Begriffs vorzubeugen. Der gerechte Gott, so setzt die Arenga ein, lasse es zu, dass die Menschen in Irrtümer und Zwänge verstrickt werden, damit sie, wenn von dem Schädlichen befreit, der Gnade seiner Barmherzigkeit gewahr werden und zum Lobe seines Namens ihren Zustand der Abhängigkeit erkennen. Das könne speziell vom Volk Trevisos gesagt werden: Nach langem Verharren in Dunkelheit und Elend, wobei es unter verschiedenen Herrschaften Lebensgefahr und Verlust des Besitzes erleiden musste, habe Gottes Gnade den Tag des ersehnten Lichtes und der Ruhe für es anbrechen lassen, nämlich ihm in Gestalt des Dogen von Venedig mit seiner Kommune einen Herrn und Erlöser geschickt, um die Stadt Treviso und den Distrikt, vor allem die dortigen Menschen, von Drangsal und Beschwernis zu befreien. „Das ist vom Herrn geschehen", „der heilt, die zerbrochenen Herzens sind", „der gnädige und barmherzige Herr" (Ps 117,23, 146,3, 110,4). Der Dogen-Staat, die *dominatio ducalis*, sei „der Weg und die Wahrheit und das Leben" – nach dem Johannes-Evangelium (Kap. 14,6) hat Christus das von sich gesagt; er verwandele – wie Johannes der Täufer – „was uneben ist, in schlichten Weg" (Is 40,4, Lc 3,3). Venedig von Gott gesandt wie der Gesalbte des Herrn, das Handeln der Staatsmacht auf gleicher Ebene wie das Wirken seines Vorläufers: Diese Assoziationen stellte die symbolträchtige Sprache für den Bibelkenner bereit, dem ebenso gegenwärtig gewesen sein wird, wie der angeführte Text des Johannes-Evangeliums weitergeht: „Niemand kommt zum Vater denn durch mich." Das alles bedeutete eine noch stärkere Überhöhung der Verdienste und überhaupt der Vor-

[201] Dass sie geschickt werden sollten, steht im Instrument über die drei Sitzungen dieses Tages, ihre Namen finden sich aber nur am Schluss des gleich zu nennenden Protokolls der Zeremonie in Venedig.

[202] Verci, Storia 12 (wie Anm. 198), Documenti S. 35–39 Nr. 1413; Francescon, Dedizione (wie Anm. 195) S. 102–105 Nr. 2, ohne Nachweis der Bibelstellen.

trefflichkeit Venedigs, als schon 1339 im oktroyierten Prolog für die Statuten Trevisos ausgedrückt worden war.[203]

Im dispositiven Kern hielt das Instrument mit immer neuen Klauseln und Detailaussagen fest, wie die beiden Bevollmächtigten aus Treviso als Beauftragte des Podestà und der Gesamtheit der Bürger vor den Dogen traten, ihn und seine Nachfolger mitsamt der Kommune Venedig zu unbeschränkten und ewigen Herren ihrer Stadt erwählten sowie aus freien Stücken ihm knieend die Herrschaft in allen Einzelheiten erneut übertrugen, dabei die ganze Bevölkerung unter den Schutz und die Gerichtsbarkeit der Republik Venedig stellten und immerwährenden Gehorsam versprachen; die Vollmacht zur Veräußerung von Besitz und Rechten der Kommune Treviso wurde ausdrücklich eingeschlossen; für die Nichteinhaltung dieser Versprechen galt als Strafe der phantastische Betrag von 100 000 Mark Goldes.

Am nächsten Tag legten die Bevollmächtigten feierlich den Treueid auf das Evangelium ab, nun nur noch gegenüber dem Dogen, dem Kleinen Rat und den Capi di Quarantia.[204] Die lange Reihe der zugehörigen Aktenstücke wird fortgesetzt mit dem Auftrag Dandolos an einen Notar, der nun den Herrschaftsantritt zu vollziehen hatte, mit der Anweisung an den Podestà, wie dabei zu verfahren sei (beides vom 18. Februar), und mit der Aufzeichnung über die Ausführung dieser Aufträge in Treviso am 21. Februar,[205] endlich mit einer Vielzahl von Notariatsinstrumenten über die parallelen Akte in den Ortschaften des Trevigiano.[206]

Es verdient unterstrichen zu werden, dass es sich bei dieser ganzen Serie feierlicher Zeremonien um Formalitäten handelte, um die bloße Feststellung längst Wirklichkeit gewordener Verhältnisse. Die

---

[203] Siehe Anm. 88.

[204] Verci, Storia 12, Documenti S. 39–41 Nr. 1414; Francescon, Dedizione S. 106 Nr. 3.

[205] Verci, Storia 12, Documenti S. 41 Nr. 1415; Francescon, Dedizione S. 107–114 Nr. 4f.; vgl. Predelli, Libri Commemoriali (wie Anm. 83) 2 S. 136 (IV 114).

[206] Gedruckt ist das Protokoll über die Zeremonie an der äußersten Grenze des Distrikts, in Cavolano (jetzt zur Kommune Sacile gehörig, damit zur Provinz Pordenone und zum Friaul): Verci, Storia 12, Documenti S. 42–44 Nr. 1416 (1344 Februar 26).

Unterwerfung der Bürger Trevisos war am 2. Dezember 1338 vollzogen worden, die faktische Besitzergreifung der im Distrikt gelegenen Orte entweder weit früher oder etwa zu derselben Zeit geschehen, je nach dem Vorrücken der venezianischen Truppen, und die vertragliche Übereignung der nun gewonnenen Territorien hatte einen wesentlichen Punkt im Frieden vom 24. Januar 1339 gebildet; dazu hatte der am 20. März jenes Jahres vom Senat verabschiedete Prolog für die Trevisaner Statuten nun wirklich jeden möglichen Zweifel an der entschiedenen Absicht der Regierenden, das neue Territorium zu beherrschen, beseitigt.[207] Doch in den Handlungen des Jahres 1344 trat ein Element hinzu: Volkes Wille – so lautete die in Szene gesetzte Botschaft – hat gesprochen. Das war auch in vordemokratischen Zeiten eine gute Legitimation für Herrschaft. Dafür betrieb man einen enormen Aufwand. So bieten die betrachteten Abläufe einen neuen Hinweis darauf, welches Ansehen zeremonielles Gepränge im Leben des Staates Venedig genoss.

Ganz auszuschließen ist allerdings nicht, dass in den Anfangsjahren der Besitz des Trevigiano nur als vorübergehend empfunden worden wäre, nun aber erst im Bewusstsein der Venezianer eine unbezweifelbare Grundlage erhalten hätte. Indiz dafür mag die Abrechnung sein, die damals den Bürgern von Treviso präsentiert wurde, im April 1344: Mehr als 26 000 Dukaten Schulden haben sich seit dem Antritt der Herrschaft angehäuft, so wird in einem Senatsbeschluss zusammengefasst, bis zur vollständigen Tilgung müsse der Podestà Jahr für Jahr 2000 Dukaten in die Zentrale schicken oder nach dem Ende seiner Amtszeit mitbringen.[208] Die Leute von Treviso hatten dabei hinnehmen müssen, dass vier Fünftel der jährlichen Ausgaben durch die Kosten der Garnison und der aus Venedig entsandten Amtsträger entstanden waren.[209]

9. Beim Thema der Rechtspflege in Treviso und dem dazugehörigen Territorium bestätigt unsere Betrachtung den Ruf der Republik Venedig, eine milde Herrschaft über ihre Untertanen ausgeübt zu haben. Jedem Bewohner sollte die ihm gebührende Gerechtigkeit zuteil wer-

---

[207] Siehe Anm. 22, 30, 88.

[208] VSDM 22 S. 60 Nr. 101 (1344 April 22).

[209] So das Ergebnis der zufällig erhaltenen Jahresbilanz von 1340, mitgeteilt von Varanini, Treviso dopo la conquista (wie Anm. 5) S. 437 Anm. 28.

den. Die Statuten Trevisos mit der Zusammenfassung des lokalen Rechtes galten weiter, doch wurden sie sofort unter den Generalvorbehalt gestellt, sie dürften nicht den Vorgaben des regierenden Staates widersprechen. Allerdings erfuhren sie unablässig Ergänzungen durch Anweisungen aus der Zentrale. Das bedeutete selbstverständlich eine fortlaufende Veränderung des angestammten Rechtes, de facto also die Aushöhlung der städtischen Statuten;[210] allerdings hielt man es trotzdem für der Mühe wert, sie noch im 18. Jahrhundert durch eine Druckausgabe dem eventuell interessierten Publikum zur Verfügung zu stellen. Im Ergebnis muss die Praxis immerwährender Neufestsetzung zu großer Unübersichtlichkeit geführt und die Kenntnis, welche Bestimmungen nun galten und welche ersetzt waren, zu einem Geheimwissen gemacht haben – aber das dürfte in Venedig selbst nicht anders gewesen sein.[211]

Für die Jurisdiktion im Trevigiano gab es jedoch insofern auch eine Vereinfachung, als die Einführung der Podestarien in den kleinen Städten für die Rechtsuchenden kürzere Wege schuf. Die Appellationsmöglichkeit zuerst an den Podestà von Treviso, dann nach Venedig half gewiss bei der Einheitlichkeit des angewandten Rechtes. Zudem akzeptierten die Venezianer für die Berufungen aus Treviso die Geltung des *ius commune*, des römischen Rechtes, obwohl sie seine Anwendung für sich selbst ausschlossen; besonders die bewährten Regeln des alten Prozessrechtes sollten bei der Verhandlung der Appellationen zugrunde gelegt werden. Diese Ordnung wurde in jahrelanger mühevoller Entwicklung gefunden. Sie stand als Modell zur Verfügung, als seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts die Besitzungen der Republik auf dem italienischen Festland eine enorme Ausweitung erfuhren: Die Venezianer waren nun geübt im Umgang mit diesen Untertanen.

Auf dem Felde der Jurisdiktion, die hier im Mittelpunkt steht. war entscheidend, dass die Weitergeltung des gewohnten lokalen Rechtes offenbar als unumstrittenes Prinzip angesehen wurde, allerdings mit dem Vorbehalt modifizierenden Eingriffs durch die neue Obrigkeit. Das

---

[210] Die Abschaffung jeglicher legislativen Mitwirkung der Bürger von Treviso unterstreicht Varanini, Statuti delle città S. 7–14, und Statuti di Comuni S. 313–317 (beide wie Anm. 100).

[211] Vgl. Anm. 99, 194.

aus der Verschiedenheit der Rechtssphären resultierende Problem, wie in der Zentrale mit den dort eintreffenden Appellationen zu verfahren sei, hatte durch die lange Experimentierphase in den Anfängen der Herrschaft über Treviso eine zufriedenstellende Lösung gefunden; der Beweis dafür ist, dass man 1410 dem Amt der Auditori delle sentenze das gleichartige der Auditori nuovi an die Seite stellte, um dem zusätzlichem Arbeitsanfall Rechnung zu tragen.[212]

Für manche Angelegenheiten wurden dagegen andere Lösungen vorgezogen, wohl als Ergebnis der alten Erfahrungen. So schloss (oder gewährte) man nun in unmittelbarem zeitlichem Zusammenhang mit der Unterstellung Verträge, welche die Grundlage für die Beziehungen zwischen den Herrschenden und den hinzugewonnenen Gemeinschaften bilden sollten, genannt *capitula*, *pactum* oder *privilegium*[213] – und nicht erst, wie für Treviso, Jahre später, als sich anscheinend das Fehlen eines solchen bemerkbar gemacht hatte. Auch die nach der Unterstellung opportune Fixierung der lokalen Rechtsgewohnheiten geschah im 15. Jahrhundert mit anderer Konsequenz. Während in Treviso der vor der venezianischen Zeit auffallende Eifer für die systematische Kodifizierung der Rechtsbestimmungen unerklärlicherweise erlahmt zu sein scheint, so dass nur noch die inzwischen aus Venedig eingetroffenen Anweisungen in geordneten Sammlungen zusammengeführt worden waren, der *Morosina* und der *Zena*, und nach 1390 keinerlei Aktivität auf diesem Gebiet mehr zu beobachten ist, wurden in den nun erworbenen Städten der Terraferma neue Statutenkompilationen erarbeitet und mit der Billigung der Regierenden Venedigs in Kraft gesetzt, so 1420 für Padua, 1426 für Vicenza, 1450 für Verona,[214] auch für Udine gibt es eine Neufassung aus dem Jahre 1425.[215]

---

[212] Siehe Anm. 189.

[213] Hinweise darauf in Anm. 79–81.

[214] Sie galten bis zum Ende der Republik Venedig, s. die Verzeichnisse der Drucke in Fontana, Bibliografia degli statuti (wie Anm. 96) 2 S. 325–328, 3 S. 340–342, 318–321; Biblioteca del Senato della Repubblica, Catalogo della raccolta di statuti 5, ed. C. Chelazzi, Roma 1960, S. 152–156; vgl. Varanini, Statuti delle città (wie Anm. 100) S. 16–56.

[215] Statuta et ordinamenta comunitatis terre Utini MCCCCXXV. Statuti e ordinamenti del Comune di Udine, ed. (V. Joppi), Udine 1898.

Die abhängige Stadt, die einstmals im Genuss kommunaler Freiheit gewesen war, deren Bürger sogar – wie im Falle Trevisos – ein beträchtliches, weit über das eigene Umland hinaus reichendes Territorium regiert hatten, der es dann aber nicht gelungen war, ihre Selbständigkeit zu behaupten, wird im Staate der Republik Venedig vergleichsweise gut aufgehoben gewesen sein.[216] Man stand unter dem Schutz einer starken Macht, das bedeutete auch Sicherheit gegen Eroberungsgelüste begieriger Nachbarn; den Menschen war die Fortgeltung der gewohnten Rechtsverhältnisse zugesichert worden, zudem legten die Regierenden Venedigs auf strikte Rechtswahrung ohne Ansehen der Person größten Wert; wie vorher konnten die Mitglieder der tonangebenden Schicht im jeweiligen städtischen Rat über die inneren Angelegenheiten ihres Gemeinwesens entscheiden. Kurz: die Bewohner lebten unter einem verständnisvollen Regiment. So wird auf der anderen Seite weniger ins Gewicht gefallen sein, dass die Beschlüsse der lokalen Gremien die Zustimmung der Repräsentanten der Obrigkeit brauchten und dass den Bürgern in den hinzugewonnenen Territorien jegliche Partizipation am politischen Leben des souveränen Staates verwehrt war.

Diese Einschränkung aber galt gleichfalls für die Bewohner des Dukats und ebenso für den allergrößten Teil der Menschen in der Stadt Venedig selbst. Die Teilnahme an der Regierung war strikt beschränkt auf die erwachsenen männlichen Mitglieder des städtischen Adels; sie bildeten den Großen Rat, sie allein waren wählbar für die übrigen Entscheidungsgremien sowie für die zahlreichen Ämter in der Zentrale und in den auswärtigen Besitzungen. Die Anzahl der Anwesenden im Großen Rat oszillierte während des 14. Jahrhunderts um 500, erreichte 1500 gegen Ende des 15. und wuchs noch bis zur Mitte des 16., sank dann aber wieder in den folgenden Jahrhunderten bis auf die Tausendergrenze und darunter,[217] hinzuzurechnen sind stets einige Hundert, die im Dienste des Staates außerhalb weilten.

---

[216] Zusammenfassend mit Belegen: D. Girgensohn, Venedig im späteren Mittelalter: Regierung über Stadt, Festlandsterritorien und Kolonien, in: Fragen der politischen Integration im mittelalterlichen Europa, hg. von W. Maleczek, Vorträge und Forschungen 63, Ostfildern 2005, S. 473–507.

[217] Lange Listen von Zahlen bietet M.-T. Todesco, Andamento demografico della nobiltà veneziana allo specchio delle votazioni nel Maggior Consiglio (1297–1797), Ateneo veneto 176 = n. s. 27 (1989) S. 119–164.

Trotz dieser Disproportion eignete der Staatsstruktur Venedigs ein erstaunliches Maß an Stabilität. Daraus darf man schließen, dass sie im großen Ganzen von Zufriedenheit getragen wurde. Das muss insbesondere für die Bewohner der Territorien auf dem italienischen Festlande gegolten haben. Für diese Sicht spricht, dass sich im späteren Mittelalter und in der frühen Neuzeit keine durchschlagenden Absetzbewegungen erkennen lassen. Die untergebenen, früher selbständigen Gebiete des Staates wurden nicht einmal dann abtrünnig, als sich ihnen nach der katastrophalen Niederlage gegen die Truppen der Liga von Cambrai – Agnadello 1509 – eine vortreffliche Gelegenheit dafür geboten hätte; die damaligen Territorialverluste Venedigs blieben geringfügig. Die Bürger der abhängigen Städte hatten sich allem Anschein nach ebenso wenig zu bleibender Abkehr veranlasst gesehen wie die nichtadeligen Bewohner des Kernlandes. Erst 1797 zerfiel der Staat der Republik, der regierende Adel wusste dem Ansturm Napoleons nichts mehr entgegenzusetzen.

RIASSUNTO

La Repubblica di Venezia apparteneva a quegli Stati nell'Italia settentrionale e centrale che nel tardo Medioevo perseguivano una politica espansiva in grande stile. Quando nel 1338 essa riuscì a conquistare Treviso e il relativo distretto, ebbe inizio una fase qualitativamente nuova. Fino a quel momento i possedimenti esteri erano collegati via mare; oltre di vere e proprie colonie, si trattava di città portuali, funzionali al commercio con il Levante. Ora però i governanti avevano a che fare con sudditi sulla Penisola appenninica. La base dell'esercizio di dominio sarebbe rimasto il diritto locale, raccolto negli Statuti cittadini di Treviso, ma spesso le autorità solevano intervenire con decreti correttivi. Inoltre doveva essere elaborata un'apposita procedura per il potere centrale su come trattare gli appelli contro sentenze dei podestà veneziani nel Trevigiano, perché i membri dei tribunali veneziani venivano eletti sempre dal seno della nobiltà regnante; in quanto laici, non conoscevano il diritto forestiero. La sperimentazione lunga diversi anni portò alla creazione di una nuova magistratura, gli *auditores sententiarum*. Queste esperienze, fatte nei rapporti con i sudditi della terraferma, sarebbero poi state utili ai Veneziani durante le grandi conquiste espansive intraprese dalla loro Repubblica nel corso del XV secolo. Pertanto il saggio dà un contributo sul tema generale su come si

configurassero i rapporti tra i dominatori e le città, ormai soggette, ma una volta autonome, nei nascenti Stati territoriali italiani.

ABSTRACT

The Republic of Venice belonged to those states in northern and central Italy that, during the later Middle Ages, followed a policy of expansion in high style. When in 1338 it managed to conquer Treviso and its territory, a qualitatively new phase began. Until then, its foreign possessions had been linked by the sea; apart from proper colonies, these were port cities, useful for the Levant trade. From that point onward, however, the republican government had to deal with subject territories of the Italian mainland. The basis of Venice's rule would remain local rights, collected in the civic statutes of Treviso, but often the authorities would intervene with corrective decrees. Moreover a procedure had to be devised on behalf of the central power regarding the way to treat appeals against sentences passed by the Venetian governors or *podestà* in the territory of Treviso, as the members of the Venetian tribunals were always elected from the ruling nobility; as laymen, they did not know foreign law. Experimentation over several years led to the creation of a new office, the *auditores sententiarum*. These experiences of relations with subjects of *terra ferma* territories would later be useful to the Venetians during the Republic's great campaigns of expansion over the course of the fifteenth century. Thus this essay contributes to the general theme of how to define relations between rulers and cities, now subdued but once independent, in nascent Italian territorial states.

RAIMONDO DE MARLIANO

Destino tra Italia e Borgogna nel Quattrocento

di

WERNER PARAVICINI

1. Morte e funerali. – 2. La carriera secolare. – 3. La carriera ecclesiastica. – 3.1. Servo di molti padroni. – 3.2. Al servizio dei Duchi di Milano. – 3.3. Al servizio dei Borgognoni. – 3.4. Al servizio del Vescovo di Liegi. – 3.5. Al servizio dei Papi e della Curia romana. – 4. Il grande principe del foro. – 5. Le disposizioni e donazioni del testamento. – 6. L'esecuzione testamentaria e la difesa contro il fratello. – 6.1. La Missa Innocentium nel Duomo di Milano. – 6.2. La Malastalla a Milano. – 6.3. La fondazione per gli studi. – 6.4. Il Collegio Marlianorum a Pavia. – 7. Considerazioni conclusive: lo storico e la vita riscoperta.

A mezzogiorno del 18 marzo 1475, in una casa della città di Malines di proprietà dell'Abbazia S. Michele di Anversa, Raimondo de Marliano, già gravemente malato, stava in piedi davanti al suo letto con un quaderno in mano, il suo primo e unico testamento, che fece leggere ad alta voce davanti ad alcuni testimoni. De Marliano, allora sessantacinquenne, era già molto debole e riusciva a malapena a seguire i suoi affari. Due settimane più tardi, il 5 aprile, aveva ormai gli arti paralizzati in modo tale da costringerlo a sospendere le sue lezioni all'Università di Lovanio. Parleremo in seguito più dettagliatamente del suo stato di salute, e del perché avesse scelto Malines e non Lovanio per stendere il suo testamento, e del motivo per cui avesse scelto proprio queste persone come testimoni, e del perché il notaio incaricato della stesura del testamento fosse Paul Rose. Per ora va sottolineato che un documento così dettagliato e ben concepito richiede lunghe riflessioni prima di essere scritto. Raimondo de Marliano aveva preparato da mesi il suo passaggio attraverso la ‚porta stretta'.

1. Cinque mesi dopo la lettura del testamento, il 20 agosto 1475, de Marliano morì a Lovanio, con tutta probabilità nella sua casa appartenente alla Parrocchia di S. Pietro. Nel suo testamento aveva disposto di essere sepolto nel cimitero della chiesa principale del luogo in cui sarebbe morto, senza lapide o iscrizioni: „affinché ciò che è destinato a putrefarsi possa fare immediatamente il suo corso". Aveva ordinato inoltre che non ci fossero solennità o raduni popolari in occasione dei suoi funerali, né fossero fatte spese per candele, vestiti lussuosi, oggetti vari e stemmi, elemosina pubblica e spese per le messe di suffragio. Ad occuparsi della sua salma dovevano essere soltanto i suoi domestici: essi avrebbero dovuto portarlo senza fasti in chiesa e, dopo l'*officium* alla tomba, loro soltanto dovevano tumularlo, gettando a mani nude terra e sassi sul suo feretro.

In quale modo egli venne realmente portato al sepolcro non lo sappiamo, probabilmente non con questa sobrietà. De Marliano è stato sepolto a S. Pietro, che effettivamente è la collegiata di Lovanio, *dentro* la chiesa, nel coro davanti all'altare di Santa Orsola, e non *fuori* nel cimitero come avrebbe voluto. Uno dei suoi esecutori testamentari, il Cancelliere alla corte di Borgogna, Guillaume Hugonet, contrariamente alla volontà espressa dal defunto, fece mettere in opera da uno scalpellino *tombe et sepulcre*. La somma spesa, che era stata da lui anticipata, è stata registrata nel resoconto tutorio per la sua vedova del 1479. La relativa quietanza fu firmata da Michel Lamyn, *graveur de pierres* a Lovanio. Fino al XVIII secolo una incisione su bronzo ricordava il defunto, definito *nobilis*, *famosus*, *egregius*; e venivano elencati il suo titolo di dottore in legge, i suoi canonicati e le sue cattedre e, alla fine, la data della sua morte. Oggi questa incisione si cercherebbe invano. I testimoni presenti alla lettura del testamento non erano persone qualunque, ma un gruppo illustre di non meno di nove famosi consiglieri della corte suprema dei Paesi Bassi Borgognoni (vale a dire del parlamento di Malines), sia ecclesiastici che laici. I più importanti giuristi dei Paesi Bassi accompagnavano il loro eminente collega che si stava lentamente spegnendo, per l'ultimo tratto della sua vita. Mancavano i vertici massimi della Corte, ma erano comunque in qualche modo presenti.

Il testamento nominava esecutore testamentario – oltre al già menzionato Cancelliere Hugonet – anche Jean Carondelet, primo presidente del Parlamento di Malines, sicuramente non senza il suo consenso.

Questi due uomini non erano soltanto semplici esecutori testamentari, ma esecutori supervisori con procura plenipotenziaria modificativa, anche nei confronti dell'erede universale; il testamento conferiva loro il diritto di prelazione e li esentava dall'obbligo di rendiconto.

Infatti, bisognava superare un problema di fondo: beni ed introiti esistevano sia a Nord che a Sud delle Alpi, e le fondazioni più importanti dovevano essere costituite a Milano e a Pavia. Perciò de Marliano nominò degli esecutori testamentari italiani subordinati agli esecutori supervisori che avevano potere direttivo. Anche gli esecutori italiani erano persone tutt'altro che insignificanti. Si trattava di Accerrito Portinari, fiorentino, dal 1468 direttore della filiale di Milano della Banca dei Medici, fratello maggiore di Tommaso Portinari, direttore della filiale di Bruges della stessa Banca, e del notaio milanese Pietro Motta. De Marliano aveva depositato delle somme di denaro presso le filiali di Milano, di Bruges e di Lione della Banca dei Medici, la quale, all'epoca era già in forte declino. Tommaso era comunque più di un mercante di beni e denaro: era noto non solo come committente di Hans Memling e Hugo von der Goes, ma anche come sprovveduto creditore e consigliere intimo del Duca Carlo il Temerario; manteneva inoltre contatti costanti con il Duca di Milano.

2. Nel testo che fu letto all'epoca mancano molti elementi che siamo abituati a trovare in un testamento: non si parla di una moglie e neanche di prole, fatto che potrebbe essere considerato normale visto che si tratta di un clerico. Ma non si nominano neanche i genitori, a parte una nota marginale relativa al padre. Non si ricordano avi, né si esprime gratitudine verso un padrone, o verso il Duca di Borgogna o il Duca di Milano, *segnore naturale*. Il testamento rispecchia la situazione di de Marliano alla fine della sua esistenza, ricorda alcune tappe di questa, senza però riflettere tutta la sua biografia. Perché, prima del Raimondo de Marliano religioso qui descritto, era esistito un de Marliano laico.

Nato a Milano, risulta, nel 1435, studente di legge a Pavia, dove nel 1436 fu dichiarato *iuris utriusque doctor*. Com'era logico, per proseguire la sua carriera nel 1438 entrò nel *Collegium Jurisperitorum* di Milano, il „*Sancta Sanctorum* dell'aristocrazia milanese". La sua fama si diffuse rapidamente e tre anni più tardi lo troviamo come insegnante

all'Università, appena fondata, di Dole nella Contea Franca, un incarico che non sarebbe stato possibile senza l'intervento da parte del Duca Filippo il Buono di Borgogna. A metà del 1443 il Duca lo aveva nominato suo consigliere nel parlamento di Borgogna. A Dole egli acquistò una casa e dei terreni e vi restò fino al 1461, quando si trasferì a Lovanio, dove era stato chiamato per una cattedra di diritto canonico. Giunse a Lovanio per „abitarci" con „la sua famiglia", dove „famiglia" non aveva necessariamente il significato che ha oggi, ma poteva riferirsi anche ai domestici. Fino alla metà del 1463 ricevette uno stipendio (piuttosto cospicuo) di questa città.

Prima di questo incarico, la sua vita era stata segnata duramente da una disgrazia. „Famiglia" prima significava anche per lui moglie e prole. Una lettera non datata indirizzata a de Marliano dall'umanista Guiniforte Barzizza chiude con le parole ancora oggi familiari *me uxori tuae comenda*, *infantem osculare*, „ossequi a tua moglie e un bacio al bambino". Da un'altra fonte risulta che la moglie si chiamava Jeanne ed era figlia del Signore di Saint-Hilaire, probabilmente un nobile residente in Borgogna, consigliere del Duca Filippo il Buono. La disgrazia ha una data e un luogo precisi: il 12 giugno 1463 a Maastricht sarebbe morta sua moglie. Non si sa altro. La vita di de Marliano ebbe una svolta. Egli diventò chierico e si fece ordinare sacerdote. Non sappiamo comunque se e quando i suoi eventuali figli siano morti. Al momento della stesura del testamento non c'erano comunque figli in vita.

3. Essere ecclesiastici voleva dire innanzitutto reperire delle prebende. L'iscrizione ne menziona soltanto due, quelle più importanti a lui assegnate: i canonicati di Liegi e Besançon. Il primo canonicato gli fu conferito nel 1468, due anni più tardi il secondo, inizialmente senza prebenda, dal 1473 con prebende.

Le prime prebende non gli furono assegnate nel Nord Europa, ma nella sua patria da Papa Paolo II nel novembre 1467. Si può dunque supporre che de Marliano non si fosse fatto ordinare subito sacerdote. Si trattava di alcune prebende minori nella diocesi di Milano con una rendita annua di 125 fiorini di camera, già da anni in possesso della famiglia e dei suoi amici. In verità de Marliano non ne usufruì mai, visto che il Duca di Milano fece di tutto per impedirglielo. Vedremo più avanti il motivo del suo comportamento.

Nel 1474 de Marliano tornò a Lovanio. Dall'inizio di quell'anno la città di Lovanio aveva fatto di tutto per averlo come docente di diritto civile con lezioni da svolgere di mattina, e quando finalmente acconsentì fu ospitato generosamente in diversi alberghi della città, e gli furono concesse costose condizioni particolari. Ma che cosa aveva fatto de Marliano negli anni precedenti, cioè dal 1463?

3.1. A Milano i de Marliano non erano una famiglia qualsiasi. Essi provenivano sicuramente da Marliano, l'odierno Mariano Comese vicino a Como, e i vari rami del casato, più o meno abbienti, appartenevano al ceto influente della nobiltà milanese. Essendo stati per anni al servizio dei Visconti avevano puntato tempestivamente sul nuovo casato degli Sforza, ottenendo importanti incarichi e funzioni a corte.

Raimondo non faceva parte del ramo più ricco della famiglia. Malgrado il grande amore per la sua città natale, di cui era cittadino e alla quale aveva dedicato un elogio e aveva destinato le sue fondazioni più importanti, in patria Raimondo non aveva percorso la carriera che la tradizione di famiglia avrebbe suggerito. Eppure tutto deponeva a favore di quel tipo di percorso che aveva persino iniziato ad intraprendere: il suo rapidissimo dottorato *iuris utriusque*, membro del *Collegium Jurisperitorum*, senatore, legato a molti umanisti di grande cultura. In breve: l'uomo del futuro. Ciononostante, si volse verso Nord e lì invecchiò – come dissero di lui, e come anch'egli disse se stesso – e, contro il suo stesso desiderio, non tornò più per periodi lunghi a Sud delle Alpi.

3.2. Malgrado tutto, de Marliano rimase sempre, come ribadiva egli stesso, suddito e *servo* del Duca di Milano: *humilissimus servitor et subditus*. Ne è la prova il fatto che per anni assunse delle missioni diplomatiche per conto del Duca, gli fornì regolarmente informazioni importanti e gli offrì sempre i suoi servizi, accettati volentieri da Francesco Sforza.

Il rapporto con il successore di quest'ultimo, il Duca Galeazzo Maria, che regnò dal 1466, si deteriorò invece ben presto, e neanche il fatto che la bella Lucia de Marliano, cugina di Raimondo, divenne l'amante del Duca (verso la fine del 1474) poté migliorare la situazione. Il Duca di Milano non rese possibile l'usufrutto delle prebende milanesi.

Nell'agosto 1470 in una lettera, inviata forse da Roma, indirizzata a un alto dignitario, probabilmente ecclesiastico, de Marliano scrisse che aveva intenzione di recarsi nella contea di Borgogna, dove aveva le sue terre, i suoi immobili e beni, per venderli entro due mesi al prezzo più vantaggioso perché contava di tornare in patria (*io dispono repatriare*). Il Duca lo aveva sempre fatto sperare di poter disporre delle sue prebende, ma non fu mai così. Eppure egli era cittadino milanese e per di più sacerdote. Inoltre, era ormai anziano e non aveva più tempo di aspettare, come possono fare i giovani. Il Papa (Paolo II) aveva disposto personalmente di prevedere per lui queste prebende, senza che de Marliano ne sapesse niente. Fino ad allora non aveva fatto nulla per venirne in possesso, ma il fatto che ora gli fossero negate nuoceva al suo buon nome presso i Signori al di là delle Alpi. Essi sospettavano mancanza di lealtà verso il suo padrone naturale (il Duca di Milano) e perciò gli creavano delle difficoltà riguardo alle sue prebende da quelle parti. Pregò dunque Guillaume d'Estoutville, il Cardinale di Rouen, di intervenire a suo favore.

Una lettera di petizione indirizzata più tardi, forse sempre da Roma, direttamente al Duca Galeazzo Maria, rievoca tutti i servizi resi, ovunque, al Duca stesso e ai suoi predecessori in trentacinque anni, e quelli che avrebbe ancora reso in futuro, fino alla sua morte. Per trentacinque anni significherebbe dal 1435/1437, quando regnava Filippo Maria Visconti e de Marliano, avendo appena conseguito il dottorato, non aveva ancora lasciato il suo paese. De Marliano continuò a occuparsi delle sue prebende e fece intervenire a suo sostegno benefattori ed amici. Nel marzo del 1473 l'ambasciatore di Galeazzo Maria a Roma, Giovanni Arcimboldo, vescovo di Novara, intervenne presso il suo padrone a favore di de Marliano. Dalla sua lettera risulta che quest'ultimo, incautamente, aveva omesso di chiedere preventivamente il consenso del Duca. La risposta di Galeazzo chiarisce senza mezzi termini a chi avesse assegnato l'usufrutto dei benefici, e i motivi per i quali non intendeva cambiare la sua decisione. Arcimboldo doveva riferire a de Marliano (che evidentemente soggiornava a Roma) che le prebende servivano per pagare i cantori ducali. Egli, Galeazzo, sarebbe stato disposto a venirgli incontro in altre faccende, ma riguardo a quei benefici de Marliano avrebbe dovuto rassegnarsi e tacere. E tutto rimase così.

3.3. Se di Raimondo consigliere del Duca di Milano non si trovano indicazioni, ve ne sono invece, dal 1443 al 1474, sulla sua attività di consigliere del Duca di Borgogna, anche se il nome di de Marliano non appare nei numerosi ordini e conteggi giornalieri dei compensi pagati dalla Corte borgognona. Esso non era dunque un dipendente diretto della Corte, ma forse della provincia di Borgogna. Forse tale titolo gli era stato conferito *ad honorem*. Nel 1445, egli si trovava in missione segreta per il giovane Carlo il Temerario, probabilmente per ottenere il dominio sulla città di Genova, trovandosi in netta concorrenza con il Duca di Milano. In una lettera non datata, de Marliano riferisce comunque al Duca di Milano su questa missione, dandogli in mano tutti gli strumenti per impedire la realizzazione del progetto borgognone. Ciò che Ludovico XI, re di Francia, disse una volta in modo elogiativo di Guillaume il Vecchio di Clugny (uno dei presenti alla lettura del testamento), cioè che questi sarebbe stato in grado di eseguire due ordini contrastanti senza subire conseguenze, valeva anche per de Marliano. Forse questo imbroglio ebbe però delle conseguenze negative, perché la missione a Genova rimase per venti anni l'unico incarico ufficiale al servizio del Duca Filippo. Soltanto nel 1465 ottenne un'altro trasferimento, ma in un ruolo inferiore, da Milano a Roma. Carlo il Temerario, dal canto suo, forse si guastò con lui per il fatto che de Marliano nel 1468, con l'aiuto del Pontefice, divenne canonico della cattedrale di Liegi al posto del candidato auspicato da Carlo.

3.4. A Liegi il Principe Vescovo lo aveva nel frattempo notato e preso al suo servizio – ciò significava che de Marliano continuava a rimanere nell'ambito della Borgogna, perché Ludovico di Borbone aveva ottenuto il suo incarico grazie alla raccomandazione dei Borgognoni e continuava a dipendere dal loro sostegno per poter tenere a bada i suoi sudditi rivoltosi. Già nel 1461 egli aveva mandato de Marliano presso Carlo il Temerario. Nel gennaio del 1462 de Marliano si presentò a Maastricht come Cancelliere e guardasigilli del vescovo, in una maniera di cui parlerò più avanti. La situazione stava peggiorando sempre più tant'è vero che, nell'ottobre del 1468, fu conquistata e successivamente distrutta Liegi, e Onofrio de Santa Croce venne in città in veste di legato pontificio, cercando invano di mettere pace. In tale situazione, de Marliano era il mediatore ideale, come risulta dal resoconto del

legato stesso: de Marliano gli venne incontro fino a Magonza, accompagnò il legato, gravemente ammalato, in nave fino a Colonia, dove aspettò la sua guarigione per poi entrare con lui a Liegi nell'aprile del 1468. Dal 1469 non si hanno più notizie di rapporti d'ufficio con il vescovo di Liegi o di legami particolari con la chiesa di Liegi. Da quel momento in poi divennero importanti altri fatti.

3.5. De Marliano aveva accompagnato il legato apostolico non per volere del vescovo di Liegi, ma su disposizione del Papa. Nel corso degli anni precedenti, de Marliano era entrato in contatto più stretto con la curia romana, e ora, per un certo periodo, si mise completamente al suo servizio, trasferendosi a Roma. I primi contatti e le prime assegnazioni di prebende risalgono alla fine del 1467 per poi continuare senza interruzioni. Tra i tanti documenti che dimostrano i soggiorni di de Marliano sul Tevere vorrei citare una lettera scritta nel 1469 dal Cardinale Francesco Todeschini-Piccolomini, futuro Papa Pio III, che parla di colloqui confidenziali con de Marliano in occasione della visita di quest'ultimo a Roma proprio in quell'anno, per questioni da risolvere concernenti la chiesa di Liegi. Esso parla inoltre dell'incarico dato a de Marliano di redigere un indice geografico relativo al *De Bello Gallico* di Cesare e alla *Germania* di Tacito, scoperta recentemente. Tale opera fu completata, almeno per quanto riguarda le voci dalla lettera A alla C, e consegnata nel gennaio del 1470. Nello stesso anno de Marliano fu nominato canonico di Besançon. A inizio dicembre del 1470 il Cardinale Todeschini-Piccolomini inoltrò a Johannes Tröster di Ratisbona l'indice Cesare/Tacito redatto da de Marliano ormai completo e ampiamente commentato dal committente. In quel periodo de Marliano, con tutta probabilità, soggiornava ancora a Roma, perché in questo stesso anno fece scrivere un breviario romano che, per testamento, lasciò al Cancelliere Hugonet.

Nel frattempo, già dal 1473 la città di Lovanio faceva di tutto per avere de Marliano sulla cattedra di diritto civile dell'università; inizialmente egli respinse tutte le proposte, ma poi, nel gennaio del 1474, accettò. La città gli diede il benvenuto, ma sembra che quell'anno le lezioni, che dovevano iniziare alla fine di aprile, non abbiano mai avuto inizio, perché ai primi di luglio de Marliano si trovava di nuovo in viaggio tra Lovanio e Roma, dove avrebbe dovuto difendere gli interessi

della città davanti alla curia romana. Nell'accordo siglato a fine luglio del 1474 tra i candidati alla carica di vescovo di Utrecht e approvato da Papa Sisto IV, de Marliano figura come mediatore al servizio del Pontefice: egli aveva dunque un incarico anche in questa faccenda.

In seguito de Marliano tornò a Lovanio, dove lo attendeva un ultimo importante compito. A Roma aveva lasciato in custodia del nipote del Cardinale, Giorgio Cesarini, due arazzi che più tardi donò alla Cappella di San Lamberto, eretta da Cesarini nella vecchia San Pietro. San Lamberto era il santo patrono di Liegi, dove Cesarini ed egli stesso erano canonici, essendo Cesarini anche arcidiacono di Hasbania; possiamo presumere che i due abbiano collaborato per le questioni concernenti Liegi. Anche i libri di de Marliano erano rimasti a Roma. La città di Lovanio aveva promesso di mettere a disposizione una somma cospicua per il loro trasporto, ma tale trasporto non arrivò oltre Milano, dove l'amico e collega di de Marliano, Gian Giacomo de Dugnano, *iuris utriusque doctor*, li custodì per darli poi all'appena fondato *Collegium Marlianorum*.

Dopo il periodo a Milano, quello in Borgogna e quello a Liegi, nella vita di Raimondo de Marliano esiste dunque anche un periodo romano, che va dal 1467 al 1474.

4. L'ultima questione importante di cui de Marliano si occupò a Lovanio fino alla sua morte, era bloccare il tentativo del Duca di Borgogna di tassare tutti i beni del clero del suo territorio acquistati nei precedenti sessanta anni. Va sottolineato, in questo contesto, che la delicatezza del compito affidatogli dimostra la grande stima verso di lui come giurista. Tale stima si nota fin dal risultato della prima udienza d'appello, ma ancora di più della seconda, svoltesi a Lovanio, quando ricevette un compenso quattro volte e poi cinque volte quello usuale. Di fronte alla richiesta inaudita del Duca Carlo, il clero di Brabante voleva essere certo della migliore assistenza legale sulla piazza rivolgendosi al *Meister Raimont in Lovanio*. Per il clero, Marliano stese un atto di difesa lungo tredici pagine che venne consegnato il 15 settembre 1474 al Gran Consiglio, cioè al Parlamento di Malines. Il 13 gennaio 1475 si svolse una riunione alla quale parteciparono il Cancelliere Hugonet, una delegazione di tre rappresentanti ecclesiastici di Brabante, Malines e Namur, sotto la presidenza di de Marliano, perché nel frattempo

anche il clero di Malines, quello di Namur, quello olandese e di Zelanda affidavano la loro difesa a de Marliano, sicuramente dietro la promessa di adeguati compensi; forse in questo contesto va tenuto presente che il testamento parla di beni e crediti nel Brabante, nelle Fiandre e in Zelanda. Il 9 marzo una delegazione di Malines, composta da Jan van den Kerkhove, Paul Rosa (il notaio del testamento) e Jean Picot, fu incaricata di recarsi a Lovanio da de Marliano e di accompagnarlo all'accampamento del Duca che si trovava nelle vicinanze di Neuß presso il Reno, perché il Cancelliere Hugonet aveva comunicato a de Marliano che le cose si stavano mettendo bene e che il Duca forse sarebbe stato disposto a trattare. Ma de Marliano stava già talmente male che non era in grado di intraprendere un viaggio. Il clero di Malines, preoccupatissimo, partecipò alle spese per le medicine consigliate dai medici: melograni, concentrato di mele cotogne, collutorio per gargarismi. De Marliano era già stato chiamato in precedenza quando le autorità avevano sequestrato le sale del capitolo della chiesa collegiata di S. Romualdo, ma *nimius infirmitate detentus*, non aveva potuto esaudire tale richiesta, perché troppo malato. Cinque o sei giorni più tardi, malgrado tutto, si era recato a Malines ma *totus fatigatus, fractus et viribus destitutus*, affaticato, sfinito e senza energie. Anche allora gli fecero avere delle medicine che dovevano favorire la digestione, quali prugne di Damasco, uva passa, datteri e l'elisir di Ippocrate, latte di mandorla e concentrato di mele cotogne. Anche se si era nel periodo della Quaresima (iniziata l'8 febbraio) lo fecero mangiare, su consiglio medico, carne di pollo e bere latte di orzo. Quando stette un po' meglio gli misero a disposizione una carrozza che riportò i suoi averi a Lovanio. A Pasqua (il 26 marzo) de Marliano riuscì ancora ad inoltrare a Malines una lettera del Cancelliere, che aveva ricevuto a sua volta una lettera a proposito di questa faccenda dal Duca, dall'accampamento di Neuß. Provvisti della lettera di de Marliano, Kerckhove, Rose e Picot si recarono a Bruges dal Cancelliere. Poi, poco prima del 5 aprile, de Marliano fu colpito da ictus. Gli ultimi suoi documenti a nostra disposizione sono del 17 e del 19 maggio e furono firmati a Lovanio. La sua firma su un atto del 26 gennaio a Bruxelles e la stesura del suo testamento il 18 marzo in presenza di numerosi consiglieri e di Paul Rose ha dunque a che fare con le trattative per le vicende fiscali del clero, e soltanto dai relativi documenti risulta quanto de Marliano stesse già male a Malines. Come

era da aspettarsi, la questione, sulla quale de Marliano non aveva più nessuna influenza, finì con un compromesso l'8 luglio 1475: il clero pagava, ma meno di quanto era stato richiesto, e riuscì ad ottenere che tale pagamento fosse considerato volontario e non obbligatorio.

Il riconoscimento più significativo delle capacità giuridico-oratorie di de Marliano viene da un rappresentante del clero che ebbe modo di osservare (o almeno di sentirne parlare) la sua prestazione di cui ho già fatto cenno, del 20 gennaio 1462 a Maastricht, dove si discuteva tra l'altro sulla questione se il vescovo di Liegi potesse o meno decretare l'interdetto – cioè il divieto di amminstrare i sacramenti – per la città e i suoi fautori. I rappresentanti della città di Liegi, ben sapendo con chi avrebbero avuto a che fare, avevano chiamato, spendendo molto, tre dottori in legge dell'Università di Colonia, per provare senza ombra di dubbio che era stato fatto loro un torto. Ma de Marliano, questo „incomparabile *doctor iuris utriusque*", „riduceva in brandelli le loro argomentazioni esponendo la legalità dell'interdetto in modo tale da ammutolire i suoi antagonisti che non sapevano più cosa replicare". L'autore continua: „Quel Magister era dottore in legge, con una cattedra all'Università di Lovanio, convocato dal Signore di Liegi per un consiglio. Egli aveva una vasta conoscenza teorica ma poco senso della giustizia. E si diceva che avesse tutta la legge chiusa nel suo petto, ma, essendo italiano, non conosceva il carattere delle persone e le tradizioni del paese".

5. Tali elogi e tali riserve non erano più così importanti per l'anziano Signore che vedeva avvicinarsi la fine della sua esistenza. Ora si trattava di assicurarsi la salvezza dell'anima e di fare del bene, lasciare un buon ricordo. De Marliano intendeva farlo tramite donazioni perpetue, utilizzando in parte il testamento come documento di copertura. Alcune cose erano state avviate già in precedenza.

6. Sommando eredità e acquisti, diritti e depositi bancari, al di là e al di qua delle Alpi, de Marliano si era creato un cospicuo patrimonio. Facendo il totale di tutte le rendite messe a disposizione con le sue ultima volontà, si arriva a 700 fiorini milanesi annui, il che, con un tasso di interesse del 10%, corrisponde a un capitale di non meno di 7000 fiorini milanesi.

A Milano era usanza che in mancanza di figli propri, come era il caso di de Marliano, l'eredità andasse al fratello. Nel caso che quest'ultimo non acconsentisse a quanto stabilito dal testamento, chiedendo per sé l'eredità, bisognava aspettarsi delle contestazioni, soprattutto di fronte a un patrimonio così cospicuo e alla generosità del testatore. E infatti le contestazioni non si fecero attendere. De Marliano aveva provato con ogni mezzo a disposizione a tutelare legalmente le sue fondazioni contro restrizioni o eventuali contestazioni. Tutto il testamento rispecchia questa sua volontà fondamentale.

Soltanto dopo aver elencato le varie fondazioni e i lasciti si fa il nome dell'erede universale: Giovanni Francesco de Marliano, non *il* fratello, ma *uno* dei fratelli, presumibilmente quello maggiore, che conosciamo anche tramite altri documenti come un uomo che ha fatto carriera presso la corte di Milano secondo il suo rango sociale. Nell'anno precedente, cioè a metà del 1474, egli era stato promosso *gentiluomo* del Duca. La sua libertà di azione nel testamento del fratello Raimondo viene limitata il più possibile: gli esecutori testamentari sono superiori a lui; egli non può alienare niente dell'eredità, altrimenti essa passa *eo ipso* ai suoi figli e ai loro discendenti maschi. Nel caso in cui egli non avesse dato corso alle fondazioni previste dal testamento, sarebbe stato disereditato a favore delle sorelle Valentina e Giulia e dei loro discendenti maschi. Il testatore aveva fatto di tutto per garantire nel tempo le basi materiali per le sue fondazioni.

I suoi esecutori testamentari hanno agito? Il defunto è riuscito a far valere la sua volontà? Abbiamo già parlato di Accerrito Portinari e anche di Guillaume Hugonet, che dopo la morte di Carlo il Temerario di Borgogna fu giustiziato il 3 aprile 1477. Insieme a Jean Carondelet, Portinari, nel 1476 intentò una causa contro la città di Lovanio per costringerla a pagare la somma promessa a de Marliano in occasione della nomina alla cattedra di legge per il trasporto dei suoi libri e bagagli da Roma a Lovanio, ottenendo un mezzo successo. Successivamente, incontriamo soltanto il nome di Carondelet.

Anche l'erede universale, Giovanni Francesco, si fece vivo. Il 6 marzo 1476 il Duca Galeazzo Maria Sforza chiese al suo delegato presso il Duca Carlo di Borgogna di aiutare Giovanni Francesco presso Carlo e altri affinché potesse adire all'eredità di suo fratello recentemente defunto „da quelle parti" (*dal canto di là*). Non ci è dato di sapere se

l'erede si sia veramente messo in viaggio, data la catastrofe militare di Carlo nella guerra dei Borgognoni contro gli Svizzeri e i Loreni. Ma aveva senz'altro l'intenzione di farlo. Successivamente, venne anche in possesso del testamento che esibì a Milano il 4 agosto 1476. Del resto, fece di tutto per ostacolare la realizzazione delle fondazioni di suo fratello. Tuttavia, alla fine vennero realizzate.

6.1. La prima donazione era destinata alla celebrazione quotidiana e perpetua della messa nel Duomo di Milano consacrato alla Madonna. Essa veniva chiamata espressamente *Missa Innocentium*, dovendo essere cantata da sei fanciulli tra i 10 e i 18 anni sotto la direzione di un cappellano, ed era stata offerta da Raimondo già il 26 gennaio 1475 con atto notarile autenticato redatto nell'albergo „Allo scudo rosso" di Bruxelles. Con questo documento Accerrito Portinari veniva incaricato tramite procura di realizzarla. Non è un caso che questa messa venne menzionata al primo posto perché doveva avere la priorità anche nei pagamenti. La messa fu veramente cantata, ma forse non in perpetuo, visto che novanta anni dopo la sua istituzione, nel 1563, fu ritenuta inutile perché nessuno vi partecipava, e quindi si richiese la sua abolizione. Finora non disponiamo di dati certi sul se e sul quando questo si sia verificato.

6.2. La fondazione a favore dei carcerati nel „pubblico penitenziario della città di Milano chiamato *Malastalla*" venne avviata poco dopo la stesura del testamento tramite tre atti notarili che furono redatti con de Marliano ancora in vita. Tutti e tre gli originali (e la loro copia per l'archivio) sono conservati a Milano. La Malastalla (*mala stabula* – brutta stalla) era il carcere più grande della città e si trovava vicino al Duomo e vicinissimo al tribunale municipale, detto Broletto, nell'odierna via Orefici. Era stato stabilito che i detenuti dovessero ricevere ogni lunedì determinate razioni di pane e vino del valore di 25 fiorini milanesi l'anno, somma da versare ogni anno il giorno di Ognissanti. L'erede universale Giovanni Francesco de Marliano non adempì ai suoi obblighi, non pagando i 25 fiorini stabiliti né in occasione dell'Ognissanti del 1475 né di quello dell'anno successivo. La Scola della Malastalla sollevò una protesta contro questa mancanza, e a gennaio del 1477 l'erede moroso cedette, non si sa se definitivamente.

6.3. Il maggiore spazio nel testo testamentario è occupato da una fondazione composta da diverse parti, costituenti un vero e proprio specchio delle vicende che avevano determinato la vita religiosa di Marliano. Singole istituzioni, gruppi di istituzioni e persone, undici in tutto, vennero autorizzate a tempo illimitato a mantenere agli studi, a spese del testatore, dei ragazzi, figli legittimi, di condizioni economiche precarie e con una istruzione base adatta, laici o ecclesiastici, dell'età di 15 anni, per un massimo di 5 anni (per gli studi di teologia 7 anni). A seconda dell'istituzione scelta, lo studente riceveva un'istruzione in diritto, medicina, *artes* o teologia, e veniva messa a disposizione di ogni ragazzo la somma di 25 fiorini annui da pagarsi sempre il giorno di Ognissanti. Potevano scegliere un ragazzo la Camera dei dottori in diritto di Milano, a cui il testatore, secondo la sua stessa affermazione, apparteneva, e l'Ordine dei medici di Milano, del quale de Marliano non disse mai di fare parte (e finora non vi sono prove di una tale appartenenza). Un candidato poteva essere scelto dai rispettivi rappresentanti dei sei conventi degli ordini mendicanti, dell'Ordine dei dottori in legge e dei medici, della Fabbrica del duomo, del capitolo del duomo e dell'arcivescovo di Milano. I ragazzi potevano provenire dalla città o dai sobborghi. La selezione del candidato doveva svolgersi nella sala della Fabbrica del duomo o in una delle sagrestie del duomo.

Infine il testamento lascia il paese natio ed elargisce fondi ad istituzioni a Nord delle Alpi: i diritti appena descritti, con le stesse modalità per la scelta dei candidati, che devono venire dalla città e i suoi sobborghi, ma senza imposizione del luogo per la selezione, valevano per il capitolo del duomo di Besançon e per il capitolo del duomo di Liegi. Qui il testatore non fa capire se ne facesse parte o meno. Lo stesso diritto di scelta venne concesso al capitolo del duomo di Tournai e di Cambrai e, insieme all'Università, al capitolo della collegiata di S. Pietro e alla città di Lovanio, nonché all'Università, al capitolo della collegiata di Notre-Dame e alla città di Dole nella Franca Contea di Borgogna. Il rapporto particolarmente stretto con i due esecutori testamentari è dimostrato dal fatto che il Cancelliere Hugonet e i suoi discendenti maschi, e il presidente Carondelet, avevano il diritto di scegliere anch'essi uno studente, sempre con le stesse modalità. In tutto furono messi a disposizione 275 fiorini annui.

Anche del funzionamento di questa magnifica fondazione sappiamo ben poco, se non che doveva portare regolarmente degli studenti dal Nord a Pavia.

Riguardo a Besançon esiste un documento del 6 ottobre 1475 in cui si conferma di aver preso atto della donazione. A Dole e a Lovanio esistono documenti relativi all'assegnazione di borse di studio. Quelli di Lovanio si riferiscono agli anni 1494 e 1513, quelli di Dole al 1499 e al 1508. La città di Dole fece addirittura richiesta di una copia del testamento, cosa che avranno fatto anche gli altri beneficiari, se non si accontentavano dell'estratto dal testamento riguardante la loro parte dell'eredità, come fece per esempio Malastalla. Soltanto a Liegi e a Cambrai si conservano due copie quasi dell'epoca e, inoltre, a Liegi una nota del 5 settembre 1539 che riguarda l'assegnazione della borsa di studio.

Non si conoscono, invece, documenti al riguardo per Tournai. Eppure a Tournai ancora nell'Ottocento non ci si era dimenticati del vecchio diritto di poter mandare uno studente a Pavia, o era stato riscoperto, perché il 23 agosto 1852 il governatorato lombardo-austriaco a Milano comunicò all'amminstrazione municipale di Pavia che l'ambasciata belga a Vienna aveva chiesto informazioni riguardo al collegio fondato a Pavia da Raimondo (de) Marliano, perché al patronato del capitolo del duomo di Tournai sarebbe spettato un posto in detto collegio. La risposta era che la città non ne sapeva niente, e che del resto il Collegio Marliano, nel 1567, era stato incorporato nel Collegio Ghislieri e di conseguenza ogni diritto si era estinto.

6.4. Anche questo Collegio venne istituito dal testamento, e precisamente „nella mia grande casa a Pavia, detta ‚Casa del Prevedino de Marliano', mio nonno". La casa si sarebbe trovata accanto alla chiesa di Santa Maria Corona, e in quel posto si sarebbe dovuta costruire una biblioteca in grado di accogliere tutti i suoi libri, inerenti tutte le facoltà, per essere a disposizione degli studenti. I libri non avrebbero mai dovuto lasciare la biblioteca. Il collegio avrebbe dovuto costituirsi seguendo nelle modalità, negli statuti e nei diritti l'esempio del Collegio Castiglioni fondato a Pavia nel 1429 dal Cardinale Branda de Castiglione. Al contrario di esso, doveva accogliere 24 studenti, di cui 12 dovevano appartenere al suo casato. Anche Castiglione aveva legato il

suo collegio a una fondazione per gli studi, ma i suoi studenti, oltre a venire da Milano e Pavia, venivano anche da Piacenza e Parma, e da Oltrealpe: da Rouen, Bayeux, Lisieux in Normandia, da Liegi e inoltre da Cartagena in Spagna e da Veszprém in Ungheria.

Il Collegio Marliano a Pavia è stato realizzato, anche se per la sua fondazione ci sono voluti lunghi anni. Dopo la morte del Cancelliere Hugonet, fu Jean Carondelet a prendere in mano con risolutezza tutta la faccenda. Egli fece stendere in casa sua da Paul Rose (cioè a Malines), notaio a noi già noto, un atto notarile indicativo che stabiliva che il collegio doveva essere una fondazione di famiglia (pur non essendo stato così definito nel testamento di Raimondo) e che conteneva disposizioni riguardo alla costruzione e all'arredamento della biblioteca, dove i libri dovevano essere incatenati ai banchi sempre secondo l'esempio del Collegio Castiglione.

Nel dicembre del 1481 il Duca di Milano approvò la fondazione del Collegio. Ma poco dopo, nuovi ostacoli rallentarono la sua realizzazione: „a causa di processi ingiusti da dover intentare in molti posti e per motivi diversi a Roma, Milano, Pavia ed altre città contro chi, contro ogni legge e onore, non intendeva rispettare la volontà del Signor Raimondo".

Nell'ottobre del 1487 il Duca mise fine alla causa che Giovanni Francesco, fratello e erede del fondatore, aveva intentato opponendosi „contro ogni legge all'istituzione del Collegio", incamerando per se stesso le rendite destinate al Collegio. Il Duca affidò al cugino, anch'egli Giovanni Francesco, la supervisione del Collegio, al posto di Pietro Motta e del suo sostituto Gian Giacomo Dugnano, ambedue defunti, e diede ordine di elaborare gli statuti, che nel novembre 1487 furono approvati.

Il Giovanni Francesco „cattivo" perse le sue cause, dovette ritirarsi del tutto dalla fondazione. Quello „buono" ne assunse la direzione. Essa fu nominata „Collegium Marlianorum", da consacrare a Santa Maria Corona, patrona della Chiesa adiacente, dove doveva sorgere una cappella sotto il patrocinio dei Santi Dottori della Chiesa Ambrogio, Geronimo, Agostino e Gregorio. La cappella doveva essere affrescata con immagini del Salvatore, della Vergine Maria e dei Santi già citati. Doveva essere anche ben visibile lo stemma dei de Marliano con il nome del Signor Raimondo.

Sembra che tutto sia stato eseguito come stabilito, poiché una iscrizione del 1596, che ancora nel 1706 era leggibile sopra il portone del Collegio – oggi non più esistente – manteneva vivo il ricordo del fondatore e del suo casato, cioè di Raimondo, ma anche del Giovanni Francesco „buono" e di Pietro Antonio Marliano, che venne dopo di loro.

7. Avrete senz'altro capito, cari ascoltatori, che il nostro Raimondo, questo grande principe del foro, non andava a genio a tutte le persone. Qual era il motivo di questa diffidenza? Evidentemente alcuni contemporanei avevano molte riserve nei suoi confronti, riconoscendo senza dubbio la sua competenza professionale, rifiutando, però, lo straniero che non conosceva a fondo le usanze e il diritto consuetudinario del luogo. Nuovi princìpi e superiorità intellettuale provocano spesso disagio.

A ciò si aggiungeva l'avversione contro quegli azzeccagarbugli dei dottori in legge dell'Università. In Italia chiaramente de Marliano non doveva affrontare simili pregiudizi, e nei Paesi Bassi si era fatto degli amici tra cui, in prima linea, Guillaume Hugonet e Jean Carondelet che sarebbero diventati gli esecutori del suo testamento, e verso i quali, durante un processo, poteva assumere una posizione nettamente contraria senza perdere la loro amicizia.

Questi amici, però, avevano fatto carriera al servizio dei Duchi di Borgogna, mentre de Marliano aveva spesso cambiato padrone, o serviva addirittura più padroni allo stesso tempo, e mai nessuno di loro esclusivamente; ed egli non interrompeva mai i contatti con loro, come si può ben vedere dai suoi rapporti con il Duca di Milano. Come uomo di legge di scuola italiana era versatile e da ciò gli derivavano vantaggi, ma anche problemi. De Marliano faceva parte di quella generazione di consiglieri colti e flessibili affermatisi in tutti i paesi nordeuropei, di cui a quei tempi troviamo numerosi esempi. De Marliano, però, non riuscì a fare una grande carriera, né presso il Duca di Milano (dove i suoi parenti avevano molto successo), né presso il Duca di Borgogna, e neanche a Roma. Egli non ottenne mai un titolo curiale o un vescovado, o almeno un'abbazia (mentre i vescovadi Tortona e Piacenza erano nelle mani di suo zio Michele e in seguito di suo fratello Fabrizio). Nessuno gli affidò mai un incarico veramente importante. De Marliano si spostava continuamente tra Roma e i Paesi Bassi, senza mai perdere

(o conquistare) del tutto la sua patria, sotto il *segnore naturale*, dove voleva tornarsene sessantenne già nel 1470 senza mai riuscirci. Non conosciamo i motivi della scarsa benevolenza del Duca di Milano nei suoi confronti. Forse lo considerava troppo „borgognone", come pensava del resto anche Re Luigi XI. Soltanto alla fine di gennaio del 1475, in seguito al trattato di Moncalieri, Milano passò dalla parte francese a quella borgognona. Alla Corte di Borgogna, invece, probabilmente de Marliano fu sempre considerato troppo milanese, e pertanto poco affidabile. Sono forse questi i motivi per cui, sia da una parte che dall'altra, i Duchi, nei suoi confronti, rimasero freddi.

La sua vita movimentata, il servizio presso molti padroni, gli avevano fatto incontrare un gran numero di persone al di qua ed al di là delle Alpi, e da questi incontri spesso nascevano dei rapporti. E questo, a parte lo studio del suo *curriculum vitae*, tipico del tempo, è il secondo motivo per il quale egli suscita il nostro interesse. La sua rete di contatti è stata molto più ampia di quanto noi oggi siamo in grado di documentare. Nella prima, sopracitata, lettera di petizione al Duca di Milano, de Marliano gli offre di sfruttare a suo favore proprio questa rete di contatti, e l'impegno di occuparsi delle sue questioni ovunque egli si sarebbe recato: nella Savoia, nella Borgogna, nella Lorena e in Germania, „dove avrebbe parlato con (Niccolò) il figlio del Duca Giovanni (di Calabria) (recentemente defunto), con gli arcivescovi di Treviri e Colonia, con il Conte Palatino, con i principi elettori dell'Impero, con i Duchi di Kleve, Geldern, Jülich ed altri, che lo consideravano quasi come uno di famiglia". Quando aveva stretto questi rapporti? Forse nel 1468, durante il viaggio lungo il Reno, mentre accompagnava il legato apostolico. Possiamo presumere che una simile rete di contatti esistesse anche in Italia e nei Paesi Bassi.

De Marliano comunque non era soltanto giurista e diplomatico ma anche umanista, nel senso che si interessava di letteratura antica e, commentandola, si presentò come autore. Egli scrisse un elogio della sua città natale, Milano, che venne stampato nel 1484, ma soprattutto era l'autore del già citato repertorio geografico alfabetico relativo alle opere di Cesare e Tacito, che, come abbiamo già detto, era stato ordinato e spedito dal Cardinale Todeschini-Piccolomini. Questo repertorio riscosse un grandissimo successo e dal 1477 venne ristampato e anche copiato molto spesso, sia come libro singolo che come supplemento del

De Bello Gallico. Ecco il terzo motivo del nostro interesse per de Marliano: possiamo considerarlo forse uno dei primi mediatori dell'Umanesimo italiano verso il Nord, tanto più che egli fu in contatto, per molti anni, con i più eminenti studiosi di questa nuova corrente.

Ma sono anche, e questo è il quarto motivo, le caratteristiche più generali della *conditio humana* a rendere interessante per noi la vita di de Marliano. Il suo successo fu limitato, come per la maggior parte di noi. A ciò vanno aggiunte la volontà e la speranza di un uomo anziano, senza prole, di sopravvivere nell'aldilà e sulla terra grazie alle varie fondazioni, conformi a quelle del suo tempo. Anche il suo desiderio di tornare definitivamente in patria ci è familiare.

Lo storico può far rivivere i morti: l'esperienza taumaturgica, e questo è il quinto punto, è uno dei motivi più importanti del suo lavoro. Ogni persona morta merita di essere resuscitata dallo storico, perché quando finalmente la può guardare negli occhi, costui vede se stesso. Chiunque fa ricerche sulle origini della propria famiglia seguendo pazientemente gli avi nel loro passato, fa esattamente la stessa cosa, trovando il proprio posto nella catena della vita. Lo storico si rende il compito più difficile: egli non cerca origini ma vuole trovare meccanismi di comportamento. Egli vuole comprendere che cosa fa andare avanti gli uomini, e come essi affrontano i cambiamenti nel mondo. Egli trova se stesso quando riconosce l'uomo nel suo tempo, e riesce a vedere nell'individuo ciò che vale per tutti: come dice Hegel, infatti, „solo il tutto è verità". In questa impresa Arnold Esch, allievo di Hermann Heimpel, ci ha sempre preceduto ed è per questo che è molto amato dai suoi lettori e da noi.

NOTIZIA BIBLIOGRAFICA

Il testamento finora sconosciuto, sul quale essenzialmente si basano i suddetti ragionamenti, è stato pubblicato dall'autore in altra sede: Das Testament des Raimondo Marliano, in: Europa e Italia. Studi in onore di Giorgio Chittolini, a cura di Paola Guglielmotti/Isabella Lazzarini/Gian Maria Varanini/Andrea Zorzi, Firenze 2011, pp. 379–398 [Reti Medievali. E-Book, 15 = http://www.ebook.retimedievali.it]. Il testo aggiornato e corretto sarà invece pubblicato come appendice a: Rai-

mondo de Marliano. Ein Schicksal im Quattrocento zwischen Italien und Burgund, Revue belge de philosophie et d'histoire 89 (2011), Fasz. 4 (in corso di stampa); si rimanda a questa pubblicazione per ulteriori riferimenti e anche per l'elenco di tutte le persone a cui sono dovuti i ringraziamenti dell'autore. Sono stati utilizzati documenti d'archivio conservati a Besançon, Bruxelles, Dijon, Lille, Liegi, Milano, Mecheln e Parigi. Particolarmente utili si sono dimostrati gli studi e le edizioni di John Bartier, Maria Antonietta Casagrande Mazzoli, Maria Nadia Covini, Tommaso Duranti, Armand Grunzweig, Franca Leverotti, Jacques Paquet, Edmund Reusens, Ernesto Sestan, Emile Steenackers, Jacky Theurot, Francesca Vaglienti, Zanino Volta, Richard Walsh, Joseph Wils e Maria Paola Zanoboni. Questa versione ridotta del testo, tradotta da Dagmar Penna, è stata presentata in lingua tedesca il 2 maggio 2011 all'Istituto Storico Germanico di Roma in occasione del 75° compleanno di Arnold Esch.

ZUSAMMENFASSUNG

Zu Ehren von Arnold Esch hat der Autor ein Leben im 15. Jahrhundert rekonstruiert. Das war in einiger Anschaulichkeit möglich, weil das ausführliche Testament des Raimondo de Marliano vom Jahre 1475 erhalten ist. Zunächst schien er, aus stadtadliger Mailänder Familie stammend, in seiner Heimat aufzusteigen, dann aber ging er, vom Herzog von Burgund gerufen, über die Alpen und kehrte gegen seinen Willen im Konflikt mit dem Herzog von Mailand nie mehr wirklich nach Italien zurück. Lehrer des einen wie des anderen Rechts an der Universität in Dole, dann in Löwen, burgundischer Rat, zeitweilig Kanzler des Fürstbischofs von Lüttich, römischer Kurialer, schließlich aber prominenter Prozeßgegner Karls des Kühnen, hat er es nie zu jener großen Stellung gebracht, die diesem Starjuristen bestimmt zu sein schien. Zunächst weltlich, dann, nach dem Tode seiner Frau geistlich, errichtete er in seinem Testament große Stiftungen, nicht nur in Mailand selbst, sondern auch in Alt Sankt-Peter in Rom und überall dort im Norden, wo er bepfründet gewesen war: in Lüttich und Besançon, Tournai und Cambrai, Dole und Löwen, deren Institutionen Stipendiaten in seine große Paveser Studienstiftung entsenden durften. Zu seinen Testamentsexekutoren gehören nicht nur der burgundische Großkanzler Guillaume Hugonet und Jean Carondelet, der Präsident des obersten Gerichtshofes in Mecheln, sondern auch der bekannte Kunstmäzen

Accerrito Portinari, Bankier des Hauses Medici in Mailand und Brügge. Das zeigt das Niveau an, in dem Marliano sich bewegte. Er war ein typischer Vertreter der neuen Standes fürstlicher Räte, von seinen nördlichen Zeitgenossen zuweilen mit Mißtrauen betrachtet, und als Kommentor von Caesar und Tacitus ein bedeutender Vermittler von südlicher und nördlicher Antike. Schließlich aber war er ein Mensch, dem es, ohne Leibeserben, in einer Zeit abnehmender Kräfte und schwerer Krankheit, gelang, gegen seine eigene Verwandtschaft das Überleben im Gedächtnis zu sichern. In ähnlicher Lage versuchen Zeitgenossen dergleichen noch heute.

ABSTRACT

In honour of Arnold Esch, the author has reconstructed a 15th-century life. It was possible thanks to the preservation of a testament by Raimondo de Marliano dating from 1475. Firstly, having come from a noble Milanese family, he seems to have risen through the ranks in his homeland but he was summoned by the Duke of Burgundy; he travelled over the Alps and against his will never really returned to Italy again because of a conflict with the Duke of Milan. Despite being a teacher of both church and secular law at Dole University, then in Leuven, a councillor in Burgundy, temporary chancellor of the principality of Liège, member of the Roman curia and finally the prominent court opponent of Charles the Bold, he never achieved a major position which had been seen as his destiny as a formidable lawyer. At first secular and later, after the death of his wife, cleric, in his will he set up major endowments, not only in Milan itself but also in Old St Peter's in Rome and in his benefices throughout the north: Liège and Besançon, Tournai and Cambrai, Dole and Leuven, whose institutions could all send scholars to his great foundation in Pavia. Among the executors of his will were not only the Burgundian chancellor Guillaume Hugonet and Jean Carondelet, the president of the highest court of justice in Mechelen, but also the well-known patron of the arts Accerrito Portinari, banker from the houses of Medici in Milan and in Bruges. This shows the circles in which Marliano moved. He was a typical example of the new class of princely councillors, sometimes viewed with mistrust by his northern contemporaries and, as someone who produced commentaries on Caesar and Tacitus, a significant intermediary between northern and southern antiquity. But in the end he was a person who, without heirs and in a time of diminishing strength and severe illness, went against his own family in order to ensure his place in history. Our contemporaries try to do the same thing today, in similar situations.

CITTÀ DI CASTELLO UND SEINE KURIALEN IM QUATTROCENTO

Teil I

von

URSULA JAITNER-HAHNER

1. Einleitung: Città di Castello im Pontifikat Nikolaus' V. – 2. Kurienämter als Geschenk? Der Thesaurar und der Kanzler. – 3. Kanzleikuriale aus Città di Castello in Forschung und Literatur. – 4. Castellaner Notare an der Apostolischen Kammer in Rom. – 5. Eine Familie in der Gunst des Papstes: Tommaso Camuffi und seine Brüder. – 6. *Utriusque censurae monarcha et abbreviator bene stylatus*: Niccolò Bufalini. – 7. Bufalini und Klientelismus I: Die Kinder und Enkel. – 8. Bufalini und Klientelismus II: Die eigene Generation. Saldono Saldi, Alcrigio Alcrigi, Scipione Fucci. – 9. Kuriale, Diplomat und *civis Romanus*: Giovanni Battista Lili. – 10. Der intellektuelle Außenseiter: Paolo Giustini. – 11. Francesco Feriani und die Orsini. – 12. Reiche Kuriale als Bürgen. – 13. Kuriale aus Città di Castello – „emigrati romani"? 13.1. Das Heiratsverhal-

---

Abkürzungen für häufiger zitierte ungedruckte Quellen

CdC, Annali + Nr. des Bandes	Città di Castello, Archivio Storico Comunale (z. Zt. deponiert in Città di Castello, Biblioteca Comunale), Annali (= Libri Reformationum/ Riformanze)
CdC, Notaio + Nr. des Notars	Città di Castello, Archivio Notarile Mandamentale (z. Zt. deponiert in Città di Castello, Biblioteca Comunale); Zählung nach der Liste der Notare bei Cecchini (s. u. Anm. 21)
CdC Memorie Tifernati + Bandzahl	Città di Castello, Archivi Storici della Diocesi di Città di Castello, Archivio Capitolare, Manoscritti („Memorie Tifernati")
ASR, CNC	Roma, Archivio di Stato, Collegio dei Notai Capitolini

ten der ersten und der zweiten Generation. 13.2. Wohnungen und Immobilienbesitz. 13.3. Mitgliedschaft in der Confraternita del SS. Salvatore. – 14. Die vier Neurömer und Marcantonio Altieri. – 15. Bilanz. – Anhang.

1. Am 2. November 1450, gegen Ende des großen Jubiläumsjahrs, fand in Città di Castello eine ungewöhnliche Zeremonie statt: Im Auftrag Papst Nikolaus' V. wies der amtierende Gouverneur von Città di Castello, Monsignore Vianesio Albergati, als Vertreter der päpstlichen Zentralgewalt[1] in einem Schenkungsakt acht *spectabiles viri* der Stadt einen Bauplatz für eine private *domus* zu.[2] Die Grundstücke, deren Lage und Abgrenzung genau beschrieben wird, befanden sich an bevorzugter Stelle, nämlich rings um die *platea magna*, das zivile und religiöse Zentrum der Stadt, das einst von einer Befestigungsanlage, dem *cassero*, geschützt worden war, bis diese im Jahr 1375 im Verlauf der Kämpfe zwischen Guelfen und Ghibellinen zerstört wurde.[3] Die Zeremonie vom November 1450 stellte eine Auszeichnung für bestimmte Bürger dar, die sich um den Papst und die kirchliche Herrschaft besonders verdient gemacht hatten. Dies bezog sich offenbar auf die vorbildliche Ausübung bestimmter Ämter, die für die Stadt, die dem Papst un-

---

[1] Zu Albergati in Città di Castello s. G. Muzi, Memorie civili di Città di Castello 2, Città di Castello 1844 (Nachdr. ebd. 1988), S. 17; vgl. G. Alberigo, Artikel „Albergati, Vianesio" in: DBI, Bd. 1, Roma 1960, S. 621–624. – Zu den päpstlichen Gouverneuren in Città di Castello von 1429 bis 1809 in: Muzi, ebd. S. 219–228; vgl. S. Carocci, Governo papale e città nello Stato della Chiesa. Ricerche sul Quattrocento, in: S. Gensini (ed.), Principi e città alla fine del Medioevo, Centro di Studi sulla civiltà del tardo Medioevo San Miniato. Collana di Studi e ricerche 6 = Pubblicazioni degli Archivi di Stato. Saggi 41, San Miniato 1996, S. 151–224, hier S. 181–191, bes. S. 188.

[2] CdC, Annali 45, fol. 112r-v; zu den *Annali* U. Jaitner-Hahner, Humanismus in Umbrien und in Rom 2, Saecvla Spiritalia 26, Baden-Baden 1993, S. 529.

[3] Muzi, Memorie civili 2 (wie Anm. 1) S. 23 gibt für den Schenkungsakt den 22. Dezember 1449 an, das Datum des päpstlichen Breve mit der Anweisung an Albergati. – Zur Zerstörung des *cassero* s. L. Arcaleni, Breve cronistoria dell'area urbana del cassero, in: Le mura della città & il giardino del cassero, venerdì 29 aprile 2006. Opere di restauro al giardino, al monumento, Città di Castello 2006, S. 25–31, hier S. 25; G. Muzi, Memorie civili di Città di Castello 1, Città di Castello 1844 (Nachdr. ebd. 1988), S. 182f.; G. Magherini Graziani, Storia di Città di Castello 3, Città di Castello 1912 (Nachdr. ebd. 1981), S. 125f.

terstellt war, besondere Bedeutung hatten. Bei zwei der *spectabiles viri* lassen sich solche Ämter nachweisen, ebenso wie die besonderen Verdienste, die sich die Amtsinhaber gegenüber Papst und Kirche erworben haben: bei messer Niccolò di Giovanpietro, dem Thesaurar der Apostolischen Kammer von Città di Castello, und bei ser Lilius, dem amtierenden Kanzler der Prioren, von dessen Hand auch das Protokoll stammt, das den Schenkungsakt auf der *platea magna* dokumentiert. Niccolò di Giovanpietro war 1450 Vorsteher der Provinzialthesaurarie, die Martin V. im Jahr 1428 eingerichtet hatte, nachdem die Stadt der päpstlichen Herrschaft unterworfen worden war. Nikolaus V., Martins späterer Nachfolger, hatte Niccolò di Giovanpietro im August 1449 in dieses verantwortungsvolle Amt eingesetzt, was insofern ungewöhnlich war, als der Papst es normalerweise an eine externe Person seines Vertrauens vergab, und dies meist nur für ein Jahr. Dies war auch bei Niccolòs unmittelbarem Vorgänger der Fall gewesen, *Iohannes Philippus de Cassanis* aus Sarzana, dem Herkunftsort des Papstes. Der Castellaner Niccolò di Giovanpietro hingegen blieb bis April 1453 im Amt, also fast vier Jahre.[4] Als Thesaurar erwarb er sich gerade 1450, in dem von Nikolaus V. ausgerufenen Jubiläumsjahr, besondere Verdienste, indem er dem Papst aus der Provinzialkammer eine hohe Summe für den Ankauf von Getreide bereitstellte; hierzu waren einschneidende steuerliche Maßnahmen notwendig, in die wohlhabende Bürger einbezogen wurden.[5] Dieser besondere Einsatz des Thesaurars könnte die Schenkung des Baugrunds auf der *platea magna* begünstigt haben. Auch den Kanzler ser Lilius (Lilio di Bartolomeo, mit dem später auftretenden Fa-

---

[4] ASV, Reg. Vat. 432, fol. 83v (20. August 1449, Ernennung); Fumi, Inventario e spoglio dei registri della Tesoreria apostolica di Città di Castello dal R. Archivio di Stato in Roma, Bollettino della R. Deputazione di Storia Patria per l'Umbria, Appendice 2, Perugia 1900, S. 27–34. – Zum Amt des sog. Provinzialthesaurars s. A. Gottlob, Aus der Camera Apostolica des 15. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte des päpstlichen Finanzwesens und des endenden Mittelalters, Innsbruck 1889, S. 96–100.

[5] Mit Breve vom 18. Januar 1450 beauftragt Nikolaus V. den Gouverneur Albergati mit der Bereitstellung der Summe aus der Salzsteuer oder beliebigen anderen Einnahmen. Unterstützt von der Provinzialkammer (und damit des Thesaurars Niccolò di Giovanpietro) beschafft Albergati mehr als 512 Fiorini für den Getreidekauf. Hierüber und über den weiteren Verlauf s. ASR, Camerale III, vol. 769, fasc. 9, fol. 134r-v.

miliennamen Libelli) hatte Nikolaus V. in sein hohes Amt berufen, da er *suis virtutibus nobis ... carissimus* sei, und zwar bereits 1448,[6] und seit Mai 1450 – nach mehrfacher Unterbrechung seiner Amtstätigkeit – übte Lilius es in unerschütterlicher Loyalität gegenüber Papst und Kirche gut zwei Jahrzehnte lang aus.[7] Ser Lilius spielt im Zusammenhang mit dem Heiligen Jahr 1450 ebenfalls eine Rolle, in diesem Fall literarischer Art: Anlässlich des Jubiläums widmet er Nikolaus V. seine Übersetzung von Homilien des Kirchenvaters Iohannes Chrysostomus, die thematisch zur Intention des Heiligen Jahrs passen.

Die sechs anderen Bürger, die Baugrund an der *platea magna* erhalten, sind Angehörige führender Familien der Stadt; einer von ihnen, Iacopo di Giovanni Galgani, fungiert im Jahr 1455 für kurze Zeit als *camerarius* der Castellaner Provinzialthesaurarie.[8] Zwei andere entstammen der weit verzweigten Familie Fucci, die bald danach in den Parteikämpfen der Stadt eine führende Rolle spielen wird. Einer davon ist Piergentile di Paolo Fucci, der im Februar 1452 als *orator* in wichtiger Mission zu Nikolaus V. entsandt[9] und später von Paul II. (1464–1471) besonders begünstigt wird, jedoch im April 1468 dem bekannten Mordanschlag des mächtigen Niccolò Vitelli und seiner Anhänger zum Opfer fällt.[10]

In dem Schenkungsakt auf der *platea magna* im November 1450 drückt sich das mittlerweile tragfähig gewordene Verhältnis zwischen Città di Castello und der päpstlichen Zentralregierung aus, einer Herrschaft, deren Restauration Martin V. (1417–1431) seit 1429 energisch betrieben, die jedoch unter Eugen IV. (1431–1447) dramatische Einbrü-

---

6 Zu den Umständen der Berufung ausführlich U. Jaitner-Hahner, Humanismus in Umbrien und in Rom 1, Saecvla Spiritalia 25, Baden-Baden 1993, S. 67f.; Breve des Papstes dies., Humanismus 2 (wie Anm. 2) S. 428–430.

7 Jaitner-Hahner, Humanismus 1 (wie Anm. 6) S. 68–92.

8 Er stirbt im April 1455 nach kurzer Amtsausübung und erhält ein feierliches Begräbnis; s. ASR, Camerale III, vol. 770, fasc. 12, fol. 198v (28. April 1456); vgl. Fumi (wie Anm. 4) S. 35f. zu N. XIII.

9 CdC, Annali 45, fol. 147r (12. Februar 1452) und 149v (30. März und 10. April 1452). Der zweite *orator* ist messer Paolo Bernardini, *legum doctor*.

10 Zu diesem Anschlag und zu Piergentile di Paolo s.u.a. A. Ascani, Due cronache quattrocentesche, Città di Castello 1966, S. 48 und 107f.; Muzi, Memorie civili 2 (wie Anm. 1) S. 33f.

che erlitten hatte.[11] Die wiederholte heftige Auflehnung gegen die kirchliche Herrschaft hatte bis in die späten Vierzigerjahre permanent zu schweren Konflikten innerhalb der Bürgerschaft geführt, die erst um 1450 einigermaßen beigelegt werden konnten. Freilich schwelten sie während der Regierung Nikolaus' V. (1447–1455) weiter und fanden schließlich unter Paul II. (1464–1471) in dem erwähnten Anschlag ihren gewalttätigen Ausdruck. Im Ganzen bedeutete jedoch der Pontifikat des Humanistenpapsts Nikolaus' V. mit seiner weitgespannten politischen und kulturellen Erneuerung auch für Città di Castello eine Periode allgemeiner Stabilisierung und damit der Annäherung an Rom. Nach der Wiederherstellung der kommunalen Regierung unter der Kontrolle des päpstlichen Gouverneurs erlebte die Stadt seit etwa 1450 eine längere Periode relativer Ruhe, die auch in ihrem regen religiösen und kulturellen Leben zum Ausdruck kam.[12] Das Heilige Jahr 1450 führte wohl auch eine größere Zahl Castellaner als Pilger nach Rom. Der Notar Pierantonio di Andrea Gavarducci, in Città di Castello von 1413 bis 1453 tätig, übt während des Jubiläums auch in Rom seinen Beruf aus: Am 23. Mai 1450 gibt er *in romana Urbe et in sacrestia basilice sancti Petri* zu Protokoll, dass der Castellaner Giannozzo di Anselmo dem Erzpriester Andrea di Matteo aus Città di Castello, Kanoniker von S. Pietro, die Einkünfte aus dessen Pfründe, der Pieve von S. Giustino, ausgezahlt hat. Pierantonio und Giannozzo sind wahrscheinlich Pilger, ebenso wie die vier Zeugen, die alle aus Città di Castello stammen.[13]

---

[11] Muzi, Memorie civili 2 (wie Anm. 1), S. 3–16; Jaitner-Hahner, Humanismus 2 (wie Anm. 2) S. 33f. und 61–67.

[12] Vgl. Jaitner-Hahner, Humanismus 1 (wie Anm. 6) S. 84f. und 88f.; U. Jaitner-Hahner, Die öffentliche Schule in Città di Castello vom 14. Jahrhundert bis zur Ankunft der Jesuiten 1610, QFIAB 73 (1993) S. 179–302, hier S. 237–240.

[13] Vgl. Muzi, Memorie civili 2 (wie Anm. 1) S. 23. – Randnotiz des Notars: *de predictis rogatus extiti ego Pierusantonius notarius tempore indulgentie Iubilei MCCCCL quo fui Rome*; s. CdC, Notaio 18, vol. 8, fol. 49v-50r. Zum Archivio Notarile von Città di Castello s. auch S. Maroni, Gli archivi notarili dell'Alta Valle del Tevere, in F. Ciacci (ed.), Fonti documentarie per l'Alta Valle del Tevere. Scritti di e in ricordo di Olita Franceschini, Segni di civiltà. Quaderni della Soprintendenza archivistica per l'Umbria 20, Perugia 2005, S. 168–189, hier S. 174–184.

Zwischen Città di Castello und dem Papsthof entwickelten sich rege diplomatische Beziehungen; mehr als ein Dutzend aufwendige *ambaxiate* sind während des Pontifikats Nikolaus' V. registriert.[14] Als *oratores* wurden nach Rom meist finanzkräftige Patrizier oder andere wohlhabende Bürger entsandt, vorzugsweise *legum doctores* oder juristisch gebildete Personen mit praktischer Erfahrung in öffentlichen Ämtern. Die Wirkung dieser häufigen Gesandtschaftsreisen ist nicht zu unterschätzen; denn durch sie erweiterte sich beständig der Kreis der Personen, die mit Rom und mit dem Papsthof in Berührung kamen. Bei der Besetzung von Kurienämtern wie auch einiger stadtrömischer Stellen, die vom Papst vergeben wurden, tauchen jetzt öfters die Namen von Castellanern auf, die zuvor Gesandte am Papsthof gewesen sind. Da diese *oratores* oft persönliche, zuweilen sogar freundschaftliche Kontakte mit einflussreichen Mitgliedern der Kurie unterhielten,[15] konnten sie bei der Vergabe von Kurienämtern oder von anderen vom

---

[14] Der Ausdruck *ambaxiata* erscheint erstmals beim Übergang vom Pontifikat Eugens IV. zu dem Nikolaus' V.; s. CdC, Annali 45, f. 5r (2. März 1447). Den Obödienzbesuch im April 1447 übernehmen Amedeo Giustini, *utriusque doctor*, und der 33jährige Niccolò Vitelli, der als Condottiere Eugen IV. dient; noch besteht keine Feindschaft zwischen den beiden Politikern. Zu Vitelli und Eugen IV. s. A. Ascani, Niccolò Vitelli, padre della patria (1414–1486), Città di Castello 1967, S. 37. – Die Gesandtschaftsreisen von Città di Castello nach Rom dauerten insgesamt meist drei bis vier Wochen. Die Reisekosten – für Pferde, Dienstpersonal, Unterkunft, Verpflegung, Geschenke für Papst und einflussreiche Kuriale sowie die Taxen für die Ausfertigung von kurialen Schriftstücken wurden zunächst von den Gesandten getragen, die nach ihrer Rückkehr oft jahrelang auf die Erstattung ihrer Auslagen warten mussten; hierzu ausführlich H. Lang, Cosimo de' Medici, die Gesandten und die *Condottieri*. Diplomatie und Kriege der Republik Florenz im 15. Jahrhundert, Paderborn etc. 2009, S. 158–160.

[15] Die wiederholte Entsendung des *legum doctor* Pagano di Antonio begründet Città di Castello schon 1431 damit, dass er über freundschaftliche Kontakte mit einflussreichen Kurialen verfüge: ... *quia habet etiam notitiam et amicitiam cum omnibus curialibus et maxime amicis et protectoribus et intercessoribus communis, iterum et de novo vadat et se personaliter conferat ad pedes prefati s.d.n. pape in oratorem et pro oratore communis cum notula sibi fienda de exponendis et dicendis*; s. CdC, Annali 42, fol. 79v (7. Mai 1431). Freilich dürfen im diplomatischen Sprachgebrauch Begriffe wie *amici*, *amicitia* nicht überbewertet werden.

Papst verliehenen Stellen ihren Einfluss zugunsten von Personen aus ihrem Herkunftsort geltend machen.[16]

Wahrscheinlich trug auch die enge Zusammenarbeit zwischen der *Reverenda Camera Apostolica* in Rom und der Provinzialkammer in Città di Castello dazu bei, geeigneten Personen aus Città di Castello ein Amt in Rom am Papsthof oder in dessen Umkreis in Aussicht zu stellen, gerade während der langen Dienstzeit des Thesaurars Niccolò di Giovanpietro. Die Quellen haben jedoch hierfür bisher keine klaren Indizien geliefert.[17]

In den *Libri officiorum* und den *Libri officialium* Nikolaus' V. sind zahlreiche Namen von Castellanern verzeichnet, was bei Nikolaus' Vorgängern Martin V. und Eugen V. nur vereinzelt der Fall war.[18] Seit Beginn seines Pontifikats am 6. März 1447 bis Ende 1450, das heißt ungefähr bis zum Datum der Zeremonie auf der *platea magna*, bestimmt Nikolaus mindestens sechs namhafte Castellaner zu Podestà in Städten des Kirchenstaates: 1447 Madalao di Bonoporto, *legum doctor*, für Tuscanella, Bartolomeo Albizzini für Assisi, Paolo Bernardini, *legum doctor*, für Foligno; hinzu kommen zwei Jahre später in Bologna Amedeo Giustini, *legum doctor*, den Nikolaus zwei Jahre zuvor schon zum Capitano del Popolo für Todi ernannt hat, und in Ascoli Giovanni Magalotti, ein hochqualifizierter, von vielen Städten angeworbener Jurist; im Dezember 1450 folgt schließlich Niccolò Vitelli als Podestà von Peru-

---

[16] Die Mitwirkung von in Rom anwesenden *oratores* bei der Besetzung von Stellen im Kirchenstaat unter Paul II. bezeugen die *Libri officiorum* aus dem Pontifikat Pauls II., ASV, Reg. Vat. 544.

[17] Die engsten Mitarbeiter des Thesaurars in Città di Castello sind der Camerlengo und ein bis zwei Notare; ihre Auswahl wird von Rom sorgfältig überwacht. Im April 1453 ernennt Nikolaus V. persönlich den Notar Bartolomeo di Angelo für drei Jahre zum Camerlengo; s. ASV, Reg. Vat. 433, f. 82r-v (13. April 1453). Es handelt sich um den Patrizier Bartolomeo Albizzini, der Anfang 1450 als *ambaxiator sive orator communis … ad summum pontificem et ad certos cardinales et alios cortigianos pro rebus et negotiis status huius civitatis* entsandt war und somit dem Papst persönlich bekannt ist; vgl. CdC, Annali 45, fol. 92r (9. Februar 1450).

[18] Eugen IV. nominiert 1436 Cerbono Cerboni zum Podestà von Amelia, s. ASV, Reg. Vat. 384, fol. 137r (alt 231r) zum 22. September 1436; 1438 bestimmt er Amedeo Giustini zum Podestà von Spoleto, s. ASV, Reg. Vat. 384, fol. 145v (alt 199v), zum 4. Januar 1438.

gia.[19] Die Podestarie von Narni erhält 1451 der Castellaner Niccolò Bufalini, *utriusque legis doctor*, dem bald danach eine glänzende Karriere an der Kurie gelingen wird.

2. Hier interessieren jedoch in erster Linie die Ämter an der römischen Kurie, und dies führt zurück zu zwei der acht Personen, denen im November 1450 ein Grundstück an der *platea magna* geschenkt wurde, zu dem Thesaurar Niccolò di Giovanpietro, der *litterarum apostolicarum scriptor* ist, und zu dem Kanzler Lilius, der sich *abbreviator apostolicus* nennt. Vermutlich haben beide ihr Amt von Nikolaus V. aufgrund besonderer Verdienste erhalten; allerdings liefern die *Libri officiorum* und die *Libri officialium* hierfür keinen Beleg. Als *litterarum apostolicarum scriptor* wird Niccolò di Giovanpietro bereits anlässlich seiner Ernennung zum Thesaurar am 21. August 1449 bezeichnet, ebenso bei seiner Vereidigung, und als er im Juni 1451 nach Rom reist, um dort pflichtgemäß der Apostolischen Kammer seine Rechnungsbücher zur Überprüfung vorzulegen, fügt der protokollierende Notar *G. de Pisis* Niccolòs Namen ebenfalls die Bezeichnung *litterarum apostolicarum scriptor* hinzu.[20] Der zweite Inhaber eines Kurienamtes ist Lilius; er bezeugt dies eigenhändig an drei markanten Stellen in den *Annali*, die er als Kanzler von Città di Castello redigiert. Wie allgemein üblich, beschließt er in bestimmten Zeitabständen seine Aufzeichnungen mit einer formelhaften Subscriptio, der er sein persönliches Notarssignet hinzufügt und in der er versichert, dass er die angefertigten Protokolle wahrheitsgemäß verfasst hat. Gewöhnlich erfolgt diese Subscriptio nach Ablauf einer festgesetzten Amtsperiode, aber auch, wenn der Kanzler sich für einige Zeit aus dem Dienst entfernt und deshalb einen

[19] Zu den Ernennungen zwischen 1447 und 1449 s. ASV, Reg. Vat. 432 und 433, für Vitelli Reg. Vat. 435, fol. 85v (2. Dezember 1450). Zu Foligno s. auch G. Lazzaroni, I Trinci di Foligno dalla Signoria al Vicariato apostolico, Bologna 1960, S. 34–37.

[20] Zur Pflicht der Provinzialthesaurare, ihre Rechnungsbücher regelmäßig der Apostolischen Kammer in Rom vorzulegen, s. Gottlob (wie Anm. 4) S. 146f. – Vgl. Fumi (wie Anm. 4) S. 31f.: *Circumspectus vir d. Nicolaus de Castello litterarum apostolicarum scriptor et thesaurarius Civitatis Castelli presentavit presentia computa sua dicte Civ. Castelli et juravit esse vera in forma. Rome in Camera apostolica* …; Zitat nach ASR, Camerale III, vol. 769, fasc. 9, fol. 146r (9. Juni 1451).

Vertreter einsetzt, zum Beispiel anlässlich einer Reise. Kurz nach der Zeremonie auf der *platea magna* nun, am 6. Dezember 1450 – und dieser zeitliche Zusammenhang ist signifikant –, erweitert Lilius die formelhafte Subscriptio durch einen unüblichen Zusatz: Er bezeichnet sich nicht nur wie sonst als *utraque auctoritate notarius*[21] *et iudex ordinarius* – diesen Rang hatte jeder Kanzler der Prioren –, sondern zusätzlich als *decretorum bacalarius* und *abbreviator apostolicus*. Damit zeigt er an, dass er sowohl einen akademischen Grad in kanonischem Recht als auch ein Amt an der päpstlichen Kurie besitzt:[22]

Ego Lilius quondam Bartholomei Ser Antonii de Civitate castelli Decretorum bacalarius, abbreviator apostolicus ac utraque auctoritate notarius et Iudex ordinarius et nunc notarius Reformationum communis et populi Civitatis castelli predictis omnibus et singulis manu mea scriptis presens interfui rogatus et mandatus scribere scripsi cassata et interlineata cassavi et interlineavi remissa remisi et publicavi et in hanc formam redegi hic signo et nomine meis appositis in signum omnium et singulorum predictorum.[23]

Der gleiche Zusatz findet sich im Jahr 1452 noch in zwei weiteren *subscriptiones*, dann aber bis zum Ende von Lilius' Amtszeit im September 1463 nicht mehr.[24] Offenbar legt er Wert darauf, seine besondere Beziehung zu Nikolaus V. und zur Kurie herauszustellen, ebenso seine Qualifikation in kanonischem Recht, die zwar für seine aktuelle Stelle belanglos, für ein Kurienamt jedoch von erheblicher Bedeutung ist bzw. wäre. Der ganz unübliche Zusatz in der Subscriptio vermittelt den Ein-

---

[21] Die Investitur zum Notar erfolgte *imperiali auctoritate*, d.h. durch einen Vertreter des Kaisers, oder *apostolica auctoritate*, d.h. durch den Papst; zu Città di Castello s. E. Cecchini, L'archivio notarile e il notariato in Città di Castello. Ricerche storico-statistiche, Città di Castello 1899, S. 10–12; allgemein A. Meyer, „Felix et inclitus notarius": Studien zum italienischen Notariat vom 7. bis zum 13. Jahrhundert, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 92, Tübingen 2000.

[22] Das Doktorat in *ius civile* erlangt er erst 1465 in Arezzo; s. Jaitner-Hahner, Humanismus 1 (wie Anm. 6) S. 94.

[23] CdC, Annali 45, fol. 115r.

[24] CdC, Annali 45, fol. 145r (nach dem 9. Januar 1452) und 172r (nach dem 22. Dezember 1452). Vgl. Jaitner-Hahner, Humanismus 1 (wie Anm. 6) S. 70.

druck, dass Lilius die Bedeutung seines aktuell ausgeübten Kanzleramtes – einer hohen und angesehenen Stellung – herunterspielt, um stattdessen den Blick auf andere Positionen zu richten, zu denen er sich aufgrund seiner besonderen Qualifikation berufen fühlt. Dieser Eindruck bestätigt sich auf dem Hintergrund seiner gesamten Laufbahn, auf die noch näher einzugehen ist.

Beide Stellen an der päpstlichen Kanzlei, Niccolò di Giovanpietros Skriptorenstelle wie auch Lilius' Abbreviatorenamt (ob *de parco maiori* oder *minori*, wird nicht gesagt), waren bekanntlich Kaufämter, *officia venalia*, die der Papst, nachdem sie durch Tod oder Resignation des Amtsvorgängers vakant geworden waren, *motu proprio* oder aufgrund der Supplik eines Bewerbers vergab;[25] im Jahr 1450 wurden mehrere Abbreviatorenstellen frei, nachdem ihre Inhaber der Pestepidemie von 1449–1450 zum Opfer gefallen waren.[26] Der Preis einer Skriptoren-

---

[25] Aus der reichen Literatur zu Kurie und zu kurialen Kaufämtern in der Renaissance hier nur eine Auswahl: W. von Hofmann, Forschungen zur Geschichte der kurialen Behörden vom Schisma bis zur Reformation, Bd. 1–2, Bibliothek des Kgl. Preussischen Historischen Instituts in Rom 12–13, Rom 1914 (Nachdr. Torino 1971); P. Pecchiai, Roma nel Cinquecento, Storia di Roma 13, Bologna 1948, S. 167–184; J. Delumeau, Vie économique et sociale de Rome dans la seconde moité du XVIe siècle 2, Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome 184,2, Paris 1957, S. 772–776; P. Partner, Renaissance Rome, 1500–1559. A Portrait of a society, Berkeley – Los Angeles – London 1976, S. 60–62; P. Partner, The Pope's Men, Oxford 1990, N. Del Re, La curia romana. Lineamenti storico-giuridici. Quarta edizione aggiornata ed accresciuta, Città del Vaticano 1998, bes. S. 438–442; F. Guidi Bruscoli, Mercanti-banchieri e appalti pontifici nella prima metà del Cinquecento, in: A. Jamme/O. Poncet (ed.), Offices, écrit et papauté (XIIIe-XVIIe siècle), Collection de l'École française de Rome 386, Rome 2007, S. 517–543. – S. bes. die zahlreichen Veröffentlichungen von Thomas Frenz und Brigide Schwarz; für die vorliegende Untersuchung wurde ausgiebig benutzt Th. Frenz, Die Kanzlei der Päpste in der Hochrenaissance (1471–1527), Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 63, Tübingen 1986, zur Ämterkäuflichkeit dort S. 193–198. Die Liste der Kanzleibediensteten mit Nachträgen zu den Quellen ist als Repertorium Officiorum Romanae Curiae (RORC) online verfügbar unter http://wwws.phil.uni-passau.de/histhw/RORC/. – Schriftenverzeichnis von B. Schwarz in: B. Flug/M. Matheus/A. Rehberg (Hg.), Kurie und Region. Festschrift für Brigide Schwarz zum 65. Geburtstag, Geschichtliche Landeskunde 59, Stuttgart 2005, S. 451–455.

[26] Zur Pest 1449/50 s. Hofmann 1 (wie Anm. 25) S. 121.

stelle betrug 1446 700 Fiorini, 1457 600 bis 800 Dukaten, während für eine Abbreviatorenstelle *de parco maiori* drei Jahrzehnte später, im Jahr 1488, 2300 bis 2400 Dukaten zu zahlen waren.[27] Jedoch hat Nikolaus V. möglicherweise Niccolò und Lilius, die er aufgrund ihrer loyalen Amtsführung besonders schätzte, die Kurienämter als Geschenk oder zu besonders günstigen Bedingungen überlassen.[28] Zweifellos kannte er beide Männer persönlich: Schon im Sommer 1447, kurz nach Pontifikatsbeginn, war Niccolò di Giovanpietro nach Rom gereist, um bei der Apostolischen Kammer die Bewilligung einer größeren Summe für die Restaurierung des Gouverneurpalastes in Città di Castello zu erwirken,[29] und Lilius, der sich in den ersten Pontifikatsjahren Nikolaus' V. wiederholt in Rom aufgehalten hatte, war mit dem Papst wohl schon seit der Zeit des Unionskonzils von Florenz vertraut.

Wie lange die beiden Männer ihre Kanzleiämter besessen haben, ist unbekannt, wahrscheinlich nur drei oder vier Jahre. Lilius erwähnt seine Abbreviatorenstelle nach 1452 nicht mehr, und der späteste Beleg für Niccolò di Giovanpietros Skriptorenstelle stammt aus dem Jahr 1451. Persönlich ausgeübt haben können die beiden Männer ihre Ämter allenfalls sporadisch oder nur kurzfristig; denn mit ihren hohen Stellungen als Thesaurar und Kanzler waren sie fest an Città di Castello gebunden. Zwar reist Niccolò di Giovanpietro in Amtsgeschäften wiederholt nach Rom, doch handelt es sich um kurze Aufenthalte, die die Amtsausübung an der päpstlichen Kanzlei unwahrscheinlich machen.[30] Den Kanzler Lilius allerdings beurlaubt der Gouverneur Agamemnone degli Arcipreti im Januar 1452 für eine Romreise, die offenbar länger dauern soll, *quoniam ut asseris tibi incumbit necessitas eundi pro tuis nonnullis*

---

[27] Frenz (wie Anm. 25) S. 211 und 209.

[28] Zur Schenkung des Amts oder Minderung des Kaufpreises durch den Papst s. Frenz S. 197 (allerdings zum 16. Jh.).

[29] CdC, Annali 45, fol. 15v (22. Juli 1447): Die Prioren ordnen die Auszahlung von zwei Golddukaten an Niccolò di Giovanpietro an, die dieser in Rom ausgelegt hat für die Ausstellung des päpstlichen Breves, mit dem 500 Fiorini *pro actanda domo habitationis future domini gubernatoris* aus den Einkünften der Camera Apostolica von Città di Castello bewilligt werden.

[30] Vgl. CdC, Annali 45, fol. 202r (25. Februar 1454): Im Dezember 1453 waren Niccolò di Giovanpietro und Niccolò di Antonio Capucci *ambasiatores communis missi Romam ... pro negotiis communis ...*

negotiis in Romanam curiam.[31] Tatsächlich dehnt Lilius diesen privaten römischen Aufenthalt auf mehr als vier Monate aus – trotz seiner Verpflichtungen als Kanzler. Ob er während dieser Zeit an der päpstlichen Kanzlei sein Abbreviatorenamt wahrgenommen hat, wäre zu überprüfen.

Über die Person und das personelle Umfeld des Thesaurars Niccolò di Giovanpietro ist nur wenig bekannt. Fast keine Nachrichten liegen über seine Familie vor; seine Vorfahren spielen im öffentlichen Leben kaum eine Rolle.[32] Niccolò wirkt 1422–1423 in Florenz als Notar des Capitano del Popolo Battista di Paolo Capodiferro aus Rom[33] und ist dann zwischen 1447 und 1469 in Città di Castello in zahlreichen öffentlichen Ämtern vertreten. Er stirbt um 1469, anscheinend ohne eigene Nachkommen.[34]

Die Biographie des Kanzlers Lilius' hingegen konnte aus zahlreichen Quellen erschlossen werden[35]. In Kontakt steht er mit mehreren am Papsthof tätigen Castellanern; ihm selbst jedoch bleibt eine Karriere an der Kurie lebenslang verschlossen. Wie Niccolò di Giovanpietro stammt er aus einer zu seiner Lebenszeit noch wenig bekannten Castellaner Familie, deren Mitglieder jedoch in späteren Jahren immer

---

[31] CdC, Annali 45, fol. 144r (7. Januar 1452); vgl. Jaitner-Hahner, Humanismus 1 (wie Anm. 6) S. 81.

[32] Niccolòs Großvater ser Domenico di Giovanni wird im Jahr 1352 erwähnt, als Città di Castello den Rat der XVI einrichtet, bestehend aus je vier Vertretern der vier Rioni, *unus nobilis et tres populares*; Domenico vertritt als *popularis* seinen Rione, Porta S. Maria; vgl. Magherini Graziani 3 (wie Anm. 3) S. 70. Niccolòs Vater Giovanpietro ist 1405 Mitglied des *consilium arbitrii*; zu diesem Muzi, Memorie civili 1 (wie Anm. 3) S. 163; A. Maori, Oligarchie e popolo. Dallo *Statutum populi* del 1261 alla municipalità repubblicana del 1798: compendio delle magistrature comunali di Città di Castello, Storia e microstorie 5, Ellera Umbra 1996, S. 22.

[33] Vgl. Firenze, Archivio di Stato, Capitano del popolo e difensore delle arti, vol. 2831.

[34] Recht häufig bezeugt ist ab 1448 Bartolomeo di Giovanpietro, Niccolòs Bruder, ein wohlhabender Kaufmann; er stirbt etwa um die gleiche Zeit wie Niccolò. Vgl. CdC, Notaio 29, vol. 2, fol. 189v-190r (7. Juni 1469): Güterteilung zwischen Bernardino und Marietta, Erbinnen ihres Vaters Bartolomeo und ihres Onkels Niccolò.

[35] Vgl. U. Jaitner-Hahner, Artikel „Libelli, Lilio (Libellius, Archilibellius), in: DBI, Bd. 65, Roma 2005, S. 19–25.

häufiger in öffentliche Ämter gelangen; mit Lilius' Kanzleramt beginnt der soziale Aufstieg der gesamten Familie. Die Anziehungskraft, die die römische Kurie zeitlebens auf Lilius ausübt, ist verständlich auf dem Hintergrund der frühen Jahre seines beruflichen Wirkens, das ihn mit herausragenden Vertretern der neuen humanistischen Kultur in Berührung gebracht hat. Er selbst betrachtet sich als Vertreter und Vermittler dieser Kultur – nicht umsonst nennt er sich selbst antikisierend *Lilius Tyfernatis* (statt *Tifernas)* nach dem alten Namen seiner Heimatstadt, *Tifernum Tiberinum* –, für den der Papsthof der ihm gebührende Wirkungsort ist.[36] Lilius, mit dem später auftretenden Familiennamen Libelli (oder *de Archilibellis*, wie man ihn selbst und dann auch seinen Sohn Giovanni Battista zuweilen nennt), wurde um 1418 als Urenkel eines aus Fabriano nach Città di Castello eingewanderten maestro Egidio geboren. Als junger *decretorum bacalarius*, wie er sich selbst bezeichnet, nahm er offenbar am Unionskonzil von Ferrara-Florenz (1439–1440) teil und war nach dessen Abschluss bis gegen 1443 Sekretär des Kardinals Bessarion, mit dem er zunächst längere Zeit in Konstantinopel verbrachte, um im Osten bei der Durchsetzung der Unionsbeschlüsse mitzuwirken. Unter Bessarions Anleitung betrieb er auch Griechischstudien, die zu seinen ersten Übersetzungen aus dem Griechischen führten, darunter des Lukian und des Kirchenvaters Epiphanius. Nach Bessarions Rückkehr nach Italien war Lilius weiterhin für den Kardinal tätig, bis Papst Eugen IV. 1443 den erst 25jährigen

---

[36] Zu Lilius als Humanist A. Manfredi, I codici latini di Niccolò V. Edizione degli inventari e identificazione dei manoscritti, Studi e documenti sulla formazione della Biblioteca Apostolica Vaticana 1, Studi e testi 359, Città del Vaticano 1994, S. 307f., Nr. 492; T. Lorini, „Pontificis Nicolai tempore aggressus": Nuove committenze crisostomiche di Niccolò V, in: F. Bonatti/A. Manfredi (ed.), Niccolò V nel sesto centenario della nascita. Atti del Convegno internazionale di studi Sarzana, 8–10 ottobre 1998, Studi e testi 397, Città del Vaticano 2000, S. 324f.; M. Albanese, Gli storici classici nella biblioteca di Niccolò V, con edizione e commento degli interventi autografi di Tommaso Parentucelli, Roma 2003 (RR inedita, 28. saggi), Roma 2003, bes. S. 153–155. – Zu Humanisten an der Kurie auch J. D'Amico, Renaissance Humanism in Papal Rome. Humanists and churchmen on the Eve of Reformation, Baltimore – London 1983; Partner, The Pope's Men (wie Anm. 25), bes. S. 79–81, und R. Cosma (ed.), Germano Gualdo, Diplomatica pontificia e umanesimo curiale, Italia sacra. Studi e documenti di storia ecclesiastica 79, Roma 2005.

Mann zum Kanzler der rebellischen Stadt Città di Castello bestimmte, da er aufgrund seiner vorausgehenden Tätigkeiten als absolut loyal gegenüber Kirche und Papst galt.[37] Doch bis 1445 führte die beständige Auflehnung der Stadt gegen die kirchliche Herrschaft zu mehrfachen Unterbrechungen seiner Amtszeit, bis Nikolaus V. 1448 den jetzt 30jährigen Lilius erneut zum Kanzler berief, dieses Mal im Einvernehmen mit der Stadtregierung. Der Pontifikat dieses Papstes, der die Übertragung griechischer Autoren ins Lateinische nachdrücklich förderte, veranlasste Lilius, einige Schriften des griechisch-jüdischen Philosophen Philon von Alexandrien zu übersetzen; er selbst hatte aus Konstantinopel einen Codex mit Philons Werken mitgebracht. Diese Übersetzung, die angeblich von Nikolaus V. selbst angeregt worden war, dürfte um 1447 entstanden sein, in der Zeitspanne, in der Lilius sich mehrmals aus Città di Castello entfernte. Gegen 1450 fertigte er anlässlich des Heiligen Jahrs die schon erwähnte Übertragung einiger Homilien des Iohannes Chrysostomus an, deren Thematik – *De patientia* und *De poenitentia* – ihm besonders geeignet schien, und widmete sie dem Papst.[38] Einige Jahre später lässt Lilius verlauten, dass Nikolaus ihm aufgrund seiner Verdienste eine *scriptoria* und dazu 300 Golddukaten zugesagt, jedoch sein Versprechen nicht eingelöst habe, da er vorher verstorben sei. Dies teilt er in einer von ihm selbst verfassten kurzen Denkschrift mit dem Titel *De laude Constantinopoleos et unionis Graecorum* mit, die er Nikolaus' Nachfolger Calixt III. (1455–1458) wahrscheinlich kurz nach dessen Pontifikatsbeginn widmet. Unverblümt stellt Lilius darin fest, dass … *pontifex ille morte preventus maiorem mihi quam multis iacturam tulit, si tamen iactura in labilibus his ac transitoriis bonis potest reponi, quo … exemplo ab se concessam mihi scriptoriam aureosque insuper CCC.os statute promissionis potui desiderare.*[39] Aus dem Zusammenhang geht hervor, dass die zugesagte *scriptoria* und die 300 Golddukaten als Belohnung für sein verdienstvolles Wirken im Os-

[37] Jaitner-Hahner, Humanismus 1 (wie Anm. 6) S. 63f.

[38] Text der Widmung in Jaitner-Hahner, Humanismus 2 (wie Anm. 2) S. 473. Das Werk erfuhr eine erstaunliche Verbreitung in Handschriften und Drucken; s. Jaitner-Hahner, Humanismus 1 (wie Anm. 6) S. 326–331.

[39] Text nach der Handschrift Madrid, Biblioteca Nacional 10456, fol. 147r; vgl. Jaitner-Hahner, Humanismus 1 (wie Anm. 6) S. 82.

ten gedacht waren,[40] und es ist nicht zu überhören, dass Lilius die durch Nikolaus' Tod verursachte *iactura* noch nicht verwunden hat. Wohl deshalb bemüht er sich noch Jahre später, während des Pontifikats Pius' II. (1458–1464), erneut um die Aufmerksamkeit des Papstes, wobei er mit der Unterstützung seines früheren Dienstherrn Bessarion rechnet. Letzterem widmet er gegen 1460 seine Abschrift der *Flores beati Augustini in libro de trinitate per veritates ecclesiasticas* und stellt ihr ein Gedicht an Bessarion voraus, in dessen Überschrift er sich selbst – aus nicht erkennbarem Grund – als *familiaris* des Piccolomini-Papstes bezeichnet.[41] Etwa gleichzeitig, im Juni 1459, widmet er Pius seinen Dialog *De pedestribus certaminibus*, ein belangloses Flickwerk aus Stellen lateinischer Historiker. Wie zu erwarten, bleiben beide Werke ohne jede Resonanz – und so wird Lilius' Hoffnung auf eine Stellung am Papsthof, die ihm seiner Meinung nach zusteht, endgültig zunichte gemacht. Stattdessen gelingt ihm zwischen 1463 und 1477 eine beachtliche Karriere aufgrund hoher Ämter in mehreren Städten: als Podestà in Volterra und Gubbio, als Ufficiale della Mercanzia in Florenz und als Dozent am *Studium Perusinum*. Außerdem wirkt er – offenbar als Gast – am Hof von Urbino, wo ihm die herzogliche Bibliothek zu weiteren Studien nützlich ist. Danach, von 1477 bis zu seinem Tod am 21. Juli 1486, tritt er noch einmal in den Dienst des Papstes, freilich nicht an der Kurie in Rom, sondern als von Sixtus IV. ernannter Kastellan der päpstlichen Festung Ceprano in Südlatium, an einem unwirtlichen und ungeliebten Ort, weit entfernt vom kulturellen und gesellschaftlichen Leben

---

[40] Hierzu auch U. Jaitner-Hahner, Da Firenze in Grecia: appunti sul lavoro postconciliare, in: P. Viti (ed.), Firenze e il Concilio del 1439. Convegno di Studi Firenze, 29 novembre – 2 dicembre 1989, Biblioteca Storica Toscana 29, Firenze 1994, S. 901–919; vgl. Jaitner-Hahner, Humanismus 1 (wie Anm. 6) S. 42–51.

[41] Text des Gedichts in Jaitner-Hahner, Humanismus 2 (wie Anm. 2) S. 448–450. Zu den Familiaren Pius' II. s. C. Märtl, Der Papst und das Geld. Zum kurialen Rechnungswesen unter Pius II. (1458–1464), in: Kurie und Region (wie Anm. 25) S. 175–195, hier S. 183. Zum Status der Familiaren allgemein s. auch U. Schwarz, Die Papstfamiliaren der ersten Stunde. Zwei Expektativenrotuli für Sixtus IV. (1. Januar 1472), in: QFIAB 73 (1993) S. 303–386, hier S. 325–329; U. Schwarz, Kardinalsfamiliaren im Wettbewerb. Eine Serie von Expektativenrotuli zum 1. Januar 1472, in: Kurie und Region (wie Anm. 25) S. 129–149.

des Papsthofs.[42] Mit Rom und dem Hof Sixtus' IV. verbindet ihn am Ende seines Lebens eine Beschäftigung, die kaum zu einem Kastellan passt, ihn jedoch ganz ausfüllt: die lateinische Übersetzung fast des gesamten Werks Philons von Alexandrien, die er eigenhändig in sechs prachtvoll ausgestatteten Pergamentbänden niederschreibt und Sixtus IV. und nach dessen Tod Innozenz VIII. widmet.[43] Sein Sohn Giovanni Battista, der seit 1478 an der Kurie weilt, entleiht aus der päpstlichen Bibliothek die griechischen Philon-Codices, die sein Vater für die Übersetzung benötigt, und bringt sie ihm in die Festung. Es mag für Lilius, der im Juli 1486 in Ceprano stirbt, ein Trost gewesen sein, dass er die Anfänge der kurialen Laufbahn dieses Sohnes noch erleben konnte, einer Karriere, die ihm selbst nicht gelungen war.

In den Registern der *Reverenda Camera Apostolica* ist die Zeitspanne, in die Lilius' Ernennung zum Kastellan von Ceprano durch den Camerlengo der Apostolischen Kammer fällt, nicht dokumentiert, doch dass sie vermutlich im Frühsommer 1477 erfolgt ist, geht aus dem Protokoll der Ratssitzung hervor, die am 17. Mai 1477 in Città di Castello stattfand. Nach diesem haben sich, wie allgemein üblich, vier – namentlich nicht genannte – *cives Romani* bereit erklärt, als *fideiussores* für die korrekte Amtsführung des *dominus Egidius de Archilibellis* zu bürgen, jedoch unter der Bedingung, dass die Kommune Città di Castello ihnen Indemnität garantiert, das heißt im gegebenen Fall als Nachbürge eintritt. Hierzu erklärt sich die Stadt bereit, falls *dominus Egidius vel eius propinquus promittant servare ipsam comunitatem indennem*, wenn also Lilius oder ein Verwandter als Drittbürge die end-

---

[42] Zur Bedeutung dieser Stellen s. besonders M. Vaquero Piñeiro, Le castellanie nello Stato della Chiesa nella seconda metà del XV secolo. Figure e gruppi sociali, in: A. Jamme/O. Poncet (ed.), Offices et papauté (XIVe–XVIIe siècle), Charges, hommes, destins, Collection de l'École française de Rome 334, Rome 2005, S. 439–481, zu ASR, Camerale I, Uffici camerali 1716; hier beginnen die Nachrichten über die *arx Ceprani* erst 1487 mit Lilius' Nachfolger *Oliverius de Mari*; s. fol. 41v zum 19. März 1487. – Zu Lilius' Monatsgehalt s. P. Cherubini (ed.), Mandati della Reverenda Camera Apostolica (1418–1802). Inventario, Ministero per i beni culturali e ambientali, Quaderni della Rassegna degli Archivi di Stato 55, Roma 1988, S. 31: *Castellano Ceperani: domino Lilio de Archilibellis fl. 20 de Camera.*

[43] BAV, Vat. lat. 180–185; ausführlich dazu Jaitner-Hahner, Humanismus 1 (wie Anm. 6) S. 332–404.

gültige Verantwortung für die Amtsführung übernimmt, und erteilt messer Niccolò di Manno das Mandat, diese ungewöhnliche Bürgschaftsfolge zu regeln – wahrscheinlich in Absprache mit der Apostolischen Kammer in Rom. Bei dem Beauftragten handelt es sich um den Kurialen Niccolò Bufalini aus Città di Castello, der zu dieser Zeit schon lange am Papsthof wirkt und dort eine wichtige Bezugsperson für seinen Herkunftsort darstellt.[44]

Lilius ist nicht der erste aus Città di Castello stammende Kommandant einer päpstlichen Festung. Bereits 1464, als die *arx* des nahe der Stadt gelegenen Citerna in die päpstliche Herrschaft übergeht, ernennt Paul II. den Castellaner Pierfrancesco di ser Raffaele zum Kastellan von Citerna auf Bitte des mit Pierfrancesco befreundeten Bischofs von Città di Castello, Giovanni IV., der sich auch zum *fideiussor* erklärt.[45] In den nachfolgenden Jahrzehnten werden zahlreiche weitere Kastellanien im Kirchenstaat an Castellaner vergeben, wobei die Bürgschaft oft reiche Kuriale übernehmen, die aus Città di Castello stammen.

3. Einige Castellaner Kurienmitglieder aus der Zeit nach Nikolaus' V. sind zwar dem Namen nach bekannt, doch über die Personen selbst, ihre Amtsausübung, ihr Verhältnis zu Rom und andere Aspekte im Zusammenhang mit ihren römischen Ämtern liegen bisher kaum Nachrichten vor. Überhaupt fehlt eine umfassende und systematische Untersuchung zur Präsenz von Umbrern, die im Quattro- und Cinquecento nach Rom eingewandert sind, um am Papsthof oder in dessen Umkreis zu wirken, obgleich es sich um eine größere Gruppe gehandelt haben muss, wie die häufige Angabe eines umbrischen Herkunftsortes – *de Narnia*

---

[44] Vgl. Jaitner-Hahner, Humanismus 1 (wie Anm. 6) S. 142 und 2 (wie Anm. 2) S. 445. Noch in derselben Ratssitzung erklärt sich Lilius' Bruder Florido bereit, für seinen abwesenden Bruder die Drittbürgschaft zu übernehmen. Die Stadt legt offenbar großen Wert darauf, dass Lilius die Kastellanstelle erhält. Hat sie davon Vorteile? Oder will sie ihn fernhalten, da er politisch unliebsam ist? Lilius hat seit 1468 die Stadt so gut wie nie wieder betreten.

[45] Vgl. A. Ascani, Citerna, Città di Castello 1967, S. 121 mit Anm. 19 zum Breve vom 5. September 1464. Zu seiner Vereidigung am 11. September 1464 (Kaution: 4000 Dukaten) s. ASR, Camerale I, Uffici camerali 1714, fol. 81r (alt 80r). Zu Bischof Giovanni IV. s. G. Muzi, Memorie ecclesiastiche di Città di Castello 3, Città di Castello 1843 (Nachdruck ebd. 1988), S. 21–33.

(Narni), *de Fulgineo* (Foligno), *de Tuderto* (Todi) u.a. – erkennen lässt. Interessant ist dieses Thema nicht nur im Hinblick auf die Zusammensetzung des Kurienpersonals, sondern auch im Rahmen der demographischen Veränderung Roms im Quattrocento als Folge der Anziehungskraft des Papsthofes und der von dieser verursachten Einwanderung.[46] Dabei ist zu prüfen, bei welchen Personen und Personengruppen man von einer wirklichen „emigrazione romana" – von ihrem Herkunftsort aus gesehen – sprechen kann,[47] welche Inhaber kurialer oder auch sonstiger römischer Ämter also ihren Heimatort auf Dauer verlassen, um sich in Rom eine neue Existenz aufzubauen. Hierbei interessiert, ob und wie sie mit ihren Familien in Rom wohnen, wie weit sie sich in die römische Gesellschaft integrieren und welchen sozialen Rang sie in dieser einnehmen – und nicht zuletzt, wie sich ihre Beziehung zu ihrem Herkunftsort gestaltet; denn wie das Beispiel Città di Castellos zeigt, verliert dieser für die meisten *emigrati romani* keineswegs seine Bedeutung.

---

[46] S. z.B. Partner, Renaissance Rome (wie Anm. 25), bes. S. 75–111 (auch zum Cinquecento) und die zahlreichen Arbeiten von Arnold Esch; s. z.B. ders., Wege nach Rom. Annäherungen aus zehn Jahrhunderten, München 2003, Kapitel „Ein Gang durch das Rom der Hochrenaissance", S. 44–64, dazu Bibliographie S. 212–214; A. Esposito, I „forenses" a Roma nell'età del Rinascimento: aspetti e problemi di una presenza „atipica", in: G. Rossetti (ed.), Dentro la città. Stranieri e realtà urbane nell'Europa dei secoli XII–XVI, Europa mediterranea. Quaderni 2, Napoli 1989, S. 163–175; H. Broise/J.-C. Vigueur, Strutture famigliari, spazio domestico e architettura civile a Roma alla fine del Medioevo, in: Storia dell'arte italiana. Parte terza: situazioni momenti indagini. Volume quinto: Momenti di architettura, Torino 1983, S. 99–160, bes. S. 108f.; zu Anfang 16. Jh. A. Rehberg, L'*élite* municipale e i nuovi cittadini fra gli *habitatores* di Roma del primo Cinquecento, in: A. Esposito/M. L. Lombardo (Hg.), Vivere a Roma, Uomini e case nel primo Cinquecento (dai censimenti del 1517 e 1527), Archivi e cultura XXXIX, Nuova Serie, Roma 2006, S. 27–57. – Fallstudie zu den Pamphili aus Gubbio in Rom: B. Borello, Strategie di insediamento in città: i Pamphilj a Roma nel primo Cinquecento, in: M. A. Visceglia (ed.), La nobiltà romana in età moderna. Profili istituzionali e pratiche sociali, Università degli studi Roma Tre. Dipartimento di studi storici geografici antropologici. Ricerche 3, Roma 2001, S. 31–61.

[47] Dies der Titel eines Beitrags zur römischen Präsenz von Castellanern im Cinquecento: C. De Dominicis, Emigrazione altotiberina a Roma nel Cinquecento da tre fonti archivistiche, Pagine altotiberine 4 (1998) S. 43–62.

Die folgende Untersuchung gilt Personen aus Città di Castello, die in der zweiten Hälfte des Quattrocento ein Kurienamt besitzen und dies meist persönlich ausüben, sich also über längere Zeit in Rom aufhalten. Dabei richtet sich das Interesse in erster Linie auf die Kanzleiämter, deren Inhaber am leichtesten zu identifizieren und biographisch einzuordnen sind; einzubeziehen sind jedoch auch einige Stelleninhaber an der Apostolischen Kammer und an der Pönitentiarie.[48] Am Rande erwähnt werden ferner einige Castellaner, die in der gleichen Zeitspanne Stellen an den stadtrömischen Zollbehörden besitzen.

Die Inhaber kurialer Ämter stehen in iher Heimatstadt Città di Castello in hohem Ansehen. Die meisten sind Klienten Castellaner Notare, die in ihren Protokollen dem Namen des Klienten seine kuriale Amtsbezeichnung wie einen Titel hinzufügen, unabhängig davon, ob der Betreffende persönlich anwesend ist oder, da *Rome commorans*, einen Prokurator mit einem Mandat betraut hat. Der Notar Gentile Burat(t)i zum Beispiel ist Vertrauensnotar des *spectabilis vir dominus Iohannespetrus de Buffolinis litterarum apostolicarum de maiori parco sive presidentia abreviator*, der sich im Oktober 1490 als Sohn und Prokurator des *excellentissimus vir dominus Nicolaus Manni utriusque iuris doctor clarissimus et civis Civitatis Castelli et earundem litterarum et <de> simili parco seu presidentia abreviator* an den Notar wendet, um Patronatsrechte seines Vaters zu regeln, der in Rom weilt.[49]

Die Castellaner, die im späten Quattrocento ein Amt an der päpstlichen Kanzlei besitzen, sind auch von Thomas Frenz in seinem 1986 erschienenen Handbuch „Die Kanzlei der Päpste der Hochrenaissance (1471–1527)" verzeichnet worden und können jetzt auf der Basis neuer Quellen klarer identifiziert und zugeordnet werden. Einige der von Frenz benutzten Quellen, die *Libri officiorum* und *Libri officialium*

---

[48] Zu dieser allgemein E. Göller, Die päpstliche Pönitentiarie von ihrem Ursprung bis zu ihrer Umgestaltung unter Pius V., Bd. 1–2, Bibliothek des Kgl. Preussischen Historischen Instituts in Rom 3 und 7, Rom 1907–1911; Del Re (wie Anm. 25) S. 199–211; Partner, The Pope's Men (wie Anm. 25) S. 23f.; s. auch K. Salonen, La penitenzieria apostolica e le partes, in: Offices, écrit et papauté (wie Anm. 25) S. 253–265.

[49] CdC, Notaio 48, vol. 1, fol. 93v-94r (1. Oktober 1490).

aus den Vatikanischen Registerserien, wurden nochmals durchgesehen, da sie vielfach Angaben enthalten, die Frenz nicht übernommen hat, jedoch in Kombination mit weiteren, neu gefundenen Quellen das Profil der betreffenden Person deutlicher hervortreten lassen – in Bezug auf Alter, Herkunft, Familie, Karriere, sozialen Rang und nicht zuletzt Klientelverhältnisse. Zahlreiche ältere und neuere Untersuchungen zum Kurienpersonal, zum Ämterhandel und zu den Ämtersozietäten, ebenso zu den Stellen an den stadtrömischen Behörden liefern weitere Hinweise auf Amtsinhaber, die aus Città di Castello stammen. Wertvolle, bisher kaum beachtete Informationen enthalten außerdem die ungedruckten Quellen aus dem Herkunftsort der römischen Amtsinhaber, besonders die *Annali* (die *Reformationes* bzw. *Riformanze*),[50] in denen sich oft Hinweise auf das politische und soziale Umfeld der betreffenden Personen finden, ebenso die erwähnten Protokolle der Notare, die die familiären und wirtschaftlichen Interessen ihrer in Rom lebenden Klienten verwalten. Hinzu kommen die Aufzeichnungen römischer Notare, die hier freilich wegen der großen Materialfülle nur punktuell einbezogen werden können.

Während Frenz im Wesentlichen den Zeitraum von 1471 bis 1527 behandelt, das heißt vom Pontifikat Sixtus' IV. bis zum *Sacco di Roma*, setzt die folgende Untersuchung etwa zwei Jahrzehnte früher an und erstreckt sich in einigen Fällen bis in die ersten Jahre des Cinquecento, ungefähr bis zum Ende des Pontifikats Alexanders VI. (1492–1503), zuweilen auch darüber hinaus. Letzteres ist damit zu begründen, dass mehrere Castellaner, die im späteren Quattrocento ein Amt erwerben, dieses bis über den Jahrhundertwechsel hinaus besitzen, als bereits einige ihrer Söhne ins Blickfeld treten, die dann ebenfalls Kurienämter erhalten und somit die zweite Generation von Castellaner Kurialen repräsentieren. Ein Blick auch auf diese zweite – und zuweilen noch auf die dritte – Generation ist angebracht, da sich dort bestimmte Tendenzen zeigen, die für die Erforschung des römischen Cinquecento von Bedeutung sind.

---

[50] Zu dieser Quellengattung (Protokolle der Sitzungen und Beschlüsse der Stadtregierung) s. A. Rehberg (Hg.), Il *Liber decretorum* dello scribasenato Pietro Rutili. Regesti della più antica raccolta di verbali dei consigli comunali di Roma (1515–1526), Collana di storia ed arte 5, Roma 2010, S. 3f.

Prinzipiell nötig ist jedoch die zeitliche Obergrenze, weil sich Bedeutung und Funktion der Kurienämter seit dem späten Quattrocento und dann verstärkt in den Pontifikaten Julius' II. (1503–1513) und Leos X. (1513–1521) grundlegend ändern – und damit das Profil ihrer Besitzer, unter denen sich auch eine Reihe Castellaner befindet. Für diese stellt jetzt der Erwerb der reichlich verfügbaren, zum Teil extrem teuren Kurienämter nichts anderes als eine gewinnträchtige Investition dar; im Gegensatz zu den meisten Stelleninhabern des Quattrocento üben sie also ihr Amt nicht aus und haben deshalb in der Regel auch keine persönliche Bindung an die Kurie und an Rom.[51] Die Quellen, auch die in Città di Castello vorhandenen, liefern zum Cinquecento zahlreiche, oft sehr detaillierte Belege zum römischen Ämterhandel und zu Castellanern, die daran rege teilnehmen, ohne in Rom anwesend zu sein. Meist handelt es sich um Vertreter der wohlhabenden städtischen Elite, reiche Kaufleute, die auch in zahlreiche andere Geschäfte verwickelt sind. Diese Personengruppe und der von ihr betriebene Handel mit kurialen Stellen mit all seinen Teilaspekten sind jedoch gesondert zu behandeln.

Zwei namhafte Autoren um 1500 erwähnen Castellaner, die zu ihrer Zeit an der päpstlichen Kanzlei wirkten und fast alle in Rom ansässig waren. Es handelt sich um dieselben Personen, die auch in den jetzt neu aufgefundenen Quellen vorkommen, so dass sich jetzt das Profil einer zwar kleinen, aber klar umrissenen Gruppe von Kurialen erstellen lässt. Der päpstliche Zeremonienmeister Johannes Burckard aus Straßburg (ca. 1450–1506) führt in seinem bekannten *Liber Notarum* die Na-

---

[51] Zu den Kaufämtern allgemein s. Anm. 25. – Bereits Sixtus IV. erhöhte ihre Gesamtzahl von 300 auf 625; unter Julius II. stieg die Zahl auf 936, unter Leo X. auf 2232. Hierzu B. Schimmelpfennig, Der Ämterhandel an der römischen Kurie von Pius II. bis zum Sacco di Roma (1527), in: I. Mieck (Hg.), Ämterhandel im Spätmittelalter und im 16. Jahrhundert, Einzelveröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin 45, Berlin 1984, S. 3–41; für die Zeit seit Julius II. auch Hofmann 1 (wie Anm. 25) S. 159–161 u. ö.; E. Göller, Hadrian VI. und der Ämterverkauf an der päpstlichen Kurie, in: Abhandlungen aus dem Gebiete der mittleren und neueren Geschichte und ihrer Hilfswissenschaften. Eine Festgabe zum siebzigsten Geburtstag Geh. Rat Prof. Dr. Heinrich Finke, Münster 1925, S. 375–407, hier S. 380f.; Delumeau (wie Anm. 25), bes. S. 772–776; Partner, The Pope's Men (wie Anm. 25) passim; Guidi Bruscoli (wie Anm. 25), bes. S. 521–526 (eher zum Cinquecento).

men mehrerer aus Città di Castello stammender Mitglieder der päpstlichen Kurie an, die im Pontifikat Alexanders VI. (1492–1503) an der jährlichen Fronleichnamsprozession teilnahmen bzw. teilzunehmen verpflichtet waren, wozu Namenslisten nach den verschiedenen Ämtergruppen erstellt wurden.[52] Erfasst sind die Jahre 1493 und 1496 bis 1499, also insgesamt fünf Jahre; zu den anderen liegen keine Angaben vor. Bei den Castellanern handelt es sich durchweg um Angehörige der päpstlichen Kanzlei. Unter dem Datum 5. Juni 1493 registriert Burckard sieben aus Città di Castello stammende Prozessionsteilnehmer,[53] und zwar unter der Rubrik *omnes abbreviatores* (nämlich *abbreviatores de parco minori et de prima visione*) *V. Bufalinus*, bei den 88 *scriptores apostolici in urbe presentes* die Namen *Alcherigius* und *Io. Lilius*; gemeint sind Ventura Bufalini, Alcrigio Alcrigi und Giovanni Battista Lili (Libelli). Bei den *abbreviatores de parco maiori* beziehen sich die Abkürzungen *P. de Castello*, *S. de Castello* und *Io. Bufalinus* auf Paolo Giustini, Saldono Saldi und Giovanpietro Bufalini. Zu diesen sechs tritt als *collector plumbi*[54] ein *Paulus de Frisiis*, der allerdings als *absens* verzeichnet wird; es handelt sich um Paolo Fucci (*Paulus de Fuciis*), einen Sohn des Piergentile Fucci, der im November 1450 an der Schenkungszeremonie in Città di Castello beteiligt war. Fünf von diesen sieben Personen registriert Burckard auch 1496, wobei jetzt bei den *sollicitatores literarum apostolicarum*[55] der Name *P. de Fusiis* erscheint; gemeint ist wieder Paolo Fucci, der auch dieses Mal *absens* ist.[56] In derselben Gruppe und erneut als *absens* erscheint er in der Liste vom

---

[52] E. Celani (Hg.), Johannis Burckardi Liber Notarum ab anno MCCCCLXXXIII usque ad annum MDVI, Bd. 1,1 und 1,2, RIS 32,1, Città di Castello 1906–1910 und 1911–1940. Diese Listen betreffen die Jahre 1493, 1496, 1497, 1498 und 1499 (s.die nachfolgende Übersicht); vgl. Frenz (wie Anm. 25) S. 237. Bei einigen Ämtergruppen fehlt die Namensliste, da die Person, die mit ihrer Erstellung beauftragt war, sie nicht abgeliefert hat.

[53] Johannis Burckardi Liber Notarum 1,1 (wie Anm. 52) S. 428–438.

[54] Korrekt: *collector taxae plumbi*. Zum Amt und zur Gründung des Kollegs der *collectores taxae plumbi* im Jahr 1486 Frenz (wie Anm. 25) S. 217f.: Kaufamt, Kaufpreis 1486 500 Dukaten, 1497 700. Zum Kolleg auch Göller (wie Anm. 51) S. 380.

[55] Zum Amt des *sollicitator litterarum apostolicarum* und zur Gründung des Kollegs 1482 Frenz (wie Anm. 25) S. 212f.; Kaufpreis 1496: 600 Dukaten.

[56] Johannis Burckardi Liber Notarum 1,1 (wie Anm. 52) S. 606–613.

23. Mai 1497 unter dem Namen *Paulus de Fusiis*; am 12. Juni 1498 hingegen ist sein Name bei den Sollizitatoren richtig mit *P. de Fucciis* angegeben, was wohl damit zusammenhängt, dass er in diesem Jahr erstmals anwesend ist.[57] Aus einem Castellaner Notarsprotokoll geht hervor, dass er noch im selben Jahr 1498 stirbt,[58] und tatsächlich wird er von Burckard danach nicht mehr erwähnt. Paolos wiederholte Abwesenheit lässt vermuten, dass er die mit seinen Kurienämtern verbundenen Pflichten selten wahrgenommen, jedoch die daraus entstehende Rendite regelmäßig bezogen hat;[59] er ist damit – wie bald darauf auch sein Bruder Piergentile – Repräsentant eines neuen Typs von kurialen Stelleninhabern, der nach 1500 auch in Città di Castello häufiger auftreten wird.

Anlässlich des Fronleichnamsfestes vom 30. Mai 1499 nennt Burckard als weiteren Namen *Nicolaus de Castello* (Niccolò Bufalini), *abbreviator de parco maiori*[60], und im Januar 1500 – unabhängig von den Listen der Prozessionsteilnehmer – Niccolòs gleichnamigen Enkel, *Nicolaus de Castello* den Jüngeren, Sohn Giovanpietro Bufalinis, als *litterarum apostolicarum de maiore presidentia abbreviator.*[61] Aus der Zeit zwischen 1493 und 1499 kennt Burckard also insgesamt acht aus Città di Castello stammende Mitglieder der Kurie. Dabei fällt die ge-

---

[57] Ebd. 1,2 (wie Anm. 52) S. 25–39, hier S. 29; S. 101–112, hier S. 105.

[58] CdC, Notaio 48, vol. 7, fol. 10r-v (26. November 1498): Paolos Witwe Antonia di Niccolò Fucci (aus einer anderen Linie der Fucci) regelt Erbansprüche ihres und Paolos Sohn Girolamo.

[59] Zum finanziellen Gewinn für den Papst aus den Stellen der Sollizitatoren und der *collectores taxae plumbi* s. Göller (wie Anm. 51) S. 380. – Am 2. Juni 1499 quittiert Paolos Witwe dem Castellaner Francesco Feriani den Erhalt größerer Geldsummen, darunter die Einkünfte aus den *officia* (Plural!) ihres Mannes in Rom; s. CdC, Notaio 48, vol. 7, fol. 96v-97r. – Paolo Fucci hatte 1475 und 1476 als *orator* enge Verbindung zur Kurie; s. z.B. Muzi, Memorie civili 2 (wie Anm. 1) S. 53 (zum 24. Oktober 1476). Als Feind Niccolò Vitellis wurde er von diesem 1482 auf die Liste der Verbannten gesetzt (CdC, Annali 45, fol. 60r, zum 28. Oktober 1482), kehrte aber bald zurück und lebte danach meist in Città di Castello. Im Oktober 1494 reiste er als *ambaxiator communis* zu Alexander VI. wegen des von diesem angeforderten *subsidium pro recuperanda arce Ostiensi*; s. CdC, Annali 54, fol. 82r (21. Oktober 1494).

[60] Johannis Burckardi Liber Notarum 1,2 (wie Anm. 52) S. 143–152, hier S. 149.

[61] Ebd. S. 195 (zum 2. Januar 1500): *Nicolaus de Castello iunior* liest eine päpstliche Bulle vor.

häufte Präsenz der Bufalini ins Auge, die von vier Personen in drei aufeinanderfolgenden Generationen vertreten sind: dem älteren Niccolò, dessen Söhnen Ventura und Giovanpietro sowie von Giovanpietros Sohn Niccolò.

Unklar ist die Zuordnung eines von Burckard im Jahr 1497 unter dem Namen *Stephanus Salvagius* verzeichneten *collector plumbi*,[62] der wahrscheinlich identisch mit dem *Stephanus Silvagus* ist, der 1513 in dem von Leo X. neu gegründeten Kollegium der *presidentes annone* in der Liste der Stelleninhaber erscheint.[63] Bei diesem könnte es sich um den Castellaner *Stephanus quondam Selvaggi* handeln, der in Città di Castello von 1468 bis 1495 als Notar praktiziert,[64] doch ist dies nicht sicher. Unter Einbeziehung des *Stephanus Silvagus* beliefe sich die Gesamtzahl der von Burckard erwähnten Kurialen aus Città di Castello auf neun Personen.

Vier dieser Personen erwähnt auch der römische Patrizier und Kuriale Marcantonio Altieri (1450–1532) in seinem bekannten Werk *Li Nuptiali*, einer fiktiven, in das Jahr 1504 verlegten Unterhaltung, die verschiedene Angehörige des stadtrömischen Patriziats anlässlich der bevorstehenden Heirat des Patriziers Giovangiorgio Cesarini mit Marzia Sforza führen.[65] Dabei fallen die Namen von Niccolò Bufalini, Paolo Giustini, Giovanni Battista Lili und Saldono Saldi, wobei es sich bezeichnenderweise um die vier ranghöchsten Kurienmitglieder aus Città di Castello handelt, *legum* (bzw. *utriusque iuris*) *doctores*, die aufgrund ihrer Stellung am Papsthof und ihres langen römischen Auf-

---

62 Ein Stephanus Salvagus, als *camere apostolice computista* bekannt, wird 1498 Kastellan von Montefiore; s. ASR, Camerale 1716, fol. 71r (alt 60r) (17. August 1498).

63 ASV, Reg. Vat. 1211, fol. 97r-105r (7. Januar 1513). Diese Liste verzeichnet f. 104v auch *Guido de Castello* und *Piergentilis Futius*. Letzterer ist Piergentile di Piergentile Fucci, ein Bruder des Sollizitators Paolo Fucci. *Guido de Castello* ist vermutlich der Castellaner Guido Alcrigi, Sohn des Kurialen Alcrigio Alcrigi, der äußerst rege am römischen Ämterhandel teilnimmt. Er war bereits 1509 als sehr junger Mann Mitglied dieses von Julius II. gegründeten Kollegiums; s. ASV, Reg. Vat. 990, fol. 142v-147r (1. Mai 1509), hier 146r.

64 CdC, Notaio 36 (Stefanus quondam Luce Selvaggi).

65 E. Narducci (ed.), Li Nuptiali di Marco Antonio Altieri. Introduzione di Massimo Miglio. Appendice documentaria e indice ragionato dei nomi di Anna Modigliani, Roma 1995 (RR inedita, 9. anastatica), Roma 1995.

enthalts zu sozialem Aufstieg gelangt sind und damit zu den Gesellschaftskreisen gehören, die die Gesprächsteilnehmer in *Li Nuptiali* repräsentieren. Der Patrizier Giovanni Battista Miccinelli bezeichnet Niccolò Bufalini als „quel molto honorando et mio sì caro amico misser Nicolò Bufalino" und äußert sich bewundernd über dessen „benivoli et venerandi convicini misser Iuvanbattista Caccialupi et misser Saldone de' Saldi, egregij et singulari Iurisconsulti",[66] das heißt Bufalinis Schwiegersohn und seinen Schwager, die ebenfalls Juristen und Kuriale sind. „Misser Iuvanbaptista Lelio" (auch: Lilij, gemeint ist Giovanni Battista Lili) findet sogar an mehreren Stellen Erwähnung, darunter in einer Liste von Kanzleibediensteten, wobei er als erster „fra li degni et più qualificati" gilt.[67] An einer anderen Stelle wird „misser Pavolo Iustini da Castello", nämlich Paolo Giustini, als passionierter Sammler von antiken Gegenständen genannt.[68]

Die von Burckard und Altieri erwähnten Kurialen aus Città di Castello entstammen fast alle derselben Generation, zumindest innerhalb der verwandtschaftlichen Konstellation, wobei freilich große Altersunterschiede auftreten. Niccolò Bufalini, der um 1428 geboren ist, gehört – bezogen auf seine direkten und angeheirateten Verwandten – der Generation des Giovanni Battista Lili an, dessen Geburtsdatum kurz nach 1450 anzusetzen ist, und nicht zu der von Giovanni Battistas Vater Lilius, der 1418 geboren und damit nur wenig älter als Bufalini ist. Infolgedessen sind Niccolò Bufalinis Söhne Ventura und Giovanpietro, die bald nach 1460 geboren wurden, genealogisch bereits der nächsten Generation zuzuordnen, obwohl sie nicht viel jünger als Giovanni Battista Lili sind. Da Ventura und Giovanpietro Bufalini jedoch ihre Kurienämter zur gleichen Zeit wie die Vertreter der Generation ihres Vaters besitzen, im späten Quattrocento, ist es in einigen Zusammenhängen sinnvoll, die streng genealogische Betrachtungsweise aufzugeben.

---

[66] Ebd. S. 124. Zum Zeitpunkt dieses fiktiv ins Jahr 1504 verlegten Gesprächs ist Niccolò Bufalini bereits verstorben.

[67] Ebd. S. 144 und 150, s. auch S. 103f.

[68] Ebd. S. 61; s. auch Introduzione S. 17*; Johannis Burckardi Liber Notarum 1,1 (wie Anm. 52) S. 509 Anm. 1.

Tab. 1: Kuriale aus Città di Castello in den Teilnehmerlisten der Fronleichnamsprozession (nach Burckards *Liber Notarum*)

1493 Juni 5 1,1 S. 428–438	1496 Juni 1 1,1 S. 606–613	1497 Mai 23 1,2 S. 25–39	1498 Juni 12 1,2 S. 102–112	1499 Mai 30 1,2 S. 143–152
Paulus de Frisiis (= de Fuccis) *collector plumbi* S. 429	P(aulus) de Castello, *abbreviator de parco maiori* S. 607	? Stephanus Salvagius *collector plumbi* S. 27	Paulus de Castello *sollicitator literarum apostolicarum* S. 103	Paulus de Castello *abbreviator de parco maiori* S. 149
V(entura) Bufalinus *abbreviator* S. 435	S(aldonus) de Castello *abbreviator de parco maiori* S. 607	Paulus de Fusiis (= de Fuccis) *sollicitator literarum apostolicarum* S. 29 (absens)	Saldonus de Castello *sollicitator literarum apostolicarum* S. 103	Saldonus de Castello *abbreviator de parco maiori* S. 149
Alcherigius *scriptor apostolicus* S. 436	Io(annespetrus) de Castello *abbreviator de parco maiori* S. 607	Alcherigius *scriptor apostolicus* S. 35	P(aulus) de Fucciis (= de Fuccis) *sollicitator literarum apostolicarum* S. 105	Nicolaus de Castello *abbreviator de parco maiori* S. 149
Io(annesbaptista) Lilius *scriptor apostolicus* S. 437	V(entura) Bufolinus *clericus camere, abbreviator de parco minori* S. 608	Ioannes(baptista) Lilius *scriptor apostolicus* S. 36	Alcherigius *scriptor apostolicus* S. 110	Alcherigius *scriptor litterarum apostolicarum* S. 150
P(aulus) de Castello *abbreviator de parco maiori* S. 438	P(aulus) de Fusiis (= Fuccis) *sollicitator literarum apostolicarum* S. 610 (absens)	Paulus de Castello *abbreviator de parco maiori* S. 38	Ioannes(baptista) Lilius *scriptor apostolicus* S. 111	Ioannes(baptista) Lilius *scriptor litterarum apostolicarum* S. 151
S(aldonus) de Castello *abbreviator de parco maiori* S. 438		Saldonus de Castello *abbreviator de parco maiori* S. 38		
Io(annespetrus) Bufolinus *abbreviator de parco maiori* S. 438				

Im zweiten Band seiner 1844 gedruckten *Memorie civili di Città di Castello*, der bisher einzigen Gesamtdarstellung der Geschichte Città di Castellos, nennt Bischof Giovanni Muzi (1772–1849)[69] zwei weitere Castellaner Kuriale aus dem Pontifikat Sixtus' IV. Unter dem Datum 12. Januar 1481 berichtet er über die Wahl der Gesandten, die bei Sixtus IV. unter anderem die Herabsetzung des Beitrags erwirken sollen, die Città di Castello für den geplanten Türkenkrieg zu leisten hat. Die *oratores* werden beauftragt, zuvor die in Rom ansässigen Castellaner als Vermittler einzuschalten: Amodeo Giustini, Niccolò Bufalini, Saldo(no) Saldi, Tommaso Camuffi und ser Francesco di Lucca (gemeint: Luca).[70] Von diesen waren – neben Bufalini – auch Camuffi und ser Francesco Inhaber von Kurienämtern, während Giustini sich damals zwar längere Zeit am Papsthof aufhielt, dort jedoch vermutlich kein Amt besaß. Wie nachzuweisen, ist Tommaso Camuffi seit 1455 *scriptor apostolicus*, und Francesco di Luca (mit dem gegen 1500 auftretenden Cognomen Feriani) erhält im September 1481 eine Stelle als Abbreviator, hatte aber schon lange vorher enge Beziehungen zu einigen hochrangigen Mitgliedern der Kurie. Mit Tommaso Camuffi und Francesco Feriani erhöht sich die aus Burckards Aufzeichnungen ermittelte Zahl von acht oder neun Personen auf zehn bis elf, von denen anzunehmen ist, dass sie fast alle an der Kurie anwesend waren und in Rom lebten. Diese Personen verzeichnet auch Frenz,[71] wobei er noch weitere Castellaner anführt, die zwischen 1500 und 1527 und darüber hinaus kuriale Ämter besitzen, darunter drei direkte Nachfahren der Kurialen des Quattrocento.

Unerwähnt bleibt bei Burckard, Altieri und Muzi ein nicht eindeutig identifizierbarer *Piergiovanni da Castello*, der erste aus Città di Castello stammende *scriptor penitentiarie* im Quattrocento. Piergio-

---

[69] In diesem z.T. lose annalistisch aufgebauten Werk stützt sich Muzi meist auf heute verschollene Aufzeichnungen früherer Castellaner Akademiemitglieder und Historiker. Zum Autor s. E. Ciferri, Tifernati illustri 1, Città di Castello 2000, S. 167–172.

[70] Muzi, Memorie civili 2 (wie Anm. 1) S. 59f.

[71] S. Anhang. – Die Angabe *de Castello* kann sich – selten – auch auf einen anderen Ort beziehen oder ist – ebenfalls selten – Cognomen wie wahrscheinlich Frenz S. 408 Nr. 1655 *Michael de Castello*. Cognomen ist auf jeden Fall *Castellanus, de Castellanis* (z.B. ebd. S. 390 Nr. 1431, S. 347 Nr. 942).

vanni fungiert im Februar 1470 als einer der vier *fideiussores* für den neu ernannten Kastellan der päpstlichen Festung Roccastrada, den Castellaner Virile Virili; zwei weitere Bürgen sind die Castellaner Lorenzo Giustini und Niccolò Bufalini.[72] Gemeint sein könnte Piergiovanni Camuffi, der Bruder des erwähnten Tommaso Camuffi, oder der Castellaner Piergiovanni Fidanza; beide Personen sind auch als Besitzer kommunaler Ämter nachweisbar. Piergiovanni ist im Quattrocento vielleicht der einzige Pönitentiarieschreiber aus Città di Castello. Im Cinquecento hingegen spielt diese Stelle auf dem Ämtermarkt auch bei Castellanern eine wichtige Rolle, unter anderem im Zusammenhang mit der Gründung von Ämtersozietäten. Das erste Beispiel bietet der reiche Kaufmann Piergentile Fucci, der Bruder des Kurialen Paolo Fucci: Piergentile erwirbt 1504 eine Schreiberstelle an der Pönitentiarie, die er bis 1513 besitzt,[73] ohne das Amt je persönlich auszuüben. Anders allerdings Agamemnone Salviani, der seit 1514 als *sacrarum literarum penitentiarum scriptor* bezeugt ist (als Fuccis Nachfolger?), ein Großonkel des berühmten Arztes Ippolito Salviani (1514–1572), der später Leibarzt Julius' III. und Marcellus' II. wird: Agamemnone Salviani, *legum doctor* und *venerabilis*, weilt seit Beginn des Cinquecento als Art ständiger Vertreter von Città di Castello an der Kurie und erfüllt wichtige diplomatische Missionen, zeitweise in Kooperation mit Giovanni Battista Lili und Saldono Saldi. Das Schreiberamt an der Pönitentiarie besitzt er bis zu seinem Tod Anfang 1523; danach wird seine Stelle zum Preis von 2100 Dukaten weiterverkauft.[74]

Auch ein weiterer Inhaber eines Kurienamtes fehlt bei Burckard, Altieri und Muzi, der reiche Castellaner Patrizier messer Pagano di Iacopo Costanzi, *legum* (oder *canonum*) *doctor*, was wohl daran liegt, dass Costanzi, der spätestens 1500 eine Stelle als *literarum apostolicarum scriptor* erwirbt,[75] dieses Amt ebenfalls nicht persönlich wahr-

---

[72] ASR, Camerale I, Uffici camerali 1714, fol. 105v (alt 103v) (24./25. Februar 1470).

[73] Vgl. Hofmann 2 (wie Anm. 25) S. 194.

[74] Vgl. Göller (wie Anm. 51) S. 400.

[75] CdC, Notaio 34, vol. 12, nicht foliiert (10. November 1500): *magnificus vir dominus Paganus magistri Iacobi literarum apostolicarum scriptor* vertritt juristisch die Witwe des Paolo Fucci. Frenz, Die Kanzlei S. 418 Nr. 1782 verzeichnet einen *P. Constantius*, der 1489 eine Stelle als *collector taxe plumbi* besitzt – Pagano Costanzi?

nimmt, sich nur selten in Rom aufhält und damit einen neuen Typ von kurialen Amtsinhabern repräsentiert, zu dem auch die Brüder Fucci gehören. Nach den Quellen ist Pagano der erste Castellaner, der schon kurz vor 1500 intensiv am Handel mit kurialen Ämtern teilnimmt, meist von Città di Castello aus, und dabei große Geldsummen investiert, wobei seine Geschäftspartner und Prokuratoren in Rom wohlhabende Castellaner sind. Diese Interessen verfolgt Pagano über gut drei Jahrzehnte. Bereits 1501 scheint er in eine nicht näher identifizierbare Ämtersozietät eingetreten zu sein, um deren Einkünfte sich Ventura Bufalini kümmert,[76] 1507 besitzt er in Rom zusammen mit seinem Bruder Teodoro mehrere kuriale *officia*, deren Emolumente (Nebeneinkünfte) Alcrigio Alcrigi verwaltet,[77] und 1521 verkauft er zum Preis von 1300 Golddukaten seine Stelle als Pönitentiarieschreiber an den jüngeren Niccolò Bufalini.[78] Zur gleichen Zeit betreibt messer Pagano in Città di Castello ebenso lukrative Geschäfte, vor allem mit Immobilien. Auch in Rom besitzt er Wohnhäuser und Läden, mit deren Vermietung er seinen Prokurator beauftragt. Ein weiterer Bruder Paganos, der Kleriker Girolamo Constanzi, an den Alexander VI. Anfang Januar 1500 eine Stelle als *litterarum apostolicarum sollicitator* vergibt, hat dieses Amt wohl ebenfalls nicht persönlich ausgeübt; möglicherweise starb er kurz nach dessen Erwerb. Burckard erwähnt Girolamo Costanzi nicht.[79]

4. An der Camera Apostolica in Rom sind im Quattrocento ebenfalls einige Personen aus Città di Castello vertreten. Diese Personen sind durchweg Notare, in der Regel mit Berufserfahrung, die sie zuvor zum Beispiel im Gefolge eines hohen kommunalen Amtsträgers erworben haben. Schon im Pontifikat Eugens IV. (1431–1447) ist *Ventura Paulucii de Matzis* (gemeint: *Martiis* oder *Marciis*) *de Civitate Castelli*, auch *Ventura de Castello* genannt, als *procurator fisci camerae apostolicae*

---

[76] CdC, Notaio 43, vol. 25, fol. 98v (11. November 1501): Pagano quittiert in Città di Castello dem abwesenden Ventura den Erhalt von 400 Golddukaten *occasione societatis ut asseruit in quodam officio in romana curia*. Ist Ventura sein *socius*?

[77] CdC, Notaio 50, vol. 5, fol. 149r-v (26. September 1507).

[78] Ebd. vol. 16, fol. 146r-v (16. Oktober 1521).

[79] Verzeichnet jedoch von Frenz (wie Anm. 25) S. 347 Nr. 948.

generalis bezeugt.[80] Ventura erhält dieses Amt, mit dem die gesamte Aufsicht über die Finanzverwaltung der Kammer verbunden ist, im Februar 1436 und besitzt es bis zu seinem Tod im Jahr 1446; im Februar 1443 erwirbt er außerdem eine Skriptorenstelle an der Kanzlei.[81] Wahrscheinlich ist dieser *procurator fisci* identisch mit dem Notar *Ventura de Marziis* (oder *Maççis*) *Paolutii de Civitate Castelli*, der in Perugia 1425 und 1430 im Gefolge des Podestà gewirkt und an dieser und an weiteren Stellen die Erfahrung gewonnen hat, die ihn für die römische Stelle qualifiziert.[82] Sollte er auch der *Ventura de Castello* sein, dessen Erben 1461 als Besitzer eines Hauses im Rione Parione genannt werden, wäre er einer der ersten Castellaner, die sich im Quattrocento in Rom ganz niedergelassen haben.[83] Eine Person namens *Iohannes de Martiis de Civitate Castelli*, das heißt Giovanni Marzi, die Pius II. am 1. Oktober 1458 für ein Jahr als *substitutus extraordinarii camere alme Urbis nostre* einsetzt,[84] ist vielleicht Venturas Sohn oder ein anderer Verwandter.

Die Notare an der Apostolischen Kammer besaßen ihre Stelle in der Regel wohl nicht so lange wie die Kanzleikurialen, etwa zwei bis drei Jahre, jedoch dürfte sich ihre Tätigkeit in Rom vorteilhaft auf ihre spätere Karriere ausgewirkt haben. Einige unterstanden dem *auditor causarum curie camere apostolice*, dem obersten Richter der Kammer.[85] Eine Notarsstelle erhält während des Pontifikats Pius' II., am

---

[80] Zum Amt Gottlob (wie Anm. 4) S. 112 (*procurator fiscalis*), 120, 126, 146, 174; Hofmann 1 (wie Anm. 25) S. 245; Frenz (wie Anm. 25) S. 232 (im Jahr 1514 Kaufpreis des Amtes: 1200 Dukaten). Wahrscheinlich war dieses Amt schon im Quattrocento käuflich.

[81] Die Vereidigung von Venturas Nachfolger ist registriert in ASR Camerale I, Uffici camerali 1713, fol. 23v (2. Oktober 1446): *Dominus Michael de Prato causarum in Romana curia procurator fuit receptus in procuratorem fiscalem in locum olim Venture de Castello.* – Zur Skriptorenstelle s. Hofmann 2 (wie Anm. 25) S. 95 Nr. XV, 8.

[82] Vgl. V. Giorgetti, Podestà, Capitani del Popolo e loro ufficiali a Perugia (1195–1500), Spoleto 1993, S. 219 und 224. Podestà war in Perugia 1430 *Antonius de Venutinis de Urbe comes Insule*; dieser könnte Venturas Berufung nach Rom veranlasst oder unterstützt haben.

[83] Vgl. E. Mecacci, La biblioteca di Ludovico Petrucciani docente di diritto a Siena nel Quattrocento, Quaderni di Studi Senesi 50, Milano 1981, S. 58–61, hier S. 60.

[84] ASV, Reg. Vat. 515, fol. 40r-v.

[85] Zum Amt s. Dictionnaire de droit canonique 1, Paris 1935, Sp. 1399–1401; Gottlob (wie Anm. 4) S. 127f.; Hofmann 1 (wie Anm. 25) passim; Chr. Schu-

8. Oktober 1458, Piergiovanni Fidanza, Angehöriger einer bekannten Castellaner Familie, während die Identität seines wohl ebenfalls aus Città di Castello stammenden Vorgängers *Iohannes de Castello*, der das Amt resigniert hat, nicht zu ermitteln ist.[86] Die gleiche Stelle verleiht Pius am 5. Februar 1462 dem Castellaner Patrizier Brancaleone di Niccolò Capoleoni,[87] und hier ist zu vermuten, dass der einflussreiche Kuriale Niccolò Bufalini seine Hand im Spiel hatte: Brancaleone ist der Bruder von Bufalinis erster Ehefrau Ginevra Capoleoni, die gegen 1460 starb und mit deren Brüdern Bufalini auch danach in engem Kontakt stand; angeblich hat er auch 1464 Brancaleones Heirat mit der in Rom lebenden Castellanerin Dora di Ulisse vermittelt.[88] Die römische Notarsstelle gibt Brancaleone im selben Jahr 1464 auf, wobei sein Schwager Niccolò Bufalini per Mandat Pius' II. seine Resignation entgegennimmt,[89] und kehrt nach Città di Castello zurück. Seine Kontakte mit Rom setzen sich jedoch in späteren Jahren fort; im Juni 1480 fungiert er als Zeuge bei der Vereidigung des päpstlichen Kastellans von Arquata, Nicola da Tolentino, und im Januar 1481 reist er als *orator* an den Hof

---

chard, Die Deutschen an der päpstlichen Kurie im späten Mittelalter (1378–1447), Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 65, Tübingen 1987, S. 74f.; Schimmelpfennig (wie Anm. 51) S. 14, 31, 32, 36. – Zu den Notaren des Auditors Gottlob S. 246 (Kaufpreis unter Pius II: 40 Dukaten); Hofmann 1 S. 128–131 u. ö.; Schimmelpfennig S. 22f. (zu Pius II.), 33, 37.

86 ASV, Reg. Vat. 515, fol. 62r-v (5. Oktober 1458). Piergiovanni Fidanza ist 1481 Podestà von Montone; s. Muzi, Memorie civili 2 (wie Anm. 1), S. 60.

87 ASV, Reg. Vat. 516, fol. 180v-181r (5. Februar 1462); der Vorgänger, *Iacobus Manni de Cellis de Castro Aquesparte*, hat die Stelle resigniert. Die Bezeichnung lautet *notarius coram auditore generali causarum camere apostolice*. Zu Brancaleone s. E. Freifrau von Boeselager, Fiat ut petitur, Päpstliche Kurie und deutsche Benefizien im 15. Jahrhundert, Habilschrift Düsseldorf 1999, Online Resource 2007, S. 120 mit Anm. 561.

88 Zu Niccolò Bufalinis Ehen und den Familien seiner Ehefrauen s. U. Jaitner-Hahner, Tra l'Umbria e Roma nel Quattrocento: miti e fatti intorno a Niccolò Bufalini (1428 ca.-1501), Bollettino della Deputazione di storia patria per l'Umbria 108 (2011) S. 337–404, hier S. 367.

89 ASV, Reg. Vat. 517, liber secundus, fol. 11v-13r (7. Juni 1464): Brancaleone habe resigniert *in manibus nostris per dilectum filium Magistrum Nicolam de Castello abbreviatorem presidentem ab eo ad hoc spetiale mandatum habentem* ...

Sixtus' IV.[90] Um 1520 studiert Brancaleones Sohn Capoleone in Rom am Collegium Nardinum.[91]

Ebenfalls zum Notar des *auditor causarum curie camere apostolice* ernennt Sixtus IV. im Mai 1473 Biagio di maestro Melchiorre, der zuvor schon viele Jahre in Città di Castello als Notar praktiziert hat, wobei unter seinen Klienten auffallend häufig die Bufalini auftreten.[92] Auch dies könnte darauf hindeuten, dass bei der Stellenvergabe Niccolò Bufalini mitgewirkt hat. Aus dem späteren Quattrocento sind keine weiteren Castellaner als Notare des Kammerauditors bekannt.

Innozenz VIII. ernennt im Juli 1492 den Castellaner Niccolò di Mariotto Olivi zum *sacri palatii et aule Lateranensis comes palatinus* und bezeichnet ihn als *familiaris noster, camere nostre apostolice notarius et continuus commensalis*; Olivi ist also Kammernotar und als solcher persönlicher Hausgenosse des Papstes.[93] Vermutlich besaß er diese Stelle acht Jahre lang, von 1489 bis 1497; als Kammernotar wird er auch im November 1494 genannt, als er in Città di Castello die Legitimation eines Kindes vornimmt.[94] Er scheint sich schon vor 1489 in Rom aufgehalten zu haben; denn im November 1483 legt er stellvertretend für seinen Vater Mariotto, den Sixtus IV. zum Kastellan von Roccacon-

---

[90] ASR, Camerale I, Uffici Camerali 1716, fol. 3v (27.–28. Juni 1480); Muzi, Memorie civili 2 (wie Anm. 1) S. 59f.

[91] CdC, Notar 48, vol. 18, I, nicht foliiert (25. Oktober 1520). Zum Collegium Nardinum („Sapienza Nardina"), 1484 durch testamentarische Verfügung des Kardinals Stefano Nardini gegründet, s. A. Esposito/C. Frova, Collegi studenteschi a Roma nel Quattrocento. Gli statuti della „Sapienza Nardina", Studi e fonti per la storia dell'Università di Roma. Nuova serie 4, Roma 2008.

[92] ASV, Reg. Vat. 656, II, fol. 3r-v (13. Mai 1473). – Vgl. Cecchini (wie Anm. 21) S. 35 Nr. 32 (zwei Bände für die Jahre 1457–1513). Über Biagios Familie ist nichts bekannt.

[93] ASV, Reg. Vat. 696, fol. 94r-96r (23. Juli 1492). Zu den Kammernotaren s. Hofmann 1 (wie Anm. 25) S. 132–134 u. ö.; Schuchard (wie Anm. 85) S. 72–74, zu den Begriffen *familiaris*, *continuus commensalis* etc. auch S. 128–131; Schwarz, Die Papstfamiliaren (wie Anm. 41) passim; Schimmelpfennig (wie Anm. 51) S. 23, 31, 33, 37.

[94] CdC, Notar 29, vol. 11, fol. 215r (23. November 1494): *Spectabilis et nobilis vir dominus Nicolaus Mariotti Petri Damiani de Olivii* (sic) ... *comes palatinus ac camere apostolice S.mi d. n. notarius* legitimiert Pierfilippo di Giovanpaolo Fondacci.

trada ernannt hat, den Amtseid ab.[95] Vermutlich ist Niccolò di Mariotto Olivi der Vater des Kurialen Girolamo Olivi aus Città di Castello, *civis Romanus*, der 1520 in Rom Costanza Alcrigi heiratet, die Tochter des von Burckard mehrfach erwähnten Kurialen Alcrigio Alcrigi.

Ergänzend sind, obgleich sie nicht zum Kurienpersonal gehören, mehrere Castellaner zu erwähnen, die vor allem während der Pontifikate Pius' II. (1458–1464) und Sixtus' IV. (1471–1484) an den römischen Zollbehörden wirken, die der *Camera Urbis* zugeordnet sind und damit dem Papst unterstehen.[96] Soweit bekannt, stammen diese Personen aus namhaften Castellaner Familien, sind Notare und auch in anderen Ämtern nachweisbar. Wie lange sie ihre Stelle an der jeweiligen römischen Zollbehörde besessen bzw. ihr Amt ausgeübt haben, wäre im Einzelnen zu prüfen; auf ihre spätere Laufbahn wirkte sich der Besitz einer solchen Stelle wohl in jedem Fall günstig aus. Es fällt auf, dass 1462 an der *dogana di S. Eustachio*, der für den Warenimport auf dem Landweg zuständigen Zollstelle, der Kleriker Francesco Capoleone, Brancaleones Bruder, eine Stelle als Notar des Camerlengo erhält, und dies legt die Vermutung nahe, dass wiederum Niccolò Bufalini, der Ehemann von Francescos verstorbener Schwester Ginevra, sich als Vermittler eingeschaltet hat. Francesco Capoleone übte dieses Amt wohl bis zu seinem Tod kurz vor dem 30. August 1465 aus.[97] An der *dohana Ripe e Ripette alme urbis*,

---

[95] ASR, Camerale I, Uffici camerali 1716, fol. 21v (2. November 1483).

[96] Hierzu M. L. Lombardo, La dogana di Ripa e Ripetta nel sistema dell'ordinamento tributario a Roma dal Medio Evo al sec. XV, Fonti e Studi del Corpus membranarum italicarum 13, Roma 1978; L. Palermo, Il porto di Roma nel XIV e XV secolo. Strutture socio-economiche e statuti, Fonti e Studi per la storia economica di Roma e dello Stato pontificio nel Tardo Medioevo 2 = Fonti e Studi del Corpus membranarum italicarum 14, Roma 1979; I. Ait, La dogana di S. Eustachio nel XV secolo, in: A. Esch u. a. (Hg.), Aspetti della vita economica e culturale a Roma nel Quattrocento, Fonti e Studi del Corpus membranarum italicarum. Prima Serie: Studi e ricerche 17, Roma 1981, S. 81–147; in demselben Band S. 7–79: A. Esch, Le importazioni nella Roma del primo Rinascimento; M. L. Lombardo, Camera Urbis. Dohana minuta urbis. Liber introitus 1422, Fonti e Studi del Corpus membranarum italicarum. Seconda serie: Fonti medievali 7, Roma 1983.

[97] CdC, Notaio 32, vol. 1, fol. 10r-12r, auch fol. 12v (30. August 1465): Nach Francescos Tod regeln seine Brüder Brancaleone und Guelfuccio den ererbten Besitz. – Francescos Subscriptio mit Notarssignet in ASR, Camerale I, Camera Urbis 32, Ende (31. Dezember 1462).

der für den Warenimport zu Wasser zuständigen Zollbehörde, wirkt 1464 als *custos* – eine Art Inspektor – der Notar *Ventura de Castello* (nicht identisch mit dem gleichnamigen *procurator fiscalis* an der Camera Apostolica, der bereits 1446 starb)[98] und 1465/66 in derselben Funktion *Antonius de Carsidoniis di Castello*.[99] Fast zehn Jahre später, 1474, nachdem die Stellen an der *dohana Ripe et Ripette* teure Kaufämter geworden sind,[100] ist dort *Antonio di Luca di Città di Castello* als *guardiano* (*custos*) verzeichnet; es handelt sich um Antonio di Luca Crivellari, einen hochqualifizierten Notar, der im politischen Leben von Città di Castello viele Jahre lang eine aktive Rolle spielt.[101] Und ebenfalls in das Jahr 1474 fällt die Ernennung des *Gaspare Tome de civitate Castelli* zum *dohane Ripe e Ripette alme urbis notarius*, vorgenommen am 11. Mai von Kardinal Latino Orsini, der von 1471 bis 177 Kardinalcamerlengo war.[102] Diese Stelle hat Gasparre di Tommaso nominell schon vorher eini-

---

98 ASR Camerale I, Mandati Camerali 840, fol. 1v (10. September 1464): Der Kardinalkämmerer Lodovico Scarampo weist Piero de' Medici und seine Partner an, Ventura de Castello, *custos dohane Ripe et ripette Alme Urbis*, sein Gehalt auszuzahlen. – Zum Amt des *custos* s. Palermo (wie Anm. 96) S. 222. Zu Scarampo Gottlob (wie Anm. 4) S. 269; Mandati della Camera Apostolica (wie Anm. 42) S. 77.

99 ASR, Camerale I, Mandati Camerali 840, fol. 3v (3. Januar 1465): an *Antonius de Carsidoniis de Castello* acht *fl. auri de camera* Gehalt für November und Dezember 1464; 841 fol. 60r (23. Oktober 1466), an *Antonius de Castello*; Palermo (wie Anm. 96) S. 337.

100 Palermo (wie Anm. 96) S. 202f.; unter Sixtus IV. hatten die Mitarbeiter des Camerlengo (z.B. Notar oder *custos*) der Apostolischen Kammer einen Kredit von 250–300 Golddukaten zu leisten.

101 Palermo (wie Anm. 96) S. 339. Zum *custos* oder *guardiano* s. auch Gottlob (wie Anm. 4) S. 103 (zum Jahr 1420). – Ser Antonio di Luca Crivellari war 1467–1468 in Florenz Notar im Gefolge des *ufficiale forestiere* der Mercanzia; dieses Amt bekleidete damals Lilius, der ehemalige Kanzler von Città di Castello; s. Jaitner-Hahner, Humanismus 1 (wie Anm. 6) S. 109–111. Zwischen 1495 und 1511 war Crivellari viermal Gesandter am Papsthof.

102 Zu Orsinis Amt s. Mandati della Reverenda Camera Apostolica (wie Anm. 42) S. 81. Vgl. Palermo (wie Anm. 96) S. 327f. Nr. 39: *Nomina del notaio di Ripa, 11 maggio 1474* ... nach ASV, Diversa Cameralia 38, fol. 105. S. auch S. 330 Nr. 46: *Pagamento delle „provisione" al notaio di Ripa, 16 novembre 1474: honorabili viro Gaspari de Castello ... florenos de camera octo et baioccos sex pro eius provisione trium mensium die ultima presentis mensis Novembris finitorum* ... nach ASV, Diversa Cameralia 38, fol. 137.

ge Jahre besessen, sich jedoch von dem Römer *Melchior de Miccinellis* vertreten lassen; wahrscheinlich teilte er mit diesem die Einkünfte aus dem Amt.[103] Auch noch 1475 und 1476 ist Gasparre als Notar der *dohana* bezeugt.[104] Zu erwähnen ist schließlich noch ein nicht näher bekannter *Angelus Nicolai de Castello*, den Sixtus IV. am 31. Dezember 1481 zum *executor camere et dohanarum alme Urbis* ernennt,[105] vielleicht identisch mit dem Notar Angelo di Niccolò Manuzzi (oder Manucci) und damit, wie anzunehmen, der Sohn des Niccolò di Angelo Manuzzi, dem Nikolaus V. Ende 1453 die Podestarie von Assisi verliehen hat.[106]

5. Wie Nikolaus V. vergibt auch Callixt III. in seinem dreijährigen Pontifikat (1455–1458) wichtige Stellen im Kirchenstaat an loyale Castellaner. Das höchste Amt erhält im November 1455 der Patrizier Paolo Bernardini, *legum doctor*, dem Nikolaus V. 1447 schon die Podestarie von Foligno verliehen hatte; jetzt ernennt Callixt ihn zum päpstlichen Gouverneur von Rieti und zwei Jahre später, im April 1457, zum *capitanus* von Todi.[107] Ein *Petrus Iohannes Iacobi de Castello* wird 1455 zum

---

[103] Palermo (wie Anm. 96) S. 339. Es scheint sich um stellvertretende Amtsausübung zu handeln, nicht um eine Ämtersozietät.

[104] Ebd. S. 339. – Die Identität dieses Gasparre gibt einige Rätsel auf. Vermutlich handelt es sich um dieselbe Person, der Paul II. bereits am 3. August 1470 die Stelle an der *dogana* für ein Jahr verliehen hatte, und zwar laut *Liber officialium* unter dem Namen *Gaspar Vultorius de Castello*; vgl. ASV, Reg. Vat. 544, fol. 157r.; s. Palermo, ebd. S. 338. Die Namensform *Vultorius* ist eindeutig entstellt (aus *de Vulterris*?); sie erscheint 1475 nochmals in der Namenskombination *Gaspar Vultorius de Nardinis laicus Civitatiscastelli*; s. ASV, Reg. Vat. 656, fol. 208v-209v (14. Dezember 1475). Doch sind die Cognomina *Vultorius* und *de Nardinis* in Città di Castello völlig unbekannt; wahrscheinlich ist wieder Gasparre di Tommaso gemeint. Nach Palermo lautet 1475 der Name des Notars Gasparre di Tommaso di Città di Castello (nach ASV, Diversa cameralia 38).

[105] ASV, Reg. 658, fol. 184v-185r.

[106] Vgl. ASV, Reg. Vat. 434, fol. 48v-19r (23. Dezember 1453).

[107] ASV, Reg. Vat. 465, fol. 158v-159r (11. November 1455); Reg. Vat. 466, fol. 43v-44r (21. April 1457). – Auch zwei Podestarien vergibt Callixt an Castellaner: die von Montefalcone im Januar 1457 an *Franciscus Antonii de civitate Castelli*, dessen Identität unbekannt ist (ASV, Reg. Vat. 466, fol. 12r-v, 21. Januar 1457), die von Amelia wenige Monate später an *Angelus Baptiste de Civitate Castelli* (Reg. Vat. 466, 35r-v, 13. April 1457), das heißt den Castellaner Notar Angelo di ser Battista (= Cecchini Nr. 29).

camerarius Tuderti ernannt, das heißt zum Leiter der kommunalen Finanzbehörde von Todi, die der Camera Apostolica zugeordnet ist.[108] Das Patronymikon *Iacobi* in der sonst in Città di Castello nicht belegten Namenskombination *Petrus Iohannes Iacobi* führt wahrscheinlich zu Piergiovanni di maestro Iacopo Camuffi,[109] einem Bruder des Kurialen Tommaso di maestro Iacopo Camuffi, dem Callixt wenige Monate zuvor, im Mai 1455, eine Stelle als *litterarum apostolicarum scriptor* verliehen hatte.[110] Als *executor camere* erhält Piergiovanni di Iacopo damit 1456 in Todi das gleiche Amt, das sein Bruder Tommaso schon 1449 in Foligno besessen hat,[111] wobei dieser sich zeitweise von seinem und Piergiovannis Bruder Paolo di maestro Iacopo Camuffi vertreten ließ – ein Beispiel für eine Serie von Ämtern, die der Papst an mehrere Mitglieder einer Familie vergibt, die offenbar seine besondere Gunst genießt. Unter Paul II. (1464–1471) erhält Paolo di maestro Iacopo 1469/1470 dann die Stelle des *executor camere* von Foligno, die 1449 schon sein Bruder Tommaso innehatte.[112]

Die Brüder Camuffi stammen aus einer vorher kaum bekannten Castellaner Familie; das Cognomen Camuffi taucht erst um 1470 auf. Ihr anscheinend recht begüterter Vater, maestro Iacopo di Paolo, praktizierte zwischen 1449 und 1460, seinem mutmaßlichen Todesjahr, in Città di Castello als öffentlicher *medicus cerusichus*.[113] Offenbar stand

---

108 ASV, Reg. Vat. 465, fol. 146r-v (28. Januar 1455; das angegebene Datum kann nicht stimmen, da Callixts Pontifikat erst am 8. April 1455 beginnt – ist 1456 gemeint? – Zum Amt vgl. Carocci (wie Anm. 1) S. 193f.

109 Der Vorname Piergiovanni ist in dieser Zeit in Città di Castello selten, für die Kombination mit dem Patronymikon Iacopo gibt es kein weiteres Beispiel.

110 ASV, Reg. Vat. 465, fol. 48r-49r (25. Mai 1455): Callixt III. ernennt *magister Thomas Iacobi de Civitate Castelli* zum Skriptor aufgrund der Resignation des *Iohannesnicolaus de Manzinis* (dieser nicht verzeichnet bei Frenz).

111 L. Lametti, Palazzo Trinci a Foligno: origine, struttura, storia e stile di una dimora signorile dell'inizio del XV secolo, in: Signorie in Umbria tra Medioevo e Rinascimento: l'esperienza dei Trinci (congresso storico internazionale). Foligno, 10–13 dicembre 1986, Bd. 2, Perugia 1989, S. 307–402, hier S. 388 Nr. 134.

112 Amtsbeginn für Paolo in Foligno ist der 1. Dezember 1469; s. ASV, Reg. Vat. 544, fol. 225r.

113 Sein Amt als öffentlicher *medicus cerusichus* war freilich wenig lukrativ; s. z.B. ASR, Camerale III, vol. 769, fasc. 8, fol. 103r: 1449 und 1450 erhält er für je drei Monate 28 *libre* und 10 *soldi*.

er in Verbindung mit führenden Familien der Stadt; sein Sohn Paolo heiratet 1463 Evangelista Bonori, deren Mutter Tommasa eine Kusine Niccolò Vitellis ist.[114] Besonderes Ansehen gewann die Familie zweifellos durch einen vierten Sohn maestro Iacopos, Roberto, *miles Ierosolimitanus* und damit Mitglied des Johanniterordens; diesen ernannte Nikolaus V. 1453 zum Kommendatar und Präzeptor der Kirche und des Hospitals S. Giovanni di Regnaldello bei Città di Castello, das dem Orden unterstand.[115] Beziehungen zum Papsthof sind allerdings bei maestro Iacopo di Paolo nicht erkennbar. Auf welchem Weg sein Sohn Tommaso, der 1449 den Titel *ser* trägt und demnach Notar ist,[116] im Jahr 1455 an ein Kurienamt gelangt ist, ist nicht bekannt.

Tab. 2: Die Brüder Camuffi

Iacopo di Paolo Camuffi
maestro, medicus cerusicus
† um 1460

Tommaso	Paolo	Piergiovanni	Roberto
1449 Foligno: *executor camere* 1435 *litterarum apostolicarum scriptor*	1449 Foligno: Vertreter des *executor camere* 1470 Foligno: *executor*	1456 Todi: *camerarius*	1453 *miles Ierosolimitanus*, Präzeptor von S. Giovanni in Regnaldello

[114] CdC, Notaio 26, vol. 9, fol. 175r-v (6. Januar 1463, Festsetzung der Mitgift von 300 Fiorini). Tommasas Vater ist Vitellozzo Vitelli, der Bruder Giovanni Vitellis, Niccolò Vitellis Vater.

[115] Vgl. G. Muzi, Memorie ecclesiastiche di Città di Castello 4, Città di Castello 1843 (Nachdruck ebd. 1988), S. 182f.; zu Roberto S. 183; der Name hier unrichtig mit Roberto di maestro Giacomo de' Medici wiedergegeben. Zu ihm auch A. Ascani, I Cavalieri di Malta e la Commenda di Regnaldello a Città di Castello, Città di Castello 1972, S. 54–56; A. Forini, Cavalieri e commendatori a Città di Castello: La Commenda di Regnaldello, in: P. Caucci von Saucken (Hg.), L'Ordine di Malta in Umbria. Una storia di oltre ottocento anni (1150–2007), Perugia 2007, S. 89–95, hier S. 94. – Als Kommendatar wird Roberto erwähnt z.B. CdC, Notaio 26, vol. 3, fol. 93v und 94r (8. August 1453).

[116] Vgl. Lametti (wie Anm. 111) S. 388.

Über den *litterarum apostolicarum scriptor* Tommaso Camuffi schreibt der Castellaner Gelehrte Alessandro Certini um 1717 unter Berufung auf ältere Quellen, er sei „prelato riguardevole, e Scrittore Apostollico" sowie Familiar Sixtus' IV. gewesen.[117] Auf seinen Klerikerstand weist wohl der Titel *dominus* hin, den er seit 1456 trägt.[118] Tommaso genoss die Wertschätzung Callixts III., der ihn Mai 1458 zum *comes palatinus palatii Lateranensis* ernannte,[119] gut ein Jahr, nachdem der Papst diesen Titel bereits dem Castellaner Niccolò Bufalini verliehen hatte.[120]

Camuffis Präsenz an der römischen Kurie zeigt sich an vielen Stellen – vorausgesetzt, dass sich die Unterschrift *T. de Castello*, die in den *Libri officiorum* und *officialium* seit 1455, dem Jahr seiner Ernennung, häufig auftaucht, auf ihn bezieht, was kaum zu bezweifeln ist. Demnach wirkte Camuffi lange am Papsthof als Skriptor, hielt sich jedoch zeitweise auch in Città di Castello auf, wo er wiederholt für öffentliche Ämter vorgesehen war. Besonders eng waren seine Beziehungen zum Papsthof im Pontifikat Sixtus' IV. (1471–1484), der ihn kurz nach seinem Amtsantritt zum *commissarius* in nicht näher bekanntem Auftrag einsetzte, ihm 1472 die Kastellanie von Todi übertrug und ihn im November 1477 zum Thesaurar von Bologna ernannte.[121] Als langjähriges Kurienmitglied brachte Tommaso es wie sein bekannterer Mitbürger Niccolò Bufalini zu beträchtlichem Reichtum; im Juni 1480 bürgte er zusammen mit diesem mit 15000 Dukaten für die korrekte Amtsführung des neuen Kastellans von Arquata, Nicola da Tolentino.[122] Auch Anfang 1481 war Camuffi an der Kurie präsent, wo er, wie bereits erwähnt, zusammen mit vier anderen aus Città di Castello stammen-

---

117 CdC, Memorie Tifernati 30, fol. 64r. – Zu Certini (1655–1742) s. Ciferri 1 (wie Anm. 69) S. 91–97.

118 CdC, Annali 45, fol. 263r (16. September 1456).

119 ASV, Reg. Vat. 466, fol. 35r-v (25. Mai 1458).

120 ASV, Reg. Vat. 466, fol. 22r-v (1. Februar 1457).

121 ASR, Mandati Camerali 845, fol. 114r (alt 115r) (5. April 1472) und 123r (alt 124r) (19. Mai 1472); ASV, Reg. Vat. 657, fol. 96v-98r (16. September 1477). Laut Frenz (wie Anm. 25) S. 449 Nr. 2150 ist Thomas de Castello (d.h. Tommaso Camuffi?) *canonicus Bononiensis* – ein Benefiz im Zusammenhang mit seinem Amt als Thesaurar von Bologna? Allerdings war Tommaso (später?) verheiratet.

122 ASR, Camerale I, Uffici camerali 1716, fol. 3v (27. Juni 1480).

den Kurialen als Vermittler zwischen dem Papst und einer aus Città di Castello anreisenden Gesandtschaft eingeschaltet wurde. Wie lange er sich danach noch in Rom aufhielt, ist unklar; es scheint, dass er in den Achtzigerjahren nach Città di Castello zurückkehrte und dort gegen 1490 verstarb.

In der Zeit nach 1450 ist Tommaso Camuffi der erste Castellaner, der mehrere Jahrzehnte am Papsthof wirkt und in Rom lebt. Wie wenig später der etwas jüngere Niccolò Bufalini bleibt er mit seinem Herkunftsort eng verbunden. Tommaso und Niccolò, die eine Zeitlang zusammen an der päpstlichen Kanzlei wirken, stehen sich auch persönlich nahe: 1489, wohl kurz vor seinem Tod, bestimmt Camuffi testamentarisch Bufalini zum Tutor seines noch unmündigen Sohnes Antoniacopo zur Vertretung von dessen Geschäftsinteressen in Rom, wo Tommaso Immobilien besitzt.[123]

Camuffi hat an der Kurie keine Verwandten – im Gegensatz zu Bufalini, um den sich dort bald ein ganzes Netz von Familienangehörigen spinnt. Und während Niccolò seinen beiden Söhnen an der Kurie früh geeignete Ämter verschafft, ist dies bei Camuffi nicht der Fall: Sein Sohn Antoniacopo, der anscheinend erst um 1475 aus einer spät geschlossenen Ehe hervorgegangen und damit viel jünger als Niccolòs Kinder ist, konzentriert sich auf Città di Castello; dort unterstützt er seit den Neunziger Jahren aktiv die tonangebenden Vitelli und heiratet 1501 eine Enkelin des *pater patriae* Niccolò Vitelli.[124] Mit den *bona stabilia* in Rom, die Tommaso seinem Sohn vererbt, kann dieser Castellaner Mitbürgern nützlich sein: Als 1502 der junge Paolo Feriani, der offenbar in Rom lebt, Lucrezia, die Tochter des römischen *aromatarius* Giovanni Battista (di?) Leone, zu heiraten wünscht, verlangt Lucrezias Vater von ser Matteo Feriani, dem Vater des Bräutigams, für den Fall, dass seine Tochter Witwe wird, eine Garantie auf die *restitutio dotis*, und zwar in Form einer Hypothek auf in Rom vorhandene Immobilien. Da ser Matteo über keinen Wohnbesitz in Rom verfügt, hilft ihm Antoniacopo Camuffi mit einer Hypothek auf seine eigenen *bona stabilia* im

[123] CdC, Notaio 36, vol. 4, fol. 30r-v (16. Februar 1489). Hier wird auch der Name von Tommasos Frau erwähnt, Piagentina di Antonio Magni.

[124] CdC, Notaio 48, vol. 8, fol. 135r-v (11. Februar 1501): Festsetzung der Mitgift (500 Fiorini) für Antoniacopos Frau Silvia di Francesco Bracciolini, deren Mutter Elisa eine Tochter Niccolò Vitellis ist.

Wert von 400 Dukaten aus und beauftragt den Castellaner Kurialen Alcrigio Alcrigi mit der Durchführung dieser Transaktion.[125]

Während des sechsjährigen Pontifikats Pius' II. (1458–1464) gehen nur wenige Ämter an Castellaner; der Papst begünstigt Personen aus dem Umkreis seiner Heimatstadt Siena. Einige hohe Ämter im Kirchenstaat erhalten Personen, die schon in früheren Pontifikaten gleiche oder ähnliche Funktionen ausübten; Lorenzo Giustini zum Beispiel wird im Sommer 1463 zum Capitano del Popolo von Perugia ernannt, jedoch durch Giovanni Magalotti ersetzt, da Perugia Lorenzos juristisches Doktorat nicht anerkennt.[126]

6. In Pius' Pontifikat fällt jedoch der Beginn der langen römischen Karriere des Niccolò Bufalini, der 1461 in Rom sein Amt als Abbreviator *de parco maiori* antritt,[127] noch vor Gründung des Abbreviatorenkollegs durch Pius II. in den Jahren 1463/64.[128] Bekannt als Besitzer des Kastells von San Giustino und als Stammvater einer bedeutenden Familie, ist Niccolò di Manno (Riccomanno) Bufalini einer der herausragenden Kurialen umbrischer Herkunft im späten Quattrocento, vergleichbar mit Persönlichkeiten wie Angelo Cesi aus Narni (1450–1528)[129] oder Angelo Benedetto Pamphili (1466 ca.–1500) aus Gubbio.[130] Eindeutig ist Bufalini, der schon in jungen Jahren als *famosissimus legum doctor* gefeiert wird, im Quattrocento der erste und

---

125 CdC, Notaio 50, vol. 2, fol. 100v-101r (15. Januar 1502). Der Rechtsakt findet in Città di Castello im Haus des messer Pagano Costanzi statt. Alcrigio ist abwesend, d.h. in Rom.

126 ASV, Reg. Vat. 516, fol. 182r-v (13. Juli 1463) und 184v (1. August 1463; die Amtszeit bezieht sich auf 1464). Giustinis Doktorat wird nicht anerkannt, da es nicht in Perugia erworben wurde; s. M. Simonetta, Artikel „Giustini, Lorenzo" in: DBI, Bd. 57, Roma 2001, S. 203–208, hier S. 203.

127 Ausführlich bei Jaitner-Hahner, Tra l'Umbria e Roma (wie Anm. 88) S. 370f., dort einige Korrekturen zu C. Gennaro, Artikel „Bufalini, Niccolò" in: DBI, Bd. 14, Roma 1971, S. 802f.

128 Hierzu besonders Th. Frenz, Die Gründung des Abbreviatorenkollegs durch Pius II. und Sixtus IV., in: Miscellanea in onore di Monsignor Martino Giusti 1, Collectanea Archivi Vaticani 5, Città del Vaticano 1978, S. 297–329.

129 Frenz (wie Anm. 25) S. 283 Nr. 169; Partner, The Pope's Men (wie Anm. 25) S. 47–50.

130 Frenz S. 283 Nr. 169; Borello (wie Anm. 46) S. 32 und 38–40.

einzige Castellaner, dem an der Kurie über mehrere Pontifikate eine herausragende Karriere gelingt, die nicht nur ihm selbst und seiner Familie hohen sozialen Rang, sondern auch seinen Nachkommen über viele Generationen Bedeutung verschafft.

Dass Niccolò in Rom schon früh Einfluss auf die Besetzung von Stellen nahm, deutet sich bereits in Pius' Pontifikat an; wohl nicht zufällig wird 1462 Niccolòs Schwager Brancaleone Capoleoni Notar des Auditors der Apostolischen Kammer und dessen Bruder Francesco Notar an der *dogana di S. Eustachio*. Wer jedoch Niccolò selbst den Weg zum Papsthof eröffnet hat, ist nicht genau zu ermitteln. Wie erwähnt, erhielt er bereits im Februar 1457 von Callixt III. den Titel *sacri palatii Lateranensis comes*,[131] den der Papst gewöhnlich Inhabern kurialer Stellen wie Skriptoren und Abbreviatoren verlieh; zu diesem Zeitpunkt scheint Niccolò jedoch noch kein Kurienamt besessen zu haben. Als weithin gefeierter *legum doctor* hatte er allerdings vor diesem Zeitpunkt bereits hohe Ämter ausgeübt, die der Kontrolle des Papstes unterstanden, darunter 1451 die Podestarie von Narni, in die ihn Nikolaus V. einsetzte, nachdem Bufalini zuvor bereits Auditor, das heißt Rechtsberater des päpstlichen Gouverneur von Spoleto gewesen war.[132] Er verfügte deshalb zweifellos über Kontakte, die sich günstig auf seine Karriere auswirkten. Direkte Verbindung zur römischen Kurie hatte Niccolò aufgrund einer Gesandtschaftreise zu Callixt III., mit der ihn Città di Castello Ende 1455 beauftragte.[133] Nützlich war ihm damals vielleicht auch sein Schwager Francesco Capoleoni, der zwischen 1455 und 1458 in Città di Castello als Prokurator des einflussreichen Kardinals Latino Orsini fungierte; Orsini war damals Kommendatarabt des Vallombrosanerklosters S. Maria di Oselle bei Città di Castello.[134]

---

131 Zum Titel Hofmann 1 (wie Anm. 25) S. 294. Auch Giovanpietro und Ventura, Niccolòs Söhne, tragen ihn.

132 ASV, Reg. Vat. 433, fol. 220v-221r (3. Februar 1451): Nikolaus V. ernennt Nicolaus de Castello, *legum doctor*, zum Podestà von Narni ... *te qui etiam dilecti filii Nobilis viri Cesaris Lucensis Civitatis nostre Spoletane Gubernatoris auditor existis* ... Zu wichtigen Kontaktpersonen Bufalinis in Narni s. M. R. Silvestrelli, Ai tempi di Sisto IV, in: P. Scarpellini/M. R. Silvestrelli (edd.), Pintoricchio, Milano 2004, S. 57–69, hier S. 64.

133 CdC, Annali 45, fol. 240v (6. Dezember 1455); vgl. Muzi, Memorie civili 2 (wie Anm. 1) S. 19.

134 CdC, Notaio 29, vol. 1, fol. 103v-104r (17. November 1455). S. Maria di Oselle

Die Verleihung des Abbreviatorenamtes (*de parco maiori*) an Niccolò im Jahr 1461 ist in den *Libri officiorum* und den *Libri officialium* Pius' II. nicht registriert. Der Kaufpreis der Stelle betrug zu diesem Zeitpunkt möglicherweise 2000 bis 3000 Dukaten,[135] setzte also beträchtliche finanzielle Mittel voraus, die bei Bufalini zweifellos vorhanden waren; zahlreiche Notarsprotokolle belegen, dass seine Familie schon im 14. Jahrhundert vor allem durch ausgedehnten Grundbesitz zu Reichtum gelangt war. Das Abbreviatorenamt übte Niccolò lange Zeit sehr intensiv aus; sein Name ist an unzähligen Stellen zu finden. In Erwerb und Besitz mehrerer kurialer Stellen liefert er vor allem während der Regierungszeit Sixtus' IV. (1471–1484) ein anschauliches Beispiel für die massive Ämterkumulation, die unter diesem Papst üblich wurde[136] und den Stelleninhabern beträchtlichen Reichtum und damit auch sozialen Aufstieg verschaffte.[137] Das teure Amt des *advocatus fisci* erwirbt Niccolò im August 1475 (er resigniert es 1486)[138] und drei Jahre später, 1478, die neu eingerichtete Position des *abbreviator de curia*.[139] Außerdem ist er Mitglied des Vakabilistenkollegs der *notarii*

---

ist Filiale von S. Fedele bei Poppi; vgl. Muzi, Memorie ecclesiastiche 4 (wie Anm. 115) S. 172.

135 Nach Frenz (wie Anm. 25) S. 209 betrug er 1488 2300–2400 Dukaten; nach einer Liste des 15. Jh. 3500 Dukaten; s. Schimmelpfennig (wie Anm. 51) S. 31.

136 S. dazu Frenz (wie Anm. 25) S. 241–247 u. ö. und besonders Schimmelpfennig (wie Anm. 51).

137 Allgemein zum sozialen Aufstieg auswärtiger Personen durch Kurienämter (hier: Konsistorialadvokat): E. Irace, La nobiltà bifronte. Identità e coscienza aristocratica a Perugia tra XVI e XVII secolo, Early Modern 4, Milano 1995, S. 113; hierzu O. Filippini, „Sì per servizio della sede apostolica come per cautela di lui stesso". L'„offizio d'archivista" per Carlo Cartari, prefetto dell'Archivio papale di Castel Sant'Angelo nel XVII secolo, in: Offices, écrit et papauté (wie Anm. 25) S. 763–787, hier S. 763 Anm. 1.

138 Seit Sixtus IV. (Mandat von 1483) käuflich; s. Schimmelpfennig (wie Anm. 51) S. 12, auch zu Niccolò Bufalini; Tabellen zu Resignationen zwischen 1455 und 1488 dort S. 21–24, Beilagen I und II. – Kaufpreis 1514: 1200 Dukaten nach Frenz, Die Kanzlei S. 229. – Zum Amt des *advocatus fisci*, vom Papst bevorzugt Personen verliehen, die erst kurz zuvor *cives Romani* geworden sind, s. A. Rehberg, Scambi e contrasti fra gli apparati amministrativi della Curia e del Comune di Roma, in: Offices et papauté (wie Anm. 42) S. 501–569, hier S. 564.

139 Zum Amt Frenz (wie Anm. 25) S. 162f., 202, 227f.; Monatsgehalt 10 Fiorini.

Romane curie (Kolleggründung 1483, aufgehoben bereits 1484)[140] und von 1489–1497, während des Pontifikats Innozenz' VIII., Kammernotar.[141] Als reicher Mann bürgt er in den Achtziger Jahren wiederholt mit hohen Kautionssummen für die korrekte Amtsführung von päpstlichen Bediensteten. Aufgrund seiner herausragenden juristischen Kompetenz gelangt Niccolò am Papsthof zu hohem Ansehen: Nach Aussage des mit ihm befreundeten Alfonso de Soto, der – wie angeblich auch Niccolò selbst, doch ist dies nicht eindeutig nachweisbar –[142] am *Studium Romanum* Jurisprudenz lehrt, redigiert er die von Innozenz VIII. erlassenen Kanzleiregeln. De Soto bezeichnet Bufalini als *utriusque censurae* (= iuris) *monarcha et abbreviator bene stylatus* und zieht ihn bei Rechtsfragen zu Rate.[143] Das bedeutendste und wohl am höchsten dotierte Amt besitzt Niccolò seit 1478 als *advocatus consistorialis*;[144] als solcher befürwortet er – als Sympathisant der Medici – im Jahr 1489 die Ernennung des erst zehnjährigen Giovanni de' Medici, des späteren Leo X., zum Kardinal.[145] Bekannt ist Niccolò Bufalini auch als Auftraggeber Pinturicchios, der für ihn um 1483 die berühmte Familienkapelle der Bufalini in S. Maria in Aracoeli in Rom mit Szenen aus dem Leben des S. Bernardino ausstattet, wobei der Maler auf dem Fresko der linken Seitenwand, das die Exequien des Heiligen darstellt, den Auftrag-

---

[140] Hierzu ebd. S. 186.

[141] Frenz (wie Anm. 25) S. 219; der Kaufpreis beträgt 1468 noch 325 Dukaten, 1509/12 bereits 2000; zur Kumulation mit weiteren Ämtern Frenz S. 246f. – Nach Frenz S. 412 besitzt Niccolò seit dem 1. April 1503 auch eine Stelle als *scriptor brevium*, d.h. seit dem Datum der Gründung des Kollegs dieser *scriptores*. Dies ist jedoch nicht möglich, da Niccolò Bufalini bereits 1501 starb. Entweder handelt es sich um seinen gleichnamigen Enkel, Kind seines Sohnes Giovanpietro, oder es liegt Verwechslung mit einem anderen Castellaner namens Niccolò vor, z.B. Niccolò di Mariotto Olivi. Vgl. die Namensliste im Anhang.

[142] Vgl. DBI, Bd. 14, Roma 1971, S. 802.

[143] Frenz (wie Anm. 25) S. 47 Anm. 15; vgl. G. Muzi, Memorie ecclesiastiche di Città di Castello 3, Città di Castello 1843 (Nachdr. ebd. 1988), S. 48.

[144] Vgl. Advocatorum sacri consistorii Syllabum Carolus Cartharius [Cartari] ... exarabat, Alma in Urbe 1656, S. 53. – Zu diesem Amt Partner, The Pope's Men (wie Anm. 25) S. 154; s. auch von Hofmann 1 (wie Anm. 25) S. 201; 2, S. 149; Göller (wie Anm. 51) S. 380; Irace (wie Anm. 137) S. 113.

[145] G. B. Picotti, La giovinezza di Leone X, il Papa del Rinascimento, Milano [1927], S. 202 (dazu S. 231 Anm. 150) und S. 300 (dazu S. 344 Anm. 22).

geber in der kostbaren Amtsrobe des Advokaten präsentiert, außerdem einige Mitglieder seiner Familie.[146]

Wo Niccolòs Lebensmittelpunkt lag, ist nicht eindeutig zu bestimmen; Rom und Città di Castello hatten für ihn zeitlebens etwa gleich große Bedeutung. Seine 1447 geschlossene Ehe mit seiner ersten, früh verstorbenen Frau Ginevra Capoleoni Guelfucci, die aus einer der führenden Familien Città di Castellos stammt, bleibt kinderlos; seine zweite Frau Francesca Alcrigi, die ebenfalls zum Castellaner Patriziat gehört, zieht nach der 1460 erfolgten Heirat wohl mit Niccolò nach Rom, wo wahrscheinlich auch die drei Kinder des Paares aufwachsen, die Söhne Giovanpietro und Ventura und die Tochter Maria.[147] Von 1466 an erwirbt Niccolò in Rom zahlreiche Häuser und nimmt am Leben der römischen Gesellschaft teil. Doch begibt er sich regelmäßig nach Città di Castello, wo er wiederholt in verschiedene *consilia* gewählt wird und eine Reihe Ämter wahrnimmt. In den späten 60er Jahren, als sich die Rivalität zwischen der Vitelli-Partei und den mit ihr konkurrierenden Familien verschärft, hält sich Niccolò vermutlich nicht in Città di Castello auf und wird darum wohl auch nicht Augenzeuge des blutigen Anschlags, den die Vitelli-Partei im April 1468 auf die gegnerische Familie Fucci und deren Anhänger verübt. Der von Paul II. anschließend eingesetzte Sonderkommissar Lorenzo Zane bestimmt im Juni 1468 Niccolò Bufalini zusammen mit drei weiteren Bürgern, darunter Tommaso Camuffi, zum Friedensvermittler zwischen den verfeindeten Parteien.[148] Ob Bufalini

---

146 So allgemein die Deutung der Kunsthistoriker; vgl. Jaitner-Hahner, Tra l'Umbria e Roma (wie Anm. 88) S. 340; s. bes. F. F. Mancini, Pintoricchio, Milano, 2007, cap. IV: La cappella Bufalini all'Aracoeli, S. 81–101, bes. S. 82; Silvestrelli (wie Anm. 132) S. 66; s. auch G. Mercati, Cenni storici sulla famiglia Bufalini, Bollettino della Deputazione di storia patria per l'Umbria 94 (1997) S. 5–27, hier S. 7f.

147 Bufalini hat außer Maria Bufalini Caccialupi eine (illegitime?) Tochter namens Bernardina († 1505/07), die in Città di Castello lebt und mit Pierruggero di Paolo Manassei verheiratet ist; vgl. G. Mancini, Memorie di alcuni artefici del disegno sí antichi; che moderni che fiorirono in Città di Castello, Perugia 1832 (Nachdr. Bologna 1976), S. 55f. und Jaitner-Hahner, Tra l'Umbria e Roma (wie Anm. 88) S. 378–381. Pierruggero wirkt für Niccolò Bufalini und später für dessen Erben als Prokurator.

148 CdC, Annali 49, fol. 93v (28. Juni 1468); vgl. Ascani, Niccolò Vitelli (wie Anm. 14) S. 44.

und Camuffi sich zu diesem Zeitpunkt ohne- hin in Rom aufhielten oder dorthin entsandt wurden, ist nicht klar zu erkennen.[149]

Sixtus IV. gewährt Niccolò und seiner Familie in Città di Castello zahlreiche Steuervergünstigungen, die 1489 von Innozenz VIII. bestätigt werden. Sein Reichtum verschafft ihm Zugang zu weiteren Erwerbsquellen, darunter zwischen 1470 und 1495 den lukrativen Appalt der *salaria* (Salzsteuer) in Città di Castello, Perugia und weiteren Städten.[150] Seine Einkünfte dienen größtenteils dem Erwerb umfangreichen Grundbesitzes im Umkreis des Kastells von San Giustino, das Città di Castello Niccolò Bufalini im Jahr 1487 unter bestimmten Auflagen schenkt.[151] Mit der Erweiterung seines Besitzes beauftragt er in den Achtzigerjahren hauptsächlich seinen Sohn Giovanpietro und übernimmt nach dessen frühem Tod im Jahr 1496 diese Aufgabe selbst. In seiner Heimatstadt genießt er nach wie vor hohes Ansehen wegen seiner Stellung am Papsthof und seines Reichtums, den er Privatpersonen ebenso wie der Stadt nutzbar macht.[152] Das Kastell von San Giustino, das von ausgedehntem Grundbesitz der Bufalini umgeben ist, restauriert er unter enormem finanziellen Aufwand und verpflichtet sich zur Stationierung von Soldaten und der Verteidigung der Burganlage im Kriegsfall.

Obgleich er auch in Rom weiterhin zahlreiche Interessen verfolgt, hält Niccolò sich gegen 1500 immer länger in Città di Castello und in San Giustino auf. Die Quellen bezeugen enge politische und wirtschaftliche Beziehungen zwischen ihm und der mächtigen Familie Vitelli, mit der er auch verwandtschaftlich verbunden ist: Sein Schwiegervater Guido di Pierpaolo Alcrigi ist ein Vetter des 1486 verstorbenen *pater*

---

149 Niccolòs Name fehlt in der Liste der Gesandten, die in Rom bei Paul II. um Absolution bitten und die künftige Ämterbesetzung vorbereiten sollen. – Hierzu Ascani, Niccolò Vitelli (wie Anm. 14) S. 43f.; Jaitner-Hahner, Humanismus 1 (wie Anm. 6) S. 112f.

150 Silvestrelli (wie Anm. 132) S. 64.

151 Hierzu vor allem A. Ascani, Sangiustino. La Pieve – Il Castello – Il Comune, Città di Castello 1965; auch Muzi, Memorie civili 2 (wie Anm. 1), S. 74f.; L. Giangamboni, Storia della trasmissione patrimoniale della famiglia Bufalini di San Giustino, in: Pagine altotiberine 31 (2007) S. 47–72, hier S. 48.

152 Im Jahr 1484 gewährt er der Stadt einen Kredit von 404 Fiorini zur Versorgung der Bevölkerung mit Getreide; s. CdC, Annali 52, fol. 101v (12. Mai 1484).

patriae Niccolò Vitelli,[153] und sein eigener Sohn Giovanpietro hat in den frühen Achtziger Jahren Niccolò Vitellis Tochter Maddalena geheiratet. Wie die Vitelli erweitern die Bufalini unermüdlich ihren Grundbesitz, wobei sie von zahlreichen Steuerprivilegien profitieren, und verfolgen selbst konkurrierende Interessen ohne erkennbare Zerwürfnisse. Niccolò Bufalini stirbt 1501 in Rom oder in Città di Castello und wird in Rom in S. Salvatore in Lauro beigesetzt – nicht, wie zu erwarten, in der von ihm errichteten Familienkapelle in S. Maria in Aracoeli –, vermutlich in der Grabstätte der Familie Caccialupi, aus der Niccolòs Schwiegersohn stammt.[154]

7. Schon früh verschafft Niccolò Bufalini seinen beiden Söhnen Ämtern am Papsthof; zudem verheiratet er seine Tochter Maria mit dem Konsistorialadvokaten Antonio Caccialupi, dem Sohn und Erben seines Kollegen an der Kurie, des renommierten Konsistorialadvokaten Giovanni Battista Caccialupi. Niccolòs bald nach 1460 geborene Söhne Giovanpietro und Ventura dürften von früher Jugend an mit der Kurie vertraut gewesen sein; bei beiden setzt sich die Ämterkumulation ihres Vaters fort. Sixtus IV. ernennt im Juli 1478 den noch nicht fünfzehnjährigen Ventura zum Protonotar unter Berufung darauf, dass der junge Mann *Nicolai de Castello utriusque iuris doctoris litterarum apostolicarum Abbreviatoris familiaris nostri … natus* sei.[155] In den Jahren 1481–82 studiert Ventura Jurisprudenz in Pisa,[156] erzielt beträchtliche Einkünfte aus Benefizien, unter anderem als Kommendatarabt mehrerer Klöster in der Diözese Città di Castello,[157] besitzt an der Kurie bis 1491 eine Stelle als *sollicitator litterarum apostolicarum* und von 1491

153 Guido Alcrigis Mutter ist Caterina Vitelli, eine Schwester des Vaters von Niccolò Vitelli, Giovanni.

154 Hierzu ausführlicher Jaitner-Hahner, Tra l'Umbria e Roma (wie Anm. 88) S. 399.

155 ASV, Reg. Vat. 657, fol. 198r (15. Juli 1478).

156 A. F. Verde, Lo Studio fiorentino 3,2, Pistoia 1977, S. 929f. Nr. 1275 und S. 973 Nr. 150.

157 S. Maria in Petroia (1487), S. Benedetto di Scalocchio (1489), S. Maria di Oselle mit S. Giacomo della Scatorbia (1489). Zur Abtei S. Maria in Petroia Muzi, Memorie ecclesiastiche 4 (wie Anm. 45) S. 17–35. – Zu S. Benedetto ebd. S. 117–126; zu S. Maria in Oselle und S. Giacomo ebd. S. 161–173 (Ventura genannt S. 170 und 172).

bis 1497 als *abbreviator de parco minori*; das teure Amt des Kammerklerikers wird ihm im Januar 1495 verliehen.[158] Wie erwähnt, ist er im Jahr 1501 Geschäftspartner des *legum doctor* Pagano Costanzi in einer nicht näher bekannten Ämtersozietät. Der Wunsch seines Vaters Niccolò, ihn auf dem Bischofsstuhl von Città di Castello zu sehen, wird 1498 durch die Anhänger Niccolò Vitellis vereitelt, die an dieser Stelle Vitellis illegitimen Sohn Giulio sehen wollen. Niccolò Bufalini akzeptiert diese Entscheidung, um Differenzen mit den Vitelli zu vermeiden. Ventura erhält stattdessen 1499 den Bischofssitz von Terni in Umbrien. Er stirbt im August 1504.[159]

Giovanpietro, Niccolòs anderer Sohn, ist 1482 Mitglied des neu gegründeten Kollegs der *sollicitatores litterarum apostolicarum* und kurz darauf, 1485, *abbreviator de parco maiori*; von 1491 bis zu seinem frühen Tod 1496 hat er außerdem das *officium de consuetis* inne. Ebenfalls 1485 ernennt Innozenz VIII. ihn zum *comes palatinus Lateranensis*.[160] Spätestens 1486 besitzt er das juristische Doktorat, das er am *Studium Urbis* erworben haben könnte, jedoch gibt es hierfür keinen Beleg. Als *magnificus dominus* oder *spectabilis vir*, wie er vielfach genannt wird,[161] besitzt er in Rom wie in Città di Castello hohes Ansehen. Dass er sich seit den späten Achtzigerjahren bis kurz vor seinem Tod häufig längere Zeit in Città di Castello aufhält, bedeutet, dass er seine Ämter in der päpstlichen Kanzlei nur zeitweise wahrgenommen hat. Dennoch ist Giovanpieros Bindung an Rom, wo er mit seiner Frau Maddalena Vitelli und seinen zahlreichen Kindern – zehn oder zwölf – lebt, stark. Er stirbt jung, offenbar unerwartet, im Lauf des Jahres 1496, vielleicht während eines Aufenthaltes in Città di Castello, und wird in Rom in der Grabkapelle der Bufalini in S. Maria in Aracoeli bestattet, wahrscheinlich als erstes Mitglied der Familie Bufalini.[162] In derselben Ka-

---

158 Frenz (wie Anm. 25) S. 452 Nr. 2192.

159 Zu Venturas Bischofsamt Muzi, Memorie ecclesiastiche 3 (wie Anm. 45) S. 48f.

160 Zum Datum der Ernennung zum *comes palatinus* (23. Juni 1485) durch Innozenz VIII. s. CdC, Notaio 52, fol. 41r-43v (28. April 1493, anlässlich der Legitimation eines Kindes).

161 Die Bezeichnung *magnificus* (auch: *generosus*) *vir* bezeichnet einen hohen sozialen Rang noch über dem des *nobilis vir*; s. Li Nuptiali (wie Anm. 65) S. 47*.

162 Vgl. Domenico Iacovacci in BAV, Ottob. lat. 2548, IV, S. 791; DBI, Bd. 14, Roma 1971, S. 802; Silvestrelli (wie Anm. 132) S. 67. Die Gestalt des jungen Mannes

pelle wird acht Jahre später, 1504, auch seine Frau Maddalena Vitelli beigesetzt, die der Pest zum Opfer gefallen ist,[163] außerdem im selben Jahr wohl auch sein Bruder Ventura.

Nach einigen Quellen kam die Heirat Giovanpietro Bufalinis mit Niccolò Vitellis Tochter Maddalena 1486 im Zusammmenhang mit der Versöhnung der vormals verfeindeten Familien, das heißt der Anhänger und Gegner Niccolò Vitellis, zustande. Dies stellt jedoch vermutlich eine nachträgliche Deutung von Ereigniszusammenhängen dar, die chronologisch nicht haltbar ist; außerdem waren die Vitelli und die Bufalini nicht verfeindet. Giovanpietros und Maddalenas Heirat muss vielmehr schon Anfang der Achtziger Jahre stattgefunden haben, als Giovanpietro noch sehr jung war.[164] Hingegen trifft zu, dass Niccolò Vitelli um 1486 seine Tochter Anna mit dem reichen Kaufmann Piergentile Fucci verheiratet hat, dessen gleichnamiger Vater 1468 bei dem Anschlag der Vitelli-Partei getötet wurde. Piergentile ist der bereits erwähnte Besitzer einer Schreiberstelle an der Pönitentiarie zwischen 1504 und 1513. Die Verschwägerung mit Maddalena Vitelli, die sowohl Schwiegertochter als auch Ehefrau von namhaften Persönlichkeiten der Kurie war, könnte Piergentile ebenso nützlich gewesen sein wie schon vorher seinem Bruder Paolo Fucci, den Burckard zwischen 1493 und 1498 erwähnt; allerdings starb Anna Vitelli bereits um 1500. In den Jahrzehnten nach 1500 hält Piergentile sich oft in Rom auf, unter anderem 1514 als *procurator et orator Communitatis Civitatis Castelli* zur Regelung fiskalischer Probleme.[165] Mit seinem ausgeprägten Geschäftssinn findet er anschließend im kurialen Ämterhandel ein reiches Betätigungsfeld. Er stirbt um 1538.

Einige Jahre älter als Giovanpietro und Ventura Bufalini ist beider Schwager, der 1453 geborene Kuriale Antonio Caccialupi, Ehemann

---

auf der rechten Seite von Pinturicchios Fresko auf der linken Seitenwand der Kapelle stellt vermutlich Giovanpietro dar.

163 Vgl. Domenico Iocavacci (wie Anm. 162) S. 792; Silvestrelli (wie Anm. 132) S. 66; Jaitner-Hahner, Tra l'Umbria e Roma (wie Anm. 88) S. 394.

164 S. Silvestrelli (wie Anm. 132) S. 67; ausführlicher zur Datierung der Heirat Jaitner-Hahner, Tra l'Umbria e Roma (wie Anm. 88) S. 391f.

165 Es handelt sich um die Abgaben (*taxae*), die Città di Castello seit 1502 bis zur Gegenwart und auch in Zukunft aufzubringen hat; s. CdC, Archivio Storico Comunale, Archivio Segreto, vol. XXXI, fol. 123v-126r (1. Oktober 1514).

ihrer Schwester Maria und einziger Sohn und Erbe des berühmten Rechtsgelehrten und Konsistorialadvokaten Giovanni Battista Caccialupi aus San Severino in den Marken (1425–1496).[166] Sixtus IV. berief Caccialupi 1483 aus Siena, wo er am *Studium* unterrichtete, nach Rom; dort wurde er als Konsistorialadvokat Kollege Niccolò Bufalinis. Caccialupi lehrte außerdem Rechtswissenschaft am *Studium Romanum*; sein 1467 verfasster Traktat *De modo in iure studendi* gilt als eines der bedeutendsten Dokumente der frühneuzeitlichen Rechtswissenschaft.[167] Die Ehe zwischen seinem Sohn Antonio und Maria Bufalini, der Tochter seines Kollegen Niccolò Bufalini, kam vermutlich bald nach 1483 zustande. Auch Antonio Caccialupi, der um 1480 in Siena studiert hat,[168] erwirbt mehrere Stellen an der Kurie: Von 1488 bis 1515 ist er *abbreviator de parco maiori*, hat 1505 das *officium de consuetis*; außerdem ist er *scriptor apostolicus* und wie sein Vater und sein Schwiegervater Konsistorialadvokat; sein Name erscheint zwischen 1496 und 1499 in Burckards Liste der Teilnehmer an der Fronleichnamsprozession.[169] Antonio stirbt 1518 in Rom und wird in der Familienkapelle der Caccialupi in S. Salvatore in Lauro beigesetzt wie sein Vater, der Erbauer der Kapelle. Die hohe Stellung ihres Vaters, ihres Schwiegervaters wie auch ihres Ehemanns sichert Maria Bufalini Caccialupi auch nach ihrer Verwitwung ihren hohen Rang in der römischen Gesellschaft. Nach Antonios Tod bewohnt sie weiterhin ihr elegantes Stadthaus, den noch vorhandenen Palazzetto Caccialupi im Rione Parione, und verwaltet den

---

166 S. G. D'Amelio, Artikel „Caccialupi, Giovanni Battista" in: DBI, Bd. 15, Roma 1972, S. 790–797.

167 Alessandra Frigerio (Siena) bereitet eine kritische Ausgabe dieses bedeutenden Traktats vor, vgl. ihre Ankündigung in: http://www.storia.unisi.it/uploads/media/progettofrigerio.pdf: „Progetto di ricerca: Un modello di educazione giuridica fra Medioevo ed età moderna: l'edizione critica del De modo in iure studenti di Giovanni Battista Caccialupi (1967)". Ital. Übersetzung mit Einleitung: S. di Noto Marrella (ed.), Giovanni Caccialupi. Il modo di studiare in entrambi i diritti, Parma 1995.

168 Er war dort zeitweise *consigliere* des Rektors. Kurzporträt bei G. Minnucci/L. Košuta, Lo Studio di Siena nei secoli XIV–XVI. Documenti e notizie biografiche, Orbis Academicus. Saggi e documenti di storia delle università 3, Milano 1989, S. 224.

169 Frenz (wie Anm. 25) S. 288 Nr. 234. – „A(ntonius) de Santo Severino": Johannis Burckardi Liber Notarum 1,1 (wie Anm. 52) S. 607; 1,2, S. 38, 103 und 149.

von ihrem Mann ererbten umfangreichen Besitz in Rom. Dieser ist allerdings mit Hypotheken stark belastet, so dass Maria sich zu zahlreichen finanziellen Transaktionen gezwungen sieht, in die vielfach die in Rom ansässigen Bufalini und die mit ihr verwandten Alcrigi einbezogen werden. In ihrem Testament vom 15. Juli 1528, das sie während eines Aufenthalts in Città di Castello verfasst,[170] wünscht Maria als Grablege die dortige Kirche S. Agostino oder die Familienkapelle der Bufalini in S. Maria in Aracoeli in Rom; vermutlich wurde sie in S. Agostino bestattet. Bekannt ist Maria Bufalini als Auftraggeberin des Malers Parmigianino im Jahr 1526, der ihrem Wunsch entsprechend für die Familienkapelle der Caccialupi in S. Salvatore in Lauro die „Vision des Hl. Hieronymus" schuf.[171]

Es ist wohl kein Zufall, dass bald nach Marias Heirat mit Antonio Caccialupi dessen Onkel, der *magnificus vir* Matteo Caccialupi aus San Severino, Thesaurar der Apostolischen Kammer von Città di Castello wird – ein eindeutiger Fall von translokalem familiären Klientelismus. Dabei kommt Matteo außergewöhnlich lang in den Genuss dieses lukrativen Amtes: Innozenz VIII. ernennt ihn am 8. April 1485 für ein Jahr,[172] doch bleibt er bis mindestens 1497 Thesaurar und vertritt während seiner Dienstzeit privat die Interessen der in Rom ansässigen Castellaner.[173] An Caccialupi wendet sich im März 1488 von Rom aus der Castellaner Kuriale Paolo Giustini, um finanzielle Ansprüche seines Neffen Alessandro Giustini geltend zu machen, und erwähnt dabei seinen Kollegen an der Kurie, Giovanni Battista Caccialupi, Matteos Bru-

---

170 Abgedruckt bei S. Corradini, Parmigianinos's contract for the Caccialupi Chapel in S. Salvatore in Lauro, The Burlington Magazine 135 no. 1078 (January 1993) S. 27–29, hier S. 28f.

171 Vgl. Corradini (wie Anm. 170) S. 28; M. Vaccaro, Documents for Parmigianino's ‚Vision of St Jerome', The Burlington Magazine 135 no. 1078 (January 1993) S. 22–27; s. auch Jaitner-Hahner, Tra l'Umbria e Roma (wie Anm. 88) S. 387f. – Zur Kirche S. Salvatore in Lauro auch M. Armellini, Le chiese di Roma dalle loro origini sino al secolo XVI, Roma 1887, S. 589f.; Ch. Hülsen, Le chiese di Roma nel Medioevo. Cataloghi ed appunti, Firenze 1927, S. 444.

172 Kopie in CdC, Archivio Storico Comunale, Archivio Segreto, vol. XXXI, fol. 20v-21r. Vereidigung am 12. April (fol. 21r).

173 Z.B. CdC, Notaio 29, vol. 10, fol. 7r (17. August 1489): Matteo ist Zeuge bei einem Rechsstreit, den Giovanpietro Bufalini als Prokurator des Saldono Saldo führt; der notarielle Akt findet im Haus von Niccolò Bufalini statt.

der, der ihm geraten habe, die Auszahlung der geschuldeten Summe über römische Bankiers vorzunehmen.[174]

Die Bindung an Papst und Kurie setzt sich bei Giovanpietros Kindern, den Enkeln Niccolò Bufalinis, fort. Von Giovanpietros Söhnen ist besonders Niccolò zu nennen, der zuweilen mit seinem gleichnamigen Großvater Niccolò Bufalini verwechselt worden ist.[175] Dieser jüngere Niccolò, *civis Romanus*, Condottiere in Diensten der Medici, in erster und zweiter Ehe mit einer Frau aus dem stadtrömischen Patriziat verheiratet – Giulia Frangipani und Lavinia Mancini –, ist ein typischer Vertreter des kurialen Ämterhandels der ersten Jahrzehnte des Cinquecento, den er intensiv betreibt.[176] Niccolòs Bruder Giovanni Battista hat von 1503 bis 1510 an der Kurie eine Skriptorenstelle.[177] Äußerst rege am Ämterhandel beteiligt sich auch der zweite Ehemann von Giovanpietro Bufalinis Tochter Bernardina, der reiche Castellaner *eques auratus* und *iuris utriusque doctor* Bartolomeo di messer Antonio Albizzini; 1537 kauft er eine Abbreviatorenstelle zum enormen Preis von 4000 Dukaten.[178]

8. Doch Niccolò Bufalinis wahrscheinliche Mitwirkung bei der Vergabe von Kurienämtern an Familienangehörige zeigt sich schon in seiner eigenen Generation. Dieser familiäre Klientelismus[179] betrifft vor allem die Verwandten seiner zweiten Ehefrau Francesca Alcrigi, und zwar während der Pontifikate Sixtus' IV. und Innozenz' VIII, die allgemein „a turning point in the history of patronage in the papal court"[180] darstellen, eine Zeit, in der Niccolòs Autorität an der Kurie ihren Höhe-

---

174 Kopie des Briefs (in Volgare) CdC, Annali 54, fol. 148r-v.

175 Zu Niccolò E. Gamurrini, Historia genealogica delle famiglie nobili toscane et umbre 2, In Fiorenza 1671 (Nachdr. Bologna 1972), S. 195, danach ist Niccolò di Giovanpietro 1491 in Rom geboren. Zur Verwechslung mit dem älteren Niccolò Bufalini s. Anhang.

176 Zahlreiche Belege in ASR, CNC 14 (Notar Antonio Alessi).

177 Frenz (wie Anm. 25) S. 365 Nr. 1166.

178 Ebd. S. 196.

179 Zu Familiennetzen, bezogen jedoch eher auf höhere klerikale Gruppen, s. P. Partner, Ufficio, famiglia, stato: contrasti nella Curia romana, in: S. Gensini (ed.), Roma Capitale (1447–1527), Pubblicazioni degli Archivi di Stato. Saggi 29 = Centro di Studi sulla Civiltà del Tardo Medioevo San Miniato. Collana Studi e ricerche 5, Roma 1994, S. 39–50.

180 Partner, The Pope's Men (wie Anm. 25) S. 197.

punkt erreicht. Zwar fehlen direkte Belege für den Einfluss, den Niccolò auf die Vergabe von Stellen an seine Verwandten ausgeübt hat, doch lässt die Konstellation bestimmter personeller und zeitlicher Faktoren kaum einen anderen Rückschluss zu.

Francesca Alcrigi, die Niccolò im Februar 1460 heiratet, stammt aus der ersten Ehe des Castellaner Patriziers Guido di Pierpaolo Alcrigi; eine zweite Tochter aus dieser Ehe ist Rachele Alcrigi, Francescas Schwester.[181] Guido Alcrigi, Vetter des mächtigen Niccolò Vitelli, gehört zu dessen Hauptverschwörern bei dem blutigen Anschlag im April 1468, und im Rahmen der anschließend stattfindenden Versöhnung der verfeindeten Familien heiratet er, offenbar selbst früh verwitwet, in zweiter Ehe Costanza di Baldo Magalotti, die Witwe des bei dem Anschlag getöteten Antonio di Niccolò Fucci. Costanza bringt aus ihrer ersten Ehe einen Sohn namens Scipione mit.[182] Aus ihrer zweiten Ehe mit Guido Alcrigi geht um 1470 ein Sohn hervor, Alcrigio Alcrigi, Halbbruder der Schwestern Francesca und Rachele Alcrigi. Diese familiäre Konstellation findet wenig später ihren Niederschlag in einem ganzen Netz von kurialen Stellen.

Francesca Alcrigis Schwester Rachele, Niccolò Bufalinis Schwägerin, ist seit spätestens 1472 Ehefrau des um 1445 geborenen Castellaner Patriziers Saldono di Angeluccio Saldi, *utriusque legum doctor*,[183] den Burckard und Altieri kennen. Saldonos häufige Präsenz in Rom seit 1476, also seit dem Pontifikat Sixtus' IV., hat wahrscheinlich politische

---

[181] Zur Heirat mit Francesca Alcrigi: Silvestrelli (wie Anm. 132) S. 64; die Schwestern Francesca und Rachele Alcrigi werden erwähnt im Testament ihres Vaters Guido vom 31. Dezember 1472; s. CdC, Notaio 26, vol. 18, fol. 71r-72r.

[182] Zu Pierpaolos Rolle bei dem Anschlag von 1468 s. Muzi, Memorie civili 2 (wie Anm. 1) S. 33; zu seiner Heirat mit Costanza Magalotti CdC, Notaio 29, vol. 2, fol. 177r (20. April 1469).

[183] Der Familienname lautete ursprünglich wohl Saldi (bzw. de Saldis), später auch Saldoni (de Saldonibus). Der Vorname kommt in den Formen Saldono (bzw. Saldonus) und – häufiger – Saldone (bzw. Saldo) vor. Saldone selbst firmiert am 19. Januar 1479 mit *Saldonus de Saldis*; s. ASR, Ospedale SS. Salvatore, reg. 378, fol. 190v. Er hat in Perugia studiert; vgl. CdC, Notaio 26, vol. 8, fol. 81r-83r (13. Mai 1460): Wegen der Studienkosten sieht sich Saldono nicht imstande, für die Mitgift seiner Schwester Caterina aufzukommen. Zu Saldono Saldi s. auch den ihm gewidmeten Abschnitt von A. Certini in CdC, Memorie Tifernati 37, fol. 194r-195r, bes. 195r (unzuverlässig).

Gründe: Er ist dezidierter Gegner Niccolò Vitellis und offenbar mit Lorenzo Giustini befreundet, einem von Vitellis schärfsten Gegnern. Im Jahr 1482, als Niccolò Vitelli vorübergehend nach Città di Castello zurückkehrt, steht Saldono zusammen mit den Giustini auf der Liste der für immer verbannten Rebellen.[184] Zu diesem Zeitpunkt hat er jedoch die Stadt ohnehin verlassen und kehrt danach höchstens noch für kurze Zeit nach Città di Castello zurück, obwohl er dort wiederholt für öffentliche Ämter vorgesehen ist. Aber auch schon vor 1476 spielte sich Saldonos Leben meist außerhalb von Città di Castello ab: Im Jahr 1474 wirkte er in Perugia als *primus collateralis*, also Rechtsberater und Stellvertreter des Podestà Gabriele Capodilista aus Padua,[185] der, als er 1476 Senator von Rom wurde, Saldono als seinen ersten *collateralis* und damit Stellvertreter einsetzte (dem Senator von Rom standen zwei *collaterales* zur Seite, die *legum doctores* sein mussten).[186] Nach Ablauf der römischen Amtszeit befand sich Saldono seit August 1476 wieder in Città di Castello, wo seit Jahresbeginn eine neue, von Sixtus IV. kontrollierte Regierung existierte, die aus Gegnern Niccolò Vitellis bestand, doch kehrte er 1478 nach Rom zurück und fungierte dort bis 1479 erneut als *collateralis curie Capitolii*, Stellvertreter des Senators Francesco Scannasorci aus Neapel.[187] Saldonos Unterschrift findet sich unter der auf den 19. Januar 1479 datierten Abschrift des berühmten Testaments des Kardinals Domenico Capranica vom 14. August 1458, mit dem dieser sein Vermögen für die Gründung der Sapienza Capra-

---

[184] Muzi, Memorie civili 2 (wie Anm. 1) S. 62; vgl. CdC, Annali 52, fol. 59v-60r (28. Oktober 1482), hier 60r.

[185] Vgl. Giorgetti (wie Anm. 82) S. 279.

[186] Vgl. Domenico Iacovacci in BAV, Ottob. lat. 2553, I, S. 141 zum 2. November 1476; A. Vendettini, Serie cronologica de' senatori di Roma, Roma 1778, S. 97; N. Del Re, La curia capitolina e tre altri antichi organi giudiziari romani, Collana della Fondazione Marco Besso 13, Roma 1993, S. 94. – Zum Amt des *iudex collateralis* s. Rehberg, Scambi e contrasti (wie Anm. 138) S. 521.

[187] Vgl. Vendettini (wie Anm. 186); F. A. Vitale, Storia diplomatica de' senatori di Roma dalla decadenza dell'Imperio Romano fino a nostri tempi 2, Roma 1791, S. 466; L. Pompili Olivieri, Il senato romano nelle sette epoche di svariato governo da Romolo fino a noi, colla serie cronologica-ragionata dei senatori dall'anno 1143 fino al 1870, 3 Bde. in 1, hier: Bd. 1, Roma 1886 (Nachdr. Bologna 1973), S. 176.

nica zur Verfügung stellt.[188] Während Saldonos zweiter Amtsperiode, im August 1479, sagt Sixtus IV. ihm aufgrund seiner Verdienste um die Stadt Rom die nächste frei werdende Abbreviatorenstelle zu.[189] Nach Ablauf der römischen Dienstzeit begibt er sich wiederum für kurze Zeit nach Città di Castello, wo der päpstliche Legat nach erneutem Putschversuch Niccolò Vitellis die Regierung wiederhergestellt hat,[190] kehrt aber bald darauf nach Rom zurück, wo er im November 1480 die zugesagte Abbreviatorenstelle *de parco maiori* annimmt.[191] Damit wird Saldono Amtskollege Niccolò Bufalinis, des Schwagers seiner Frau Rachele Alcrigi. Er besitzt diese Stelle bis 1510, also drei Jahrzehnte lang. Von Mai 1480 bis April 1481 ist er außerdem Auditor des Vizekämmerers der Apostolischen Kammer, damals Guillaume d'Estouteville.[192] Burckard erwähnt Saldono 1498 auch als *sollicitator literarum apostolicarum.*[193] Nach Altieris Worten in *Li Nuptiali* verkehrt er in Kreisen des stadtrömischen Patriziats; im April 1504 fungiert er als Zeuge für den Patrizier Giuliano Leni.[194] Die Einkünfte aus seinen Ämtern machen Saldono zu einem reichen Mann: Zwischen 1483 und 1491 bürgt er viermal mit Einsatzsummen bis zu 30000 Dukaten für neu ernannte

---

188 ASR, Ospedale SS. Salvatore, reg. 378, fol. 188r-194r, Saldonos Unterschriften 190v, 192v und 194r. Text des Testaments bei Esposito/Frova (wie Anm. 91) S. 207: mehrere Subscriptiones zur Beglaubigung des Testaments, datiert 19. Januar 1479, darunter an erster Stelle die des *Saldonus de Saldis utriusque iuris doctor et iudex palatinus collateralis curie capitolii.*

189 ASV, Reg. Vat. 658, fol. 6r-7r (5. August 1479).

190 Muzi, Memorie civili 2 (wie Anm. 1), S. 49f. und Ascani, Niccolò Vitelli (wie Anm. 14) S. 71 zu Oktober 1475.

191 ASV, Reg. Vat. 658, fol. 86r-v (16. November 1480).

192 ASR, Camerale I, Mandati Camerali 847, fol. 185r (11. Juni 1480): Anweisung an Estouteville, an *Saldonus de Saldis, vestro in vicecameratu officio auditori,* 25 *floreni de camera* Restgehalt für das am vorhergehenden 30. April zu Ende gegangenen Dienstjahrs auszuzahlen; s. auch Mandati Camerali 847, fol. 151r (10. Dezember 1480). Zu Estouteville s. Mandati della Reverenda Camera Apostolica (wie Anm. 42) S. 81.

193 Johannis Burckardi Liber Notarum 1,2 (wie Anm. 52) S. 103.

194 I. Ait/M. Vaquero Piñeiro, Dai casali alla fabbrica di San Pietro. I Leni: uomini d'affari del Rinascimento, Pubblicazioni degli Archivi di Stato. Saggi 59 (= RR inedita, 17. saggi), Roma 2000, S. 259–262, hier S. 262: Leni gibt Vannozza Cattanei durch Rückverkauf ihre Eigentumsrechte auf die *taverna della Vacca* im Campo de' Fiori zurück.

päpstliche Kastellane. Diplomatische Aufgaben überträgt ihm Città di Castello Anfang 1503, als die Stadt ihre Gesandten wegen der hohen Reisespesen aus Rom zurückruft und stattdessen die *curiales in urbe* – Saldono Saldi und Agamemnone Salviani – mit der Fortführung der Verhandlungen mit Alexander VI. beauftragt.[195] Saldonos Todesdatum und sein Begräbnisort sind unbekannt.

Über Saldonos Ehefrau Rachele Alcrigi liegen fast keine Nachrichten vor; vielleicht starb sie früh. Sechs Söhne und eine Tochter sind namentlich bekannt: Angelo (Agnolo), Onofrio, Ruggero (Gerio) sowie die Kleriker Giovanni Battista, Girolamo und Ascanio. Wie bei Niccolò Bufalini besitzen auch hier die Söhne Kurienämter, zumindest drei von ihnen: Angelo, der bereits 1507 stirbt und in S. Maria in Aracoeli bestattet wird, war *sacre penitentiarie scriptor*,[196] Ruggero ist 1514 als *litterarum apostolicarum scriptor* und 1537 *als litterarum apostolicarum sollicitator* bezeugt.[197] Der Kleriker Ascanio ist 1515 in einer Ämtersozietät stiller Teilhaber eines *scriptor in registro supplicationum*.[198]

Nachzutragen ist, dass Saldono Saldi als *collateralis* des Senators von Rom nicht als erster Castellaner Zugang zur höchsten stadtrömischen Magistratur hatte: Vor ihm waren drei Mitbürger sogar selbst Senator gewesen. Onofrio di Sante Virili wurde für 1430/1431 von Martin V. in dieses hohe Amt berufen, Amedeo Giustini 1448 von Nikolaus V.; für 1469/1470 berief Paul II. Amedeos Sohn Lorenzo Giustini.[199] Wie diese

---

195 CdC, Annali 54, fol. 230r (31. Januar 1503). Anlass der Gesandtschaft waren die Wirren nach der Ermordung Vitellozzo Vitellis durch den Duca Valentino. Marginalie fol. 230r: *Revocatio oratorum ab urbe.* – Text: *Item simili modo super licteris oratorum in urbe decreverunt et ordinaverunt quod actenta pecuniarum penuria rescribatur oratoribus prefatis* [vorher aber keine Redner erwähnt] *quod redeant et ibi maneant tantummodo Dominus Saldonus de Saldis et Dominus Agamemnon de Salvianis curiales in urbe qui possint tractare et expedire circa expeditionem rerum obtemptarum a S.mo D.N.*

196 ASR, Ospedale SS. Salvatore, reg. 30, fol. 69v (25. Februar 1507): Saldono sagt der Bruderschaft die üblichen 50 Dukaten für Angelos *anniversari* zu; dieser ist in S. Maria in Aracoeli bestattet.

197 ASR, CNC 59, fol. 501v-502r (alt 252v-253r) (28. Oktober 1514); CNC 14, fol. 566r (4. Mai 1537). Wahrscheinlich identisch mit „R. Saldus" bei Frenz (wie Anm. 25) S. 437 Nr. 2009 (Skriptor 1512–1513, Sollizitator 1509?-1533).

198 Vgl. Rehberg, Scambi e contrasti (wie Anm. 138) S. 549.

199 Zu Virili s. Vitale 2 (wie Anm. 187) S. 401; Pompili Olivieri (wie Anm. 187) 1 S. 261; A. Salimei, Serie cronologica dei senatori di Roma dal 1431 al 1447,

Personen muss auch Saldono Saldi als *primus collateralis* das besondere Vertrauen des Papstes genossen haben. Dieses war wohl auch in seiner Opposition gegen Niccolò Vitelli begründet.

Außer Niccolò Bufalini und Saldono Saldi gelangt auch der *frater uterinus* ihrer beiden Ehefrauen an ein Kurienamt, Alcrigio Alcrigi, aus der zweiten Ehe ihres Vaters Guido Alcrigi mit Costanza Magalotti. Auch Alcrigio, um 1470 geboren und damit wesentlich jünger als seine Halbschwestern Francesca und Rachele, repräsentiert den neuen Typ des Kurialen, der nach 1500 immer häufiger auftritt: Käufer und Besitzer möglichst mehrerer kurialer Stellen, die hohe Renditen garantieren und in beliebiger Sozietät mit geeigneten Geschäftspartnern teilbar, mit weiteren Ämtern zu kombinieren und je nach Konjunktur günstig zu veräußern sind. Bereits 1491, noch unter Innozenz VIII., erwirbt der junge Alcrigio das teure Kaufamt des *litterarum apostolicarum scriptor* und besitzt es bis 1514.[200] Zumindest in den ersten Jahren übt er dieses Amt persönlich aus, wie seine unverwechselbare Unterschrift *Alcherigius* in den Vatikanischen Registerserien beweist.[201] Schon in jungen Jahren betätigt sich *nobilis* (oder *magnificus*) *vir dominus Alcherigius de Alcherigiis* in Rom in zahlreichen Geschäften. Als vermögender Mann bürgt er für Castellaner Mitbürger mit beträchtlichen Summen und gewährt großzügig Kredite; als *scriptor in Romana curia residens* wirkt er auch als deren Prokurator.[202] Andere Castellaner un-

---

in: Archivio della Società romana di storia patria 53–55 (1930–1932) S. 41–176, hier S. 79–84; zu Amedeo Giustini s. L. Jacobilli, Bibliotheca Umbriae, Foligno 1658 (Nachdruck Bologna 1973), S. 53; Vitale, ebd. S. 419; Pompili Olivieri, ebd. S. 267. – Zu Lorenzo Giustini Vitale, ebd. S. 453–455 und S. 461f. zur Datierung von Lorenzos Amtszeit; Pompili Olivieri, ebd. S. 274; weitere Literatur in M. Simonetta, Artikel „Giustini, Lorenzo", in: DBI, Bd. 57, Roma 2001, S. 203–208, hier S. 204. – Angeblich war auch der Castellaner Condottiere Corrado Tarlatini zum Senator bestimmt, starb jedoch vor Amtsantritt; vgl. Muzi, Memorie civili 2 (wie Anm. 1) S. 49. Dies muss wesentlich später gewesen sein; Corrados Todesjahr ist frühestens 1520 anzusetzen.

200 Nach Frenz (wie Anm. 25) S. 272 Nr. 53.

201 Die Unterschrift *Alcherigius* findet sich seit 1492 öfters in BAV, Reg. Vat. 876–877.

202 CdC, Notaio 50, vol. 2, fol. 274v-275r (12. Oktober 1504): Mandat für die Verwaltung einer Pfründe des Klerikers Salimbene di messer Corrado Tarlatini, Kommendatarabt von S. Maria in Morra.

terstützt er bei der Abwicklung ihrer römischen Geschäfte; so kümmert er sich um die Einziehung und Abrechnung der Einkünfte aus Kurienämtern, deren Inhaber in Città di Castello wohnen, zum Beispiel 1507 für den reichen Pagano Costanzi, *legum doctor*, und dessen Bruder Teodoro, die nicht näher bezeichnete *offitia ... existentia in urbe* besitzen,[203] sowie 1509 für Piergentile Fucci, der als *offitialis scriptorie penitentiarie* beträchtliche Gewinne erzielt, jedoch nicht in Rom wohnt.[204]

Vermutlich sorgte Alcrigio – oder einer der Ehemänner seiner Halbschwestern? – dafür, dass auch sein älterer Halbbruder Scipione di Antonio Fucci aus der ersten Ehe seiner Mutter eine lukrative Stelle an der Kurie erhielt. Spätestens 1506 wird Scipione *brevium apostolicorum scriptor* und damit Mitglied des 1503 neu errichteten Kollegs der Brevenschreiber.[205] Ob Scipione dieses *officium venale vacabile*, das 1506 bereits 1200 Dukaten kostete, je persönlich wahrgenommen hat, ist nicht bekannt. Er scheint jedoch zeitweise in Rom gelebt zu haben: Alcrigio und Scipione zusammen werden 1506 von ihrem Halbbruder, dem Kleriker Diomede Alcrigi, einem illegitimen Sohn ihres Vaters Guido, in Rom zu Prokuratoren bestimmt, um *quascumque lites et causas tam beneficiales quam prophanas ..... in romana curia motas et movendas ...* durchzuführen.[206]

Einen Teil seines Reichtums verdankt Alcrigio Alcrigi, *nobilis et generosus vir*, vermutlich dem Vermögen seiner Frau Bartolomea Tarlatini, der Tochter des Castellaner Condottiere Tarlatino Tarlatini,[207] die

---

[203] Ebd. vol. 5, fol. 149r-v (26. September 1507).

[204] CdC, Notaio 51, vol. 3, fol. 131r (30. August 1509).

[205] Zum Kolleg der Brevenschreiber s. Frenz (wie Anm. 25) S. 223–225.

[206] CdC, Notaio 51, vol. 3, fol. 1r-3v (5. Dezember 1506).

[207] Zu dem Condottiere Tarlatino di Antonio Tarlatini, verstorben um 1519 (manchmal verwechselt mit Corrado di Salimbene Tarlatini, ebenfalls Condottiere und enger Anhänger der Vitelli), vgl. Alessandro Certini in CdC, Memorie Tifernati 30, unter „Casa Tarlatini", fol. 219r-236v, hier fol. 230r; s. auch Memorie Tifernati 42 (zum Titel s.u. Anm. 217) fol. 273v. Hier wie auch sonst benutzt Certini viele ungedruckte Quellen, die trotz oft unkritischer Auswertung viele weiterführende Hinweise enthalten. Vgl. Jaitner-Hahner, Humanismus 2 (wie Anm. 2) S. 530f. – Zu Tarlatino Tarlatini s. auch C. Varese, Storia della Repubblica di Genova 4, Genova 1836, S. 213: 2000 Mann werden angeführt von einem Tarlatini aus Città di Castello, der im Krieg Firenze – Pisa berühmt geworden war; s. auch S. 215, 216 u. ö.

1496 eine Mitgift von 600 Golddukaten in die Ehe bringt. Für diese Heirat muss wegen Verwandtschaft zwischen den Brautleuten der Dispens der Pönitentiarie eingeholt werden.[208] Alcrigio bestimmt per Mandat den Castellaner Patrizier Iacopo di Bartolomeo Cordoni zum Prokurator für die Abwicklung dieses Vorgangs beim Bischof von Città di Castello; dieser Akt findet Anfang 1496 in Rom im Haus des Niccolò Bufalini im Rione Parione statt[209]. Bufalinis Residenz ist für die in Rom lebenden Castellaner generell ein wichtiger Treff- und Bezugspunkt, ein Zentrum „capace di riaffermare l'identità nazionale anche lontano dalla ‚patria'".[210]

Alcrigios römische Geschäfte enden abrupt mit seinem frühen Tod im Jahr 1520. Seine Witwe Bartolomea Tarlatini kehrt kurz darauf nach Città di Castello zurück, wo sie für ihre in Rom verbliebenen Söhne Guido und Pierpaolo das Familienvermögen verwaltet. Diese Söhne, die mit den Bufalini in engstem Kontakt stehen, engagieren sich ebenfalls emsig auf dem römischen Immobilien- und Ämtermarkt. Guido heiratet 1530 die Römerin Laura Serlupi, Tochter des 1528 verstorbenen Patriziers Giordano Serlupi. Pierpaolo Alcrigi erhält im Dezember 1542 die römischen Bürgerrechte. Doch obwohl beide offenbar in Rom fest verwurzelt sind, richten sie ihr Interesse wieder auf den Herkunftsort ihrer Eltern und kehren schließlich nach Città di Castello zurück.

Über Alcrigio Alcrigis Mutter Costanza Magalotti führt außerdem eine direkte verwandtschaftliche Linie zu Giovanni Battista Lili (vormals Libelli), den Sohn des Kanzlers Lilius: Costanzas Schwester Maddalena Magalotti ist Ehefrau des Kanzlers Lilius und Mutter des

---

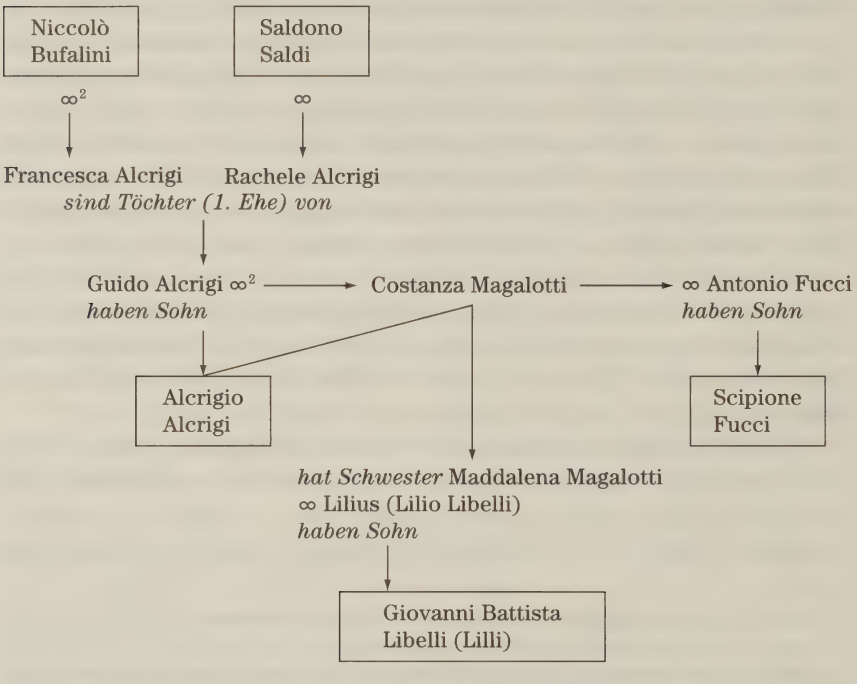
208 Hierzu L. Schmugge/P. Hersperger/B. Wiggenhauser (Hg.), Die Supplikenregister der päpstlichen Pönitentiarie aus der Zeit Pius' II. (1458–1464), Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 84, Tübingen 1996, S. 72.

209 CdC, Notaio 51, vol. 1, fol. 28r-v (13. März 1496); dies wohl Abschrift eines in Rom verfassten Notarsprotokolls; am Ende nämlich: *Actum Romę in domo domini Nicolai de Bufolinis de Civitate Castelli in regione Parionis presentibus dicto domino Nicolao, reverendo patre domino Ventura de Bufolinis et ser Nicolao magistri Blasii de Gostantiis de Castello testibus etc.* Iacopo, Ehemann von Alcrigios Tante Bernardina Magalotti, einer Schwester seiner Mutter Costanza, soll auch die zugesagte Mitgift in Empfang nehmen; s. CdC, Notaio 51, vol. 1, fol. 29r (19. März 1496).

210 So Borello (wie Anm. 46) S. 33 in vergleichbarem Zusammenhang, mit Bezug auf die nach Rom eingewanderten Personen aus Gubbio.

Kurialen Giovanni Battista Lili (vormals Libelli);[211] dieser und Costanzas Sohn Alcrigio Alcrigi sind also Vettern. Damit erweitert sich das familiäre Netzwerk um Niccolò Bufalini an der Kurie um ein weiteres Element, so dass innerhalb desselben Familienverbands fünf Inhaber von Kurienämtern gleichzeitig auftreten: Niccolò Bufalini, Saldono Saldi, Alcrigio Alcrigi, Scipione Fucci und Giovanni Battista Lili.

Tab. 3: Verwandtschaftsnetz um Niccolò Bufalini



Guido Alcrigis illegitimer Sohn Diomede, der wohl jünger als seine Halbgeschwister ist, besitzt zwar kein Kurienamt, verbringt jedoch mehrere Jahre in Rom, vermutlich zu der Zeit, als seine Halbschwestern Rachele und Francesca dort leben. Von 1491 bis 1494 wohnt *Diomedes de Alcherisiis clericus civitatis Castelli* in Rom als Student *in decretis*

---

[211] Zu Maddalena Magalotti Jaitner-Hahner, Humanismus 1 (wie Anm. 6) S. 76f. u. ö.

im Collegium Sapientie Firmane, das der Confraternita del SS. Salvatore untersteht,[212] und empfängt nach Erhalt des Dispens wegen seiner illegitimen Geburt von Alexander VI. die niederen Weihen. Von 1503 an verleiht ihm Julius II. eine Reihe Benefizien im der Diözese Città di Castello;[213] 1510 hat er Anrecht auf ein Kanonikat an der Castellaner Kathedrale S. Florido e Amanzio.[214] Als *decretorum doctor et presbiter*[215] ist Diomede spätestens 1503 nach Città di Castello zurückgekehrt, wo er für kurze Zeit auch als *magister grammatices* an der öffentlichen Schule unterrichtet,[216] und angeblich war er auch Hauslehrer des 1489 geborenen Chiappino di Paolo Vitelli, eines Enkels des *pater patriae* Niccolò Vitelli.[217] In Città di Castello hat Diomede Alcrigi engen Kontakt mit den Erben Niccolò Bufalinis, nämlich mit dessen Witwe Francesca, Diomedes Halbschwester, und mit deren Kindern und Enkeln, für die er als Prokurator agiert.[218] Kontroversen bezüglich seiner Pfründen in Città di Castello lässt er in Rom von seinen Halbbrüdern Alcrigio Alcrigi und Scipione di Antonio Fucci regeln.[219] Diomedes Todesdatum ist unbekannt; es liegt nach 1521.

---

212 ASR, Ospedale SS. Salvatore, reg. 28, fol. 337r-338r (22. Dezember 1491), fol. 343r-v (10. Januar 1492) u. ö.; reg. 29, fol. 54v-55r (24. Januar 1494).

213 E. Mercati/L. Giangamboni (ed.), L'Archivio e la Biblioteca della Famiglia Bufalini di San Giustino. Inventario e catalogo, Città di Castello 2001, S. 77 zu Archivio Bufalini, Diplomatico 112; G. Mazzatinti (ed.), Gli archivi della storia d'Italia 4, Rocca S. Casciano 1904 (Nachdruck Hildesheim 1988), S. 65 Nr. 112 (26. November 1503).

214 CdC, Notaio 51, vol. 3, fol. 217r (26. August 1510).

215 So ebd. vol. 2, fol. 62v (11. Juli 1505).

216 Vgl. CdC, Annali 54, fol. 243r (31. Mai 1503); s. Jaitner-Hahner, Die öffentliche Schule (wie Anm. 12) S. 191 Anm. 39.

217 Vgl. CdC, Memorie Tifernati 42 („Eroi Di Casa Vitelli Descritti Dal Cavaliere Nicolo Serpetro Al Ill.mo signore Il Sieg. Alessandro Vitelli", Abschrift von A. Certini), fol. 283v; s. auch Certini in Memorie Tifernati 31 („Istoria di XXXIII Famiglie"), nicht foliiert, unter „Alcrigi": „uomo dottissimo, e versatissimo nella lingua Greca, e Latina ... Chiappino Vitelli molto profittò ne' studij appoggato alla direzione di Diomede". Chiappino soll auch von den humanistisch gebildeten Castellanern Angelo Passerini und Cristiano Canauli unterrichtet worden sein.

218 S. z.B. CdC, Notaio 51, vol. 2, fol. 105r-v (21. Januar 1506); 109r-v (28. Januar 1506); 114v-115v (21. Februar 1506).

219 Ebd. vol. 3, fol. 1r-3v (5. Dezember 1506) ... *pro eo quascumque lites et causas ... in romana curia motas et movendas ...*

RIASSUNTO

Dal pontificato di Niccolò V i contatti tra Roma e Città di Castello si fanno più intensi, anche tramite le frequenti missioni diplomatiche e la collaborazione con la camera apostolica. Pertanto la Curia romana, soprattutto la cancelleria pontificia e in maggior modo durante i pontificati di Sisto IV e Innocenzo VIII (1484–1492), offre carriere a delle persone qualificate come giurisperiti e in grado di sostenere le spese d'acquisto degli uffici curiali. Entro la fine del Quattrocento dieci persone circa, provenienti dall'élite locale, sono in possesso di uno o più uffici curiali, tra le quali colpisce una rete di familiari intorno a Niccolò Bufalini, più influente curiale quattrocentesco di Città di Castello cui è dedicata gran parte della prima parte dell'articolo. Nella seconda parte altri tre curiali tifernati saranno presentati, sempre giurisperiti influenti, la cui presenza a Roma si distingue per indirizzi e attività individuali, spesso importanti. Seguirà, partendo da aspetti selezionati di vita, un quadro riassuntivo dell'esistenza romana di tutti i personaggi presentati in precedenza, con riferimento anche ai loro rapporti con la città d'origine, la cui evoluzione politica, collegata alla signoria dei Vitelli, influisce in parte le scelte dei curiali tifernati.

ABSTRACT

From the pontificate of Nicholas V (1447–1445) on, relations between Rome and Città di Castello become more intense, due also to frequent diplomatic contacts and the close cooperation with the apostolic chamber. Thus the Roman Curia, especially the papal chancery, offer career chances, especially during the pontificates of Sixtus IV and Innocent VIII, to a number of qualified persons, mostly legum doctores or trained in canon law, usually members of the local élite able to acquire the venal offices of the Curia. By the end of the Quattrocento about ten persons from Città di Castello are or have been curials, including a network of relatives around Niccolò Bufalini, the most influential curial official from Città di Castello, who is given special attention to in the first part of this article. In the second part three more curials from Città di Castello will be presented, again jurists of some influence differing in part by their individual missions and relationships in Rome. There will follow a summary of the Roman life of all the curials presented before, based on selected aspects including their attitude towards their home town and its political development, which is determined by the *signoria* dei Vitelli.

QUOD ADHUC EXTAT

Le relazioni tra testo e monumento nella biografia papale del Rinascimento[1]

di

STEFAN BAUER

Per David Chambers

1. Introduzione. – 2. Biografia e monumento funebre. La concorrenza tra i generi. – 3. Intento moralistico della storiografia. – 4. I monumenti funebri del Medioevo e del Rinascimento nelle *Vite dei papi* di Platina. – 5. Monumento e testo. I programmi propagandistici e la loro descrizione. – 6. La tomba di Platina. Considerazioni conclusive.

1. Le *Vitae pontificum* di Bartolomeo Platina furono presentate, con dedica a Sisto IV, nell'anno giubilare 1475 a Roma e stampate per la prima volta a Venezia nel 1479. Esse diventarono ben presto il testo di riferimento per la storiografia pontificia, una fonte imprescindibile, anche se mai riconosciuta come ufficiale dalla Curia romana. A partire dal

---

[1] Durante la stesura di questo articolo ho beneficiato di una borsa di ricerca della Holcim Stiftung. Elaboro qui alcune riflessioni già proposte nel mio articolo S. Bauer, Grabmäler in der Papstgeschichtsschreibung der Renaissance. Zur Konkurrenz erinnerungsstiftender Gattungen, in: Grab, Kult, Memoria. Studien zur gesellschaftlichen Funktion von Erinnerung. H. Bredekamp zum 60. Geburtstag, a cura di C. Behrmann/A. Karsten/Ph. Zitzlsperger, Köln-Weimar-Wien 2007, pp. 22–40. Ringrazio per i loro preziosi suggerimenti Arnold Esch, Giuseppe Guazzelli, Ingo Herklotz, Alexander Koller, Claudia La Malfa, Francesca Mambelli, Johannes Röll, Eliane Roux, Sebastian Scholz, i partecipanti del convegno „Pirro Ligorio e la storia" alla Scuola Normale Superiore (Pisa) e il blind reviewer di questa rivista.

1519, le *Vite dei papi* furono tradotte in francese, italiano, tedesco, inglese e olandese.[2]

Le *Vite* contengono molte informazioni sulla storia e sull'arte a Roma. Tali informazioni derivano dalle principali fonti utilizzate da Platina, tra cui in particolare il *Liber pontificalis*, le *Decades* di Biondo Flavio e l'*Historia Ecclesiastica* di Tolomeo da Lucca. Platina seppe assemblare questa mole di materiale seguendo l'impalcatura biografica tipica del *Liber pontificalis*, ma riesponendola in elegante latino umanistico e con quella grande capacità di sintesi espositiva che costituiscono il vero valore delle *Vite* e la prima ragione del loro successo. Sempre in chiave umanistica Platina integrò le biografie con riferimenti alla storia politica, inserendo l'operato dei pontefici in un quadro storico più ampio. Aggiunse inoltre considerazioni e giudizi sul comportamento etico e morale dei papi: giudizi non sempre graditi ai pontefici della Controriforma e che condussero agli interventi di censura ed epurazione a cui il testo fu sottoposto, nella sua versione italiana, nella seconda metà del Cinquecento.[3]

L'atteggiamento di Platina nei confronti dei monumenti non rivela un particolare interesse estetico, dato che nelle biografie dei papi gli interventi architettonici e monumentali sono semplicemente enumerati fra le loro altre iniziative. Nel ricordare edifici, chiese o opere d'arte non si può quindi parlare di vera e propria *ecfrasis* – come si potrà fare invece ad esempio per Onofrio Panvinio (1530–1568), autore, oltre che di una continuazione delle *Vite dei papi*, anche di testi sulle chiese di Roma e di opere di antiquaria.[4]

Nei casi in cui il Platina si ferma a descrivere monumenti figurativi, nell'aggiungere osservazioni personali, introduce la descrizione

---

[2] Cfr. S. Bauer, The Censorship and Fortuna of Platina's „Lives of the Popes" in the Sixteenth Century, Late Medieval and Early Modern Studies 9, Turnhout 2006, pp. 325sgg. Sulla vita e l'opera di Platina, ibid., pp. 1–103; S. Bauer, Platina, Bartolomeo, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, vol. 22, Nordhausen 2003, coll. 1098–1103.

[3] Cfr. Bauer, The Censorship (vedi nota 2).

[4] Sul Panvinio cfr. J.-L. Ferrary, Panvinio (Onofrio), in: Centuriae Latinae. Cent une figures humanistes de la Renaissance aux Lumières offertes à Jacques Chomarat, a cura di C. Nativel, Genève 1997, pp. 595–599; C. Occhipinti, Pirro Ligorio e la storia cristiana di Roma da Costantino all'Umanesimo, Pisa 2007, passim.

con formule come *quod adhuc extat* („che esiste ancora"): una formula che poi si ritroverà anche usata da altri, tra cui Panvinio e Cesare Baronio. Nelle biografie dei papi vissuti entro il secondo secolo, Platina usa espressioni di questo tipo in riferimento a monumenti di Roma pagana, quali ad esempio, il Colosseo, la Colonna Traiana e il sepolcro di Adriano.[5] L'umanista Platina era, come il suo amico Pomponio Leto, un ammiratore delle antichità romane e sono molto evidenti i suoi interessi archeologici. Egli stesso possedeva una collezione di iscrizioni antiche, che conservava a casa sua.[6] Sappiamo anche di alcune sue „ricognizioni" archeologiche. Insieme a Pomponio riuscì ad introdursi in un luogo sotterraneo del Campidoglio dove, presi entrambi da uno stupore quasi religioso, scoprirono nel fango un antico gruppo scultoreo: pensavano di riconoscere il vitello di Menecmo, descritto da Plinio il Vecchio (*Nat. Hist.* 34, 80).[7] Nelle sue *Vite dei papi*, Platina racconta di essersi recato in varie città della Campania – tra cui Napoli, Capua, Gaeta e Aversa – per studiare i monumenti antichi che ancora vi si po-

---

[5] Bartolomeo Platina, Liber de vita Christi ac omnium pontificum, ed. G. Gaida, RIS, serie II, 3.1, Città di Castello 1913–1932, p. 15: [Vespasianus] *amphitheatrum, cuius partem cum admiratione adhuc cernimus, incohavit*; ibid., pp. 20sg. Cfr. Occhipinti, Pirro Ligorio (vedi nota 4) pp. 273sg.

[6] S. Magister, Censimento delle collezioni di antichità a Roma: 1471–1503, Xenia antiqua 8 (1999) pp. 129–204, in particolare p. 181; Ead., Censimento delle collezioni di antichità a Roma (1471–1503): addenda, Xenia antiqua 10 (2001) pp. 113–154, in particolare p. 142.

[7] Cfr. il *Dialogus de flosculis quibusdam linguae Latinae* del Platina, scritto negli anni 1465–1466 (ed. Pietro Agostino Filelfo, Milano 1481, fol. c4v-c5r): *Has ego superioribus diebus cum Iulio Pomponio, litteratissimo viro, humi serpens propter angustias loci situ et fimo repleti, cum horrore et religione quadam sum ingressus, ubi statuam marmoream vidi: vitulum scilicet Menecini* [sic] ... Cfr. a proposito R. Bianchi, Bartolomeo Platina, Pomponio Leto e il vitulus di Menecmo. Note sul „De flosculis" del Platina (con una testimonianza di Pomponio sulle rovine di Paestum), in: Confini dell'umanesimo letterario. Studi in onore di F. Tateo, a cura di M. De Nichilo/G. Distaso/A. Iurilli, Roma 2003, I, pp. 127–154, in particolare pp. 143–150. Per l'epitome di Platina della *Naturalis historia* cfr. S. Bauer, Platina e le „res gestae" di Pio II, in: Enea Silvio Piccolomini, Pius Secundus, Poeta Laureatus, Pontifex Maximus, a cura di A. Antoniutti/M. Sodi, Roma-Città del Vaticano 2007, pp. 17–32, in particolare pp. 18, 30. Su Platina e Pomponio Leto cfr. S. Bauer, Platina, in Repertorium Pomponianum, http://www.repertorium pomponianum.it/pomponiani/platina.htm (26 maggio 2011).

tevano vedere.[8] Allo stesso modo riferisce di avere visto i resti degli antichi porti di Anzio, Terracina e Gaeta, nonché gli acquedotti romani presenti vicino a Subiaco.[9] Platina si interessò anche degli antichi monumenti cristiani: visitò quelle che riteneva le Catacombe di San Callisto (in realtà si tratta delle Catacombe di San Sebastiano) e nelle Catacombe dei Santi Marcellino e Pietro lasciò addirittura un graffito col suo nome.[10] Sebbene assai suggestive, le menzioni di monumenti antichi sono comunque scarse e, come già detto, non danno mai luogo ad una loro descrizione sistematica.

Nelle vite dei papi del primo Medioevo e nelle successive l'umanista fornì, tuttavia, informazioni di carattere monumentale rivelando un'attenzione diversa da quella prestata fino ad allora. In queste vite, infatti, il riferimento a quello che è „ancora visibile" introduce, nella maggior parte dei casi, la descrizione di una tipologia ben precisa di monumenti: il monumento funebre, cioè la tomba del papa. Mi soffermerò pertanto prevalentemente sul modo nel quale Platina si pone nei confronti dell'arte funeraria, un genere che – in quanto fortemente legato al concetto di memoria, perché volto a fissare e trasmettere l'immagine di un pontificato – mostra di avere più di un punto di contatto con il genere letterario della biografia.

---

[8] Platina, Liber de vita Christi, ed. Gaida (Calistus III, 1455–1458), p. 343: aveva viaggiato in Campania *cernendae vetustatis studiosus*. Il viaggio potrebbe essere avvenuto nel 1470, cfr. Bauer, The Censorship (vedi nota 2) p. 70.

[9] Platina, Liber de vita Christi, ed. Gaida (Petrus), p. 13: *portum Antii, quem ego nuper mira cum voluptate inspexi*; ibid. (Telesphorus, ca. 125-ca. 136), p. 23: [Antoninus Pius] *Tarracinensem quoque et Caietanum portum miris operibus, ut nunc etiam apparet, restituit.* Per gli acquedotti cfr. Platina, De vera nobilitate, in: Id., Hystoria de vitis pontificum, Venezia 1504, fol. C5v-D3v, in particolare fol. C8r; Bauer, The Censorship (vedi nota 2) p. 74.

[10] Platina, Liber de vita Christi, ed. Gaida (Calistus I, 217–222), p. 33: *Invisi ego haec loca cum amicis quibusdam religionis causa. Visuntur adhuc cineres et ossa martyrum, visuntur sacella, ubi privatim sacrificia fierent* … Cfr. G. B. De Rossi, La Roma sotterranea cristiana, I, Roma 1864, p. 4 (per il graffito); I. T. Oryshkevich, The History of the Roman Catacombs from the Age of Constantine to the Renaissance, tesi di dottorato, Columbia University, New York 2003 (esemplare in Bibliotheca Hertziana, Roma), pp. 154sgg., 183, 217–323; Occhipinti, Pirro Ligorio (vedi nota 4) pp. 346–349.

2. Quale ruolo giocano i monumenti sepolcrali nella letteratura storiografica sui pontefici? La questione può essere formulata in modo più preciso: fino a che punto i monumenti sepolcrali trovano posto negli scritti biografici sui pontefici? Le diverse modalità con le quali, in epoca rinascimentale, viene mantenuto in vita il ricordo di un pontefice si completano o si pongono in concorrenza l'uno con l'altro?

Un papa poteva celebrare il proprio operato attraverso la tradizione letteraria ma anche con iscrizioni, apposte su edifici pubblici; poteva far raffigurare i momenti del suo pontificato in pitture, affreschi, mosaici. Tra queste forme rappresentative il monumento funebre occupava una posizione di particolare rilievo, perché, eretto a conclusione di un pontificato, poteva costituire il modo per fissare definitivamente, anche a livello visivo e figurativo, la memoria del papa.

Abituato da lungo tempo alla raffigurazione di episodi biblici o legati alla storia della Chiesa, l'osservatore cristiano poteva interpretare le scene chiave sui sepolcri papali. Prendiamo ad esempio quelle cinquecentesche di Santa Maria Maggiore: là, sul monumento a Pio V (1566–1572), infuria la battaglia di Lepanto, sulla tomba di Sisto V (1585–1590) spiccano le teste mozzate dei banditi, sterminati dallo stesso pontefice, mentre nei bassorilievi del sepolcro di Clemente VIII (1592–1605) si riconoscono illustrati gli accordi di pace tra la Francia e la Spagna e la devoluzione del Ducato di Ferrara.[11] Come una serie di

[11] Per maggiori dettagli sulle tombe dei pontefici menzionate in questo contributo rimando alle seguenti opere d'insieme: F. Gregorovius, Le tombe dei papi, 2ª ed. italiana, riveduta ed ampliata da Ch. Hülsen, Roma 1931; R. U. Montini, Le tombe dei papi, Roma 1957; M. Borgolte, Petrusnachfolge und Kaiserimitation. Die Grablegen der Päpste, ihre Genese und Traditionsbildung, Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 95, Göttingen 1989. Per quelle tardomedievali (dal Duecento al Quattrocento) cfr. in particolare Die mittelalterlichen Grabmäler in Rom und Latium vom 13. bis zum 15. Jahrhundert, a cura di J. Garms et al., Publikationen des Historischen Instituts beim Österreichischen Kulturinstitut in Rom, Abt. 2, Reihe 5, Wien 1981–1994; per quelle quattrocentesche della Basilica di San Pietro, H. Roser, St. Peter in Rom im 15. Jahrhundert. Studien zu Architektur und skulpturaler Ausstattung, Römische Studien der Bibliotheca Hertziana 19, München 2005; C. M. Richardson, „Ruined, untended and derelict": Fifteenth-century Papal Tombs in St. Peter's, in: Art and Identity in Early Modern Rome, a cura di J. Burke/M. Bury, Aldershot 2008, pp. 191–207. Buona documentazione foto-

spot sincronici queste scene gettano luce sulle imprese trionfali dei singoli pontificati e, nel contempo, sul trionfo della Chiesa. Come ha sostenuto Volker Reinhardt, si tratta di „far emergere … l'essenza duratura dell'agire del pontefice nella caotica miriade dei fatti della storia".[12] L'osservazione vale anche per le tombe dei papi medievali, soprattutto per quelle realizzate a partire dal X secolo. Su questi monumenti, tuttavia, il compito di evocare i momenti più importanti dei singoli pontificati non era affidato alle immagini, ma spesso agli epitaffi in versi.[13]

I sepolcri del periodo medievale sono invece nominati solo occasionalmente nella letteratura biografica sui pontefici. Una prima spiegazione per la scarsità delle menzioni può essere riferita al fatto che tale genere letterario non prendeva tradizionalmente in considerazione questo tipo di monumenti. Difficilmente i biografi trovavano una loro descrizione nel modello stesso della biografia papale, cioè il *Liber pontificalis* (che invece fornisce informazioni su altri monumenti). Anche i cerimoniali pontifici non dedicavano per principio alcuna attenzione alle tombe, prescrivendo solo che il papa fosse sepolto rapidamente e secondo un determinato cerimoniale, prima che venisse eletto il suo successore, ma senza specificare come dovesse essere il suo sepolcro.[14] Così come era formalmente sufficiente contrassegnare il luogo

---

grafica per le tombe a San Pietro in V. Noè, Le tombe e i monumenti funebri dei papi nella basilica di San Pietro in Vaticano, Modena 2000.

12 V. Reinhardt, Metahistorische Tatenberichte. Die Papstgrabmäler der Cappella Sistina in S. Maria Maggiore, in: Totenkult und Wille zur Macht. Die unruhigen Ruhestätten der Päpste in St. Peter, a cura di H. Bredekamp et al., Darmstadt 2004, pp. 141–157, in particolare p. 145. È da supporre, comunque, che il contenuto di alcune di queste scene potesse essere compreso solo da osservatori già a conoscenza della storia dei corrispettivi pontificati.

13 S. Scholz, Papstepitaphien vom VI. bis zum X. Jahrhundert. Eine Quellengattung zwischen „Memoria", „Gesta" und „Vita", in: Mittellateinische Biographie und Epigraphik. Biografía latina medieval y epigrafía, a cura di W. Berschin/J. Gómez Pallarès/J. Martínez Gázquez, Heidelberg 2005, pp. 89–106.

14 M. Miglio, Sepolture pontificie dopo Avignone, in: Skulptur und Grabmal des Spätmittelalters in Rom und Italien, a cura di J. Garms/A. M. Romanini, Publikationen des Historischen Instituts beim Österreichischen Kulturinstitut in Rom, Abt. 1, 10, Wien 1990, pp. 249–255, in particolare p. 250: „Nessun cerimoniale pontificio di fine Trecento o Quattrocento contiene indicazioni sulla sepoltura papale, sulla sua collocazione, o così via dicendo." Sul cerimoniale di sepoltura e il periodo di nove giorni di lutto (*novendiali*) cfr. I. Herklotz, Pa-

della sepoltura, allo stesso modo i biografi si accontentavano di una semplice menzione delle tombe. Solo a partire dal XII secolo iniziarono ad essere eretti monumenti funebri celebrativi dei pontefici che, in seguito, diventarono sempre più sontuosi e raffinati.[15] Tali monumenti generalmente furono commissionati da membri della famiglia del papa, che talvolta però ultimarono l'opera a distanza di diversi anni dalla sua morte.[16]

Visto che tanto la biografia quanto i monumenti funerari garantivano il ricordo, fornire nella biografia la descrizione di una tomba poteva essere, in un certo senso, un raddoppiamento non necessario. Un secondo motivo della poca attenzione prestata dagli scrittori ai monumenti funebri potrebbe dunque essere legato alla concorrenza tra generi artistici diversi e alla diffusa opinione, da parte dei biografi, dell'assoluta superiorità della parola scritta rispetto alle arti figurative.

3. Partiamo da un esempio: nel manoscritto delle *Vite dei papi* di Bartolomeo Platina, l'inizio della prefazione è scritto all'interno di una cornice, che ricorda nella forma una stele funeraria antica (fig. 1).[17] In

---

ris de Grassis *Tractatus de funeribus et exequiis* und die Bestattungsfeiern von Päpsten und Kardinälen in Spätmittelalter und Renaissance, ibid., pp. 217–248; A. Paravicini Bagliani, Il corpo del papa, Torino 1994, pp. 147–253; N. Staubach, „Quibus virtutum testimoniis in vita floruit, illis in morte ornetur." Paris de Grassis und das kuriale Begräbniszeremoniell des frühen 16. Jahrhunderts, in: Praemium virtutis II. Grabmäler und Begräbniszeremoniell in der italienischen Hoch- und Spätrenaissance, a cura di J. Poeschke/B. Kusch-Arnold/Th. Weigel, Symbolische Kommunikation und gesellschaftliche Wertesysteme 9, Münster 2005, pp. 13–28.

15 Un punto di partenza importante per questo sviluppo è il monumento a Lucio III († 1185) a Verona, la prima tomba papale con una figura giacente che rappresenta il defunto. Cfr. G. B. Ladner, Die Papstbildnisse des Altertums und des Mittelalters, II, Città del Vaticano 1970, pp. 37–42.

16 Cfr. M. Borgolte, Nepotismus und Papstmemoria, in: Person und Gemeinschaft im Mittelalter. K. Schmid zum fünfundsechzigsten Geburtstag, a cura di G. Althoff et al., Sigmaringen 1988, pp. 541–556. Ma anche il papa stesso poteva occuparsi della progettazione della sua tomba; il primo esempio è Niccolò III († 1280). Cfr. infra, nota 27, e Ladner, Die Papstbildnisse (vedi nota 15) pp. 209–219.

17 Per questa miniatura, S. Maddalo, „Quasi preclarissima supellectile". Corte papale e libro miniato nella Roma di primo Rinascimento, Studi romani 42

questa prefazione, dedicata a papa Sisto IV, l'umanista si sofferma sull'utilità della storiografia. Il passato è, secondo le sue parole, maestro di vita ed è la strada per raggiungere la felicità. Platina così prosegue:

> „Da tale conoscenza gli animi degli uomini sono così spronati alla prudenza, alla fortezza, alla modestia, in breve a tutte le virtù, da non ritenere nulla più desiderabile della gloria, nulla più detestabile dell'infamia. Ché se gli stessi antichi, presso i quali la virtù fu in grande stima, volevano che fossero venerate le statue dei loro maggiori collocate nel foro, davanti ai templi ed in altri luoghi pubblici, pensando all'utilità degli uomini; quanto grandemente dobbiamo *noi* stimare la storia che, non muta come le statue, non vana come le pitture, ci svela le vere immagini degli uomini egregi, con cui possiamo parlare, che possiamo interrogare ed imitare, come se si trattasse di viventi?"[18]

(1994) pp. 16–32, in particolare p. 31 (e infra, nota 59); cfr. anche S. K. Meyer, Bregno e l'epigrafia classicheggiante a Roma, in: Andrea Bregno, Giovanni Santi e la cultura adriatica del Rinascimento, a cura di G. Gardelli, Roma 2007, pp. 59–95, in particolare pp. 71–72. Sui frontespizi con elementi monumentali nel libro manoscritto del Quattrocento, vedi L. Armstrong, Renaissance Miniature Painters and Classical Imagery. The Master of the Putti and his Venetian Workshop, London 1981, pp. 19–26; su quelli che, in particolare, raffigurano monumenti funebri antichi, M. Corbett, The Architectural Title-Page. An Attempt to Trace its Development from its Humanist Origins up to the Sixteenth and Seventeenth Centuries, the Heyday of the Complex Engraved Title-Page, Motif. A Journal of the Visual Arts 12 (1964) pp. 48–62.

18 Platina, Liber de vita Christi, ed. Gaida, p. 3: *Praeterea vero ex hac cognitione ad prudentiam, ad fortitudinem, ad modestiam, ad omnes denique virtutes animi hominum ita concitantur, ut laude ipsa nil antiquius, turpitudine autem nil detestabilius existiment. Quod si veteres illi, apud quos virtus in precio fuit, celebrari maiorum suorum statuas in foro collocatas, pro templis ac aliis in locis publicis volebant, ad utilitatem hominum respicientes: quanti a nobis facienda est historia, quae non muta ut statuae, non vana ut picturae veras praeclarorum virorum imagines nobis exprimit, quibuscum loqui, quos consulere et imitari ut vivos fas est?* La traduzione è addattata da Prosatori latini del Quattrocento, a cura di E. Garin, Milano-Napoli 1952, p. 695 (per una traduzione inglese cfr. Bartolomeo Platina, Lives of the Popes, edizione e traduzione a cura di A. D'Elia, vol. I, Antiquity, I Tatti Renaissance Library 30, Cambridge, MA-London 2008, p. 3). Il brano si trova in forma quasi identica nella prefazione della precedente *Historia urbis Mantuae* del Platina (Platina, Historia inclytae urbis Mantuae et serenissimae familiae Gonzagae, ed. P. Lambeck, Wien 1675, pp. 3sg.). Nonostante la superiorità del testo scritto,

Due concetti fondamentali emergono dunque da questo passo: il valore morale ed esemplare della storia e l'inferiorità delle rappresentazioni figurative rispetto alla storiografia.

L'intento moralistico accomuna la storiografia classica a quella umanistica: la storia dovrebbe offrire esempi istruttivi utili al perfezionamento dell'uomo virtuoso. Nella storia dei sovrani si incontrano l'ambizione pedagogica della storia e la funzione esemplare dei regnanti. Platina cita l'imperatore Traiano con la massima: „Il principe dovrebbe comportarsi con i suoi sudditi come desidera che essi si comportino con lui."[19] In un altro passo cita Platone, quando afferma che il popolo assomiglia solitamente al suo sovrano.[20] Platina descrive anche imperatori romani come Caligola caduti nella follia, perché attraverso questi esempi risulti evidente che solo la Chiesa può salvare il mondo dalla completa rovina.[21] Su questo si fonda il valore etico ed esemplare del comportamento dei pontefici e del clero. Un papa deve essere tanto santo, quanto istruito, tanto instancabile, quanto disinteressato. Egli rimane impresso nella memoria dei posteri per le sue azioni come per i suoi dotti scritti. Santità e formazione intellettuale (*sanctitas et doctrina*) procedono di pari passo in questa storia umanistica del papato.[22]

Platina, tuttavia, concedeva un certo valore pedagogico alle immagini: parlando della crisi iconoclasta dei secoli VIII e IX difende l'uso occidentale delle immagini, in quanto sia quelle dei santi, sia le statue di uomini meritevoli (*mortalium bene de republica meritorum*) avrebbero portato, attraverso la loro imitazione, alla virtù. Cfr. Platina, Liber de vita Christi, ed. Gaida (Gregorius II, 715–731), p. 125; ibid. (Stephanus III [IV], 768–772), pp. 133sg.; Occhipinti, Pirro Ligorio (vedi nota 4) pp. 308–323.

19 Platina, Liber de vita Christi, ed. Gaida (Evaristus, ca. 100–109), p. 20, con la massima di Traiano: *talem privatis imperatorem esse oportere, quales sibi privatos optat habere.*

20 Ibid. (Formosus, 891–896), p. 159: *auctoritate Platonis* [Nomoi, IV, 711b-c] *tales soleant esse reliqui cives, quales sunt in republica principes.* Cfr. N. Rubinstein, Il „De optime cive" del Platina, in: Bartolomeo Sacchi, il Platina (Piadena 1421-Roma 1481), a cura di A. Campana/P. Medioli Masotti, Padova 1986, pp. 137–144, in particolare p. 144; C. Bianca, Bartolomeo Fonzio tra filologia e storia, Medioevo e Rinascimento 18/n.s. 15 (2004) pp. 207–240, in particolare p. 217.

21 Platina, Liber de vita Christi, ed. Gaida (Petrus), p. 10.

22 Esempi a proposito: ibid. (Gregorius I, 590–604), p. 96; ibid. (Leo II, 682–683), p. 113; ibid. (Valentinus, 827), p. 144; ibid. (Benedictus IV, 900–903), p. 162. Pla-

Un ulteriore motivo ad aver determinato la scarsità dei riferimenti ai monumenti nelle *Vite dei papi* potrebbe essere, quindi, dovuto al fatto che l'autocelebrazione in un luogo di sepoltura mal si accordava con l'immagine virtuosa del capo della Chiesa. Un umanista come Platina, a questo proposito, avrebbe unito lo scetticismo ortodosso della Chiesa nei confronti di tombe maggiormente elaborate alla condivisione degli antichi ideali di virtù. Il *topos* dello scetticismo nei confronti delle statue è antico: già gli autori romani (Cicerone, Sallustio, Orazio, Seneca, Plinio il Giovane e altri) ritenevano che le statue di un sovrano non potessero assicurargli imperitura memoria in quanto monumenti materiali soggetti al decadimento.[23] Anche se già dall'XI secolo i proemi di alcune opere letterarie lodano monumenti, ciò tuttavia viene nella

---

tina così amplia l'esortazione fondamentale di 1 Pietro 5,3 che i vescovi siano „esempi del gregge".

[23] Per ciò che segue si vedano: M. Miglio, Storiografia pontificia del Quattrocento, Bologna 1975, pp. 47–50, 149–153; I. Herklotz, Grabmalsstiftung und städtische Öffentlichkeit im spätmittelalterlichen Italien, in: Materielle Kultur und religiöse Stiftung im Spätmittelalter. Internationales Round-Table-Gespräch, Krems an der Donau 26. September 1988, Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Klasse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 554, Wien 1990, pp. 233–271; Th. Pekáry, Plotin und die Ablehnung des Bildnisses in der Antike, in: Bild- und Formensprache der spätantiken Kunst. H. Brandenburg zum 65. Geburtstag, a cura di M. Jordan-Ruwe/U. Real, Boreas 17, Münster 1994, pp. 177–186; P. Seiler, Petrarcas kritische Distanz zur skulpturalen Bildniskunst seiner Zeit, in: Pratum Romanum. R. Krautheimer zum 100. Geburtstag, a cura di R. L. Colella et al., Wiesbaden 1997, pp. 299–324; I. Herklotz, Antike Denkmäler in den Proömien mittelalterlicher Geschichtsschreiber, in: Arte d'occidente. Temi e metodi. Studi in onore di A. M. Romanini, a cura di A. Cadei et al., Roma 1999, III, pp. 971–986; I. Herklotz, „Sepulcra" e „Monumenta" del Medioevo. Studi sull'arte sepolcrale in Italia, nuova ed., Napoli 2001, pp. 1–15 (Prefazione alla nuova edizione), 41–48, 332–337. Cfr. anche P. Casciano, Storia di un „topos" della storiografia umanistica: exempla e signa, in: La storiografia umanistica. Convegno internazionale di studi, Messina 22–25 ottobre 1987, Messina 1992, I, pp. 75–92, con conclusioni opposte (avvicinamento di umanisti e pittori nel XV secolo, grazie alla rivalorizzazione intellettuale dell'arte). Per un'interpretazione più sfumata della tesi dell'avversione cristiana per le tombe, cfr. S. Scholz, Das Grab in der Kirche. Zu seinen theologischen und rechtlichen Hintergründen in Spätantike und Frühmittelalter, Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Kanonistische Abteilung 84 (1998) pp. 270–306.

consapevolezza della superiorità della tradizione scritta, in quanto ritenuta l'unica in grado di assicurare una memoria duratura. È noto inoltre l'atteggiamento negativo della Chiesa verso il ricordo monumentale, atteggiamento che perdurò anche oltre il Medioevo, provocando un sentimento di avversione verso le tombe celebrative.

4. Se queste sono le premesse concettuali generali, vediamo ora come i temi della morte del pontefice e del monumento funebre sono trattati da Platina all'interno delle singole biografie. La morte del papa è per Platina di volta in volta occasione per un giudizio morale. In alcuni casi l'umanista lascia volentieri da parte la critica storica e ricorre a leggende, tramandate da Tolomeo da Lucca, Martino Polono e dal *Liber pontificalis*, per le sue considerazioni sui comportamenti e sui costumi dei papi. Gerberto da Reims, per esempio, che nel 999 salì al trono papale con il nome di Silvestro II, era così dotto nelle scienze, nella musica, nella matematica e nelle lingue classiche che la leggenda medievale ne fece una sorta di Faust nelle vesti di pontefice. Il diavolo gli svelò che il suo pontificato sarebbe durato sino a quando egli non fosse giunto nelle vicinanze di Gerusalemme. Mentre diceva messa in Santa Croce a Gerusalemme, capì che la sua fine sarebbe giunta; si pentì di aver intrattenuto rapporti col diavolo e ordinò che il suo cadavere fosse posto su un carro tirato da cavalli. Egli voleva essere inumato nel luogo in cui i cavalli l'avrebbero trasportato. Dio lo perdonò: i destrieri si fermarono davanti al Laterano. Qualcosa delle doti magiche di Silvestro sembrò trasmettersi al suo sepolcro, poiché, secondo una leggenda medievale, le ossa in esso contenute si scuoterebbero rumorosamente ogni volta che si avvicina la morte di un suo successore. Platina commenta laconicamente: „Se questo sia vero o no, lo sperimenteranno gli stessi pontefici interessati."[24]

---

[24] Platina, Liber de vita Christi, ed. Gaida (Silvester II), p. 177: *Verum ne sit an secus, ipsi pontifices viderint ad quos pertinet.* Per questa leggenda cfr. Martino Polono, Chronicon pontificum et imperatorum, ed. L. Weiland, in: MGH Scriptores, XXII, Hannover 1872, pp. 397–475, in particolare p. 432, nonché la nota di Duchesne, in: Le Liber pontificalis, a cura di L. Duchesne, Bibliothèque des Écoles Françaises d'Athènes et de Rome, serie II, 3, Paris 1886–1957, II, p. 264 nota 5. Simili giudizi morali del Platina si trovano anche in rapporto ad altri papi: Gregorio VI († 1047), il cui cadavere fu sottoposto a una

Per il Medioevo nelle *Vite dei papi* si hanno solo poche notizie che riguardano tombe. Platina, per esempio, tace sull'imponente serie delle dieci tombe papali del XII secolo presenti in Laterano, che inizia con Pasquale II (1099–1118) e si chiude con Celestino III († 1198). Nel Cinquecento l'esistenza di alcune di queste tombe è testimoniata dal Panvinio e, pertanto, esse dovevano essere visibili anche al tempo di Platina.[25] Questa omissione del Platina potrebbe essere dovuta al fatto che il Laterano, alla fine del Quattrocento, aveva perso molta della sua importanza a favore della Basilica di San Pietro.[26]

Solo a partire da Niccolò III († 1280), Platina fornisce maggiori dettagli su tutte le tombe dei papi ancora esistenti a Roma, lasciando sempre capire di averli visti di persona. Così è descritto il sepolcro di Niccolò III Orsini: costui „fu sepolto nella cappella del beato Niccolò, che lui aveva eretta, nella basilica di San Pietro, in una tomba marmorea e decorata a mosaico, che vediamo ancora".[27] Per quanto riguarda la tomba di Niccolò IV († 1292), si legge che era in Santa Maria Maggiore „vicino all'abside della basilica presso il sepolcro del cardinale Pietro Colonna, come si vede nel pavimento, dove è indicato con l'insegna e con lapidi di porfido".[28] Infine Bonifacio VIII († 1303): „fu sepolto nella basilica di San Pietro in un sepolcro da lui stesso eretto, che esiste an-

---

prova divina; Benedetto IX († 1055/1056), il quale dopo la morte sarebbe apparso sotto forma di un mostruoso fantasma; Giovanni XXI († 1277), sul quale crollò il soffitto di una stanza nel momento in cui lui stesso si era predetto una lunga vita. Cfr. Platina, Liber de vita Christi, ed. Gaida, pp. 181sg., 248.

[25] Su queste tombe cfr. Herklotz, „Sepulcra" e „Monumenta" (vedi nota 23) pp. 146–158. Onofrio Panvinio segnala le tombe di Anastasio IV († 1154), Alessandro III († 1181), Clemente III († 1191) e Celestino III (Panvinio, De sacrosancta basilica, baptisterio et patriarchio Lateranensi, in: Ph. Lauer, Le Palais de Latran, Paris 1911, pp. 410–490, in particolare p. 440).

[26] Non meraviglia neppure che Platina non abbia descritto né le numerose tombe papali realizzate tra il XII e il XV secolo che si trovavano fuori Roma (a Napoli, a Viterbo, a Perugia ecc.), né quelle dei papi di Avignone (1305–1370).

[27] Platina, Liber de vita Christi, ed. Gaida (Nicolaus III), p. 250: *in sacello beati Nicolai a se condito in basilica Sancti Petri sepellitur tumulo marmoreo et vermiculato opere exornato, quem adhuc cernimus.*

[28] Ibid. (Nicolaus IV), p. 257: *ad caput basilicae apud Petri Columnae cardinalis sepulchrum, ut in pavimento cernitur emblemate et porphyreticis lapidibus notato.*

cora nella cappella da lui edificata e ornata a mosaico".[29] Come abbiamo anticipato, tutte queste tre brevi descrizioni includono frasi come „che vediamo ancora", „come si vede" e „che esiste ancora" (*quod adhuc cernimus*; *ut cernitur*; *quod adhuc extat*), quasi riprendendo lo stile letterario delle guide di Roma.

Ci si può domandare perché Platina, in questo modo, attiri l'attenzione del lettore in particolare su questi monumenti. Quello che si nota è un interessante collegamento tra il comportamento immorale o nepotista di questi papi e il fatto che venga menzionata la loro tomba. Si può, dunque, fare l'ipotesi che Platina consideri il monumento funebre come espressione di una volontà di autoglorificazione, personale e familiare, che è di per sé da condannare.

Su Niccolò III, appartenente alla nobile famiglia degli Orsini, il giudizio di Platina è ambivalente: da un lato egli amava gli studiosi devoti ed era imparziale nel conferimento di dignità ecclesiastiche;[30] dall'altro, colmò i suoi parenti di proprietà terriere.[31] Simile il giudizio di Platina su Niccolò IV: benché egli attribuisse grande importanza alla distinzione tra virtù e vizio, favoriva tuttavia determinati partiti „più di quanto si confacesse a un papa". La sua lastra tombale, che nella forma

---

[29] Ibid. (Bonifacius VIII), p. 261: *sepelliturque in basilica Petri sepulchro a se antea extructo, quod quidem adhuc extat in sacello a se condito opere vermiculato*. Per altre descrizioni della tomba cfr. Ladner, Die Papstbildnisse (vedi nota 15) pp. 311sg.

[30] Platina, Liber de vita Christi, ed. Gaida (Nicolaus III), pp. 249sg.: *Amator et cultor doctorum virorum et eorum maxime, qui doctrinam cum prudentia et religione coniunctam haberent. In partiendis autem dignitatibus et honoribus communis omnibus est habitus. ... Prius enim mores hominum et doctrinam inspiciebat, deinde vacantes sedes his statim committebat.* Si tratta solo dell'espressione di un desiderio, rivolto al passato, dell'umanista o anche di un'esortazione ai pontefici della sua epoca?

[31] Ibid., p. 250; la fonte del Platina, Tolomeo da Lucca, Historia ecclesiastica nova, ed. O. Clavuot/L. Schmugge, MGH Scriptores, XXXIX, Hannover 2009, p. 609. Sulla critica al nepotismo degli Orsini, che si fece strada proprio dopo la morte di Niccolò III, cfr. A. Rehberg, Der „Kardinalsorakel"-Kommentar in der „Colonna"-Handschrift Vat. lat. 3819 und die Entstehungsumstände der Papstvatizinien, Florensia 5 (1991) pp. 45–112. Anche Dante biasima gli *orsatti* (Inferno, XIX, 70sgg.).

è improntata a sobrietà e modestia (era un francescano),[32] si trova in Santa Maria Maggiore vicino al monumento funebre del cardinale Pietro Colonna: vicinanza che per Platina, forse, era un ulteriore segno dello stretto legame del papa con questa famiglia.[33] Infine Bonifacio VIII, piuttosto che promuovere la religione, si era ingegnato a diffondere terrore in tutto il mondo. Prese le distanze da questo esempio negativo, i principi, sia ecclesiastici che secolari, avrebbero dovuto governare con santità e moderazione.[34]

L'atteggiamento di Platina nei confronti delle tombe papali non era però esclusivamente critico. Onorio IV Savelli († 1287), il predecessore di Niccolò IV, viene lodato per le sue virtù: nella tomba che „fino a oggi si vede" egli fu sepolto „con le insegne della sua famiglia e col suo

---

[32] Cfr. anche il suo epitaffio: *Hic tumulus tumulat humilem* ..., in M. Guardo, Titulus e tumulus. Epitafi di pontefici e cardinali alla corte dei papi del XIII secolo, Roma 2008, pp. 108–111.

[33] Platina, Liber de vita Christi, ed. Gaida (Nicolaus IV), p. 255: *Virtutes et vitia faciebant, ut in hunc magis quam in illum inclinaret*; ibid., p. 257: *plus quam pontificem decebat in partes declinaverat.* Sul suo sepolcro vedi supra, nota 28; sulla sua preferenza per i Colonna, G. Barone, Niccolò IV e i Colonna, in: Niccolò IV. Un pontificato tra Oriente ed Occidente, a cura di E. Menestò, Spoleto 1991, pp. 73–89.

[34] Platina, Liber de vita Christi, ed. Gaida, p. 261: *Moritur autem hoc modo Bonifacius ille, qui imperatoribus, regibus, principibus, nationibus, populis terrorem potius quam religionem iniicere conabatur ... Discant itaque huius exemplo principes omnes, tam religiosi quam seculares, praeesse clero et populis non superbe et contumeliose ut hic de quo loquimur, sed sancte et modeste ut Christus rex noster eiusque discipuli et veri imitatores.* Bonifacio VIII fece erigere ancora in vita la sua cappella funebre (supra, nota 29). Soprattutto la figura giacente sul sarcofago, con i tratti fisiognomici del volto di Bonifacio (opera di Arnolfo di Cambio), fu considerata dai contemporanei segno di arroganza: Fra Dolcino notò con indignazione che il pontefice *fecit sibi fieri monumentum et ymaginem supra petram sicut esset viva.* Cfr. Ladner, Die Papstbildnisse (vedi nota 15), pp. 301, 308sg.; A. Paravicini Bagliani, Les portraits de Boniface VIII. Une tentative de synthèse, in: Id., Il potere del papa. Corporeità, autorappresentazione, simboli, Firenze 2009, pp. 115–135, in particolare pp. 116sg. Per una più ampia discussione sul contesto in cui si colloca l'iniziativa di Bonifacio VIII, cfr. I. Herklotz, Il monumento classico nel Medioevo. Riesaminando un recupero, in: Bonifacio VIII. Ideologia e azione politica. Atti del Convegno ..., Roma 2006, pp. 77–93; P. Seiler, Die Idolatrieanklage im Prozeß gegen Bonifaz VIII., in: Bild/Geschichte. Festschrift für H. Bredekamp, a cura di Ph. Helas et al., Berlin 2007, pp. 353–374.

epitaffio". Platina fece forse un'eccezione perché la tomba fu tra quelle trasferite da Pio II (per il ruolo di Pio II nella carriera di Platina vedi più avanti), o forse perché vedeva in lui un vero esempio di virtù.[35] Anche Gregorio XI (1370–1378), che tornava a Roma da Avignone, fu ritenuto un papa virtuoso. Fu sepolto in Santa Maria Nuova (ora Santa Francesca Romana) in una tomba marmorea „ancora visibile" e „pianto come nessun altro pontefice prima: sembrava infatti che tutti avessero perso il proprio padre".[36]

Nel caso di Urbano VI (1378–1389), l'umanista si prende gioco dei versi insulsi e scritti in cattivo latino che si leggono sul sepolcro del papa in San Pietro, commentando inoltre che pochi avevano pianto per lui, uomo irrimediabilmente rozzo.[37] Il suo diretto successore, Bonifacio IX (1389–1404), fu invece per Platina un buon papa. Nulla sarebbe mancato alla sua fama, se egli, comportandosi da nepotista, non si fosse preoccupato troppo di favorire la famiglia dei Tomacelli, le cui insegne campeggiano sulla sua tomba, proprio come sulle fortificazioni di Castel Sant'Angelo, sul Campidoglio e nel Palazzo Apostolico.[38] La descri-

---

[35] Platina, Liber de vita Christi, ed. Gaida (Honorius IV), p. 254: *corpusque eius a Sancta Sabina ad basilicam Petri magna funeris pompa transfertur sepelliturque sepulchro marmoreo, quod adhuc extat in numerum a Pio pontifice translatum, ut insignia familiae indicant eiusque epigramma: et merito quidem, cum vir fuerit omni vita probatissimus et Christianae religionis amantissimus.* Per la risistemazione di tombe all'interno di San Pietro da parte di Pio II cfr. Necrologi e libri affini della provincia Romana, ed. P. Egidi, I, FSI 44, Roma 1908, pp. 240sg.

[36] Platina, Liber de vita Christi, ed. Gaida (Gregorius XI), p. 282: *sepelliturque in basilica Beatae Mariae in via Nova sepulchro marmoreo, quod adhuc visitur, tanto omnium cum gemitu et lachrymis, quanto nunquam ante quisquam sepultus est: parente enim et unico genitore privati omnes videbantur.*

[37] Ibid. (Urbanus VI), p. 288: *sepelliturque in beati Petri basilica, paucis admodum eius mortem, utpote hominis rustici et inexorabilis, flentibus. Huius autem sepulchrum adhuc visitur cum epitaphio satis rustico et inepto.* Un simile giudizio negativo su Urbano si trova nelle *Vitae quorundam pontificum* di Poggio Bracciolini (in: Liber pontificalis, ed. Duchesne, II, pp. 546–560, in particolare p. 548): *Pontifex fuit natura immiti, aspera et severa ...; in omni vita crudelis fuit ... mordaxque ac dicax in loquendo.* Su queste biografie cfr. C. Da Capodimonte, Poggio Bracciolini autore delle anonime „Vitae quorundam pontificum", Rivista di storia della Chiesa in Italia 14 (1960) pp. 27–47.

[38] Platina, Liber de vita Christi, ed. Gaida (Bonifacius IX), p. 293: *Sepelliturque in basilica Petri sepulchro marmoreo vermiculato opere distincto, quod ad-*

zione del monumento di papa Tomacelli serve a Platina quale pretesto per scagliarsi contro il nepotismo:

> „Perciò penso che la Chiesa di Dio sarebbe governata meglio, se i pontefici, allontanati affini e cognati o perlomeno dopo aver assicurato loro una discreta sistemazione, si occupassero della dignità pontificia piuttosto che pensare alla propria carne e al proprio sangue."[39]

Spostiamoci un po' avanti, nel XV secolo. Rispetto alle biografie precedenti Platina inserisce, nei suoi dettagliati resoconti delle vite dei papi rinascimentali, il riferimento preciso alle loro iscrizioni sepolcrali. Egli menziona il breve epitaffio di Innocenzo VII (1404–1406), forse perché il suo sepolcro è stato restaurato dal papa umanista Niccolò V.[40] Nella vita di Martino V (1417–1431) riporta l'epigrafe del sepolcro di Baldassarre Cossa (l'antipapa Giovanni XXIII, 1410–1413), al quale Cosimo de' Medici fece erigere un monumento a Firenze, che forse Platina aveva visto durante il suo soggiorno fiorentino.[41] Per quanto riguarda papa Martino V Colonna, Platina dà precisa indicazione della sua lastra tombale in bronzo collocata in Laterano.[42]

---

huc cernitur, cum gentiliciis insignibus, quae item indicant multa aedificia tum in mole Hadriani, tum in Capitolio, tum in palatio Vaticani huius iussu et impensa aedificata tum fuisse. Huic autem pontifici ad summam gloriam nil certe defuisset, nisi affinium et cognatorum affinitatibus obtemperans aliquam notam contraxisset. Multa enim crimina per simoniacam pravitatem committebantur ... Sulle sue imprese e il suo nepotismo si veda A. Esch, Bonifaz IX. und der Kirchenstaat, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 29, Tübingen 1969 (sul sepolcro pp. 447–448 nota 281).

39 Platina, Liber de vita Christi, ed. Gaida (Bonifacius IX), p. 293: *Unde melius actum cum ecclesia Dei censerem, si pontifices, reiectis affinibus et cognatis vel saltem in mediocri fortuna collocatis, pontificiae dignitati potius quam carni et sanguini consulerent.* Per la critica del Platina al nepotismo cfr. anche Bauer, Platina e le „res gestae" di Pio II (vedi nota 7).

40 Platina, Liber de vita Christi, ed. Gaida (Innocentius VII), p. 296: *vetustate et situ corruens Nicolaus Quintus postea restituit.* Per Niccolò V cfr. infra.

41 Ibid. (Martinus V), p. 309. Per il soggiorno fiorentino di Platina, cfr. Bauer, The Censorship (vedi nota 2) pp. 14–24.

42 Platina, Liber de vita Christi, ed. Gaida, p. 312: *sepelliturque eius mandato in basilica Constantiniana ante capita apostolorum sepulchro aeneo.* Cfr. A. Esch, La lastra tombale di Martino V ed i registri doganali di Roma. La sua provenienza fiorentina ed il probabile ruolo del Cardinale Prospero Colonna,

Solo in tre casi Platina cita alla lettera lunghe iscrizioni sepolcrali: si tratta di Eugenio IV (1431–1447), Niccolò V (1447–1455) e Pio II (1458–1464). Motivo di una restituzione tanto dettagliata è sicuramente l'elegante latino umanistico di questi testi. Nel caso di Eugenio IV Condulmer si aggiunge il fatto che questo papa desiderava espressamente una sepoltura umile; suo nipote Francesco Condulmer gli fece erigere invece dopo la sua morte, contro la sua volontà, un sontuoso monumento funebre.[43] Per Niccolò V Parentucelli, Platina nota invece che questo papa era stato sepolto in modo particolarmente solenne e che aveva giustamente meritato il suo epitaffio.[44] Per quanto riguarda Pio II Piccolomini, primo „datore di lavoro" di Platina presso la Curia romana,[45] la trascrizione della sua epigrafe funeraria non sorprende, anche se tale citazione porta inevitabilmente a ripetere alcuni elementi della sua biografia. È degno di nota come con la tomba di Pio II la nuda prosa faccia il suo ingresso sui sepolcri. Mentre nel caso di Niccolò V il monumento è ornato dai distici elegiaci composti da Enea Silvio Piccolomini (il futuro Pio II), il cardinale Francesco Todeschini Piccolomini fa incidere sulla pietra tombale del papa e poeta Pio II un testo in semplice prosa. Questa enumera le azioni del pontefice in modo talmente sobrio, che gli editori della storia pontificia di Platina non si sono ac-

---

in: Alle origini della nuova Roma. Martino V (1417–1431), a cura di M. Chiabò et al., Roma 1992, pp. 625–641.

43 La volontà di Eugenio IV è ricordata in un verso della sua epigrafe sepolcrale, in Platina, Liber de vita Christi, ed. Gaida (Eugenius IV), p. 328: *Qui semper vanos tumuli contempsit honores / Atque „hac impressa condite", dixit, „humo"*. L'epitaffio fu composto dall'umanista Maffeo Vegio (Vegio, De rebus antiquis memorabilibus basilicae Sancti Petri Romae, in: Codice topografico della città di Roma, ed. R. Valentini/G. Zucchetti, IV, Roma 1953, pp. 375–398, in particolare p. 394). I. Kajanto, Papal Epigraphy in Renaissance Rome, Annales Academiae scientiarum Fennicae, serie B, 222, Helsinki 1982, pp. 42–53, traduce e commenta questo epitaffio. Cfr. anche Enea Silvio Piccolomini, Historia Austrialis, I, 1. Redaktion, ed. J. Knödler, MGH Scriptores rerum Germanicarum, n.s. 24, Hannover 2009, pp. 37sg.: [Eugenius] *neque gloriam sepulcri quesivit, qui, priusquam moreretur, neque sculpi sibi lapides neque levari in altum sarcofagum, sed humi suum corpus sepelliri mandavit.*

44 Platina, Liber de vita Christi, ed. Gaida (Nicolaus V), p. 338: *hoc epitaphium merito inscriptum est.*

45 Platina fu assunto come abbreviatore nella Cancelleria Apostolica nel 1464; cfr. Bauer, Platina e le „res gestae" di Pio II (vedi nota 7).

corti che l'autore cita per mezza pagina un'epigrafe.[46] Platina non poté riportare l'iscrizione del papa successivo, Paolo II (1464–1471), di cui pure è inclusa una biografia, dal momento che il suo sepolcro fu terminato solo nel 1477, quando la storia dei pontefici era già conclusa da due anni.

5. Nella Roma del Rinascimento i monumenti sepolcrali rappresentano per i pontefici solo uno dei modi per assicurare la propria memoria. Sia Niccolò V sia Sisto IV si distinsero per i loro interventi urbanistici e i loro programmi edilizi, che Platina segnala nelle rispettive biografie.[47] Niccolò V colse l'occasione del Giubileo del 1450 per restaurare chiese, ampliare il Palazzo Vaticano, rafforzare le Mura Vaticane e Castel Sant'Angelo. Egli accarezzò l'idea di rendere il borgo dinanzi alla città del Vaticano una città della Curia, desiderando difendere i futuri pontefici tanto dalle possibili sollevazioni dei Romani quanto da attacchi dall'esterno. Questo primo papa umanista fondò inoltre, con la

---

[46] Platina, Liber de vita Christi, ed. Gaida (Pius II), pp. 355–356: *In basilica Sancti Petri conditur ad altare Sancti Andreae sepulchro Francisci cardinalis Senensis impensa condito cum hoc epitaphio: PIUS II PONT. MAX. NATIONE TUSCUS, PATRIA SENENSIS, GENTE PICOLHOMINEA: sedit annos VI. Brevis pontificatus, ingens fuit gloria. Conventum Christianorum Mantuae pro fide habuit. Oppugnatoribus Romanae sedis intra atque extra Italiam restitit. Catharinam Senensem inter sanctas Christi retulit … Vixit annos LVIII, menses IX, dies XXVII.* L'iscrizione è completa in Platina; manca solo la sottoscrizione del dedicatario (*Franciscus Cardinalis Senensis avunculo sanctissimo fecit anno MCCCCLXIIII*), che egli tralascia probabilmente, perché ha gia nominato in precedenza il cardinale Todeschini Piccolomini. Nell'*editio princeps* delle *Vitae pontificum* del Platina (Venezia 1479) non si ha ancora l'uso delle lettere maiuscole. Gli editori successivi comunicano al lettore l'impressione che solo le parole in lettere maiuscole appartengano all'iscrizione. Per l'iscrizione cfr. anche O. Panvinio, De rebus antiquis memorabilibus et praestantia basilicae Sancti Petri, in: Spicilegium Romanum, ed. A. Mai, IX, Roma 1843, pp. 194–382, in particolare p. 362; D. Gionta, Epigrafia umanistica a Roma, Messina 2005, p. 21; Kajanto, Papal Epigraphy (vedi nota 43) pp. 63–69. Sulla storia editoriale dell'opera di Platina cfr. S. Bauer, „Platina non vitas, sed vitia scripsit". Le censure sulle Vite dei papi, in: *Nunc alia tempora, alii mores.* Storici e storia in età postridentina, a cura di M. Firpo, Fondazione Luigi Firpo, Studi e testi 25, Firenze 2005, pp. 279–289; Id., The Censorship (vedi nota 2).

[47] Cfr. Bauer, The Censorship (vedi nota 2) pp. 71sg., 93sg.

sua raccolta di manoscritti, la Biblioteca Vaticana, senza tuttavia renderla accessibile al pubblico.

La memoria di Niccolò V pertanto fu garantita anche attraverso edifici e monumenti, oltre che grazie ai componimenti elogiativi umanistici. Prima della biografia del Platina, a ricordare questi pontefici sono già le opere biografiche di Giannozzo Manetti, Poggio Bracciolini e Michele Canensi, i discorsi di Enea Silvio Piccolomini, Jean Jouffroy e Niccolò Palmieri, ma anche diverse cronache. Manetti in particolare riferisce dei piani di Niccolò V per il rinnovamento di Roma.[48] Una buona metà della celebre biografia è dedicata alle imprese monumentali e al „Testamento" del papa. Nella biografia si parla al passato dei vari programmi edilizi, elemento che ha tratto in inganno alcuni lettori: in questo modo Manetti anticipava e ‚storicizzava', tramite la parola scritta, fatti in realtà non ancora avvenuti.[49] Il papa si spegneva con la certezza che le sue opere sarebbero state completate dai successori sul trono di Pietro, i quali avrebbero proseguito la missione ideologica di rafforzamento dell'autorità e della dignità della Chiesa.

L'iscrizione sepolcrale di Niccolò V, sopravvissuta assieme al sarcofago alla demolizione cinquecentesca dell'antico San Pietro, celebra un periodo di governo ricco di successi. I distici elegiaci sono considerati, come già accennato, opera di Enea Silvio Piccolomini (fig. 2).[50]

---

[48] Giannozzo Manetti, De vita ac gestis Nicolai Quinti Summi Pontificis, a cura di A. Modigliani, RIS, serie III, 6, Roma 2005, pp. 69–103. Per le altre fonti biografiche su Niccolò si veda M. Miglio, Premessa, in: G. Manetti, Vita di Nicolò V, trad. it. di A. Modigliani, RR inedita 22, Roma 1999, pp. 9–36; per le imprese edilizie dei pontefici nel Quattrocento, G. Simoncini, Topografia ed urbanistica da Bonifacio IX ad Alessandro VI, in: Roma. Le trasformazioni urbane nel Quattrocento, Firenze 2004, I.

[49] Si vedano gli esempi in A. Modigliani, Introduzione, in: Manetti, Vita di Nicolò V, ed. Ead., pp. 39–67, in particolare pp. 56sg. Cfr. anche R. Fubini, La questione del „Testamento" di Niccolò V. A proposito della recente edizione della biografia del pontefice scritta da Giannozzo Manetti, Humanistica 2 (2007) pp. 185–190.

[50] *Hic sita sunt Quinti Nicolai antistitis ossa, / Aurea qui dederat saecula, Roma, tibi. / Consilio illustris, virtute illustrior omni / Excoluit doctos doctior ipse viros. / Abstulit errorem, quo schisma infecerat orbem, / Restituit mores, moenia, templa, domos. / Tum Bernardino statuit sua sacra Senensi, / Sancta Iobelei tempora dum celebrat. / Cinxit honore caput Friderici et coniugis aureo, / Res Italas icto foedere composuit. / Attica Romanae com-*

Essi enumerano le imprese degne di merito: Niccolò ha protetto i dotti, ha superato lo scisma e il conciliarismo, ha ristabilito i costumi e restaurato luoghi fortificati, chiese ed edifici. Egli ha canonizzato Bernardino da Siena, ha indetto il Giubileo del 1450, ha incoronato l'imperatore Federico III e ha favorito la pace di Lodi.

Sisto IV (1471–1484) perseguiva un programma di rinnovamento di Roma, ormai sotto il potere consolidato del papa, simile a quello di Niccolò V. In occasione del Giubileo del 1475 migliorò strade, restaurò il ponte sul Tevere, chiamato Ponte Sisto, edificò chiese come Santa Maria del Popolo e Santa Maria della Pace e con la Cappella Sistina lasciò un capolavoro del papato rinascimentale. Come per molti altri aspetti, egli si fece continuatore anche del progetto di Niccolò V di riordino della Biblioteca Vaticana e della sua apertura agli eruditi.[51] Platina e Sisto compaiono insieme nel celebre affresco di Melozzo da Forlì, che rappresenta la nomina dell'umanista a prefetto della Biblioteca Vaticana. Sullo sfondo di una quinta ideale, Platina si inginocchia davanti al papa e con l'indice della mano destra segnala il testo di una sottostante iscrizione, probabilmente composta da lui stesso (figg. 3a, 3b). L'affresco si trovava all'epoca nella sala di lettura della Biblioteca Vaticana, rafforzando così il ricordo del pontefice nella memoria degli studiosi. Il testo dell'iscrizione presente sull'affresco – si tratta ancora di distici elegiaci – richiama alla memoria l'epitaffio di Niccolò V.[52] Platina, se è

---

plura volumina linguae / Prodidit: en tumulo fundite thura sacro. Cfr. Platina, Liber de vita Christi, ed. Gaida, p. 338; le righe che mancano (*Sedit ann. VIII* ...) sono edite in Kajanto, Papal Epigraphy (vedi nota 43) p. 54. Sull'iscrizione cfr. inoltre Enea Silvio Piccolomini, Carmina, ed. A. van Heck, Città del Vaticano 1994, pp. 198sg.; Th. Pöpper, Das Grabdenkmal Papst Nikolaus' V. in St. Peter, in: Rom und das Reich vor der Reformation, a cura di N. Staubach, Frankfurt am Main 2004, pp. 31–52; C. Märtl, Epigraphisches zu Papst Pius II. (Enea Silvio Piccolomini, 1405/1458–1464), in: De litteris, manuscriptis, inscriptionibus ... Festschrift zum 65. Geburtstag von W. Koch, a cura di Th. Kölzer et al., Wien-Köln-Weimar 2007, pp. 329–351, in particolare pp. 332sg.; Gionta, Epigrafia umanistica (vedi nota 46) pp. 21sg. nota 2.

51 Cfr. A. Manfredi, La nascita della Vaticana in età umanistica da Niccolò V a Sisto IV, in: Storia della Biblioteca Apostolica Vaticana, I, a cura di Id., Città del Vaticano 2010, pp. 147–236.

52 *Templa, domum expositis, vicos, fora, moenia, pontes, / Virgineam Trivii quod repararis Aquam, / Prisca licet nautis statuas dare commoda portus / Et Vaticanum cingere, Sixte, iugum, / Plus tamen Urbs debet: nam quae*

lui il redattore, mostra di apprezzare le opere edilizie e urbanistiche di Sisto IV: le chiese, il luogo di ricovero per bambini abbandonati (Ospedale di Santo Spirito), le strade, le piazze, le fortezze, i ponti, le canalizzazioni, il porto restaurato di Ostia, le Mura Vaticane. Non si possono negare consonanze con l'epigrafe di Niccolò, dove si nominano *moenia*, *templa*, *domos*. È la città stessa a ringraziare Sisto, ma soprattutto, prosegue Platina, il pontefice è degno di lode per il fatto che la Biblioteca, caduta in rovina, rifulge ora con rinnovato splendore.

Con il suo complesso programma di *renovatio Urbis* Sisto IV voleva rendere visibile il potere del papato che, dopo avere superato il conciliarismo, era cresciuto, si era rafforzato e aveva gettato le basi per lo splendore del Rinascimento romano. La sua ideologia si fondava non solo sull'accentuazione del primato di Pietro, ma anche sul confronto con gli imperatori romani. E così Platina scrive che il porto di Ostia era stato „iniziato da Claudio, terminato da Traiano" e restaurato da Sisto.[53] Aver riparato Ponte Sisto era opera di per se stessa degna di un sovrano. Platina compose probabilmente anche le iscrizioni in stile antico, ancor oggi visibili su questo ponte tiberino.[54] Al culmine della sua carriera Platina era, quindi, in un certo modo, implicato in questo programma propagandistico in quanto dotto erudito al servizio di un papa, Sisto IV, che guardava con favore agli umanisti. Probabilmente Platina fu addirittura coinvolto nell'ideazione del ciclo di affreschi nell'Ospedale di Santo Spirito, dove la vita di Sisto IV viene narrata in una straordinaria com-

---

squalore latebat / Cernitur in celebri bibliotheca loco. Sull'affresco, da ultimo, M. Minardi, in: Melozzo da Forlì. L'umana bellezza tra Piero della Francesca e Raffaello (catalogo), a cura di D. Benati/M. Natale/A. Paolucci, Forlì-Cinisello Balsamo 2011, pp. 218–221.

53 Platina, Liber de vita Christi, ed. Gaida, p. 419: *Portum ... a Claudio incohatum, a Traiano perfectum, repurgare instituit ...: opus sane regium et pontificio nomine dignum*. Su Ponte Sisto (p. 417): *opus ... principe dignum*.

54 La prima iscrizione rende noto che Sisto IV *ad utilitatem populi Romani ... pontem hunc ... restituit*; la seconda invita: *Qui transis Xysti quarti beneficio / Deum roga ut pontificem optimum maxi /mum diu nobis salvet ac sospitet. Bene / vale quisquis es ubi haec precatus / fueris*. Cfr. Kajanto, Papal Epigraphy (vedi nota 43) pp. 81sg. M. L. Caldelli, Di giubileo in giubileo. Le iscrizioni di ponte Sisto, Epigraphica 63 (2001) pp. 159–163, documenta che durante i restauri eseguiti per il giubileo del 2000 le iscrizioni originali sono state sostituite da copie scadenti.

binazione di testo e immagini (fig. 4).[55] Anche l'affresco di Melozzo da Forlì nella sala di lettura della Biblioteca Vaticana è realizzato attraverso un sapiente accostamento di rappresentazione pittorica e testo epigrafico.

Platina intratteneva anche stretti rapporti con gli artisti: nel maggio del 1481 scrisse una lettera di raccomandazione per Andrea Bregno, indirizzata a Lorenzo de' Medici. Platina e Bregno abitavano in case vicine sul Quirinale, a Montecavallo, dove risiedeva anche il capo carismatico dell'„Accademia romana", Pomponio Leto. Platina raccomandava l'amato scultore (*vir mihi amicissimus*) come un fratello, cercando di sfruttare le proprie conoscenze per ottenere, per l'amico, il permesso di trasportare marmo attraverso il territorio fiorentino. Il cardinale Francesco Todeschini Piccolomini, antico protettore di Platina, aveva incaricato Bregno dei lavori all'altare Piccolomini nel Duomo di Siena.[56] In questo periodo Bregno era lo scultore più quotato a Roma. La sua specialità era la scultura sepolcrale e si è ipotizzato che anche il monumento funebre di Platina sia stato prodotto dalla sua officina.[57]

6. Nonostante la consapevolezza delle funzioni propagandistiche delle arti figurative e anche una certa vicinanza agli artisti, nella descrizione delle tombe dei papi, come degli altri monumenti, Platina non si abbandona mai, come già detto, a commenti o considerazioni di tipo estetico. Il suo gusto personale è invece sicuramente testimoniato dalla tomba in Santa Maria Maggiore dove seppellì, fra il 1478 e il 1479, il fratello Stefano e nella quale, nel 1481, egli stesso trovò posto (fig. 5a). Sei

---

[55] M. Miglio, Una biografia pontificia per immagini. Sisto IV e l'Ospedale di Santo Spirito, in: L'antico Ospedale di Santo Spirito dall'istituzione papale alla sanità del terzo millennio, a cura di V. Cappelletti/F. Tagliarini, I, Roma 2001, pp. 111–124.

[56] Platina a Lorenzo de' Medici, 15 maggio 1481, in: P. Medioli Masotti, Due lettere del Platina, in Bartolomeo Sacchi, il Platina (Piadena 1421-Roma 1481), a cura di A. Campana/P. Medioli Masotti, Padova 1986, pp. 233–242, in particolare pp. 241sg. Cfr. anche Th. Pöpper, Skulpturen für das Papsttum. Leben und Werk des Andrea Bregno im Rom des 15. Jahrhunderts, Leipzig 2010, pp. 49s., 358s.

[57] S. Maddalo, Il monumento funebre tra persistenze medioevali e recupero dell'antico, in: Un pontificato ed una città. Sisto IV (1471–1484), a cura di M. Miglio et al., Roma 1986, pp. 429–452, in particolare p. 451.

mesi dopo la sua morte i suoi amici umanisti dell'„Accademia romana" gli dedicarono una cerimonia di commemorazione in Santa Maria Maggiore, nel corso della quale un poeta, poco dopo la messa, proclamò dal pulpito versi paganeggianti, cosa che fu comprensibilmente ritenuta scandalosa.[58]

La stele della tomba del Platina può essere considerata, per la sua elegante semplicità, la prima, nella Roma del Rinascimento, completamente ispirata all'antico.[59] Le parole dell'epigrafe invitano lo stupito osservatore ad andarsene: „Chiunque tu sia, se sei pio (*pius*), non disturbare Platina e i suoi, essi giacciono stretti e vogliono essere lasciati soli" (fig. 5b).[60] Mentre l'ultima parte rappresenta una variazione di un *topos* delle antiche iscrizioni,[61] nell'insieme l'epigrafe suona come una specie di gioco ad opera di un individuo sagace. La parola *pius* rimanda, ad

---

[58] Questa cerimonia è descritta in Jacopo Gherardi, Diarium Romanum, ed. E. Carusi, RIS, serie II, 23.3, Città di Castello 1904–1911, p. 98.

[59] Maddalo, Il monumento (vedi nota 57) p. 451: „A lui [Platina] si deve probabilmente il recupero della tipologia funebre più diffusa nel mondo romano (che egli volle anche raffigurata nel frontespizio del *De vita Christi ac omnium pontificum*, il Vat. lat. 2044), recupero che avveniva direttamente dall'antichità, poiché non si conosce alcun esempio né medioevale, né rinascimentale precedente a quello di S. Maria Maggiore ..." Cfr. anche Meyer, Bregno e l'epigrafia (vedi nota 17) p. 72; sul frontespizio supra, nota 17. Su altre iscrizioni ispirate alle antiche e realizzate da e per gli umanisti dell'„Accademia" (Antonio Settimuleio Campano, Pomponio Leto), vedi N. Petrucci, Pomponio Leto e la rinascita dell'epitaffio antico, Eutopia 3 (1994) pp. 19–44; A. Lunelli, *Pomponius Sabinus* alias Pomponius Laetus: perché *Sabinus*. Con osservazioni sul ms. Corsiniano 1839 (43 F 21) e su CIL VI/5, 3477*, in: Filologia umanistica. Per G. Resta, a cura di V. Fera/G. Ferraù, Padova 1997, II, pp. 1207–1222, in particolare pp. 1221sg.; sulle caratteristiche degli epitaffi umanistici, I. Kajanto, Classical and Christian. Studies in the Latin Epitaphs of Medieval and Renaissance Rome, Annales Academiae scientiarum Fennicae, serie B, 203, Helsinki 1980, pp. 9–26.

[60] *Quisquis es, si pius, Platynam / et suos ne vexes: anguste / iacent et soli volunt esse.*

[61] CIL (Corpus inscriptionum Latinarum), VI, 5886: *Quisquis es ... rogo ... ni velitis ossa mea violare*; CLE (Carmina Latina epigraphica), 1532: *rogo te, hospes, noli ossa mea violare*. Cfr. anche A. Campana, Antonio Blado e Bartolomeo Platina, in: Miscellanea bibliografica in memoria di Don T. Accurti, a cura di L. Donati, Roma 1947, pp. 39–50, in particolare pp. 47sg. nota 21; R. Lattimore, Themes in Greek and Latin Epitaphs, Urbana, IL 1962, pp. 118–123.

esempio, ad altri significati oltre a quelli strettamente letterali. Il termine infatti ricorda non solo Pio II, ma richiama anche il concetto di *pietas*, che era, a sua volta, in quegli anni usato per giustificare il nepotismo.[62] Ricordiamo, a questo punto, che Platina aveva descritto ai suoi lettori le tombe di Niccolò III, Niccolò IV e Bonifacio IX, collegando lo splendore dei loro sepolcri al nepotismo di questi pontefici. Egli quindi ammoniva implicitamente il lettore a non lasciarsi impressionare dalla mole e dalla bellezza di tali monumenti e lo esortava a non trarre da essi conclusioni riguardo alla virtù del pontefice. L'invito era al contrario a riflettere su quanto l'apparenza non fosse necessariamente legata alla virtù. Ma indicando altre tombe dava anche esempi positivi di alcuni papi virtuosi, come Onorio IV e Gregorio XI.

La sua tomba era perciò solo un segno di umiltà – o doveva essere di esempio anche per gli uomini di chiesa? Era un'ironica stoccata a forme eccessive di autorappresentazione? Costituiva un rifiuto consapevole dell'immagine da parte dell'umanista in un'epoca in cui il genere storico veniva sempre più marginalizzato dalla committenza a favore di forme artistiche figurative?[63]

---

[62] Anche Piccolomini fece realizzare, a Siena, un'iscrizione sepolcrale per i suoi genitori, dove gioca con la parola *pius*: *Silvius hic iaceo, coniunx Victoria mecum est. / Filius hoc clausit marmore papa Pius*. Citata in Platina, Liber de vita Christi, ed. Gaida (Pius II), p. 361. Cfr. W. Reinhard, Papa Pius. Prolegomena zu einer Sozialgeschichte des Papsttums, in: Von Konstanz nach Trient. Festgabe für A. Franzen, a cura di R. Bäumer, München-Paderborn-Wien 1972, pp. 261–299, in particolare p. 268; Piccolomini, Carmina, ed. van Heck, p. 174; W. Reinhard, Symbol und Performanz zwischen kurialer Mikropolitik und kosmischer Ordnung, in: Werte und Symbole im frühneuzeitlichen Rom, a cura di G. Wassilowsky/H. Wolf, Symbolische Kommunikation und gesellschaftliche Wertesysteme 11, Münster 2005, pp. 37–50; Märtl, Epigraphisches (vedi nota 50) p. 339.

[63] Cfr. M. Miglio, La teorizzazione dell'ars historica tra tardo Medioevo ed età moderna, in: Acta Conventus Neo-Latini Bariensis, a cura di R. Schnur et al., Tempe, AZ 1998, pp. 41–49, in particolare p. 48: „Gli strumenti della gloria, del potere e del consenso, nella raffinata arte del governo nel Quattrocento non potevano più essere delegati alla sola storia scritta. I committenti preferirono diversificare in maniera articolata i loro investimenti; se fosse possibile un'analisi comparata vedremmo forse che nella società rinascimentale la fetta di bilancio destinata agli storici è assolutamente marginale, minima la committenza esplicita, dichiarata, diretta, voluta di annali, cronache e biografie."

La sensibilità dei dotti del Rinascimento verso l'arte richiederebbe ulteriori approfondimenti: questo emerge continuamente anche rispetto alla controversa questione della collaborazione tra umanisti e artisti nell'elaborazione di programmi iconografici.[64] Allo stesso tempo, nel XV e XVI secolo, con la storiografia moderna nacquero anche la teoria dell'arte e il genere letterario della descrizione di opere d'arte (*Kunstbeschreibung*). Sono necessarie competenze interdisciplinari per poter cogliere le linee correlate del loro primo difficile sviluppo.

ZUSAMMENFASSUNG

Dieser Aufsatz beginnt mit der Feststellung, daß der Humanist Bartolomeo Platina in seiner Papstgeschichte (*Vitae pontificum*, ca. 1475) ein beachtliches Interesse an Monumenten der heidnischen Antike zeigte, aber nur wenige mittelalterliche Monumente und Grabmäler erwähnte. Erst von den Biographien des späten 13. Jahrhunderts an schenkte er päpstlichen Grabmonumenten, die in Rom noch erhalten waren, mehr Aufmerksamkeit. Er wies mit Formeln wie „welches noch besteht" (*quod adhuc extat*) auf diese Grabdenkmäler hin und fügte dann oft persönliche Beobachtungen hinzu. Der Aufsatz möchte zeigen, daß Platina in diese Beobachtungen moralisierende Absichten einfließen ließ. Sowohl seine persönliche Wertschätzung antiker Tugendideale als auch die traditionellen Vorbehalte der Kirche gegenüber repräsentativen Gräbern scheinen dabei eine Rolle gespielt zu haben. Drittens könnte eine gewisse Skepsis Platinas gegenüber den bildenden Künsten aus der Konkurrenz erwachsen sein, die zwischen den Gattungen Biographie und Grabmonument als Instrumenten zur Bewahrung der Erinnerung an berühmte Persönlichkeiten herrschte. Obwohl Platina selbst als Verfasser von Inschriften zu den kostspieligen Bau- und Dekorationsprogrammen von Papst

---

[64] Cfr. per esempio J. Kliemann, Gesta dipinte. La grande decorazione nelle dimore italiane dal Quattrocento al Seicento, Cinisello Balsamo 1993; Ch. Hope/E. McGrath, Artists and Humanists, in: The Cambridge Companion to Renaissance Humanism, a cura di J. Kraye, Cambridge 1996, pp. 161–188; Die Kunstliteratur der italienischen Renaissance. Eine Geschichte in Quellen, a cura di U. Pfisterer, Stuttgart 2002; Künstler und Literat. Schrift- und Buchkultur in der europäischen Renaissance, a cura di B. Guthmüller/B. Hamm/A. Tönnesmann, Wiesbaden 2006; Testi, immagini e filologia nel XVI secolo, a cura di E. Carrara/S. Ginzburg, Pisa 2007.

Sixtus IV. beitrug, wählte er für sein eigenes Grab in der Basilika Santa Maria Maggiore ein schlichtes Denkmal: inspiriert von antiken römischen Vorbildern, spielt es auf *pietas* an. Der Aufsatz schließt mit der Beobachtung, daß es sinnvoll wäre, weiter zu untersuchen, auf welche Weise sich die Autoren von historiographischer und biographischer Literatur in der Renaissance zu Werken der bildenden Künste in Beziehung setzten.

ABSTRACT

This article begins with the observation that the humanist Bartolomeo Platina, author of the *Lives of the Popes* (ca. 1475), had a strong interest in monuments of pagan antiquity but that he mentioned only a few monuments and tombs of the medieval period. Only from the lives of the late thirteenth-century popes onwards did he mention papal funeral monuments which were still present in Rome. He indicated them by formulas such as „which still exists" (*quod adhuc extat*) and then added personal observations. This article aims to show that in these observations he often revealed his moral intentions. Platina seems to have combined his private appreciation of the ancient ideals of virtue with the traditional reservations of the Church about sumptuous tombs. Another factor which may have determined his scepticism towards the visual arts in general can perhaps be found in the competition that existed between biographies and funeral monuments as instruments for preserving the memory of illustrious persons. Although Platina, by composing inscriptions, contributed to the costly building programmes and schemes of artistic decoration carried out by Sixtus IV, for his own tomb in Santa Maria Maggiore he chose a monument that was very simple: inspired by ancient Roman models, it alludes to *pietas*. The article concludes with the suggestion that it would be worth inquiring further into the modes in which, in the historiographical and biographical literature of the Renaissance, authors placed themselves in relation to works of the visual arts.

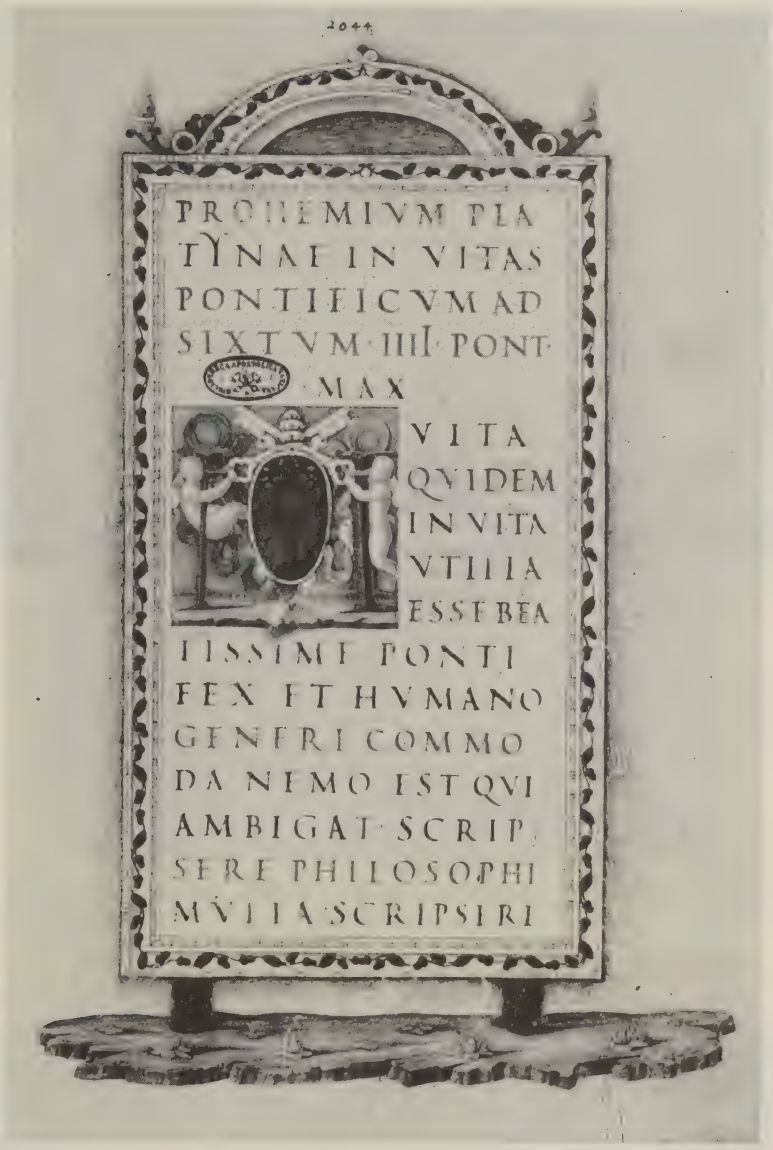


Fig. 1. Bartolomeo Platina, Vitae pontificum, Città del Vaticano, Biblioteca Apostolica Vaticana, ms. Vat. Lat. 2044, fol. 1r, © 2011 Biblioteca Apostolica Vaticana

Fig. 2. Tomba di Niccolò V, sarcofago, Città del Vaticano, Grotte Vaticane

Fig. 3a. Melozzo da Forlì, Platina e Sisto IV, affresco, Città del Vaticano, Pinacoteca Vaticana

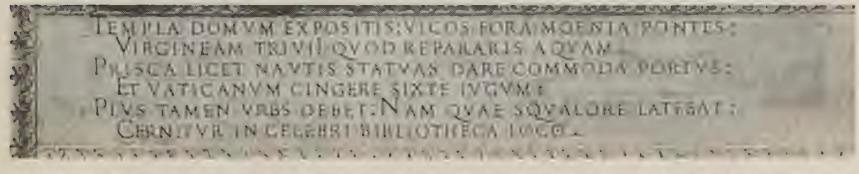


Fig. 3b. Melozzo da Forlì, Platina e Sisto IV, affresco, Città del Vaticano, Pinacoteca Vaticana (particolare)

Fig. 4. Anonimo, Sisto IV visita la Biblioteca Vaticana, dal ciclo di affreschi sulla vita di Sisto IV, Roma, Ospedale di S. Spirito in Sassia

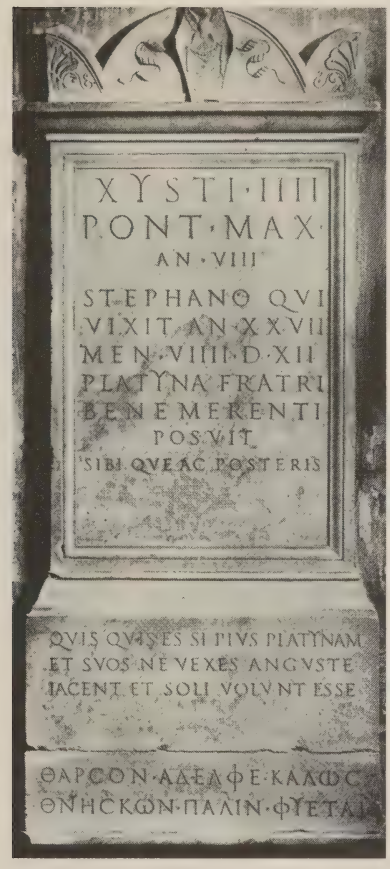


Fig. 5a. Stele funeraria di Stefano e Bartolomeo Platina, Roma, S. Maria Maggiore

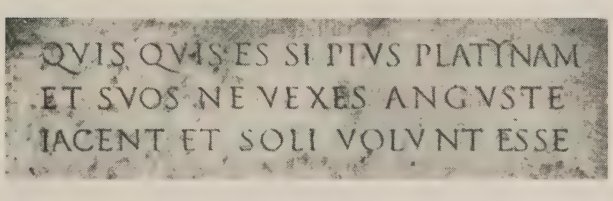


Fig. 5b. Stele funeraria di Stefano e Bartolomeo Platina, Roma, S. Maria Maggiore (particolare)

REFERENZE FOTOGRAFICHE

Fig. 1. Da: Storia della Biblioteca Apostolica Vaticana, I, a cura di A. Manfredi, Città del Vaticano 2010, p. 210, fig. 51a. Riproduzione per concessione della Biblioteca Apostolica Vaticana, ogni diritto riservato.

Fig. 2. Da: R. U. Montini, Le tombe dei papi, Roma 1957, p. 278.

Figg. 3a, 3b. Da: La storia dei Giubilei, II, a cura di M. Fagiolo/M. L. Madonna, s.l. 1998, p. 92.

Fig. 4. Da: L'antico Ospedale di Santo Spirito dall'istituzione papale alla sanità del terzo millennio, a cura di V. Cappelletti/F. Tagliarini, I, Roma 2001, p. 118.

Figg. 5a, 5b. Da: A. Campana, Antonio Blado e Bartolomeo Platina, in: Miscellanea bibliografica in memoria di Don T. Accurti, a cura di L. Donati, Roma 1947, pp. 39–50, tav. I.

GLI EBREI ASCHENAZITI A ROMA NEL PRIMO RINASCIMENTO

di

ANNA ESPOSITO

In questo saggio, alla luce di un discreto *dossier* costituito in gran parte da atti notarili e documenti vaticani, inediti i primi e poco valorizzati i secondi, vorrei tentare una prima ricostruzione della fisionomia della „nazione“ ebraica aschenazita di Roma – che finora non è mai stata oggetto d'indagini specifiche – nel periodo della sua costituzione come *universitas* e *scola*, ben distinta da altre istituzioni ebraiche sia romane che straniere.

1. Un primo problema si pone per l'identificazione degli ebrei appartenenti alla componente aschenazita della comunità ebraica di Roma e quindi per la valutazione della consistenza numerica di questo gruppo. Nelle fonti latine esaminate, mentre assai raramente è espressa la città o la regione d'origine, un ebreo aschenazita è di solito indicato come *alamannus* (*alemanus*, *almannus*, *de Alamania*), *theutonicus* e, per lo più nella versione volgare, *thodescho*, *todeschino* (mentre solo nelle fonti ebraiche si usa „askenazi“); con questi aggettivi s'indicavano – com'è ovvio – anche i cristiani provenienti dai paesi aldilà delle Alpi – territori dell'Est compresi – che avessero in comune uno stesso

---

* Abbreviazioni: ASR: Archivio di Stato di Roma; CNC: Collegio dei Notai Capitolini; ASC, I: Archivio Storico Capitolino, sez. I. Avviso che ho riportato i nomi degli ebrei e l'aggettivo di provenienza così come appaiono nei documenti, segnalando – quando ritenuto necessario – le varianti adottate dai diversi notai.

patrimonio linguistico germanico.[1] A queste peculiari definizioni si affiancava quella più generica di „ultramontani", che veniva usata per tutti i *forenses*: con questa ultima espressione perciò si indicavano non solo quelli di provenienza transalpina (tra cui vanno compresi gli ebrei iberici), ma anche siciliani e nordafricani. Un altro, sebbene più labile, elemento identificativo può essere il nome proprio, perché è evidente la preferenza di alcuni gruppi ebraici per particolari nomi personali: ad esempio gli ebrei definiti „teutonici" adottavano – con più frequenza degli altri – nomi come *Anselmo*, *Vitale*, *Angelo*, *Lazzaro*.[2]

In quanto alla consistenza numerica degli ebrei aschenaziti nell'Urbe tra fine '400 e i primi anni del '500, è necessaria una doverosa premessa. E' noto che la comunità ebraica di Roma conobbe alla fine del XV secolo una massiccia immigrazione di ebrei provenienti in gran parte dai territori sottoposti alla Corona spagnola – conseguenza dei decreti di espulsione a partire da quello del 1492 –, ma anche di ebrei profughi dalla Provenza, dalla Navarra, dal Portogallo.[3] Come mostra il campione ricavato dalla *Descriptio Urbis* del 1526–27 ovvero il primo censimento della popolazione che rimane per Roma,[4] il gruppo più consistente di ebrei ‚stranieri' era quello sefardita, seguito dai francesi, in

---

[1] K. Schulz, Was ist deutsch? Zum Selbstverständnis deutscher Bruderschaften im Rom der Renaissance, in: Päpste, Pilger, Pönitentiarie. Festschrift für L. Schmugge zum 65. Geburtstag, hg. von A. Meyer/C. Rendtel/M. Wittmer-Butsch, Tübingen 2004, p. 135–179.

[2] A. Esposito, Onomastica ebraica e storia degli ebrei: Roma tra XIV e XVI secolo, in: L'onomastica di Roma. Ventotto secoli di Storia. Atti del convegno, Roma, 19–21 aprile 2007, a cura di E. Caffarelli/P. Poccetti, Quaderni Italiani di RIOn 2, Roma 2009, pp. 145–154.

[3] Per ogni ulteriore approfondimento sul fenomeno dell'immigrazione ebraica a Roma tra la fine del '400 e i primi decenni del '500 cf. A. Esposito, Un'altra Roma. Minoranze nazionali e comunità ebraiche tra medioevo e Rinascimento, Roma 1995.

[4] A. Esposito, Una minoranza nella Descriptio Urbis: gli ebrei di Roma, Archivi e cultura 39 (2006) pp. 99–110. Dei 380 fuochi ebraici, solo per una quarantina è indicata la provenienza. Questo importante documento è stato edito da E. Lee, „Descriptio Urbis". The Roman Census of 1527, Rome 1985 e da lui recentemente ripubblicato, insieme all'edizione del *Census* del 1517, in: Habitatores in Urbe. The Population of Renaissance Rome/La Popolazione di Roma nel Rinascimento, ed. by E. Lee, Roma 2006, pp. 119–275, con corredo di indici informatici, tra cui quelli onomastici.

particolare provenzali, e dagli aschenaziti, che a più riprese dai primi decenni del '400 erano venuti a Roma, non necessariamente a causa di persecuzioni, a volte dopo soggiorni più o meno prolungati in altre località del nord Italia.[5]

Fino al tardo '400 ebrei che si qualificano (o sono designati) come teutonici compaiono in modo sporadico nella documentazione esaminata, segno di una presenza esigua e poco significativa, anche a voler considerare la porzione di coloro che – pur sentendosi o essendo avvertiti come aschenaziti – non hanno lasciato tracce di tale origine negli atti che li riguardavano. Li troviamo menzionati in fonti di varia natura, come ad esempio nei registri di multe per reati di lieve entità – in particolare per il gioco d'azzardo con le carte per cui nel 1466 era condannato al pagamento di sei carlini „Leo iudio todesco"[6] e nel 1475 un non meglio identificato „Todeschino hebreo";[7] per l'aggressione ad un altro ebreo, reato per il quale viene perseguito nel dicembre 1465 „Arone granne todesco iudio";[8] per la diffida causata dalla reiterazione di un reato non specificato, attestata ad esempio per „Abram todesco iudio conzone".[9] Alcuni compaiono nei registri processuali – per Roma conservati in numero molto esiguo per il sec. XV – per reati che hanno a che fare con aggressioni violente e furti, perpetrati o subìti da loro. Apprendiamo, ad esempio, che nel novembre 1472 Scialone cognato di Bene-

[5] Condivido pienamente le osservazioni che su questa questione Michele Luzzati ha presentato nel suo saggio: M. Luzzati, Aschkenasische Juden in der Toskana im Zeitalter der Renaissance, in: Christliches und jüdisches Europa im Mittelalter. Kolloquium zu Ehren von Alfred Haverkamp, hg. von L. Clemens und S. Hirbodian, Trier 2011, pp. 235–249. Un sentito ringraziamento a Michele Luzzati per avermi consentito la lettura del suo saggio ancora inedito. Sul fenomeno della presenza degli ebrei aschenaziti nell'Italia settentrionale cf. A. Toaff, Migrazioni di ebrei tedeschi attraverso i territori triestini e friulani fra XIV e XV secolo, in: Il mondo ebraico. Gli ebrei tra Italia nord-orientale e Impero asburgico dal Medioevo all'Età contemporanea, a cura di G. Todeschini/P.C. Ioly Zorattini, Pordenone 1991, pp. 3–29. Per certi versi superato il saggio di J. L. Bato, L'immigrazione degli ebrei tedeschi in Italia dal Trecento al Cinquecento, in: Scritti in memoria di Sally Mayer (1875–1953). Saggi sull'Ebraismo Italiano, Gerusalemme 1956, pp. 19–34.

[6] ASR, Camerale I, Camera Urbis, reg. 287, c. 160v.

[7] ASR, Camerale I, Camera Urbis, reg. 286, c. 127v.

[8] ASR, Camerale I, Camera Urbis, reg. 287, c. 160v.

[9] Ibid., c. 151v.

detto teutonico era stato picchiato sul capo per ben due volte da un ebreo romano in piazza del Mercatello; che nel maggio 1488 l'ebreo teutonico Mosè era stato preso per il colletto del suo mantello, strattonato e minacciato da Bella moglie di Iosep ebreo su ponte Quattro Capi alla presenza di Salomone figliastro del barbiere Anselmo, pure ebrei teutonici, e sempre aschenaziti erano Lazaro e Abraham che furono testimoni all'avvenuta pace tra le parti; e che nel marzo 1490 un altro figliastro del predetto Anselmo, *Yoseph alias Sabel*, era accusato dal patrigno del furto di 28 ducati e oggetti preziosi.[10] Negli atti notarili, a parte qualche fugace menzione nei registri dei decenni precedenti, gli ebrei teutonici cominciano ad apparire con maggiore frequenza nell'ultimo scorcio del '400 e soprattutto negli anni iniziali del secolo successivo. Se sempre per controversie in un atto di compromesso del luglio 1488 è citato un consistente gruppo di aschenaziti (*Moises Romolo theutonicus de regione Ripe et Habraham theotonicus et Habraham alias Spazacamino theutonicus et Manuel de Ruscia ex una parte* e *Lazarus Moisis theutonicus alias dicto Asino et Ysac Iacobi alias Cherzelino ex alia parte*)[11] – tipologia questa che ricorre con frequenza tra gli atti notarili relativi alla minoranza ebraica teutonica –, negli anni successivi diventano più numerosi i documenti che mostrano non solo una più corposa presenza di ebrei teutonici ma anche una varietà di situazioni esistenziali ed economiche, che avremo modo di analizzare più avanti.

Per avere un'idea – seppure approssimativa – della consistenza del gruppo degli ebrei teutonici (fermo restando che è molto difficile distinguere tra coloro che erano residenti nell'Urbe da una o più generazioni, e quelli di recente immigrazione) e del rapporto numerico tra questi e gli ebrei sefarditi all'inizio del '500, può essere utile un documento del 1° marzo 1506. In una casa posta in piazza del Mercatello nel rione Sant'Angelo, 68 ebrei *ultramontani nationum et linguarum infrascriptarum* (di cui 17 dell'*universitas teutonicorum et gallorum*, 22 dell'*universitas hebreorum aragonensium*, 13 di quella degli ebrei catalani e 16 dell'università degli ebrei castigliani), che asserivano di

---

[10] Cf. rispettivamente ASR, *Tribunale del Senatore*, reg. 1151, *Inquisizioni*, 2: 1472–1473; reg. 1154A, *Inquisizioni*, 5/1: 1487–1488; 1154B: 1490–1491. Ringrazio Paolo Cherubini per la segnalazione.

[11] ASR, CNC 126, c. 49r.

rappresentare *totam universitatem hebreorum forensium et ultramontanorum in Urbe existentium* e di costituire la maggior parte di tutti gli ebrei ultramontani esistenti a Roma, designavano 12 procuratori, tre per ogni gruppo (i cui nomi non sono compresi nei precedenti elenchi e che quindi vanno aggiunti ai predetti 68 per un totale di 80 individui), con l'incarico di controllare se tra essi vi fossero „pauperes, infirmi et mendici" a cui prestare soccorso, e di riscuotere denaro a questo scopo dai membri dell'*universitas.*[12] Gli 80 ebrei dovevano essere certamente capifamiglia dotati di prestigio oltre che di una certa disponibilità economica. Perciò, considerando la densità del fuoco ebraico, il gruppo di immigrati ultramontani insediato a Roma nel primo decennio del Cinquecento si può valutare in almeno 400 persone (ma questo dato erra certamente per difetto, perché buona parte degli immigrati doveva essere di un livello socioeconomico tale da non consentire loro il pagamento dei contributi comunitari). Risulta inoltre evidente la grande prevalenza di elementi sefarditi, ben 60 capifamiglia contro i 20 tra teutonici (11) e francesi (9).[13]

Circa una ventina di anni dopo, in un atto – del 1523 – che vede elencati ben 90 capifamiglia ebrei tra romani e stranieri, 11 sono indicati espressamente come teutonici:[14] *Lazarus Habrammi*, *Isaach Angeli sacerdos*, *Anselmus*, *Angelus Falconus*, *Vitalis Co(n)sigli*, *Anselmus de Davit*, *Alexander Isaach*, *Habraam Semmaria*, *Iacop*

---

[12] ASR, CNC 929, cc. 443r-v, 451r. Sulla presenza sefardita a Roma cf. A. Esposito, The Sephardic Communities in Rome in the Early Sixteenth Century, Imago Temporis. Medium Aevum 1 (2007), pp. 177–185.

[13] Tra i sefarditi emergono gli aragonesi, ben 25 capifamiglie che solo qualche anno dopo – nel 1511 – sarebbero già diventati 31, cf. ASR, CNC 852, cc. 140r-141r. Per le comunità ebraiche aragonesi e la loro espulsione cf. M. Motis Dolader, Caminos y destierros de los Judios de Aragøn tras el edicto de expulsiøn, in: Los caminos del exilio, Segundos Encuentros Judaicos de Tudela, Tudela 7–9 de noviembre de 1995, Pamplona 1996, pp. 197–252.

[14] ASR, CNC 1709, a. 1523, cc. 17r-18v. Tra questi 11, da segnalare un ebreo definito „paduanus teutonicus". Sugli ebrei a Padova cf. Ph. Braunstein, Le prêt sur gage à Padoue et dans le Padouan au milieu du XVe siècle, in: Gli Ebrei e Venezia. Secoli XIV–XVIII. Atti del Convegno Internazionale organizzato dall'Istituto di storia della società e dello stato veneziano della Fondazione Cini, Venezia, Isola di San Giorgio Maggiore, 5–10 giugno 1983, a cura di G. Cozzi, Milano 1987, pp. 652sg.

Falconus, Scimon Vite, Bondi de Vitale paduanus theutonicus, dove colpisce quest'ultimo nominativo per l'accostamento di una provenienza italiana (Padova) a quella teutonica, che fa riflettere sugli itinerari percorsi dagli ebrei ultramontani nel loro viaggio verso Roma. E così è da sottolineare come, in un atto del 14 maggio 1521, sia nominato *Leo qd. Salamonis de Udine teutonicus hebreus*, il quale, o per il recente insediamento romano (nel 1512 è detto *habitator Urbis in regione Ripe*)[15] o per altri motivi, si trova ad evidenziare davanti al notaio la sua origine o provenienza dalla città friulana.[16]

2. Prima di passare ad esaminare l'organizzazione socio-devozionale degli aschenaziti „romani", è bene precisare che nell'abbondante documentazione quattrocentesca precedente il 1492, pur in presenza di un certo numero di ebrei ultramontani, non troviamo mai cenno a *scole* o a *universitates* diverse da quelle ‚romane'. Tra le sei sinagoghe spesso ricordate nei testamenti ebraici del secondo Quattrocento nessuna, almeno per quanto riguarda la denominazione, fa riferimento a raggruppamenti di individui di origine straniera, che evidentemente, data la scarsezza del loro numero, dovevano praticare i loro riti in oratori privati, peraltro attestati in un certo numero già nei secoli centrali del Medioevo, oppure nelle sinagoghe degli ebrei italiani.[17]

Come il documento del 1506 prima citato indica con chiarezza, in quell'anno erano già operanti alcune istituzioni ebraiche diverse da quelle romane. Per primi si erano organizzati i sefarditi, che numerosi erano giunti dopo l'espulsione del 1492. Nel 1496 ebrei provenienti dall'Aragona, dalla Castiglia, e dalla Catalogna si erano costituiti in organismo unitario, definito nei documenti notarili come *communitas hebreorum hispanorum in Urbe commorantium*. Ben presto però le tradizionali rivalità che da sempre dividevano il mondo ebraico iberico (peraltro speculari a quelle relative al mondo cristiano dove tra catalani, castigliani e aragonesi non era mai corso buon sangue) ebbero la meglio

[15] ASR, CNC 1323, c. 131v.

[16] ASR, CNC 507, c. 469v. Per la presenza ebraica a Udine cf. P.C. Ioly Zorattini, Gli ebrei a Udine dal Trecento ai giorni nostri, Atti dell'Accademia di Scienze, Lettere e Arti di Udine 74 (1981) pp. 45–58.

[17] A. Esposito, Gli ebrei romani alla fine del Medioevo, in: Esposito (vedi nota 3) pp. 137–193.

sull'ostilità nei confronti degli ebrei romani: dal 1501 risultano già attive tre distinte *scole* per le tre ‚nazioni', mentre bisogna attendere il 1505 per trovare precisi riferimenti a tre diverse organizzazioni comunitarie sefardite, governate da propri ufficiali e dotate di propri statuti.[18]

Del 1505 è anche il più antico documento in cui viene menzionata per la prima volta la *communitas ebreorum forensium teutonicorum et gallorum*, che quindi doveva essere stata costituita già da qualche tempo: in questo atto – del 26 agosto – Abraam teutonico, Anselmo teutonico e Abram Iosep, a nome di questa *communitas* di cui dovevano essere i maggiori rappresentanti, rilasciavano quietanza al *magister* Leo Aron per la sua passata amministrazione *usque in presentem diem*.[19]

Tutte le organizzazioni comunitarie degli ebrei forestieri, pur non rinunciando alle loro peculiarità, vennero a costituire già nel primo decennio del '500 l'*universitas hebreorum forensium et ultramontanorum in Urbe existentium* – detta anche *communitas ultramontanorum hebreorum Urbis* – dotata di propri ufficiali, di una cassa comune e di istituzioni assistenziali per il soccorso degli indigenti, ben distinte da quelle degli ebrei romani[20]. Questo nuovo organismo veniva istituito con lo scopo dichiarato di risolvere tutta una serie di problemi che i gruppi nazionali non erano in grado di fronteggiare singolarmente, e allo stesso tempo di presentarsi come un fronte compatto nei confronti delle organizzazioni degli ebrei romani e italiani soprattutto per quanto riguardava la ripartizione delle tasse e la nomina degli ufficiali.

Non vi è dubbio, a mio avviso, che un impulso all'organizzazione indipendente delle diverse componenti dell'ebraismo romano e quindi

---

[18] Per queste contrapposizioni cf. S. Schwarzfuchs, Controversie nella Comunità di Roma agli inizi del secolo XVI, in: Studi in memoria di Enzo Sereni, Gerusalemme 1970, pp. 95–100 (parte italiana); A. Toaff, Il ghetto di Roma nel Cinquecento. Conflitti etnici e problemi socioeconomici, Ramat Gan 1984; A. Esposito, Le comunità ebraiche di Roma prima del Sacco (1527): problemi di identificazione, Henoch XII/2 (1990) pp. 165–190, ora ripubblicato in: Esposito (vedi nota 3) pp. 257–279; A. Toaff, Gli ebrei a Roma, in: Storia d'Italia. Annali XI: Gli ebrei in Italia, a cura di C. Vivanti, vol. 1, Torino 1996, pp. 123–152.

[19] ASR, CNC 851, c. 113v: a sua volta Leo Aron fa quietanza ai tre sovrastanti perché gli vengono versati duc. 11 e mezzo, residuo di quanto gli spettava per il suo ufficio.

[20] ASR, CNC 929, cc. 443r-v, 451r (1506 marzo 1). Per maggiori dettagli cf. Esposito (vedi nota 17).

alla costituzione di un organismo che fosse rappresentativo di tutte le etnie sia stata la bolla emanata da Giulio II il 1° giugno 1505.[21]

Il pontefice, accogliendo le istanze degli „ebrei forestieri residenti a Roma", che lamentavano di non essere mai convocati per l'elezione degli ufficiali comunitari, imponeva per il futuro – pena l'invalidità e la nullità delle deliberazioni comunitarie – all'*universitas* degli ebrei originari di Roma, la designazione di un ufficiale forestiero nella triade dei fattori (o anteposti) a capo di quella che d'allora in poi sarà designata come *universitas hebreorum in alma Urbe commorantium*, l'unica istituzione i cui ufficiali erano autorizzati a rappresentare nel loro complesso gli ebrei residenti a Roma presso l'autorità papale.[22] Non è un caso quindi che, tra agosto e novembre dello stesso 1505 e negli anni seguenti, numerosi siano gli atti notarili che delimitano le competenze dell'antica comunità degli ebrei romani con la presenza attiva di esponenti delle *universitates* straniere: i loro „fattori" sono sempre presenti all'appalto della riscossione delle diverse tasse di competenza ebraica – da quelle interne a quelle per le feste del carnevale –, alla nomina del fattore della „comunità universale degli ebrei di Roma", e ad altre occorrenze di comune interesse.[23]

In questo tormentato periodo – dove ogni gruppo cercava di organizzarsi e contemporaneamente partecipare alla vita della più vasta comunità ebraica cittadina – troviamo gli ebrei teutonici ancora uniti ai *galli* in una specifica *universitas*: nel già citato atto del 1° marzo 1506, dove si dispongono provvedimenti per aiutare gli ebrei *forenses* malati ed indigenti, tra i 20 membri dell'*universitas theutonicorum et gallorum* la maggioranza – come ho prima accennato – è costituita

---

[21] Questa bolla è pubblicata in S. Simonsohn, The Apostolic See and the Jews. Documents: 1464–1521, Toronto 1990, nr. 1179, pp. 1482–1483.

[22] Negli atti notarili viene anche indicata come l'*universitas hebreorum romanorum et forensium ac ultramontanorum in Urbe commorantium* o più sinteticamente la *communitas universalis*, e nella documentazione pontificia come l'*universitas hebreorum in alma Urbe commorantium*, cf. Esposito (vedi nota 3).

[23] Cf. ad esempio, ASR, CNC 1321, c. 184v (1505 agosto 28); CNC 126, c. 330v (1505 novembre 23); CNC 1321, cc. 411r-412v (1507 agosto 31), cc. 482v-483v (1507 novembre 14), c. 574r (1508 luglio 26).

da ebrei teutonici: 11 a 9.[24] Ancora insieme nel 1507, quando le comunità forestiere si accordavano per essere rifornite di carne *kasher* da Tolfa, macellaio ed ebreo romano,[25] e nel 1508, quando nella loro *scola* è redatto il compromesso per derimere alcune controversie tra ebrei catalani e aragonesi,[26] nel 1509 risulta essersi già prodotta la frattura tra le due componenti di questa università per motivi che la documentazione raccolta non ha finora rivelato. Già il 5 giugno di quest'anno, a sottoscrivere il rinnovo dei patti con il macellaio di Tolfa, accanto ai tre procuratori degli ebrei iberici, ne compare per la prima volta uno esclusivamente per i teutonici (e non – come per il passato – per teutonici e francesi) nella persona di Abraham Rav,[27] primo segno della scissione dei due gruppi. Ne abbiamo una conferma in una *protestatio* fatta il successivo 3 agosto da Mosè di Lazzaro *franciosus hebreus cammerarius communitatis hebreorum franciosorum* nei confronti di Anselmo *theotonico hebreo de regione Sancti Angeli factore commu-*

---

[24] Come si può notare dal seguente elenco, sia tra i teutonici che tra i francesi sono registrati uno dopo l'altro due nomi identici. Considerando la grande diffusione di questi nomi, li ho considerati entrambi. Questi i nomi dei teutonici: Habraam Rano todescho, Anselmo todescho, Calman todescho, Achiva todescho, Ioseph todescho, mastro Assena todescho, Lione todescho, Lione todescho, Habraham todescho, mastro Isahac todescho. Questi i nomi dei „franciosi", di cui alcuni sicuramente provenzali: Moisè de Manuascha, mastro Vitale francioso, Vitale francioso, Samuel francioso, Habraham de Treves francioso, Manuel francioso, Bonjudio Maximino (che nel suo testamento si definisce „ebreo provenzale", cf. ASR, CNC 929, c. 488v). I tre procuratori *pro universitate teutonicorum et gallorum* sono: Alfacta gallico, Columbo gallico et Ioel alias Riccio teutonico. Forse *Achiva todescho* potrebbe essere identificato con quell'*Iacob detto Achiva*, figlio di Sansone tedesco, che il 3 agosto 1514 indirizzava al duca di Ferrara una richiesta per venire a risiedere in quella città ed esercitare il mestiere di mercante-rigattiere, cf. A. Di Leone Leoni, La nazione ebraica spagnola e portoghese di Ferrara (1492–1559), vol. 1, Firenze 2011, pp. 38sg; II, doc. 48, p. 628.

[25] ASR, CNC 1321, cc. 340r-342v (1507 maggio 2). In rappresentanza dell'*universitas teutonicorum et gallorum* c'è Anselmo teutonico. Sui macellai ebrei e i loro rapporti con le diverse componenti etniche della comunità romana cf. A. Esposito, Macellai e macellazione ebraica a Roma tra fine Quattrocento e inizi Cinquecento: accordi e conflitti, Zakhor. Rivista di storia degli ebrei d'Italia 9 (2006) pp. 45–77.

[26] ASR, CNC 851, cc. 335r-337r (1508 aprile 16).

[27] ASR, CNC 1321, cc. 699r-701v.

nitatis hebreorum yspanorum et theotonicorum: in casa di costui e alla presenza di due testimoni cristiani, Mosè intima al „tedesco“ *quod non audeat neque presumat pro se nec pro dictis communitatibus hebreorum yspanorum et theutonicorum exponere nec exponi facere aliquas pecuniarum summas nec audeat neque presumat facere nec fieri facere aliquam congregationem sive ordinationem supra dictis communitatibus yspanorum et theutonicorum spectantem et pertinenem ad dictam communitatem franciosorum.*[28]

Da allora la „nazione“ teutonica avrà una vita autonoma sia dal punto di vista devozionale – con una propria *scola* dove celebrare i suoi peculiari riti, posta probabilmente in piazza del Mercatello –,[29] sia da quello della rappresentanza nella comunità degli ebrei forestieri. Dai tanti documenti che testimoniano la vita „separata“ – almeno dal punto di vista amministrativo e devozionale – degli ebrei *forenses* di Roma, che non è ora il caso di ricordare,[30] emergono i nomi dei rappresentanti più qualificati del gruppo teutonico, che ricoprono spesso le cariche comunitarie tra il 1509 e il 1525. Tra i *camerarii et factores scole theutonicorum* si distinguono maestro Anselmo (definito in un atto *Ascerso thodesco*) medico fisico,[31] Lazzaro *de Abraam*,[32] *Vitalis Isach* (*Vital*

[28] ASR, CNC 126, c. 455r.

[29] Non vi è una indicazione toponomastica precisa della scola teutonica nei documenti da me consultati. Si evidenzia soltanto che era ubicata nel rione S. Angelo. Per Attilio Milano era posta nell'edificio che si affacciava nel Mercatello degli ebrei dove già stava la Scola Tempio, cf. A. Milano, Il Ghetto di Roma, Roma 1964, p. 217. Anche a Ferrara gli aschenaziti ebbero l'esigenza di avere una propria sinagoga e nel 1520 vollero che il pontefice confermasse il diritto, „di cui evidentemente godevano già per concessione ducale“, di mantenerne una e „di recitare le preghiere secondo il loro rito, così diverso da quello osservato dagli altri ebrei di Ferrara“, cf. Di Leone Leoni (vedi nota 24) p. 40.

[30] Vorrei ricordare solo un atto del 2 gennaio 1516, dove vi è il riferimento ad una vigna *iuxta portam S. Francisci*, usata *ad presens* come *subterratorium* esclusivo degli ebrei ultramontani, tra i quali sono espressamente nominati i teutonici, cf. ASR, CNC 850, c. 576r.

[31] Per *Anselmo theotonico hebreo* (Asher Ashkenazi) *de regione S. Angeli* cf. ASR, CNC 126, c. 455r (1509 agosto 3); CNC 930, c. 332r (1512 maggio 16); CNC 561, c. 76r (1514 luglio 4); per *Ascerso thodesco* CNC 850, c. 384r, ora 431r (1514 luglio 23).

[32] ASR, CNC 930, c. 332r. Il 17 luglio 1513 Lazzaro viene presentato nella scola Tempio alla comunità degli ebrei romani come il fattore designato dagli ebrei ultramontani per la comunità universale, ASR, CNC 852, c. 359r-v.

thodesco),[33] *Abraam Cimaria* (o *Semaria*),[34] *rab Isac Cata* (o *Cathabe*),[35] *Simon*,[36] *Ianton Vitalis*,[37] *Elia Rubi Ysac*,[38] *Leo de Eliacchim alias Lepetarolis* (*Leon el Gioachim*),[39] *Isac Levi*.[40]

Un unico documento, infine, mi sembra debba essere segnalato per illustrare un aspetto che di solito non viene documentato negli atti dei notai: si tratta degli statuti (*taqqanot*) di carattere eminentemente devozionale, emanati per la *scola* dei tedeschi da rabbi Azriel, su espresso mandato del *parnassim* Moisè de Tardiola, che la tradizione erroneamente indica come il fondatore di questa *scola* nel 1541,[41] norme che non a caso compaiono in ebraico nei protocolli di un notaio ebreo,[42] e che mi sembra utile riportare nella sostanza, utilizzando il prezioso regesto curato da Ken Stow:

> 1. Tutti i membri devono pregare alla sera, mattina e pomeriggio nella loro scola e solo in speciali circostanze in altro luogo. Se si assenteranno per tre giorni consecutivi, saranno soggetti alla penalità di mezzo scudo, che andrà come elemosina alla scola. Un membro può lasciare la scola solo se paga 5 scudi, altrimenti gli è vietato iscriversi in un'altra.

---

[33] Per Vitale ASR, CNC 930, c. 332r (1512 maggio 16); CNC 850, c. 384r, ora 431r, 1514 luglio 23: suo socio era Modoar thodesco.

[34] Diverse le versioni di questo nome (in ebraico Shemaryah) da parte dello stesso notaio (Evangelista de Goris): Cimaria, Simaria, Simmaria, Samaria, cf. ASR, CNC 852, c. 251v (1512 agosto 9), c. 268v (1512 novembre 19), c. 362r (1513 agosto 19), c. 476r (1524 marzo 31); CNC 850, c. 614r (1515 dicembre 26).

[35] ASR, CNC 852, cc. 337r (1513 aprile 22), 352r (1513 giugno 5).

[36] ASR, CNC 852, c. 352r (1513 giugno 5).

[37] Per Ianton ASR, CNC 505, c. 469r (1516 aprile 19); CNC 853, cc. 483r-485r (1525 novembre 12).

[38] Per Elia ASR, CNC 505, c. 469r (1516 aprile 19); CNC 853, cc. 483r-485r (1525 novembre 12).

[39] ASR, CNC 507, c. 49v (1518 aprile 16): rivestiva la carica di camerario della scola dei tedeschi; CNC 853, cc. 483r-485r (1525 nov. 12).

[40] ASR, CNC 853, cc. 483r-485r (1525 nov. 12).

[41] Milano (vedi nota 27) p. 215. Sulla religiosità ebraica tedesca medievale cf. P. Stefani, Le correnti mistiche, in: La cultura ebraica, a cura di P. Reinach Sabbadini, Torino 2000, pp. 352sgg.

[42] K. Stow, The Jews in Rome, vol. 1: 1536–1551, Leiden–New York–Köln 1995, nr. 526, pp. 210sg.

2. Tutti i membri devono pagare le tasse (sinagogali) come fissato dagli „estimatori", altrimenti ad essi non sarà servito nessun servizio, né avranno accesso agli „onori" ovvero *mitzvah* (come ad esempio essere chiamati a leggere la *Torah*, per la qual cosa era prassi comune fare un'offerta).
3. Chiunque avesse avuto accesso a un *mitzvah*, avrebbe versato l'offerta sul momento.
4. Tutte le necessità della sinagoga devono essere decise a maggioranza dei voti usando il sistema delle pallotte bianche e nere.
5. Devono essere nominati due *parnassim* e altri due devono essere scelti 8 giorni prima che finisca il turno dei primi due. Devono esservi anche tre consiglieri, e nessun eletto può rifiutare la carica.
6. A nessuno è permesso parlare durante la preghiera o fare un sermone senza espresso permesso del *parnassim*.
7. Se due membri sono in lite, devono presentarsi entrambi davanti alla congregazione (per esprimere le loro divergenze).
8. I due *parnassim* e i consiglieri devono fare giuramento nell'assumere l'ufficio.
9. Tutti devono apparire ogni giorno in sinagoga per le preghiere mattutine prima di accudire ai propri affari. Se qualcuno compare al tempo dell'apertura dei salmi e delle preghiere e prima della loro conclusione, deve essere accesa una candela da 1/3. E se questa stessa persona ritarda finchè la candela si spegne, costui dovrà pagare 1 baiocco di elemosina, eccetto il mercoledì e i giorni lavorativi. Queste norme vanno applicate alle preghiere del pomeriggio e sera.
10. Tutti i membri devono condividere le spese per l'acquisto comune di palme e limoni (simboli della festa di *Succot*), anche se ne hanno nelle proprie case.
11. Nessun membro deve colpirne un altro o parlare male di lui. Se ciò accadesse, la congregazione dovrà mettere fine alla controversia e mettere pace (ciò vale per ricchi e poveri che abbiano un'età di 13 anni).
12. Coloro che sono chiamati alla Torah dal *chazzan* (officiante) devono accettare, altrimenti non saranno più chiamati per un intero anno.
13. Questo statuto deve essere reso pubblico così che nessuno dichiari l'ignoranza di esso.

3. Indubbiamente il peculiare rituale degli aschenaziti e forse anche il loro particolare linguaggio (*yiddish*) creava i presupposti di una vita di relazione più chiusa, almeno in una prima fase d'insediamento, anche se l'ebraico e il volgare italiano permettevano di colmare il divario tra gruppi etnici diversi e linguisticamente distinti.[43] La documentazione finora raccolta non permette peraltro un'analisi molto approfondita, ma solo qualche osservazione su questo aspetto.

Se certamente le controversie personali soprattutto tra i membri di un gruppo così ristretto ma anche nei confronti di ebrei di altre origini non mancarono – e le *investigationes* prima ricordate lo stanno a testimoniare e così pure diversi atti di pacificazione, di arbitrato, di compromesso[44] – troviamo ugualmente attestate forme di solidarietà come, ad esempio le fideiussioni,[45] a cui si potrebbe aggiungere la partecipazione alle iniziative caritative promosse dall'università degli ebrei ultramontani, a cui prima abbiamo fatto cenno. A queste iniziative si possono affiancare quelle proprie della scola tedesca per i suoi membri, come l'impegno sottoscritto il 14 novembre 1529 dai suoi ufficiali, *Simon de Vita camerarius*, *Vitalis de Consilio*, *Vitus de Isach*, *Rubinus Lazari*, nei confronti del rabbino Iacob „sacerdote" pure teutonico per alimentarlo, vestirlo e calzarlo e sovvenire alle sue necessità per tutta la vita in cambio della donazione dei suoi beni, con l'unico obbligo di versare dopo la sua morte due scudi al nipote Mandolino teutonico.[46]

Dai pochissimi atti reperiti riguardo ai rapporti coniugali e familiari del gruppo teutonico nei primi due decenni del '500, si riscontra una generalizzata endogamia[47] e anche nei casi in cui uno dei coniugi

---

[43] Cf. S. Siegmund, La vita nei ghetti, in: Gli ebrei (vedi nota 17) pp. 845–892: 852.

[44] ASC, I, nr. 256, c. 13r (1472 febbraio 26); c. 53r (1472 novembre 17): paci; ASR, CNC 126, c. 49r (1488 luglio 20): compromesso; CNC 128, c. 76r (1496 agosto 8): pace; CNC 852, c. 286rv (1513 aprile 6): pace tra Ioel Riccio teutonico e un ebreo romano.

[45] ASR, CNC 1669, c. 190r (1488 febbraio 14); CNC 1321, c. 420v (1507 settembre 19): Esaul Iohael Levi alias Riccio fa fede per Leone alias Alfta ebreo provenzale e suo figlio Esaul; CNC 852, c. 362r (a. 1513).

[46] ASR, CNC 1422, c. 169r.

[47] Si cf. ASR, CNC 130, c. 165r (1504 febbraio 25); CNC 852, c. 356r (luglio 1513): patti nuziali in volgare tra *Iosep Matthasie medicus teutonicus* e *Ricca f. Salamonis teutonici*; CNC 850, c. 614r (1515 dicembre 26): Abraham Samaria

risulta di altra provenienza, non si può essere sicuri che l'origine – sua o dei suoi genitori – non sia anche essa transalpina. E', ad esempio, il caso di *Isahac qd. Salamonis de Aregio de Lumbardia*, marito – nel gennaio 1512 – di *Perna filia qd. Leonis Robini Simonis teutonici*, che in un atto rogato alcuni mesi dopo si definisce *Isahac qd. Salamonis lumbardi de Colorno parmensis, habitator Urbis in regione Sancti Angeli*,[48] che infatti era membro della prima famiglia aschenazita di prestatori stabilitasi a Colorno nella seconda metà del '400.[49] E' inoltre da segnalare che – tra tutti gli atti notarili romani relativi alla tematica familiare ebraica – l'unico atto di *subarratio*, cioè dell'esplicito consenso alle nozze da parte dei nubendi, riguarda proprio una coppia teutonica: *Anselmus magistri Petrutii theotonicus hebreus de regione Sancti Angeli* dichiarava di *subarrare per verba de presenti vis et volo* Anna figlia *quondam Iosep, theutonica, de regione Sancti Angeli*, secondo la legge mosaica.[50]

Un solo documento del mio *dossier* „aschenazita" riguarda controversie coniugali, e proprio per un vizio, quello del gioco d'azzardo, che vedeva spesso coinvolti ebrei di tutte le nazionalità insieme ai cristiani, come mostrano ampiamente i registri di multe prima ricordati. Questo vizio e lo sperpero dei beni della moglie Sara avevano addirit-

---

teutonico ricevette molti anni fa, *tempore transductionis ad domum prefati Abraham*, da Donna sua moglie duc. 400 d'oro *pro dote in pecunia numerata* e tra le due parti fu celebrato un *instrumentum ebraicum et per notarium ebraicum*, ma essendo questo atto andato perduto, ora Abramo riconosce quanto ha ricevuto come dote davanti ad un notaio cristiano.

48 Il primo atto – una quietanza che Perna rilascia alla madre Dolce per averle finalmente pagato la parte rimanente della dote promessa, dopo una dura controversia su cui avevano sentenziato i tre fattori della comunità ebraica romana – è del 12 gennaio 1512, cf. ASR, CNC 1319, c. 569v; nel secondo atto – del successivo 6 giugno – Perna è definita *filia quondam Leonis teutonici habitatoris in Barlecta de Regno Napolitano*, cf. CNC 1324, c. 292r.

49 Cf. V. Colorni, Genealogia della famiglia Colorni 1477–1977, in: Id., Judaica minora. Saggi sulla storia dell'ebraismo italiano dall'antichità all'età moderna, Milano 1983, p. 641.

50 ASR, CNC 130, c.165r, a.1504: Tra i testi: *Leone de Aron alias Alfeta et Iacob de Arm francioso et Lazaro Habrae theutonico de regione Sancti Angeli*. Peraltro, l'assenza di questa tipologia di atti non deve stupire, in quanto la pubblicità della cerimonia nuziale e la consegna in quella circostanza della *ketubbah* alla donna rendeva praticamente superflua la redazione di un apposito documento.

tura portato Zaccaria *alias Todeschinus*, ebreo teutonico, fino alla *separatione matrimonii*: i due coniugi, anche per i buoni uffici di un non meglio identificato vescovo Giovanni, erano infine pervenuti – il 26 luglio 1515 – ad un accordo e alla loro riunione, giurando Zaccaria *more hebreorum*, di non giocare a carte né ad altro gioco per i prossimi quattro anni, altrimenti il vescovo e il senatore di Roma avrebbero potuto farlo mettere in carcere secondo precise modalità: per quattro giorni la prima volta che fosse stato colto in flagrante, per quindici giorni la seconda volta e infine la terza „ad triremes mandare et duci facere". A sua volta Sara prometteva di „vivere cum dicto Zaccaria eius viro et cum eo matrimonium tenere et observare" e inoltre di provvedere ai propri figli *suis sumptibus et laboribus et non de labore dicti Zaccharei*, il che fa pensare che fossero figli nati da un precedente matrimonio della donna.[51]

4. La documentazione archivistica fornisce invece informazioni più dettagliate sulle attività che gli ebrei aschenaziti esercitarono a Roma, e questo perché gli ebrei si rivolgevano con più frequenza al notaio cristiano per le diverse problematiche legate al mondo del lavoro.[52]

Diversamente da quanto si può constatare nelle località, grandi e piccole, dell'Italia settentrionale, dove l'insediamento degli ebrei tedeschi è essenzialmente legato ai banchi feneratizi,[53] a Roma la presenza

---

[51] ASR, CNC 505, c.341, a.1515, documento redatto in rione Ripa in casa del vescovo. Su questi aspetti cf. A. Esposito, Matrimonio, convivenza, divorzio: rapporti coniugali nella comunità ebraica di Roma tra Quattro e Cinquecento, Zakhor. Rivista di storia degli ebrei d'Italia 3 (1999) pp. 107–122.

[52] Sulla funzione d'intermediazione dei notai cristiani nei confronti del mondo ebraico cf. A. Esposito, I rapporti tra ebrei e cristiani nella Roma del Rinascimento. Gli intermediari privilegiati, in: Esposito (vedi nota 3) pp. 109–119.

[53] Cf. in particolare Toaff (vedi nota 5); A. Veronese, Mobilità, migrazioni e presenza ebraica a Trieste nei secoli XIV e XV, in: Scritti in onore di Girolamo Arnaldi offerti dalla Scuola nazionale di studi storici, a cura di A. De Grandi/O. Gori/G. Pesiri/A. Piazza/R. Rinaldi, Roma 2001, pp. 546sg; e i diversi saggi del volume Ebrei nella Terraferma veneta del Quattrocento, a cura di G. M. Varanini/R. C. Mueller, Firenze 2005, tra cui segnalo: A. Veronese, Migrazioni e presenza di ebrei „tedeschi" in Italia settentrionale nel tardo Medioevo (con particolare riferimento ai casi di Trieste e Treviso), pp. 59–69; A. Moschter, Gli ebrei a Treviso durante la dominazione veneziana (1388–1509), pp. 71–84.

degli ebrei aschenaziti è di tutt'altra natura e questo per il semplice motivo che nell'Urbe dalla metà del '300 era espressamente vietato agli ebrei di esercitare pubblicamente il prestito ad interesse, divieto inserito negli stessi statuti cittadini. Solo nel 1521 Leone X permetterà l'apertura di venti banchi ebraici (che potevano però essere costituiti da più soci), ma per trovare un ebreo teutonico „patentato" ovvero effettivo titolare di un banco feneratizio autorizzato si deve aspettare fino al 1552, quando compare *Ysacchino todesco*[54] nella lista dei „venti banchieri nuovi che prestano a mezzo grosso per scudo", costituita soprattutto da ebrei iberici, siciliani e regnicoli, che fino ad allora avevano praticamente monopolizzato il prestito autorizzato a Roma e che costituivano una ristretta cerchia di privilegiati.[55]

Invece un'attività che è ben documentata nel mio *dossier* è quella che anche in altre sedi veniva frequentemente praticata dagli ebrei, sia parallelamente al prestito sia come lavoro a se stante,[56] e che, con l'istituzione del ghetto,[57] diverrà uno dei mestieri peculiari del mondo ebraico romano: la *strazzaria* ovvero la rivendita di oggetti usati dei

---

[54] Nei registri dei Notai ebrei sono presenti diversi personaggi dal nome Ysac Askenazi, cf. Stow (vedi nota 42).

[55] Maggiori dettagli sul prestito ebraico a Roma in A. Esposito, Credito, ebrei, monte di pietà a Roma tra Quattro e Cinquecento, Roma moderna e contemporanea X/3 (2002) pp. 559–582. Peraltro, non si può escludere che anche precedentemente alcuni tra i più facoltosi ebrei aschenaziti fossero soci dei banchieri autorizzati, ma finora non ho rintracciato nessun riscontro documentario.

[56] Sul mestiere „ebraico" di rivenditore di panni e oggetti usati cf. Siegmund (vedi nota 43) pp. 848, 857. Su questa attività ebraica a Ferrara cf. Di Leone Leoni (vedi nota 24) p. 39; a Vicenza cf. R. Scuro, La *pezzaria* ebraica a Vicenza nella seconda metà del Quattrocento, Zakhor. Rivista di storia degli ebrei d'Italia 9 (2006) pp. 13–43.

[57] Papa Paolo IV nella bolla *Cum nimis absurdum* istitutiva del ghetto romano, aveva indicato chiaramente che *Iudaei prefati sola arte strazzarie seu cenciariae – ut vulgo dicitur – contenti*, cf. Bullarium diplomatum et privilegiorum sanctorum romanorum pontificum, Taurinensi editio, VI, 1860, pp. 498sgg. Sui rigattieri ebrei nel secondo '500 e il monopolio dei „fardelli dei morti" degli ospedali romani si sofferma S. Di Nepi, Fuori e dentro il ghetto. Ebrei e istituzioni ebraiche nella Roma della Controriforma, tesi di dottorato. Dottorato di ricerca „Società, politica e culture dal tardo medioevo all'età contemporanea", Ciclo XIX, aa. 2003–2006, tutor prof.ssa Marina Caffiero.

generi più diversi, affiancata alla vendita al minuto di filo, panni e tele nuovi.[58] Se si esamina il censimento del 1526–27, si può constatare che il mestiere di *veteramentarius* (venditore di cose vecchie) era monopolizzato dagli ebrei: infatti tutti e 28 i rigattieri registrati sono ebrei, e anche per l'attività onnicomprensiva di *venditor* troviamo, su 20 nominativi, cinque ebrei commercianti in panni (di cui uno di panni vecchi), un venditore di ferro vecchio, oltre a un *Gavius hebreus venditor vini*.[59]

Peraltro non vi è dubbio che il commercio dell'usato riguardasse in modo particolare panni e abiti, che potevano essere riadattati dagli ebrei: non a caso nei contratti di lavoro raccolti si fa riferimento *ad artem et exercitium sutorie revendoli sive pannivenduli*[60] e bisogna anche tenere presente che nel censimento di Roma del 1526–27 i sarti sono ampiamente attestati tra gli ebrei.[61] Per gli ultimi decenni del '400 ho rintracciato un certo numero di ebrei teutonici che gestiscono con particolare fortuna questa attività, in costante rapporto con venditori e rivenditori cristiani.[62] Ad esempio, gli acquirenti di panni del *nobilis vir*

---

[58] Non a caso chi svolgeva questa attività era indicato a volte come *regacterius et revenditor pannorum*, cf. ASR, CNC 1734, c. 48v (a. 1511): così è definito *Iacob Ysac hebreo yspano*. Sul mestiere „ebraico" di *strazzarolo* per Roma, cf. A. Milano, Storia degli ebrei in Italia, Torino 1963, p. 244.

[59] Cf. Esposito (vedi nota 4) p. 108. Per *Gavius hebreus* cf. Lee (vedi nota 4) nr. 7727.

[60] La citazione è tratta dal contratto di lavoro per *Dactolus Moysis Vitalis de Puricella* che il 14 maggio 1500 si impegnava a lavorare a quest'arte per un anno con altri due ebrei romani, cf. ASR, CNC 129, c. 27r. Ricordo inoltre che un soprannome usato da ebrei che praticavano questo mestiere era *straccillo*, cf. ASR, CNC 129, c. 43v.

[61] Cf. Esposito (vedi nota 4). Un ulteriore sviluppo del mestiere di sarto tra gli ebrei si può constatare negli anni successivi al Sacco ed è ben documentato nei registri dei Notai ebrei. Molto significativo un accordo che la corporazione dei sarti cristiani sottoscrive con i rappresentanti dei sarti ebrei nel 1541 per la confezione e la vendita dei cosiddetti „panni romaneschi", cf. Stow (vedi nota 42) nr. 559, pp. 223sg. (testo degli statuti); nr. 565, p. 227: approvazione. Tra coloro che li sottoscrivono vi è Joseph Askenazi e Casher Askenazi.

[62] Su questo aspetto, maggiori dettagli in A. Esposito, Mercanti e artigiani ebrei a Roma tra '400 e '500: prime indagini, Archivi e cultura 37 (2004 sed 2005) pp. 57–74.

Ceccolo di Lorenzo Vari,[63] mercante del rione S. Angelo, sono spesso ebrei teutonici, soci di piccole compagnie, che acquistano la merce con pagamento dilazionato (a 4, 5, 6 mesi) e a loro volta la rivendono a cristiani ed a ebrei: è il caso di Aron *Pingnatella*, Simon *de Ysac de Maio* (*Magio*) suo cognato, Angelo *alias Ungaro* (citato anche come *Ungaro Habrae*),[64] tutti teutonici, che troviamo diverse volte trattare insieme affari con Ceccolo, come del resto *Iachelino teutonico* insieme alla moglie Ricca,[65] *Lazaro Habrae*,[66] *Beniamino de Ysac*.[67] Un altro rivenditore in rapporto con ebrei tedeschi è maestro Andrea di Cremona del rione Parione, negli atti definito *ferrarius/faber*, che vende in più riprese a *Salamon de Ysac alias Sciaul* ebreo con bottega nel rione Arenula e a *Palomma* sua moglie sia biancheria per la casa (tovaglie da tavola e tovaglioli), sia abiti di un certo pregio e altri accessori vestiari (un paio di maniche nere *cum certis buctuni de argento*, due scuffie indorate – una nera e una di pavonazzo – *unam giorneam fulciti argenti*, e un certo numero di panni indorati „facti alla cortisciana".[68]

Nei primi decenni del '500 un ebreo tedesco sembra particolarmente presente nella compravendita di panni e indumenti ai suoi correligionari. Si tratta di *Aron Abraham Leonis teutonicus hebreus de regione Arenule*, che vende vesti, cappe e mantelli di lana di diversi colori, in particolare agli ebrei *Isac qd. Abraam* pure teutonico e ad

---

[63] Console dell'arte dei mercanti nel settembre 1489, cf. ASR, *CNC* 1726, c. 74r. Era già morto nel 1504, cf. *CNC* 130, c. 213r. La merce che vende agli ebrei teutonici consiste in pezze di boccacino bianco e guarnello fine di Cremona, tela tinta, e soprattutto panno bianco.

[64] Cf. ASR, CNC 127, c. 194r (a. 1493); CNC 128, cc. 78v, 120r, 208v (aa. 1496–1497).

[65] ASR, CNC 127, c. 133v (a. 1493).

[66] ASR, CNC 128, c. 208v (1497).

[67] ASR, CNC 127, c. 133v (a. 1493).

[68] ASR, CNC 1672, c. 211r (1499 febbraio 22), dove il venditore è denominato *magister Andreas Adami de Adam de Cremona*, e c. 267r (1499 settembre 12); CNC 130, c. 15v (1501 gennaio 12), c. 100r (1501 agosto 26). Andrea da Cremona era ancora attivo a Roma nel 1510, quando *Manuel Samuelis de Crimona hebreus* e la moglie Stella si dichiarano suoi debitori per ducati 14, prezzo di una canna e mezza di panno pavonazzo di Firenze e di un gabbano di panno di Londra, cf. CNC 129, c. 476v (1510 marzo 19): in questo atto Andrea compare come *magister Andreas de Habraam de Crimona*. Altri atti che lo riguardano alle cc. 143v e 173v.

Angelo dello Galante.[69] Infine un altro acquirente di panni vecchi e nuovi è il *providus vir Leo teutonicus filius Benedicti teutonici hebreus*, che il 4 giugno 1514 si dichiarava obbligato verso l'aragonese Habraam Abottaio per 12 ducati.[70]

Gli oggetti usati che costituivano la merce degli strazzaroli ebrei dovevano essere in buona parte costituiti dai beni di persone defunte, messi in vendita dagli eredi o dagli esecutori testamentari per saldare debiti o per pagare i legati *pro anima*, o quelli lasciati dai degenti degli ospedali passati a miglior vita e senza eredi, e dagli stessi condannati a morte. Come mostrano i libri di conti ospedalieri, già dal tardo '400 è documentata questa pratica, che diverrà dal secondo '500 un vero e proprio monopolio ebraico;[71] in particolare, è l'ospedale della Consolazione che più di altri nosocomi vendeva a rigattieri ebrei *pannos lineos et frustra sive petie sirici et alia genera pannorum*, ma non mancano attestazioni anche per l'ospedale di S. Giacomo degli Incurabili.[72] Per gli ebrei un'altra fonte di approviggionamento di cose usate erano le istituzioni religiose, che a volte rivendevano loro oggetti ormai in disuso, come si è riscontrato per gli Agostiniani del convento di S. Agostino, i quali cedevano preferibilmente a rigattieri ebrei lo stagno vecchio, che poi veniva riciclato per fabbricare nuove suppellettili.[73]

Nella casistica, peraltro non abbondante su questo aspetto per il periodo considerato, segnalo l'unico caso in cui compaiono – come acquirenti di beni provenienti da un'eredità – degli ebrei tedeschi: il 2 maggio 1521 *Abraam Rav Curiel teutonicus et Consilius etiam teutonicus hebreus*, *Donna uxor eiusdem Abrae et Flora uxor eiusdem*

---

[69] ASR, CNC 853, c. 397r, 556r, 558r (aa. 1525–1526). Aron vende ad Angelo *cappas diversorum colorum etiam facte alla spagnola*. Diversi documenti su Angelo Galante sono stati reperiti nei Notai Ebrei, cf. Stow (vedi nota 42) nrr. 29, 132, 159, 494, 611, 803 (aa. 1536–1543). Cf. anche H. Vogelstein/P. Rieger, Geschichte der Juden in Rom, vol. 2, Berlin 1895, p. 86.

[70] ASR; CNC 505, c. 491r. Forse può essere identificato con *Leo hebreus venditor pannorum* registrato nella *Descriptio Urbis*, cf. Lee (vedi nota 4) nr. 7777.

[71] Cf. Di Nepi (vedi nota 57).

[72] ASR, Ospedale della Consolazione, reg. 33, cc. 92, 101v, 111v, 154r; ASR, S. Giacomo, reg. 380, c. 20 e passim.

[73] ASR, S. Agostino, reg. 178, cc. 17r, 19v. E' da tener presente che rari sono i registri di spesa dei conventi romani che si sono conservati fino al primo '500.

Consilii, tutti residenti nel rione S. Angelo, si dichiaravano debitori degli esecutori testamentari del defunto Antonio Petruccioli *de Cerasolis de Brambate de socto districtus Bergomi, arrotatoris de regione S. Angeli* per duc. 27, *occasione et causa pretii rotarum ensium, cultrorum secantium et aliorum ferramentorum et bonorum ac lapidum et rerum omnium*, esistenti in casa e nel negozio di arrotino del defunto venduti dagli esecutori e acquistati dagli ebrei, che s'impegnavano a pagare 10 ducati entro la fine maggio e i rimanenti 17 ducati a fine giugno.[74]

Come si evince dal documento or ora citato, gli ebrei teutonici di Roma (ma naturalmente non solo i teutonici) erano attivi pure nel settore della rivendita del ferro vecchio e in quello del commercio del vasellame. Per quanto riguarda il primo, troviamo impegnato in questa attività, oltre ai predetti Abramo e Consiglio con le rispettive consorti,[75] *Leo qd. Salamonis de Udine theutonicus*, da solo o insieme alla moglie Stella,[76] e *Abraham qd. Samarie* e il figlio Salomon.[77] Per quanto attiene alla compravendita di vasellame, negli ultimi decenni del '400 primeggia il tedesco Aron *Pingniatella* (‚cognome'/soprannome molto rivelatore!), negli atti definito *vascellarius*, – che, come abbiamo prima ricordato, era interessato anche al commercio dei tessuti –, il quale, da solo o in società con altri ebrei tedeschi, acquista notevoli quantità di merci, soprattutto *concas aquaritiarum*,[78] vasi[79] e maioliche,[80] sia da Santo *Sparvera* o Spalvera, un noto acquariciaro, ovvero fabbricante di anfore per l'acqua, con bottega e forno *ne la via de Torre Sanguigna*,[81]

---

74 ASR,CNC 1329, c. 303r. L'inventario dei beni del defunto è a c. 248r (aprile 22).

75 ASR, CNC 1329, c. 303r (1521 maggio 2).

76 ASR, CNC 1323, c. 131v; CNC 1324, c. 360r (a. 1512); CNC 507, c. 390r (a. 1520), c. 469v. E' presente nella *Descriptio Urbis* del 1526–27 a capo di un fuoco di 7 bocche, cf. Lee (vedi nota 4) nr. 7833.

77 ASR, CNC 852, c. 476r (1524 marzo 31). Nella *Descriptio Urbis* è indicato un unico capofamiglia la cui attività è definita *ferravechio*, e si tratta di un ebreo, registrato soltanto come *Salamon*, cf. Lee (vedi nota 4) nr. 7851.

78 ASR, CNC 126, cc. 3r-6r, a. 1486.

79 ASR, CNC 127, c. 48v, a. 1492.

80 ASR, CNC 127, c. 30r, a. 1492.

81 Su questo personaggio cf. P. Güll, L'industrie du quotidien. Production, importations et consommation de la céramique à Rome entre XIVe et XVIe siècle, Rome 2003, pp. 57sg.

sia da Giovanni Pozada mercante di Ripa Romea sia da Luca Battista di Orte.[82]

Sporadicamente negli atti notarili sono menzionati altri mestieri praticati dagli ebrei teutonici: così nel 1454 *Anselmus Simonis hebreus de Alemania* si accorda con l'ebreo romano David di Samuele *ad exercitium artis faciendi et fabricandi birretos*, dopo aver sciolto una precedente società con Sabatuccio da Lodi che, a causa del sequestro dei beni, non poteva più „adimpleri ... promissa". In questa nuova società, di durata biennale, Anselmo e Davide s'impegnano non solo a *ponere in commune ducatos XX pro quolibet et omne lucrum ex inde proventum* e a dividere in parti uguali ogni eventuale perdita, ma anche a *vivere in commune et sumptus cotithianos simul facere*, tranne per quel che riguarda *vestimentum et calciamentum*. Inoltre avrebbero dovuto dividere anche ogni altro provento e reddito *per eos et eorum familiam provenientes tam extra Urbem quam intus*. Questo rapporto così stretto tra le due parti, per cui era richiesta non solo comunità di vita ma anche la divisione dei redditi al di fuori della relazione commerciale in oggetto, è – a mio avviso – del tutto particolare, soprattutto se confrontata con altri atti di questo tipo.[83]

Altri mestieri esercitati da ebrei teutonici documentati nel mio *dossier* sono quelli di sensale,[84] di commerciante di vino – presumibilmente destinato al consumo ebraico –,[85] di spadario,[86] di macel-

[82] Su Orte, porto sul Tevere da cui partivano per Roma battelli prevalentemente con vasellame da cucina, cf. ibid., pp. 217–220.

[83] ASC, I, 253, c. 39v (1454 agosto 27).

[84] *Habraam teotonicus coczonus*: ASC, I, 256, c. 13r (1472 febbraio 26).

[85] *Samoel filius qd. Isahach teutonicus commorans in civitate Velletri* ottiene il 22 dicembre 1504 un prestito di duc. 50 da *Abraam Ascarelli* ebreo ispanico residente nel rione S. Angeli per fare commercio di *vina velliterna*, cf. ASR, CNC 1319, cc. 180r-181v, 197r. Nella *Descriptio Urbis* è registrato un unico ebreo venditore di vino, *Gavius*, ovvero Gaio, cf. Lee (vedi nota 4) nr. 7727, ed un unico taverniere ebreo, *Sabato*, nr. 7818.

[86] *Ysac quondam Vitalis teutonicus spadarius de regione Sancti Angeli*: ASR, CNC 507, c. 371v (1520 settembre 24): teste ad un atto di fidanzamento. Compare nella *Descriptio Urbis* del 1526–27 a capo di un fuoco di 8 bocche, cf. Lee (vedi nota 4) nr. 7850. Su questo mestiere praticato dagli ebrei tedeschi, un documento rogato in ebraico mostra come il 24 luglio 1537 Isach Tedeschi (forse la stessa persona sopra nominata), proprietario di una fucina, accoglie come suo discepolo per apprendere l'arte di fare le spade Acher del fu Giacobbe, che

laio,[87] di artigiano non meglio definito,[88] di bottegaio,[89] di *famulus* (di un altro ebreo),[90] di locandiere.

Su quest'ultima attività è opportuno soffermarsi un po' più a lungo, perché rivelatrice di intrecci e interessi di varia natura. Nella documentazione degli anni 1454–1484 ho recuperato i nomi di quattro ebrei che risultano svolgere il mestiere di oste/locandiere,[91] a volte in società con ebrei convertiti. E' questo il caso, che vale la pena di analizzare, di due ex-giudei, Stefano Serdano e il teutonico Giovanni Andrea (per il momento l'unico ebreo teutonico convertito del mio *dossier*), che stringono una società con l'ebreo Diotaiuti per gestire una locanda. Stefano e Diotaiuti mettono il capitale per pagare l'affitto di due anni per due case in Mercatello – di proprietà cristiana – mentre l'effettiva gestione dell'esercizio sarebbe stata affidata al tedesco Giovanni Andrea, che ai due soci avrebbe dovuto *dare et tradere … duas tertias partes lucri fiendi in dicto exercitio et sic de perdita.* Inoltre Stefano s'impegnava a fornire tre letti fulciti, Diotaiuti due e Giovanni Andrea altri tre, mentre tutti e tre insieme avrebbero provveduto alle masserizie necessarie; e in più i due convertiti promettevano di mettere nella società duc. 20 per il fieno, di cui Bonaiuto s'impegnava a corrispondere

---

si impegna a servirlo onestamente. Alla fine dei tre anni egli dovrà essere pagato 6 scudi più le spese. Isac gli insegnerà anche la Torah e a scrivere. Se in questi tre anni Asher vorrà sposarsi, dovrà chiedere il permesso al maestro, cf. Stow (vedi nota 42) nr. 196, pp. 70sg.

87 *Bonadies Vitalis macellarius teutonicus*, cf. ASR, CNC 129, c. 508v (1510 luglio 4): teste.

88 Ad esempio cf. ASR, CNC 129, c. 468v (1510 marzo 7): *Samuel Ysac theotonicus hebreus* alloca il nipote *Ysac* con *Ysac Vitalis de Tibure hebreo de regione Arenule* per 3 anni per un mestiere che non viene indicato.

89 ASR, CNC 129, c. 508v (1510 luglio 4): affitto di una bottega a *Ysac theutonico hebreus* per un anno. L'attività potrebbe essere quella di rigattiere perché nei patti tra locatore e locatario si dice espressamente che qualunque cosa venisse alla bottega da vendere o da comprare, Isac potrà acquistarla da 1 duc. in giù. Da 1 ducato in su, „che lo guadagnio si debba dividere a metà tra loro". Testi: *Elia de Iosep teutonico* e *Bonadie Vitalis macellarii teutonico.*

90 ASR, CNC 1321, c. 743r (1509 agosto 16): Leone teutonico *famulus* era stato in lite con il suo padrone, il *magister Vitalis qd. Emanuelis de Padua phisicus in Urbe habitans in regione Parionis* per il prezzo di una mula, ora pagata. Per Leo fa fede *Leone teotonico alias Turcho.*

91 Cf. Esposito (vedi nota 3) p. 171.

la terza parte.[92] Questo interessante atto notarile permette di avere almeno un'idea dell'allestimento di una locanda, verosimilmente destinata a clienti ebrei, nel cuore della *contrada iudeorum*, dove l'effettivo conduttore era un teutonico convertito, segno questo – a mio avviso – di rapporti non certo conflittuali tra ebrei ed ex-correligionari, che fanno pensare a forme di criptogiudaismo.[93]

Invece il documentatissimo caso di Florina vedova di Elia teutonico e della sua taverna-locanda, che sto per introdurre, serve a prospettare una situazione di privilegio e di monopolio nel campo dell'ospitalità ebraica fino ad allora sconosciuto e che dà un primo segno del cambiamento negli atteggiamenti della curia ponteficia del primo '500 nei confronti di alcune importanti attività ebraiche, che verrano progressivamente monopolizzate e appaltate.[94]

Il 15 gennaio 1524 Fiorina,[95] in seguito ad una sua supplica, otteneva – con un *motu proprio* di Clemente VII che però sarebbe divenuto esecutivo solo il 20 febbraio – il privilegio di poter gestire in regime di monopolio – a vita sua e dei figli David e Isac – *unum hospitium sive tavernam in platea Iudeorum vel alibi, ubi sibi visum fuerit*, libero *ab omni onere gabelle vini ... empti aut emendi* dalla stessa Florina o da altri per lei. Il provvedimento era stato fatto a Fiorina in ricompensa di favori verso un funzionario pontificio, Annibale Rangone capitano

---

[92] Ibid., p. 174, e Appendice I, nr. 10, pp. 205sg.

[93] Per il sospetto di cripto-giudaismo nei comportamenti di una parte dei convertiti romani tra '400 e '500, cf. Esposito (vedi nota 3) p. 118.

[94] Il riferimento è all'attività del prestito e a quella del macello, che con modalità diverse, già durante i pontificati medicei saranno rigidamente sottoposte al controllo pontificio con il rilascio di apposite licenze per l'esercizio del credito, di cui si è prima fatto cenno, e con l'appalto oneroso a un mercante-banchiere cristiano dello *ius macellandi et vendendi carnes in urbe inter ebreos et more hebreorum*. Cf. Esposito (vedi nota 25) pp. 61sg.

[95] Su questa donna ho rintracciato un unico atto notarile precedente il 1524. Si tratta di una dichiarazione di debito da parte di Florina *uxor Eliae alias Todeschini* per l'acquisto con pagamento dilazionato di *vestis muliebris rasi chremosini rubei sine manicis foderati thela cum pedana panni lane viridis revectata circumcirca imbroccato argenteo* dal notevole prezzo di 20 ducati, acquistata da un mercante corso residente *prope Apotecas Obscuras*, cf. ASR, CNC 1324, c. 467r (1513 marzo 16).

generale della guardia pontificia di Leone X,[96] e sarebbe stato confermato dai successivi pontefici fino al 1552.[97] Mentre fino ad allora – come recita il breve in questione – *in alma urbe nostra Roma fuit et est consuetum hebreos in eadem urbe commorantes habere unum hospitium, in quo hebrei forenses ad eandem urbem venientes hospitari, dormire et morari possint*, con la concessione di questo privilegio a Florina il pontefice proibiva *aliis dicte Urbis ebreis ne aliquod alium hospitium sive tavernam in dicta Urbe tenere, facere vel exercere*: dunque, d'allora in poi nessun ebreo avrebbe potuto aprire un'altra taverna-locanda nella contrada ebraica,[98] nella quale fino ad allora ne erano attestate diverse.[99]

Alcuni atti notarili del mese di febbraio 1542 mostrano come l'efficiente Fiorina si fosse subito impegnata a trovare i conduttori dell'esercizio per il quale aveva ottenuto un così importante privilegio. Sono Angelo di Salomone da Recanati (o della Marca) e la moglie Rosata, *filia qd. magister Venture de Tibure*,[100] a cui Florina il 12 febbraio 1524 affidava per due anni *hospitium sive tavernam francam, iuxta supplicationem sive brevem ... Clementis pape VII, in plateam Iudeorum* o dovunque piacesse a Florina.[101] In realtà il locale era già

---

[96] S. Simonsohn, The Apostolic See and the Jews. Documents: 1522–1538, Toronto 1990, nr. 1306, pp. 1638–1639: il *motu proprio* – a forma di breve – è inserito nella disposizione esecutiva del camerlengo Francesco Armellino del 20 febbraio 1524; il documento compare, con un testo più dettagliato, in data 19 febbraio, cf. ibid., nr. 1312, pp. 1646–1647. Su Rangono cf. L. von Pastor, Storia dei papi dalla fine del medioevo, a cura di A. Mercati, vol. IV, Roma 1960, p. 79, dove si cita una sua lettera a Lorenzo de Medici del 1515.

[97] Simonsohn (vedi nota 96) nr. 1705 a. 1535; S. Simonsohn, The Apostolic See and the Jews. Documents: 1539–1545, Toronto 1990, nr. 2006 a. 1540, nr. 2839 a. 1549; Id., The Apostolic See and the Jews. Documents: 1546–1555, Toronto 1990, nr. 2968 a. 1551, nr. 3107 a. 1552.

[98] Le citazioni sono tratte da Simonsohn (vedi nota 96) nr. 1312, pp. 1646sg.

[99] Nel „gettito della chiavica degli ebrei", del 1519, che descrive solo una porzione del rione S. Angelo, ne sono registrate tre, cf. Esposito (vedi nota 3) pp. 306, 308.

[100] Così è indicata in un atto di ricognizione di dote del 5 maggio 1524, cf. ASR, CNC 852, c. 486r. Suo marito Angelo è detto „de Recanato" in un atto del 17 maggio 1524, cf. ibid., c. 487r.

[101] ASR, CNC 852, cc. 505r-506v (1524 febbraio 12). I due coniugi danno una garanzia di 30 ducati di carlini sotto forma di mutuo, cf. ibid., c. 506v. A questo atto fa da testimone *Simone qd. Vitalis ebreo teutonico.*

stato individuato in *quandam domum et habitationem ubi ad presens fit taberna „alle macella delli Iudei"* di proprietà di una chiesa del rione S. Angelo, S. Cecilia *alli iudei* o *de Pantaleonibus*, allora gestita da Sabato *quondam Liole* che, sempre il 12 febbraio, cedeva a Florina i suoi diritti su quella taverna e *super vinis que in dicta taberna existunt ac omnia et singulas massaritias et suppellectilia que in dicta taberna existunt*, essendo stato ben pagato dalla donna, che egli prometteva di mantenere nella locazione dell'immobile, ceduto in subaffitto.[102] All'inizio dell'aprile del 1527 troviamo Florina a sottoscrivere una società per gestire la taverna-ospizio „privilegiata" con un altro conduttore, l'ebreo Angelo David, non più nel locale presso i macelli degli ebrei, ma in un'altra *domus*, dell'ebreo Salomone delli Panzieri, posta *apud Mercatellum et plateam Iudeam*, con questi patti: Florina e il figlio David, oltre a porre nella società i privilegi concessi da Clemente VII, s'impegnavano a pagare metà dell'affitto del locale; da parte sua Angelo prometteva di porre a proprie spese tutte le masserizie necessarie e il vino, e di dare *bonum computum* della sua amministrazione. Ogni introito così come ogni perdita sarebbe stato diviso a metà.[103] Finora non ho reperito altri contratti di questo genere per la taverna di Florina. L'ultima notizia relativa a questo esercizio privilegiato è del 4 novembre 1552, quando dall'autorità pontificia viene approvata la donazione al giovane Orazio, figlio di Alessandro Palanterio, commissario generale della camera papale, da parte di Florina dei privilegi a lei concessi a suo tempo da Clemente VII per l'ospizio-taverna *duty-free* per gli ebrei. La donazione era stata fatta da Florina al ragazzo *in signum immensis amoris quo te prosequitur*,[104] ma proba-

---

[102] Ibid.: anche qui compare come testimone il teutonico Simone. Di questa taverna *prope macella hebreorum* era affittuario nel 1517 Paolo Pacifici, che il 2 gennaio di quell'anno si accordava con *magister Benedictus Sabati de Perusio hebreus de regione Sancti Angeli* per la sua gestione: Paolo si sarebbe preoccupato di rifornirla di vino e avrebbe mandato il suo garzone Vincenzo come aiutante, mentre maestro Benedetto prometteva di mettere la sua persona e industria e pagare a sue spese l'affitto del locale. Tutte le altre spese sarebbero state comuni e così i guadagni, cf. ASR, CNC 1326, c. 387r.

[103] ASR, CNC 853, c. 605r (1527 aprile 2).

[104] Cf. S. Simonsohn, The Apostolic See and the Jews. Documents: 1539–1545, Toronto 1990, nr. 3110, p. 2845.

bilmente dietro questo atto liberale c'era una forte pressione da parte cristiana di contrastare i privilegi goduti dalla „todeschina" nel campo dell'ospitalità: già nel febbraio 1551 l'autorità pontificia aveva dovuto ribadire agli ufficiali del comune l'esenzione di Florina dal pagamento delle tasse sul vino venduto nella sua taverna in forza dei noti privilegi, disposizione ribadita nel 1552, nello stesso giorno della conferma della „donazione" di Florina al giovane Orazio.[105] Dunque, già qualche anno prima dell'istituzione del ghetto, anche il monopolio dell'ospitalità ebraica passava in mani cristiane.

5. In conclusione, sarebbe da affrontare il tema delle personalità aschenazite che certamente operarono in campo culturale nel microcosmo ebraico romano.[106] Nella documentazione finora esaminata sono sporadicamente citati rabbini e medici, ma scarsissime notizie sono state reperite sul mondo culturale teutonico, sul quale andranno condotte ulteriori e più sistematiche ricerche. Dal Diario di David Reubeni, un personaggio tra l'avventuriero e l'esaltato dalle tendenze messianiche, si apprende – relativamente al suo soggiorno romano avvenuto nel 1524 – che in casa del cardinale Egidio da Viterbo egli fu accolto dal dotto rabbino Yosef Ashkenazi, oltre che dal medico provenzale Yosef figlio di Samuel Sarfati.[107] Nessun cenno – né in quest'opera né nei documenti del mio *dossier* – sul famoso letterato Elia Bachur Levita, che arrivò a Roma nel 1512 e incontrò quasi subito il cardinale Egidio da Viterbo, agostiniano, presso il quale rimase, con intervalli, fino al 1537, e per il quale curò la traduzione di opere cabalistiche provvedendo personalmente alla loro copiatura.[108] Seguendo il costume di tutti i membri della colonia tedesca di Roma, anch'egli aggiunge alla

---

[105] Ibid., nr. 2968, p. 2766; nr. 3107, p. 2844.

[106] Su questa e altre tematiche presenti nel mio saggio, interessanti confronti tra il mondo ebraico italiano e quello germanico sono stati recentemente condotti da A. Haverkamp, Ebrei in Italia e in Germania nel tardo Medioevo. Spunti per un confronto, in: „Interstizi". Cultura ebraico-cristiane a Venezia e nei suoi domini dal medioevo all'età moderna, a cura di U. Israel/R. Jütte/R.C. Mueller, Roma 2010, pp. 47–100.

[107] L. Sestieri, David Reubeni. Un ebreo d'Arabia in missione segreta nell'Europa del '500, Genova 1991, p. 107.

[108] J. Levi, Elia Levita und seine Leistungen als Grammatiker, Breslau 1888.

propria firma l'appellativo ‚Ashkenazi', ma oltre a questo, almeno dal silenzio della documentazione raccolta, egli non pare aver condiviso né la vita del gruppo aschenazita né quella della più ampia comunità ebraica romana.[109]

ZUSAMMENFASSUNG

Im vorliegenden Beitrag wird erstmalig versucht, die Physiognomie der aschkenasischen „Nation" in Rom von ihrer Errichtung als *universitas* bzw. *scola* bis zum *Sacco* (1527) zu rekonstruieren. Zunächst geht es darum, die aschkenasische Gemeinschaft, die sich Ende des 15./Anfang des 16. Jahrhunderts in Rom niedergelassen hatte, zu identifizieren und in ihrer Größe zu beschreiben. Danach wird ihre soziale und religiös-kultische Organisation erörtert; anfänglich war sie mit den Franzosen (vor allem aus der Provence) in der *universitas hebrorum theutonicorum et gallorum* vereint, besaß dann ab 1509 eine eigene Organisation mit einer eigenen *scola*, deren Kultordnungen von 1541 hier wiedergegeben werden. Nur wenige Spuren geben Aufschluß über das Innenleben der deutschen jüdischen Gemeinschaft; sie schloß sich wohl sehr stark nach außen ab und zeichnete sich durch strikte Endogamie aus. Genauere Informationen gibt es hingegen über die wirtschaftlichen Tätigkeiten der aschkenasischen Juden in Rom: Neben Berufen wie Makler, Weinhändler (die wahrscheinlich den jüdischen Markt belieferten), Schwertschmied, Metzger, Krämer und Gastwirt (Tätigkeit, die zu einem Monopol werden sollte) ist vor allem der Handel mit gebrauchten Gegenständen verschiedenster Art und vor allem mit Alteisen belegt, ferner der Einzelhandel mit Garn, neuen Stoffen und Tüchern. Allerdings findet sich unter den „römischen" Aschkenasim kein Inhaber einer Leihbank, nachdem Leo X. den Juden in Rom 1521 die Gründung von 20 derartigen Anstalten erlaubt hatte – ein weiteres Indiz für die nicht gerade florierende wirtschaftliche Lage der deutschen jüdischen Gemeinschaft.

---

[109] Vogelstein/Rieger (vedi nota 69) pp. 86–92; A. Berliner, Storia degli ebrei di Roma, tr. it., Milano 1992, pp. 140sg.

ABSTRACT

In this article the author seeks to make a preliminary reconstruction of the physiognomy of the Ashkenazi ‚nation" of Rome from the period of its constitution as *universitas* and *scola* to the Sack of Rome (1527). After having dealt with the problem of the identification and constitution of the Ashkenazi group that settled in Rome in the late Quattrocento and early Cinquecento, the author studies its socio-devotional organisation: first with the French (above all Provençal) in the *universitas hebreorum theutonicorum et gallorum*, and then in an organisation of its own, whose ordinances regarding worship, published here, were written in 1541. Not many traces remain of internal relations within the German Jewish group, but it appears relatively closed, and characterised by a strong marital endogamy. More detailed information appears about the businesses that Ashkenazi Jews ran in Rome: apart from roles like those of broker, wine merchant – probably for Jewish consumption – swordmaker, butcher, shopkeeper, innkeeper (this last would become a monopoly), the resale of second-hand goods is described. These second-hand goods were of varied types – and particularly of old iron – and their sale occurred alongside that of yarn, cloth, and new wire. Moreover, among the „Roman" Ashkenazi, not one appears as the owner of an authorised loaning bank, when in 1521 Leo X permitted the Jews to open 20 banks in Rome, an additional indicator of the not exactly thriving economic condition of the German Jewish group.

RÖMISCHE NETZWERKE ZU BEGINN DES 16. JAHRHUNDERTS

Papst Hadrian VI. (1522/23) und seine Klientel im Spiegel ihrer Grabdenkmäler[1]

von

EBERHARD J. NIKITSCH

Als ein nicht-italienischer Papst in einer Umbruchszeit war der aus Utrecht stammende Hadrian VI. naturgemäß eine der handelnden Figuren, die von den Zeitgenossen in unterschiedlichster Art und Weise wahrgenommen wurde und zu heftigen Auseinandersetzungen Anlass gab. Während Lucas Cranach im Jahr 1522 Papst und Papsttum in seiner bekannten konfessionspolemischen Illustration für Martin Luthers Septembertestament als auf dem siebenköpfigen Tier reitende babylonische Hure mit Tiara auf dem Kopf darstellte,[2] verspottete ihn nicht nur das römische Volk als *traiectinus duplex*, *male fidus*, *avarus*[3] (doppelter Utrechter: unzuverlässig, geizig), selbst unter den Kardinälen Roms, die ihn gewählt hatten, war er bald als sittenstrenger weltfremder Asket verschrien, der nach seinem Amtsantritt offensichtlich nichts besseres zu tun wusste, als ihre Privilegien zu beschneiden und –

---

[1] Vortrag, gehalten am 17. November 2010 im Rahmen des Symposions über Papst Hadrian VI. in Rom, Päpstliches Institut Santa Maria dell'Anima. – Der erstmals in den Anima-Stimmen 21 (2011) und 78 (2011) im Luther-Jahrbuch veröffentlichte Text des Vortrages wurde für die vorliegende Publikation stark überarbeitet und ergänzt.

[2] Vgl. dazu F. Schmidt, Luther und die Bibel 1: Die Illustration der Lutherbibel (1522–1700), Basel 1962, S. 110.

[3] Zit. nach. G. A. Caesareo, Pasquino e Pasquinate nella Roma di Leone X, Roma 1938, S. 60.

wo er konnte – die Ausgaben einzuschränken.[4] Von seiner nächsten Umgebung wurde Hadrian dagegen völlig anders wahrgenommen, und auch in Humanistenkreisen galt der Lehrer des späteren Kaiser Karls V. als hochgelehrter und zutiefst frommer Mann, dessen persönliche Bescheidenheit wie schlichte Lebensweise vorbildlich war und der letztlich gut, weise und gerecht regiert habe.[5]

Heute ist man sich darüber einig, dass sein schwieriger, nur 18 Monate währender Pontifikat hauptsächlich durch die Auseinandersetzungen mit den sich abzeichnenden reformatorischen Bestrebungen im Reich geprägt war, denen er trotz ambitionierter Maßnahmen[6] und dem Versuch durchgreifender Reformen letztlich nicht entscheidend begegnen konnte. Erschwerend hinzu kamen die Auseinandersetzungen zwi-

---

[4] Vgl. dazu C. Ritter v. Höfler, Papst Adrian VI. 1522–1523, Wien 1880, S. 209f.

[5] Vgl. zu Hadrian nach wie vor umfassend L. v. Pastor, Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Mit Benutzung des päpstlichen Geheimarchivs und vieler anderer Archive, bearb. v. L. v. P., hier Bd. 4: Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance und der Glaubensspaltung von der Wahl Leos X. bis zum Tode Klemens' VII. (1513–1534). 2. Abt.: Adrian VI. und Klemens VII., Freiburg i. Br. 1907, S. 1–157 sowie unten Anm. 25.

[6] Einzigartig und von reformationsgeschichtlicher Seite bisher kaum gewürdigt ist etwa eine Instruktion, eine Art Schuldbekenntnis, die er durch seinen Nuntius Francesco Chieregati am 3. Januar 1523 auf dem Nürnberger Reichstag verlesen ließ. Darin fordert er zunächst die Ausführung der päpstlichen und kaiserlichen Urteile gegen Luther, um dann in außergewöhnlich offener Weise ein Schuldbekenntnis über die Missstände am päpstlichen Hof abzulegen. Der vollständige lateinische Text (mit niederländischer Übersetzung) liegt jetzt leicht zugänglich vor in „Adrianus VI en de Lutherse Kwesti", in: M. Verweij (Hg.), De Paus uit de Lage Landen: Adrianus VI, 1459–1523. Catalogus bij de tentoonstelling ter gelegenheid van het 550ste geboortejaar van Adriaan van Utrecht (Supplementa Humanistica Lovaniensia 27), Leuven 2009, S. 272–287; ein längerer Auszug (in deutscher Übersetzung) findet sich bei L. v. Pastor, Geschichte der Päpste (wie Anm. 5), S. 91–94 sowie bei C. Mirbt/K. Aland, Quellen zur Geschichte des Papsttums und des römischen Katholizismus 1: Von den Anfängen bis zum Tridentinum, Tübingen [6]1967 (völlig neu bearb.), S. 516. – Luther blieb von der Offensive Hadrians völlig unbeeindruckt; er bezeichnete den Papst, aus dem der *Satan* rede, in einem am 18. Juni 1523 verfassten Sendschreiben ganz im Gegenteil als einen *„Magister noster" von Loven, in derselben Hohen Schule krönet man solche Esel; da ist Meister Adrian auch gekrönet*, zit. nach Wilhelm M. L. de Wette, Dr. Martins Luthers Briefe, Sendschreiben und Bedenken (...), 2. Theil, Berlin 1826, S. 350.

schen dem Heiligen Römischen Reich und Frankreich, bei denen er vergeblich zu vermitteln versuchte, die durch den Fall von Rhodos Ende 1522 beginnende osmanisch-islamische Bedrohung Europas, der er wenig entgegenzusetzen hatte, und vor allem die durch seine auf erheblichen innerkirchlichen Widerstand stoßenden Maßnahmen zur Begrenzung des Ablass- und Pfründenwesens. Ein speziell römischer Aspekt bestand in seiner radikalen Beschränkung der verschwenderischen päpstlichen Hofhaltung und der damit verbundenen reichen Kunstförderung, wie sie auf Kosten riesiger Schulden von seinen aus einflussreichen italienischen Familien stammenden Amtsvorgängern Julius II. (Giuliano della Rovere) und Leo X. (Giovanni de' Medici) praktiziert worden waren. Hadrian VI. starb nach kurzer Krankheit am 10. September 1523 und wurde zunächst in Alt-St. Peter bestattet, bis er dann zehn Jahre später im Chor von Santa Maria dell'Anima,[7] der damals gerade neu erbauten Kirche des Hospitals der deutschsprachigen Pilger in Rom,[8] endgültig beigesetzt wurde.

All diese hier nur angedeuteten Aspekte seines Wirkens sind verhältnismäßig gut bekannt und von der Forschung[9] gründlich behandelt worden. Weit weniger Aufmerksamkeit wurde dagegen bisher dem per-

---

[7] Vgl. dazu zuletzt G. Knopp/W. Hansmann, S. Maria dell'Anima. Die Deutsche Nationalkirche in Rom, Mönchengladbach [2]1995, B. Baumüller, Santa Maria dell'Anima. Ein Kirchenbau im politischen Spannungsfeld der Zeit um 1500. Aspekte einer historischen Architekturbefragung, Berlin 2000 sowie den von M. Matheus herausgegebenen Sammelband S. Maria dell'Anima. Zur Geschichte einer „deutschen" Stiftung in Rom, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 121, Tübingen 2010.

[8] Luther selbst war die Kirche von seiner 1511/12 absolvierten Romreise offensichtlich in guter Erinnerung. Er sieht sie in seinem in späteren Jahren verfertigten Kommentar des Matthäus-Evangeliums wohl ganz bewusst im Gegensatz zu dem *weltlicher hoffart und wollust* dienenden Hofe des Papstes, *des Teufels bisschoff*; denn *zu Rom im Spital ist die deutsche Kirche, die ist die beste, hat ein deutschen Pfarherr* (WA 47, 425).

[9] Vgl. dazu die beiden maßgeblichen Kataloge: E. Houtzager/J. Coppens (Hg.), Herdenkingstentoonstelling Paus Adrianus VI. Gedenkboek, Catalogus. Leuven 1959 sowie aktuell M. Verweij (Hg.), De Paus uit de Lage Landen (wie Anm. 6). Seit längerer Zeit angekündigt ist eine Monographie aus der Feder des in Rom lehrenden Salesianers Markus Graulich mit dem Titel „Hadrian VI. – Ein deutscher Papst am Vorabend der Reformation".

sönlichen Umfeld des Papstes[10] und den damit zusammenhängenden Fragen geschenkt. Daher erscheint es reizvoll und lohnend, einen Blick auf eine Quellengattung zu werfen, die angesichts der um 1500 reichlich vorhandenen archivalischen Quellen gerne übersehen wird: Grabdenkmäler und die mit ihnen verbundenen Inschriften. Ausgehend von der Analyse des für die Anima in vielfacher Hinsicht bedeutsamen Grabdenkmals für Papst Hadrian VI. soll der Frage nachgegangen werden, ob sich auch Mitglieder der päpstlichen Klientel in der Anima haben begraben lassen, wie deren Grabdenkmäler beschaffen sind oder waren und welche möglicherweise anderen, weiterführenden Erkenntnisse sich aus den auf ihnen angebrachten Inschriften gewinnen lassen. Denn Inschriften sind besondere historische Zeugnisse,[11] die im Unterschied zu Urkunden, Akten, Briefen oder Chroniken standortbezogene, authentische und aspektreiche Quellen sind, deren Informationen für vielfältige und interdisziplinäre historische Fragestellungen zur Verfügung stehen. So informieren etwa Stifter- und Künstlerinschriften über Auftraggeber, Hersteller und Stiftungszweck von Kunstwerken; historiographische Inschriften erzählen von zeitgenössisch bemerkenswerten Ereignissen; Rechtsinschriften dokumentieren juristisch bedeutsame Zustände oder Vorgänge; Bildbeischriften bezeichnen und erläutern Bildinhalte; Bau- und Weiheinschriften geben Beginn bzw. Fertigstellung eines Gebäudes an und können zudem über beteiligte Personen sowie über nähere Umstände des Bauvorgangs Auskunft geben. Nicht zuletzt informieren Grabinschriften über Namen und Daten der Verstorbenen, markieren den Platz, an dem diese begraben liegen, und geben über deren Lebenswege in unterschiedlichster Art und Weise Auskunft,

---

[10] Über sein Umfeld gibt die aus den zeitgenössischen Quellen gearbeitete listenartige Zusammenstellung von B. Munier, Nederlandse Curialen en Hofbeambten onder het Pontificaat van Adrian VI., in: Mededelingen van het Nederlands Historisch Instituut te Rome 30 (1959), S. 199–226, Auskunft, sowie der auf dieser Publikation beruhende Überblick von M. Verweij, Adrianus Nederlands-Leuvense Entourage in Rome, in: ders. (Hg.), De Paus uit de Lage Landen (wie Anm. 6), S. 182–212, der einige ausgewählte biographische Skizzen der engsten Vertrauten des Papstes bietet.

[11] Vgl. dazu grundsätzlich Rudolf M. Kloos, Einführung in die Epigraphik des Mittelalters und der frühen Neuzeit, Darmstadt [2]1992 sowie zuletzt W. Koch, Inschriftenpaläographie des abendländischen Mittelalters und der früheren Neuzeit. Früh- und Hochmittelalter, Wien–München 2007.

mit Sicherheit auf eine Art, die sich von den eben erwähnten Quellen deutlich unterscheidet.

Bei dem Grabdenkmal für Papst Hadrian VI.[12] (Abb. 1) handelt es sich um eine monumentale, in die nördliche Wand des Chors eingelassene mehrteilige Ädikula aus Carrara- und Buntmarmor, die um 1750 im oberen Bereich durch den Einbau seitlicher Oratorienbalkone stark verändert wurde,[13] wie an einem den ursprünglichen Zustand zeigenden Stich aus dem Jahr 1591 (Abb. 2) gut zu sehen ist.[14] Die Mitte des Sockels nimmt eine querrechteckige, in Voluten auslaufende Tafel mit der elfzeiligen Grabinschrift ein, während die beiden leicht vortretenden Seitenteile mit zwei gleichen, von Putten gehaltenen Vollwappen geschmückt sind. Sie zeigen mit dem signifikanten Adlerwappen[15] er-

[12] Während der Endredaktion des vorliegenden Aufsatzes erschien die neueste und umfassendste Arbeit über dieses bedeutende Grabdenkmal von J. Götzmann, Römische Grabmäler der Hochrenaissance. Typologie – Ikonographie – Stil (Beiträge zur Kunstgeschichte des Mittelalters und der Renaissance 13), Münster 2010, S. 190–284, in der ihre früheren (unten zitierten) Arbeiten aufgegangen sind.

[13] Unter der Leitung des Architekten Paolo Posi wurden zwischen 1747 und 1751 nicht nur das Kirchenschiff, sondern auch der Chorbereich barockisiert und dadurch stark verändert. Das Grabdenkmal Hadrians wurde um das dritte Nischengeschoss reduziert, die Figuren der Tugenden im oberen Geschoss versetzt und die das Denkmal rahmenden Malereien zerstört. Dabei handelte es sich um bedeutende, von Baldassare Peruzzi ausgeführte Fresken mit der Darstellung der beiden von Hadrian kanonisierten Bischöfe Antonius Pierozzi von Florenz und Benno von Meißen; vgl. dazu ausführlich J. Götzmann, Das Grabmal Hadrians VI. im Chor von S. Maria dell'Anima, in: M. Verweij (Hg.), De Paus uit de Lage Landen (wie Anm. 6), S. 82f.

[14] Den ursprünglichen Zustand des Grabdenkmals geben die 1554 angefertigte Zeichnung von Colonna da Tivoli (vgl. dazu M. E. Micheli (Hg.), Giovanni Colonna da Tivoli: 1554. Faksimile-Ausgabe, Roma 1982) wieder sowie der 1591 angefertigte, noch wenig bekannte Kupferstich von Nicolai van Aelst; vgl. dazu die Abbildung bei M. Verweij, Drie monumenten voor Adrianus VI, in: ders. (Hg.), De Paus uit de Lage Landen (wie Anm. 6), S. 410. Gut bekannt ist dagegen der vor 1638 angefertigte, seit 1677 mehrfach nachgedruckte Kupferstich von Matthias Greuter, der allerdings im oberen Teil zusätzlich vier Münzbilder hinzufügte; vgl. die Abb. bei A. Ciaconius (Chacon), Vitae et res gestae Pontificum Romanorum et S. R. E. Cardinalium ab initio nascentis ecclesiae usque ad Clementem IX. (...) 3. Roma (1777), S. 439f.

[15] Drei 2:1 gestellte Adler, darüber Bischofs- bzw. Kardinalshut mit beiderseits je sechs Quasten.

staunlicherweise nicht das Wappen des verstorbenen Papstes, sondern aus guten Gründen das des Kardinals Wilhelm Enckenvoirt (Willem van Enckenvoirt). Darüber erhebt sich ein hohes Geschoss mit vier Halbsäulen, das aus einer erhöhten rundbogigen Mittelnische und zwei schmäleren zweigeschossigen Seitennischen besteht.

In der zurückgesetzten Mittelnische befindet sich unten ein querrechteckiges Relief mit der Darstellung des Einzuges Hadrians in Rom (Abb. 3): Die Mitte des Reliefs nimmt der auf einem reich geschmückten Pferd in die Stadt reitende Papst ein, bekleidet mit Rochett und Mozetta, Camauro und Hut, die rechte Hand segnend erhoben. Hinter ihm ist sein aus Beamten und geistlichen Würdenträgern[16] zu Pferd sowie Hellebardenträgern zu Fuß bestehendes Gefolge zu sehen, vor ihm zwei ihn geleitende, Vortragekreuz und Hellebarde tragende Landsknechte. Empfangen wird Hadrian von einem knienden bärtigen Mann – wohl dem Senator Roms – und von einer antikisch bekleideten Frau, der Personifikation der Stadt Rom, die von drei weiblichen Personen und einem Kind begleitet wird. Den Hintergrund der Szene bilden zivile und kirchliche Bauwerke der Stadt, im Einzelnen (von links nach rechts) ein offenes Stadttor, das durch die dahinter sichtbare Aurelianische Mauer und die Cestius-Pyramide leicht mit der damaligen Porta Ostiensis (und heutigen Porta di San Paolo) zu identifizieren ist. Dann folgen ein schmaler und ein breiter Turm, die Curia, die „Kapelle der Begegnung von Petrus und Paulus" sowie der Glockenturm von San Paolo fuori le Mura. Weiterhin wird die Stadt Rom durch die rechts im Vordergrund liegende Personifikation des Tibers mit Füllhorn sowie die Wölfin mit Romulus repräsentiert.

Über dem Relief befindet sich ein mit dem Papstnamen *ADRI// ANVS / · VI · // · P(A)P(A)* sowie seinem Papstwappen[17] geschmückter

---

[16] J. Schmidlin, Geschichte der deutschen Nationalkirche in Rom S. Maria dell'Anima, Freiburg i. Br.–Wien 1906, S. 268, identifiziert die beiden direkt auf Hadrian folgenden, in spanischer Edeltracht gekleideten Personen als den Oberarzt Dr. von Agreda und als den flämischen Oberkämmerer Peter von Rom.

[17] Quadriert: 1/4. drei 2:1 gestellte Wolfsangeln, 2/3. ein gekrönter Löwe; darüber Tiara, hinterlegt von zwei gekreuzten Schlüsseln mit beiderseits je einer Quaste. – Das ursprüngliche Wappen Hadrians bestand nur aus den drei Wolfsangeln (so auf seinem von ihm 1517 erbauten Haus in Utrecht), erst als Papst

Wannensarkophag, auf dem Hadrian in geistlicher Gewandung mit geschlossenen Augen wie schlafend liegt, das mit der Tiara bekrönte Haupt auf die Linke gestützt; symbolträchtig flankiert von zwei Putten mit umgedrehten Fackeln. Die beiden mit den Personifikationen der vier Kardinaltugenden (unten links *Fortitudo*, rechts *Justitia*; oben links *Temperantia*, rechts *Prudentia*) besetzten Rundbogennischen werden in der Mitte von einem horizontal verlaufenden Band durchschnitten, das eine mit *PROH DOLOR* beginnende Spruchinschrift trägt. Der durchlaufende Architrav oberhalb des Sarkophags wird durch eine Lünette geschlossen, die ein Relief der Muttergottes mit dem Kind zwischen Petrus und Paulus füllt. Die Bogenzwickel sind mit fliegenden Genien versehen, die Tiara und Palmzweig bzw. Schlüssel und Lorbeerzweig in den Händen halten. Wie dem erwähnten Stich zu entnehmen ist, waren sie ursprünglich von den figürlichen Darstellungen der Tugendallegorien *Fides* und *Spes* flankiert, eine weitere Figur, *Caritas*, diente neben vier großformatigen Flammenvasen als Bekrönung des Giebels.[18] Flammenvasen und Tugenden wurden Mitte des 18. Jahrhunderts im Zuge der barocken Umgestaltung des Chors entfernt, die Figur der *Fides* wurde statt der der *Caritas* auf die Giebelspitze gestellt, und die *Spes* erhielt ihren Platz auf dem gegenüberliegenden Jülich-Kleve-Bergschen Grabdenkmal.[19] Der Verbleib der *Caritas* und der vier Flammenvasen sind unbekannt.[20] Hadrians Grabinschrift lautet:

---

quadrierte er seinen Schild und fügte die Löwen hinzu; vgl. dazu L. v. Pastor, Geschichte der Päpste (wie Anm. 5), S. 26, Anm. 2.

18 Die auf dem Stich von Greuter (vgl. Anm. 14) zwischen die Flammenvasen gemalten vier Münzbilder bzw. Medaillons Hadrians VI. (von deren ursprünglicher Existenz noch W. Buchowiecki, Handbuch der Kirchen Roms. Der Römische Sakralbau in Geschichte und Kunst von der altchristlichen Zeit bis zur Gegenwart 2, Wien 1970, S. 421 ausgeht) waren in Wirklichkeit nicht vorhanden und stellen (wie oben erwähnt) einen Zusatz Greuters dar.

19 Vgl. dazu W. Diedenhofen, Der Tod in Rom. Die italienische Reise des Prinzen Karl Friedrich von Jülich-Kleve-Berg, in: Städtisches Museum Haus Koekkoek/Stadtmuseum Düsseldorf (Hg.), Land im Mittelpunkt der Mächte. Die Herzogtümer Jülich, Kleve, Berg, Kleve ³1985 (überarb.), S. 159–166.

20 Nach J. Lohninger, S. Maria dell'Anima, die deutsche Nationalkirche in Rom. Bau- und kunstgeschichtliche Mitteilungen aus dem Archiv der Anima, Rom 1909, S. 141f., wurde die Figur der Caritas dem Bildhauer überlassen, der zwischen 1747 und 1751 den Chor und die darin befindlichen Grabdenkmäler umgestaltet hatte.

HADRIANO · VI · PONT(IFICI) MAX(IMO) EX TRAIECTO INSIGNI INFER(IORIS) GERMANIAE VRBE / QVI DVM RERVM HVMANAR(VM) MAXIME AVERSATVR SPLENDOREM / VLTRO A PROCERIB(VS) OB INCOMPARABILEM SACRAR(VM) DISCIPLINAR(VM) SCIENTIAM / AC PROPE DIVINAM CASTISSIMI ANIMI MODERATIONEM / CAROLO · V · CAES(ARI) AVG(VSTO) PRAECEPTOR ECCLE(SIAE) DERTVSENSI ANTISTES / SACRI SENATVS PATRIBVS COLLEGA HISPANIAR(VM) REGNIS PRAESES / REIPVB(LICAE) DENIQ(VE) CHRIST(IANAE) DIVINITVS PONTIF(EX) ABSENS ADSCITVS / VIX(IT) ANN(OS) LXIIII MEN(SES) VI D(IES) XIII / DECESSIT XVIII K(A)L(ENDAS) OCTOB(RIS) AN(NO) A PARTV VIRG(INIS) MDXXIII PONT(IFICATVS) SVI ANNO / II / WILHELMVS ENCKENVOIRT ILLIVS BENIGNITATE ET AVSPICIIS T(I)T(VLI) S(ANCTORVM) IO(ANNIS) / ET PAVLI PRESB(YTER) CARD(INALIS) DERTVSEN(SIS) FACIVNDVM CVR(AVIT)

(Für Papst Hadrian VI. aus Utrecht, einer ausgezeichneten Stadt in Nieder-Deutschland,[21] der, obgleich er dem Glanz irdischer Dinge äußerst abgeneigt war, von den Vornehmsten wegen seiner unvergleichlichen Kenntnisse in den heiligen Wissenschaften und der beinahe göttlichen Enthaltsamkeit einer überaus reinen Seele zum Lehrer Kaiser Karls V., zum Bischof der Kirche von Tortosa, zum Kollegen der Väter des heiligen Senats (des Kardinalskollegiums, Anm. d. Vf.), zum Statthalter der spanischen Reiche und schließlich auf Gottes Eingebung in Abwesenheit zum Oberpriester des christlichen Staates berufen worden ist. Er lebte 64 Jahre, 6 Monate, und 13 Tage; starb 18 Tage vor den 18. Kalenden des Oktobers (14. September) im Jahr nach der Niederkunft der Jungfrau 1523, im zweiten Jahr seines Pontifikats. Wilhelm Encken-

[21] Nieder-Deutschland ist lediglich die wörtliche Übersetzung des damals in Rom üblichen Begriffs für das Gebiet der ehemaligen römischen Provinz, in dem Utrecht liegt. Die Stadt gehörte zur Zeit Hadrians VI. zu den Burgundischen Niederlanden und war damit Teil des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Im 16. und 17. Jahrhundert war auch die Bezeichnung *Nederduytsche tale* für diese Gegend gebräuchlich, vgl. dazu M. Verweij, Het grafschrift van Adrianus: KBR ms. 13986, in: ders. (Hg.), De Paus uit de Lage Landen (wie Anm. 6), S. 300 Anm. 2.

voirt, durch dessen Güte und Voraussicht Kardinalpriester von St. Johann und Paul (sowie Bischof) von Tortosa, hat (dieses Denkmal) machen lassen).

Hadrian[22] wurde am 2. März 1459 in Utrecht (Niederlande) als Sohn des nicht unvermögenden Zimmermanns Florens Boeyenszoon Dedel und seiner Frau Gertrud geboren. Ab Juni 1476 studierte er in Löwen Philosophie, dann Theologie und Kirchenrecht, wurde 1490 zum Priester geweiht und 1491 zum Doktor der Theologie promoviert. Ab 1493 lehrte er Theologie an der Universität Löwen und fungierte zeitweise als deren Rektor bzw. Kanzler. Späteren Briefen nach zu schließen, zählte auch Erasmus von Rotterdam zu seinen ihn bewundernden Schülern. An Pfründen hatte Hadrian verschiedene Pfarreien inne, war zudem Kanoniker in Löwen, Propst in Utrecht sowie Propst und Dekan in Lüttich. Im Jahr 1507 wurde er von Kaiser Maximilian I. zum *pedagogus*, zum Erzieher seines in den burgundischen Niederlanden aufwachsenden Enkels, des nachmaligen Kaisers Karl V., berufen. Seit 1512 Mitglied im Rat des jungen Fürsten, wurde Hadrian 1515 als Botschafter nach Spanien entsandt. Am 18. August 1516 zum Bischof im katalanischen Tortosa ernannt, fungierte er in der Folgezeit als Generalinquisitor für Aragonien, Navarra, Leòn und Kastilien, zudem als Gouverneur der Provinzen Kastilien und Leòn, schließlich in Vertretung Karls V. als Statthalter für ganz Spanien. Auf Wunsch Karls V. erhob ihn am 1. Juli 1517 Papst Leo X. zum Kardinal mit der römischen Titelkirche SS. Giovanni e Paolo. Am 9. Januar 1522 als (nicht anwesender) Konsenskandidat zum Papst gewählt, nahm Hadrian als Hadrian VI. die Wahl nach einigem Zögern schließlich am 8. März an, schiffte sich am 5. August in Tarragona ein, ging am 28. August in Ostia an Land, übernachtete im Kloster San Paolo fuori le Mura und zog am 29. August 1522 durch die damalige Porta Ostiensis in die Stadt ein. Genau dieses Ereignis gibt das am Grabdenkmal angebrachte, dem Bildtypus des *Adventus*

---

[22] Er nannte sich mit bürgerlichem Namen Adriaan Floriszoon Boyens, auch Adriaan Florisz d'Edel oder Adrianus Florencii, unterschrieb aber auch als Adriaen van Utrecht oder Adrianus de Trajecto; vgl. zum Leben Hadrians immer noch L. v. Pastor (wie Anm. 5) pass., sowie die einzelnen Beiträge und die dort zitierte neueste Literatur in dem umfangreichen, zum 550. Geburtstag Hadrians von M. Verweij hg. Katalog (wie Anm. 6).

Papae[23] folgende Relief wider, das die Einholung und den feierlichen Empfang eines Herrschers durch die Bewohner der Stadt zeigt. Während seiner kurzen Regierungszeit nahm Hadrian lediglich eine einzige Erhebung zum Kardinal vor, die seines Vertrauten Wilhelm Enckenvoirt, Bischof von Utrecht, am 10. September 1523, wenige Tage vor seinem Tod. Hadrian starb nach mehrwöchiger Krankheit am 14. September 1523 und wurde zunächst in der Andreas-Kapelle in Alt-St. Peter in einem schmucklosen Backsteingrab beigesetzt[24] und dann zehn Jahre später in den gerade fertiggestellten Chor der Anima umgebettet.

Völlig unbeeindruckt von den turbulenten römischen Ereignissen, die hier nur angedeutet werden können, teilt die Inschrift ganz in der antiken Tradition des *cursus honorum* zunächst die Herkunft des Verstorbenen mit, um dann in gewählten Wendungen über seinen Werdegang, seine Ämter und Titel Auskunft zu geben, mit besonderer Betonung seiner Tugenden wie persönlicher Bescheidenheit, Vermeidung von Luxus und der Liebe zur Wissenschaft. Daher dürfte es auch kein Zufall sein, dass die sein Grabdenkmal schmückenden Figuren der drei theologischen und der vier Kardinaltugenden wohl in enger Bezugnahme auf sein Leben und seine hohe theologische Gelehrsamkeit ausgewählt wurden: Die persönliche Lebensführung gilt als *exemplum virtutis*.[25] Die in sorgfältig gearbeiteter Renaissance-Kapitalis ausge-

---

[23] Vgl. dazu ausführlich J. Traeger, Der reitende Papst. Ein Beitrag zur Ikonographie des Papsttums, München–Zürich 1970, S. 71–77.

[24] Das Grab lag zwischen den Gräbern seiner Vorgänger, nämlich der Päpste Pius II. und Pius III. (vgl. dazu die Skizze bei M. E. Houtzager, Le Tombeau du pape Adrien VI à Santa Maria dell'Anima à Rome, in: Dies./J. Coppens (Hg.), Herdenkingstentoonstelling (wie Anm. 9), S. 219.

[25] Vgl. dazu ausführlich I. P. Bejczy, The cardinal virtues at pope Adrian's grave: a study in context, in: M. Verweij (Hg.), De Paus uit de Lage Landen (wie Anm. 6) passim und zur eigenwilligen Ikonographie der Figuren J. Götzmann, Grabmal (wie Anm. 13), S. 78ff. – Dieser positive, von seinen Kritikern kaum thematisierte Aspekt seiner Persönlichkeit spiegelt sich in zwei Reden wider, die anlässlich seines Todes gehalten wurden: in der Grabrede des Humanisten Conrad Vecerius und dann in der Rede des Patriarchen Rodrigo Carvajal vor dem zur Wahl von Hadrians Nachfolger versammelten Kardinalkollegiums, vgl. dazu J. Götzmann, Sepulchra – divitiarum testimonia, non mortis honestamenta. Zum Grabmal Papst Hadrians VI., in: J. Poeschke et al. (Hg.), Praemium Virtutis. Grabmonumente und Begräbniszeremoniell im Zeichen des Hu-

führten Buchstaben aller drei Inschriften des Denkmals unterstützen diese konservative Tendenz, da sowohl der in monumentalen erhabenen Bronzelettern gehaltene Papstname auf dem Sarkophag als auch die beiden anderen, konventionell eingehauenen und schwarz gefassten Inschriften den gleichen raumgreifenden antikisierenden Schriftduktus zeigen. Die feinstrichig ausgeführten Buchstaben der beiden Hauptinschriften sind mit kräftigen Serifen und einer dezenten Linksschrägenverstärkung versehen. Auffällig sind lediglich die Gestaltung des *E* mit fast gleichlangen Balken, des *M* mit bis auf die Grundlinie reichendem Mittelteil und des *P* mit offenem Bogen.

Die einzige und deswegen umso auffälligere Ausnahme von dieser beeindruckenden Gesamtkonzeption bildet der kurze, der „Naturalis historia" Plinius des Älteren[26] indirekt entlehnte Grabspruch *PROH DOLOR // QVANTVM REFERT IN QVAE TEMPORA VEL OPTIMI CVIVSQVE // VIRTVS INCIDAT*, der ganz offensichtlich auf das letztlich unglückliche Pontifikat Hadrians anspielt: „Oh Schmerz! Wie viel hängt davon ab, in welche Zeiten auch des besten Mannes Tatkraft fällt!". Und fast schon dramatisch klingt die heute verschollene Inschrift, die sich auf seinem vorläufigen Grab in Alt-St. Peter befand: *D(EO) O(PTIMO) M(AXIMO) / HADRIANVS SEXTVS HIC SITVS EST*: *QVI NIHIL SIBI INFELICIVS IN VITA / QVAM QVOD IMPERARET DVXIT*: Dem besten und größten Gott. – Hier liegt Hadrian VI., der über nichts in seinem Leben unglücklicher war, als dass er herrschen musste.[27]

Geplant und erdacht hatte dies alles der engste Vertraute des Papstes, Kardinal Wilhelm Enckenvoirt.[28] Er war Auftraggeber und Fi-

---

manismus (Symbolische Kommunikation und gesellschaftliche Wertesysteme 2), Münster 2002, S. 289f.

[26] Devise in Anlehnung an Plinius d. Ä., Naturalis historia, lib.7, 106 *Etenim plurimum refert in quae cuiusque virtus tempora inciderit*, zit. nach J. Götzmann, Grabmal (wie Anm. 13), S. 76, Anm. 24. – Hadrian scheint in seinen trüben Stunden diesen Spruch gelegentlich selbst zitiert zu haben: *Wie viel*, sagte er oft, *kommt es darauf an, in welche Zeit die Wirksamkeit eines Menschen fällt*, zit. nach L. v. Pastor, Geschichte der Päpste (wie Anm. 5), S. 87.

[27] Vgl. dazu M. Verweij, Het Grafschrift (wie Anm. 21), S. 306.

[28] Vgl. zu ihm P. Berbée, Enckenvoirt (Enckevort), Wilhelm von (1464–1534), in: E. Gatz (Hg.) unter Mitwirkung C. Brodkorb, Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches 1449 bis 1648. Ein biographisches Lexikon, Berlin 1996, S. 154–156.

nanzier des prachtvollen, von Hadrian ausdrücklich nicht gewünschten Grabdenkmals.[29] Enckenvoirt stellte aus eigenem Vermögen 1000 Dukaten bereit[30] und betraute den Sieneser Architekten und Maler Baldassare Peruzzi mit dem Entwurf,[31] den der ebenfalls aus Siena stammende Bildhauer Michelangelo (alias Angelo di Mariano) realisierte, kleinere Arbeiten an den Figuren führte der Florentiner Niccolò Pericoli gen. il Tribolo aus. Die Grabinschriften verfasste der Mönch und Dichter Baldassare Molossi gen. Tranquillo (*Tranquillus Molossus*), wobei vor allem hier eine Beteiligung Enckenvoirts anzunehmen sein dürfte.

Die Arbeiten an dem Grabdenkmal begannen im Jahr 1524 und waren (nach einigen Unterbrechungen, verursacht u. a. durch den auch die Anima nicht verschonenden *Sacco di Roma*[32]) im Jahr 1529 beendet. Erst am 11. August 1533, zehn Jahre nach seinem Tod, wurde Hadrian VI. aus seinem provisorischen Grab in Alt-St. Peter erhoben, in einer feierlichen Prozession[33] in die Anima überführt und im Chor der Kirche beigesetzt. Wie Untersuchungen anlässlich der Planung der 1937 erbauten Kriegergedächtniskapelle ergeben haben, soll sich sein Sarg

---

[29] Vgl. dazu J. Götzmann, Grabmal (wie Anm. 13) pass; speziell zu den drei Künstlern ebd. 72f. und zu Molossi ebd. 76. – In der Biblioteca Communale in Siena hat sich ein wohl von Peruzzi gezeichneter Entwurf des Grabdenkmals erhalten, vgl. dazu M. E. Houtzager, Le Tombeau (wie Anm. 24), S. 226 mit Abb. 71.

[30] So C. Burmannus (Hg.), Hadrianus VI. sive analecta historica de Hadriano Sexto Trajectino, papa romano. Collegit, edidit, et notas adjecit C. B. Utrecht 1727, S. 505. – Enckenvoirt starb 1534 und wurde ebenfalls in der Anima begraben; vgl. dazu ausführlich unten S. 297ff.

[31] Peruzzi orientierte sich bei der Gesamtkonzeption einerseits an dem für die römische Hochrenaissance charakteristischen dreigeschossigen Grabmaltypus mit dem Motiv des Triumphbogens und der Wiedergabe des Verstorbenen als Schlafenden in der Mitte, andererseits bei der Gestaltung des Mittelteils mit querrechteckiger Inschriftentafel, Relief mit der Darstellung einer zentralen Begebenheit aus dem Leben des Verstorbenen, Sarkophag und Madonnenrelief an den erstmals so strukturierten Grabdenkmälern für die Päpste Pius II. († 1464) und Pius III. († 1503) in S. Andrea della Valle; vgl. dazu R. U. Montini, Le Tombe dei Papi, Roma [1957], S. 285ff. und J. Götzmann, Sepulchra (wie Anm. 25), S. 283f.

[32] Vgl. dazu ausführlich A. Chastel, Il sacco di Roma 1527, Torino 1983 und V. Reinhardt, Blutiger Karneval. Der Sacco di Roma 1527 – eine politische Katastrophe, Darmstadt [2]2009 (unveränd. Ndr. der 1. Aufl.).

[33] Vgl. dazu J. Schmidlin, Anima (wie Anm. 16), S. 288f.

tatsächlich in der Mauer dieser Kapelle befinden,[34] genau hinter dem großformatigen Relief, das seinen Einzug in Rom darstellt. Das monumentale Grabdenkmal für Hadrian VI. stellt das erste prachtvolle Ausstattungsstück des 1510 geweihten Chors der neuen Kirche dar und wurde durch den hier erstmals in römischen Kirchen verwendeten Buntmarmor zum stilbildenden Vorbild für den Typus des Buntmarmorgrabmals der Hochrenaissance.[35]

Wie steht es nun vor diesem Hintergrund um ein Grabmal für den engagierten Kardinal Enckenvoirt selbst? Wie um die Grabdenkmäler seiner und des Papstes Klientel, also den Vertrauten und engen Mitarbeitern? Um welchen Personenkreis handelt es sich hier? Und wie ist der Bezug zu S. Maria dell'Anima? Bei der Bearbeitung des noch vorhandenen Bestandes an Grabdenkmälern der Anima selbst und eines Teils der im Anima-Archiv sowie in der Biblioteca Apostolica Vaticana verwahrten handschriftlichen Quellen[36] ergibt sich ein unerwartet disparates Bild. Denn es kristallisieren sich zunächst die Konturen zweier Personenkreise aus dem Umfeld des Papstes und seines Kardinals heraus, die man aufgrund ihrer eindeutig nicht zum nordalpinen Teil des Heiligen Römischen Reich gehörenden Herkunft[37] einerseits und aufgrund ihrer beruflichen Stellung andererseits nicht unbedingt in der Anima vermuten würde.

---

[34] Vgl. dazu E. Hocks, Der letzte deutsche Papst. Adrian VI. 1522–1523, Freiburg i. Br. 1939, S. 169 und zum Bau der Kapelle zuletzt J. Ickx, Die Kriegergedächtniskapelle der Anima anno 1937, in: M. Matheus (Hg.), S. Maria dell'Anima (wie Anm. 7), S. 85–110, allerdings ohne diesen Hinweis zu berücksichtigen.

[35] So J. Götzmann, Die Ehrung eines Papstes als Akt nepotistischer Treue. Das Grabmal Hadrians VI. (1522–1523), in: H. Bredekamp (Hg.), Totenkult und Wille zur Macht. Die unruhigen Ruhestätten der Päpste in St. Peter, Darmstadt 2004, S. 99.

[36] Diese Arbeiten sind Teil des Editionsprojektes „Inschriften-Korpus von Santa Maria dell'Anima", das der Verfasser seit Sommer 2010 im Auftrag des Deutschen Historischen Instituts in Rom in Zusammenarbeit mit dem Päpstlichen Institut Santa Maria dell'Anima durchführt; vgl. dazu die Projektskizze in www.dhi-roma.it/1007.html.

[37] Vgl. dazu eine entsprechende (allerdings erst Ende des 17. Jahrhunderts niedergeschriebene) Liste derjenigen Länder, Regionen und Städte, deren Bewohner vom Hospital aufgenommen bzw. abgewiesen wurden: Archivio Santa Maria dell'Anima (ASMA) A, V, 4, fol. 89r-v, freundlicher Hinweis meiner Kollegin Dr. Britta Kägler.

So findet sich unterhalb des prachtvollen Renaissance-Epitaphs für die 1518 verstorbenen Anima-Provisoren Bernhard Schulz und Johann Knibbe eine nicht zugehörige, sonst kaum beachtete Marmortafel (Abb. 4), deren Inschrift in drei schwer verständlichen elegischen Distichen über die Mühsal der menschlichen Existenz im Diesseits räsoniert:

SCIS REMEARE DATVM NVLLI POST BVSTA DARENT(VR)[38]
SI MICHI[39] SIM NVLLVS SI REMEARE VELIM
AETATES OMNES DEFVNCTVM SERA VOCAVIT
MORS RELIQVV(M) VITE QVID NISI POENA FVIT
SANCTE SI MVSAS COLVI FORTASSE SEPVITVS[40]
VITA INTER VIVOS NVNC MELIORE FRVOR

(Du weißt, dass es niemandem gegeben ist, nach dem Tod zurückzukommen. Falls mir die Möglichkeit dazu gegeben würde, wäre ich ganz und gar verloren, wenn ich zurückkommen wollte. Nachdem ich alle Lebensstufen überstanden hatte, rief mich ein später Tod. Was war der Rest meines Lebens – außer einer einzigen Qual? Wenn ich den Musen in der rechten heiligen Weise gedient habe, genieße ich vielleicht jetzt, als Begrabener, unter den Lebenden ein besseres Leben).[41]

Verfasser dieses bemerkenswerten Grabgedichts war der aus Barcelona stammende, erstmals 1473 in Rom nachweisbare Saturnus Gerona,[42] der in seinem 1523 verfassten Testament nicht nur diese Zeilen, sondern auch die heute fehlende Schlussbemerkung überliefert hat: *SATVRNVS GERONA SIBI IPSI VIVENS*[43] (Saturnus Gerona hat dies

---

[38] Sic! für *DARET(VR)*.

[39] Nachklassische, aber zeitgenössisch übliche Schreibweise für *MIHI*.

[40] Sic! für *SEPVLTVS*.

[41] Für die Übersetzung dieses Textes danke ich herzlich Prof. Dr. Fidel Rädle, Göttingen.

[42] Mitglieder seiner Familie kamen vermutlich – wie viele ihrer Landsleute – bereits unter dem Pontifikat des spanischen Papstes Calixtus III. (1455–1458) nach Rom und bekleideten an der Kurie verschiedene Ämter; vgl. dazu und zum Folgenden D. Gnoli, Messer Saturno, Nuova Antologia di Scienze, Lettere ed Arti 3, 51, Roma 1894, S. 232–248.

[43] So der Wortlaut der Inschrift in seinem von P. Adinolfi, La Torre de' Sanguigni e Santo Appolinare. Quarto saggio della topografia di Roma nell'età di mezzo dato sopra pubblici e privati documenti da P. A. Roma 1863, S. 119–126 edierten

sich selbst als Lebender geschrieben). Er war unter anderem als päpstlicher Schreiber und Abbreviator tätig, folgt man seiner Grabinschrift, versuchte er sich offensichtlich auch als Schriftsteller und Dichter. Als *spagnolo Saturnus* erhielt er am 18. Juni 1522 unter dem Pontifikat Hadrians VI. das römische Bürgerrecht.[44] In welchem Verhältnis Saturnus zu Hadrian und seinem engsten Vertrauten Kardinal Wilhelm Enckenvoirt stand, ist nicht ganz klar. Er muss aber zu deren näherem Umfeld, zu deren Klientel gehört haben, da er den Papst in seinem am 13. Mai 1523 abgefassten Testament, also noch zu dessen Lebzeiten und ganz im Gegensatz zu der offensichtlich vorherrschend negativen Meinung in Rom, als *divum Hadrianum*, *principem optimum* und den Kardinal immerhin als *vir optimus et ornatissimus*[45] bezeichnet. Saturnus hinterließ der Anima insgesamt 40 Golddrachmen (*dragmas auri*) und ordnete unter anderem an, dass nach seinem Tod zwei mit Inschriften versehene Marmortafeln angefertigt werden sollten. Die eine war zur Anbringung am Eingang seines in der *via dei Pontifici* gelegenen Hauses vorgesehen,[46] die andere an einer Wand, einer Säule oder einem Pilaster ganz in der Nähe seines Grabes in der *ecclesia hospitalis beate Marie de Anima Theotonicorum*, wie er die Anima-Kirche korrekt bezeichnet. Offensichtlich sorgte Kardinal Enckenvoirt, den Saturnus vielleicht in seiner Eigenschaft als damals amtierenden Anima-Provisor auch als Testamentsvollstrecker eingesetzt hatte, dafür, dass die Anweisung ausgeführt wurde, da sich die Grabinschrift des Saturnus – wenn auch transloziert und vermutlich leicht beschädigt – bis heute in der Kirche erhalten hat. Deutet man die von ihm selbst verfasste In-

---

Testament. Allerdings lässt sich nicht mehr sicher entscheiden, ob die letzte Zeile tatsächlich ausgeführt war, oder ob es sich um einen erklärenden Testamentszusatz gehandelt hat.

44 Vgl. A. Rehberg, Il Liber Decretorum dello Scribasenato Pietro Rutili. Regesti della più antica raccolta di verbali dei consigli comunali di Roma (1515–1526), Fondazione Marco Besso, Collana di Storia ed Arte V, Roma 2010, S. 221, Nr. 151.

45 Vgl. P. Adinolfi, La Torre (wie Anm. 43), S. 119.

46 Mit der Inschrift *SATVRNVS GERONA BARCHIONENSIS PRESCRIPTIONE QVINQVAGINTA ANNORVM ET SENATVS CONSVLTO CIVIS ROMANVS AD ORNATVM VRBIS ET HOSPITALIS SANCTI SALVATORIS LATERANENSIS VTILITATEM A FVNDAMENTIS EREXIT LOCVMQVE EX AGRESTI CELEBREM FECIT*; zit. nach P. Adinolfi, La Torre (wie Anm. 43), S. 122f.

schrift richtig, so sah er sich zumindest gegen Ende seines Lebens als ein verbitterter, vom Leben enttäuschter Mann, der als Dichter wohl nicht sehr erfolgreich war.[47]

Neben dem Spanier Saturnus Gerona finden wir mit dem aus Bologna stammenden, 1527 verstorbenen Camillo Eliazario einen weiteren in der Anima begrabenen „Ausländer" aus dem Umkreis Kardinal Enkenvoirts. Das bisher wenig beachtete Epitaph für Camillo und seinen Sohn Paolo Eliazar (Abb. 5) befand sich ursprünglich an der Innenwand neben dem Hauptportal der Anima-Kirche und wurde vermutlich 1750 an seinen heutigen Standort an die Nordwand des Innenhofs versetzt.[48] Es handelt sich um eine Ädikula aus hellem Marmor mit breitem Sockel, darüber befindet sich eine hochrechteckige profilierte Tafel mit der zwanzigzeiligen, schwarz gefassten Grabinschrift, flankiert von zwei Pilastern, die mit zwei überdimensionalen ovalen Wappen[49] des Verstorbenen versehen sind. Über dem Gebälk erhebt sich ein halbrunder Aufsatz, darüber ein Tondo mit dem Porträt des Verstorbenen.[50] Die Inschrift lautet:

· D(EO) · O(PTIMO) · M(AXIMO) · / CAMILLO ELIAZARIO PATRI/TIO BONONIEN(SI) AB SCRIB/ENDIS AP(OSTOLICIS) LITTERIS CEN/TVMVIRO MAGNIS ROMANORVM PONT(IFICVM) SACRIQ(VE) SENA/TVS NEGOTIIS PRAEFECTO / PAVLOQVE EIVS FILIO SVM/MAE SPEI PVERO ROMAE / NATO HVIC IN AGRO TIBV/RTINO ILLI IN NARNIENSI / DEFVNCTIS / W(ILHELMVS ENCKENVOIRT) CARDINALIS DERTVSEN/SIS EXECVTOR TESTAMEN/TI

---

47 Anscheinend werden seine noch unveröffentlichten Werke in einer Bibliothek in Perugia verwahrt, vgl. dazu B. Croce, La Spagna nella vita italiana durante la rinascenza, Bari 1922, S. 76f. (freundlicher Hinweis von Klara Julia Stadler, Heidelberg).

48 Grund war vermutlich die Translozierung des Epitaphs des im Jahr 1600 verstorbenen Kardinals Andreas von Österreich an diese Stelle; vgl. dazu J. Lohninger, Anima (wie Anm. 20), S. 112.

49 Die beiden Wappen zeigen jeweils unter Schildhaupt drei 3:2:1 gestellte Kugeln.

50 Nach der in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts angefertigten Nachzeichnung des Denkmals im Codex Albani (The Royal Library, Windsor Castle, RCIN 970334, fol. 168), befand sich in dem heute leeren Aufsatz die inzwischen verschollene Büste eines Knaben.

EIVS CURA TRANSLA/TIS IN VRBEM OSSIBVS / B(ONAE) M(EMORIAE) POS(VIT) / VIXIT PATER · AN(NOS) LIIII · / FILIVS ·XI ·

(Dem besten und größten Gott. – Für Camillo Eliazario, Patrizier aus Bologna, apostolischer Skriptor, Centumvir und Präfekt in wichtigen Angelegenheiten der römischen Päpste und des heiligen Senats (des Kardinalskollegiums), und für dessen Sohn Paolo, einem hoffnungsvollen Knaben, geboren in Rom. Dieser ist in Tivoli verstorben, jener in Narni. Wilhelm Enckenvoirt, Kardinal von Tortosa und sein Testamentsvollstrecker, hat ihre Gebeine mit Bedacht in die Stadt bringen und dann zum guten Gedächtnis (dieses Monument) errichten lassen. – Der Vater lebte 54 Jahre, der Sohn 11.)

Der einem Bologneser Patriziergeschlecht entstammende Eliazario wird am 29. Dezember 1522 als ehemaliger apostolischer Skriptor[51] genannt. Er hinterließ der Anima ein Legat von 200 Dukaten.[52] Auch hier dürfte die erstaunliche Tatsache, dass sich ein nicht aus dem nordalpinen Teil des Heiligen Römischen Reiches stammender Italiener in der Anima beisetzen ließ, mit dem Einfluss seines Testamentsvollstreckers, des der Anima damals vorstehenden Kardinals Wilhelm Enckenvoirt zu erklären sein. Das inschriftlich undatierte Grabdenkmal ist offenbar kurz nach dem Tod des Sohnes im Januar 1523 angefertigt worden.

Ob der aus einer berühmten Bologneser Juristenfamilie stammende, 1525 verstorbene päpliche Legat Bartolomeo Saliceto[53] – dessen Grabdenkmal um 1750 zusammen mit dem seines Landsmannes Camillo Eliazario in den Innenhof der Kirche versetzt wurde – ebenfalls dem Umfeld Hadrians und Enkenvoirts zuzurechnen ist, ist dagegen

---

[51] Vgl. dazu E. Göller, Hadrian VI. und der Ämterkauf an der päpstlichen Kurie, in: Abhandlungen aus dem Gebiete der mittleren und neueren Geschichte und ihrer Hilfswissenschaften. Eine Festgabe zum siebzigsten Geburtstag Geh. Rat Prof. Dr. Heinrich Finke gewidmet von Schülern und Verehrern des In- und Auslandes, Vorreformationsgeschichtliche Forschungen, Supplementband, Münster 1925, S. 398.

[52] Vgl. J. Lohninger, Anima (wie Anm. 20), S. 112.

[53] Vgl. zum Folgenden M. Bellomo, Una famiglia di giuristi: I Saliceto di Bologna, in: Studi Senesi 81, H. 18,3 (1969), S. 387–417 und G. Alberigo, Albergati, Vianesio, in: DBI 1 (1960), S. 621–624.

eher zweifelhaft. Denn hier werden in der Grabinschrift als Stifter nicht nur die Kardinäle Andrea della Valle und Alessandro Farnese, der spätere Papst Paul III., genannt, die ihrem *AMICO INCOMPARABILI* dieses Denkmal errichten ließen, sondern auch der ebenfalls aus Bologna stammende Vianesio Albergati, der als apostolischer Nuntius für Spanien zwar zum damaligen Gefolge Papst Hadrians VI. zählte, später aber zu einem seiner schärfsten Kritiker wurde.

Trotz seiner Würden als Propst der Kathedrale St. Johannes in Breslau und Dekan des dortigen Kollegiatstiftes Heilig Kreuz zählte der „deutsche Ritter" Georg Sauermann[54] nicht zum klerikalen Umfeld des Papstes, sondern vertrat als Abgesandter Kaiser Karls V. eher den weltlichen Bereich. Dessen Lebenslauf ist beeindruckend: Ab 1508 studierte er an der eben gegründeten Universität in Wittenberg, dann in Leipzig, schließlich in Bologna, wo er zum Doktor beider Rechte promoviert wurde und 1517 sogar das Amt des Rektors bekleidete. 1519 ist er in Rom nachweisbar, fand wohl aufgrund seiner literarischen Qualitäten Aufnahme in die dortigen Humanistenkreise[55] und wird mehrfach – etwa gemeinsam mit dem bekannten italienischen Geschichtsschreiber Paolo Giovio – ehrenvoll erwähnt. Erasmus von Rotterdam lobte ihn, dass er ein junger Mann von ausgezeichneten Anlagen sei, hochgelehrt und für größte Dinge geboren. Mit Empfehlungen Papst Leos X. versehen, wird er in Spanien von Hadrian, damals Kardinal und Bischof von Tortosa, mit Kaiser Karl V. bekannt gemacht und ist ab diesem Zeitpunkt stets in dessen Diensten nachzuweisen, vornehmlich als kaiserlicher Prokurator an der Kurie. Nachdem Sauermann nach dem Tod Leos X. den neuen Papst Hadrian VI. in einer Huldigungsschrift überschwänglich gefeiert hatte, unterstützte er dessen direkten Nachfolger Clemens VII. mit einer reformationskritischen Schrift und veröffentlichte zudem zwei allgemein bewunderte Reden zum Ruhm Karls V. Wohl in Anerkennung seiner literarischen Leistungen wurde dem *ora-*

---

[54] Vgl. zum Folgenden immer noch G. Bauch, Ritter Georg Sauermann, der erste adelige Vorfahr der Grafen Saurma-Jeltsch, in: Zs. des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens 19 (1885), S. 146–181 sowie zusammenfassend ADB 30 (1890), S. 417.

[55] Vgl. dazu zuletzt M. Matheus, *Roma docta.* Rom als Studienort der Renaissance, QFIAB 90 (2010), S. 128–168, hier besonders S. 150ff.

tor Georgius Sauromanus am 29. März 1525 das römische Bürgerrecht[56] verliehen und Kaiser Karl V. erhob ihn (in Anerkennung seiner Dienste) in den Adelsstand. Sauermann geriet während des Sacco di Roma in die Hände spanischer Landsknechte, wurde ausgeplündert und starb verarmt und vergessen am 31. Oktober 1527 an den Folgen der Pest. Sein Begräbnisplatz ist unbekannt. Während ihm von seinem Freund und berühmten Dichter Georg von Logau in den beiden erwähnten Breslauer Kirchen zwei (heute verschollene) Grabdenkmäler gesetzt wurden, sorgte erst im Jahr 1550 in Rom sein Neffe Valentin Sauermann für das vorliegende Kenotaph, das sich heute noch an seinem ursprünglichen Platz in der Wand innen neben dem nördlichen Seitenportal der Anima befindet (Abb. 6).[57] Es handelt sich um eine schmale hochrechteckige schmucklose Platte aus weißem Marmor mit 19zeiliger Inschrift, als Bekrönung dient ein Vollwappen im Lorbeerkranz. Die Inschrift lautet:

D(EO) · O(PTIMO) · M(AXIMO) · S(ACRVM) / GEORGIO SAVERMANO EQ(VITI) / GERMANO VRATISLAVIEN(SI) / PRAEPOSITO INTERNVNCII / PROCVRATORISQ(VE) MVNERE / PRIMVM APVD LEONEM X · / MOX APVD HADRIANVM VI / AC DEMVM APVD CLEMENTEM / VII · PONTIFICES MAX(IMOS) DIVI / CAROLI · V · AVGVSTI NOMINE / MAGNA FIDEI INTEGRITATIS / AC SAPIENTIAE LAVDE FVNCTO / CVM AMICORVM INCVRIA / PLVRIBVS ANNIS SINE / MONVMENTO FVISSET / VALENTINVS SAVERMANVS / EX FRATRE NEPOS PATRVI / MEMORIAE VIRTVTI PIETATIQ(VE) / DEDICAVIT AN(NO) · D(OMINI) · M · D · L ·

(Dem größten und besten Gott geweiht. – Für Georg Sauermann, den deutschen Ritter und Propst aus Breslau, der die Aufgabe des Vermittlers und Prokurators zuerst bei Leo X., bald darauf bei Hadrian VI. und zuletzt bei Clemens VII. im Namen des göttlichen Kaisers Karl V. mit großem Lob für den rechten katholischen Glauben und Weisheit vollbrachte. Weil er aufgrund der Sorglosigkeit der Freunde mehrere Jahre

---

[56] Vgl. A. Rehberg, Liber Decretorum (wie Anm. 44), S. 299 Nr. 220d.

[57] Laut ASMA, Liber Mortuum 2, fol. 15, wurde das Denkmal im Jahr 1550 *in pariete iuxta parvam portam versus turrim Sanguineam* angebracht.

ohne Grabmal gewesen war, hat sein Neffe von Seiten des Bruders Valentin Sauermann, dem Onkel zur Erinnerung und für Tugend und Pietät (dieses Denkmal) errichten lassen im Jahr des Herrn 1550.)

Der schon wegen seiner Herkunft aus Brabant zum engeren Kreis um den Papst und den Kardinal zählende Dr. Johan Copis,[58] Archidiakon zu Lüttich, päpstlicher Abbreviator und Referent am päpstlichen Gerichtshof, war dagegen ein altgedienter Kurialer. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts gehörte er zusammen mit dem päpstlichen Zeremonienmeister Johannes Burckard und dem Rotanotar Johannes Sander zu den maßgeblichen Personen der Anima, die sich für einen Neubau der Kirche einsetzten; Copis selbst steuerte im Jahr 1509 200 Dukaten zum Bau der Kirche bei. Bereits seit 1493 Obödienzgesandter des Erzbischofs von Köln fungierte er 1495 als zweiter und 1496 als erster Provisor der Anima und wurde schließlich 1522 zum Bischof von Terracina ernannt. Über sein allerdings trauriges Ende gibt das Bruderschaftsbuch der Anima eindrücklich Auskunft: (...) *dives in vita obiit pauper spoliatus ab exercitu Imperiali tempore capte urbis et illius desolationis die 15. augusti 1527 requisitus coram Io. Colardi notario archivii nullum testamentum fecit nec hospitali nostro quidquam reliquit quinimio illius debitor remansit et a confratribus hospitalis sepultus ante sacristiam*[59] (Reich im Leben, starb er arm und ausgeplündert vom kaiserlichen Heer zur Zeit der Einnahme und Verwüstung der Stadt am 15. August 1527; gefragt von dem Notar Johann Colardi, machte er kein Testament und hinterließ unserem Hospiz nichts, ja, er blieb dessen Schuldner und wurde von der Bruderschaft des Hospitals vor der Sakristei begraben).

Die Beisetzung im Boden der Kirche vor der ehemaligen Sakristei erfolgte zunächst offenbar ohne ein die Stelle kennzeichnendes Grabdenkmal. Zwar versprachen die Erbschaftsverwalter des Verstorbenen im Jahr 1535 eine gewisse Summe zur Errichtung eines Grabdenkmals

---

[58] Vgl. zu ihm die Nachweise bei J. Schmidlin, Anima (wie Anm. 16) Register und zum Folgenden C. Schuchardt, Zu den Rotanotaren im 15. und frühen 16. Jahrhundert, in: A. Jamme/O. Poncet (Hg.), Offices et Papauté (XIVe-XVIIe siècle). Charges, Hommes, Destins, Rome 2005, S. 805–828.

[59] Liber Confraternitatis B. Marie de Anima teutonicorum de urbe (...), Romae 1875, S. 255.

pro sepultura et memoria beizusteuern,[60] doch erst mehr als zwanzig Jahre später, im Jahre 1559, als die Anima tatsächlich in den Besitz zweier Häuser aus der Copis'schen Erbschaft gekommen war, wurden von der Bruderschaft gleich zwei Grabdenkmäler für ihn in Auftrag gegeben. Das eine, in Form einer rautenförmigen Tafel, hat sich im Original erhalten und ist heute neben dem Eingang zur Kriegergedächtniskapelle in die Wand eingelassen (Abb. 7). Die kurze Inschrift weist den Leser darauf hin, dass hier Johan Copis begraben liegt und die Provisoren der Anima dieses Denkmal haben machen lassen. Sie lautet:

IO(ANNI) · COPIS · / TERRACINE · E(PISCO)PO · / HOC · ET · QVOD · HVMI · EST · MONVME(N)TVM / PROVISORES · ET · FR(ATR)ES · / F(IERI) · C(VRAVIT) · / ANNO · M CCCCC · / · LVIIII ·

(Für Johan Copis, dem Bischof von Terracina, der hier im Boden (begraben) ist, haben die Provisoren und Brüder dieses Denkmal machen lassen im Jahr 1559.)

Das andere Denkmal war die eigentliche, seinen Begräbnisplatz deckende Grabplatte, die heute – allerdings in Form einer um 1750 angefertigten Kopie – vorne rechts im Boden des Mittelschiffs liegt. Deren ursprüngliche, durch eine zuverlässige Abschrift gut überlieferte Inschrift lautete:

IO(ANNI) COPIS BRABANTIO TERRACINEN(SI) / EP(ISCOP)O VTRIVSQ(VE) SIGNATVRE / REFEREN(TI) AC LITTERAR(VM) AP(OSTO)LICAR(VM) ABBRE(VIATORI) CORRECTORI(QVE) / ISTIVS TEMPLI AC HOSPITALIS / PROVISORES ET FRATRES / BENEFICII MEMORES POSVERE / AN(NO) MDLIX

(Für Johan Copis aus Brabant, Bischof von Terracina, den Referenten des weltlichen und geistlichen päpstlichen Gerichtshofs, Abbreviator und Korrektor der päpstlichen Schreiben, haben die Provisoren und Brüder dieser Kirche und des Hospitals eingedenk der Wohltat (dieses Denkmal) aufstellen lassen im Jahr 1559).

---

[60] Vgl. dazu F. Nagl, Urkundliches zur Geschichte der Anima in Rom. 1. Theil der Festgabe zu deren 500-jährigem Bestehen, in: Römische Quartalschrift für christliche Alterthumskunde und für Kirchengeschichte (1899) Supplementheft 12: Mittheilungen aus dem Archiv des deutschen Nationalhospizes S. Maria dell'Anima in Rom, S. 34f., Regesten Nr. 160f.

Und die beiden abschließenden, auf der heutigen Grabplatte fehlenden Distichen[61] fassen für den Leser noch einmal das zusammen, was für die Provisoren und Brüder der Anima offensichtlich das Wesentliche war:

DISCE MEO EXEMPLO TEMPLIS DARE MVNERA MAGNA
QVANDO HOC PRO PARVIS HEC MONVMENTA DEDIT
ATQ(VE) SVIS PRECIBVS CELI IN REGIONE LOCAVIT
VIRGO PARENS ANIMAM QVIS MELIORA DABIT

(Lerne durch mein Beispiel, den Kirchen große Geschenke zu machen. Denn diese Kirche hat für meine geringe Gabe dieses Denkmal gegeben; und die jungfräuliche Mutter hat durch ihre Fürbitten meine Seele in der Himmelgegend mit einem Platz bedacht).[62]

Und Kardinal Enckenvoirt selbst? Sein eigenes, ursprünglich gegenüber dem Monument für Papst Hadrian VI. in der Südwand des Chors angebrachte Grabdenkmal wurde im Jahr 1579 zunächst nach rechts in Richtung Apsis versetzt,[63] dann Mitte des 18. Jahrhunderts endgültig transloziert und an seinem heutigen Standort neben dem Hauptportal in die Innenwand eingelassen (Abb. 8). Es handelt sich um eine monumentale, leicht konkav gewölbte Ädikula aus hellem Marmor. Im Sockel befindet sich eine querrechteckige Tafel mit 13zeiliger, schwarz gefasster Inschrift, darüber zwischen zwei Säulen ein von zwei Adlern gestützter Wannensarkophag mit dem Wappen des Verstorbe-

---

[61] Dieses Beispiel verdeutlicht zudem die Notwendigkeit, sich den Inschriften sowohl mit epigraphischen Methoden zu nähern als auch die archivalische Überlieferung zu berücksichtigen: Dass die Grabplatte nicht aus dem Jahr 1559 stammen kann, wie die Inschrift auf den ersten Blick suggeriert, zeigt unter anderem die Verwendung des runden *U* statt des damals noch üblichen antikisierenden *V*. Und warum die Auftraggeber der Mitte des 18. Jahrhunderts neu angefertigten Platte, die damals vermutlich stark abgetreten oder beschädigt war, nicht nur die beiden signifikanten Distichen, sondern auch das durch die abschriftliche Überlieferung gut bezeugte Todesdatum *OBIIT ILLE XXVIII CAL(ENDAS) SEPTEMBRIS MDXXVII* (Jener starb 18 Tage vor den Kalenden des Septembers; 15. August 1527, Anm. d. Vf.) einfach weggelassen haben, müsste noch näher untersucht werden.

[62] Inschrift nach Forcella (wie Anm. 80) Nr. 1114. – Für die Übersetzung des Textes danke ich herzlich meinem Bonner Kollegen Clemens M. M. Bayer, M. A.

[63] Grund war das an dieser Stelle errichtete Jülich-Kleve-Bergsche Grabdenkmal, vgl. zum Vorgang J. Lohninger, Anima (wie Anm. 20), S. 138ff.

nen in der Mitte. Auf dem Sarkophagdeckel liegt der wie schlafend dargestellte Kardinal in prachtvoller Pontifikalkleidung, den Kopf mit der Mitra in die rechte Hand gestützt, über ihm ein (nachträglich eingesetztes) Relief[64] mit dem segnenden Gottvater. Über dem Architrav ein gesprengter Giebel, darin ein ovaler Schild mit einem weiteren Kardinalswappen. Die in antikisierender Kapitalis[65] ausgeführte Inschrift lautet:

WILHELMO ENCKENVOIRTIO BRABANTINO S(ACRAE) R(OMANAE) E(CCLESIAE) PRESB(ITERI) CARD(INALI) QVI PLVRI/MIS RO(MANAE) REIP(VBLICAE) MAGISTRATIB(VS) ET GERMANIAE PROCVRATIONE INTEGERR(IME) FVNCTVS / AB HADRIANO VI. PONT(IFICE) MAX(IMO) CVIVS ITEM RES ADMINISTRAVERAT LIBELLIS DAN/DIS ET ECC(LESIAE) DERTVSEN(SI) PRAEFECTVS ET IN CARD(INALIVM) COLLEG(IVM) CLARO BENIVOLENTIAE / INDICIO TRA[NS]LATIS IN EVM PRISTINAE SVAE DIGNITAT(IS) INSIGNIB(VS) SOLVS COOPTATVS / DEINDE ETIAM A CLEMEN(TE) VII. ECC(LESIA) TRAIECTEN(SI) HONESTATVS EST CAROLO V. IMP(ERATORI) / LIBENTISS(IMO) QVEM AB ILLO CORONAM IMP(ERII) ACCIPIENTEM INVNXIT QVIQ(VE) BENEFITIORVM MEMOR HADRIANI CADAVER E PETRI BASILICA IN HANC AEDEM CVIVS CONSTRVE(N)D(AE) / ET ORNAND(AE) ADIVTOR FVIT SEPVLCRO POSITO TRANS-

---

64 Da das Grabdenkmal gegenüber dem Hadrians VI. an der Stelle im Chor errichtet werden sollte, an dem sich bereits das Sakramentshäuschen befand, wurde dieses entfernt und ein neuer, mit zwei Engeln geschmückter Tabernakel aus Marmor angefertigt, der in das neue Grabdenkmal integriert und über der Figur des Kardinals in die Wand eingelassen wurde. Dort befand er sich bis 1546 und wurde in diesem Jahr gegen das heutige Gottvater-Relief ausgetauscht; vgl. dazu J. Lohninger, Anima (wie Anm. 20), S. 82f.

65 Die feinstrichig mit dezenter Linksschrägenverstärkung ausgeführte Kapitalis erhält ihren raumgreifenden Duktus durch großzügig gesetzte Buchstaben- bzw. Wortabstände sowie durch die nahezu quadratischen Proportionen einzelner Buchstaben. Auffällig ist *E* und *F* mit leicht verlängertem unteren bzw. oberen Balken, rudimentäre obere Schaftverlängerung beim linken Schrägschaft des *M* und beim Schrägschaft des *N*, offenes *P* und *R* mit weit außen am Bogen angesetzter Cauda. Als ungewöhnliche Worttrenner dienen Dreiecke mit halbkreisförmig ausgezogener, bis zur Grundlinie verlängerter unterer Spitze.

FERRI CVRAVIT IN EGENOS ET IN OMNES HOMINES BENEFICENTISS(IMO) IO(ANNES) DOMINICVS TRANEN(SIS) ANTONIVS / SANSEVERINVS CARD(INALES) ET P(ETRVS) VORSTIVS EPISC(OPVS) AQVEN(SIS) AND(REAS) CASTILLO / SCRIPT(OR) AP(OSTOLICVS) EX TESTAMEN(TO) POS(VERVNT) / VIXIT ANN(OS) LXX · MORTEM OBIIT M · D · XXXIIII

(Für Kardinal Wilhelm Enckenvoirt aus Brabant, Kardinalpriester der heiligen römischen Kirche, der nach tadelloser Führung sehr vieler Ämter in der Stadt Rom und der Prokuratur Deutschlands von Papst Hadrian VI., dessen Datarie er ebenfalls verwaltet hatte, sowohl der Kirche zu Tortosa vorgesetzt, als auch als einziger in das Kardinalskollegium aufgenommen wurde, indem er zum glänzenden Zeichen des Wohlwollens dessen frühere Würden erhielt. Darauf ist er sogar von Clemens VII. mit der Kirche zu Utrecht beehrt worden. Er war Kaiser Karl V. überaus teuer, den er salbte, als der von jenem die Kaiserkrone erhielt und der – eingedenk der Wohltaten Hadrians – dessen Leichnam aus der Petersbasilika in diese Kirche, die zu erbauen und auszuschmücken er geholfen hatte, überführen ließ, nachdem das Grabdenkmal errichtet worden war, und der höchst wohltätig gegen die Bedürftigen und gegen alle Menschen war. Ihm haben die Kardinäle Johannes Dominicus von Trani und Antonius Sanseverino, sowie Petrus Vorstius, Bischof von Aqui und Andreas Castillo, apostolischer Schreiber, (dieses Grabdenkmal) gemäß des Testamentes errichten lassen. Er lebte 70 Jahre und starb im Jahr 1534).

Wilhelm[66] wurde am 22. Januar 1464 zu Mierlo (heute Mierlo-Hout bei Helmond in Nord-Brabant, Niederlande) als Sohn des Niederadeligen Goyart van Enckenvoirt und seiner Frau Johanna Mijs geboren. Vermutlich studierte er zunächst (ohne Abschluss) in Löwen beide Rechte, freundete sich dort vielleicht mit seinem Mitstudenten Adrian Boeyens,[67] dem späteren Papst Hadrian VI. an, und ist spätestens ab 1489 als Prokurator in Rom nachzuweisen. Im Zusammenhang mit dieser Tätigkeit wurde er in die *familia* Papst Alexanders VI. aufgenommen, fungierte ab 1500 an der Kurie als Rotanotar, Skriptor, Protonotar,

[66] Vgl. zum Folgenden P. Berbée, Enckenvoirt (wie Anm. 28) passim.
[67] So B. Munier, Nederlandse Curialen (wie Anm. 10), S. 202.

Kubikular und wurde 1507 zum Kollektor für die Bistümer Cambrai, Utrecht und Lüttich ernannt. Erst im Jahr 1505 erwarb er sich nach längerem Studium an der römischen Sapienza das Lizentiat beider Rechte. Als Prokurator vertrat er erfolgreich die Interessen zahlreicher Fürsten, Kapitel und Städte, seit 1517 war er zudem der Vertraute Karls V. in Rom. Vor dessen Kaiserkrönung im Jahr 1530 krönte er ihn mit der lombardischen Krone. Bei der Kaiserkrönung selbst assistierte er und zelebrierte die Messe. Durch seine Prokuratorentätigkeit flossen ihm zahlreiche Pfründen zu, gegen Ende seines Lebens waren es etwa 20 größere und 80 kleinere Benefizien, die ihm jährlich um die 25 000 Dukaten einbrachten. Den Höhepunkt seiner Karriere erreichte Enckenvoirt unter Papst Hadrian VI., der ihn 1522 als *amicus meus antiquus et praecipuus*[68] zunächst zum Datar, dann am 11. März 1523 in seiner Nachfolge zum Bischof von Tortosa ernannte und noch auf dem Sterbebett am 10. September 1523 zum Kardinalpriester mit der Titelkirche SS. Giovanni e Paolo erhob. Nach dem Tode Hadrians VI. sorgte Enckenvoirt aus eigenen Mitteln für die Errichtung des repräsentativen Grabdenkmals in der Anima. Wohl aus Dank für seine Vermittlungstätigkeit beim Abschluss des Vertrages von Dordrecht nominierte ihn Karl V. 1529 mit Zustimmung Papst Clemens VII. als Bischof von Utrecht.

Im Jahr 1498 der Anima-Bruderschaft beigetreten, war Enckenvoirt von 1509 bis 1517 deren Provisor, ab 1523 deren Kardinalprotektor und maßgeblich am Neubau der heutigen Kirche und deren Ausschmückung beteiligt, indem er etwa die Ausstattung der Barbara-Kapelle[69] und den Hochalter finanzierte. Er verstarb am 19. Juli 1534 in Rom und hinterließ der Anima unter anderem zwei Häuser und die Hälfte seines eigenen, nahe der Piazza Navona gelegenen Hauses. Am 29. August 1536 und am 26. Oktober 1538 schlossen die Testamentsvollstrecker Johannes Dominicus und Petrus Vorstius Verträge mit dem *scarpellino ed architetto* Johannes Mangonus über die Errichtung des Grabdenkmals

---

[68] So in einem Breve vom 18. Februar 1522, zit. nach L. v. Pastor, Päpste (wie Anm. 5), S. 57, Anm. 1.

[69] Zur Grundausstattung gehört neben dem 1531 von Michiel Coxcie aus Mecheln geschaffenen Altarbild, das den knienden Kardinal mit der hl. Barbara zeigt, auch eine (heute noch erhaltene und in der Sakristei aufbewahrte) Armreliquie der Heiligen, die Enckenvoirt von Papst Hadrian erhalten hatte, vgl. dazu G. Knopp/W. Hansmann, Anima (wie Anm. 7), S. 50f. mit Abb. 24.

ab; dafür und für den ebenfalls von ihm geschaffenen Hochaltar erhielt der Künstler im Jahr 1540 615 Scudi bzw. 100 Dukaten ausbezahlt.[70] Dass Enckenvoirt hinsichtlich seines Grabdenkmals nichts dem Zufall überlassen wollte, zeigen einige Bestimmungen seines am 19. Juli 1534 verfassten Testamentes, in dem er nicht nur den genauen Standort des Denkmals in der Südwand des Chors festlegte, sondern auch verfügte, dass es *mit zwei Säulen aus Buntmarmor* auszuführen sei, „die in den Maßen und in den Proportionen mit jenen des oben erwähnten Grabmals übereinstimmen, das zum Gedenken an Papst Adrian errichtet wurde".[71]

Während sich bisher mit dem apostolischen Abbreviator und Dichter Saturnus Gerona aus Barcelona, dem apostolischen Skriptor und Geschäftsmann Camillo Eliazario aus Bologna, dem kaiserlichen Prokurator Georg Sauermann und dem apostolischen Abbreviator und späteren Bischof von Terracina Johan Copis aus Brabant höchst unterschiedliche Personen aus dem Umfeld des Papstes und seines Kardinals nachweisen ließen, die eher der offiziellen Kirchenverwaltung zuzurechnen sind, lässt sich durch weitere abschriftlich überlieferte, kaum beachtete Grabinschriften erstaunlicherweise ein zusätzlicher Personenkreis fassen, der eher dem persönlichen Umfeld des Papstes zuzurechnen ist.

Im Totenbuch der Anima findet sich der erste Hinweis auf einen am 8. September 1525 verstorbenen Johannes Rosseau aus Brüssel, der im Boden vor der Markgrafen-Kapelle begraben lag.[72] Durch eine abschriftliche Überlieferung des 18. Jahrhunderts ist auch die Inschrift seines heute verschollenen Grabdenkmals bekannt:

> D(EO) O(PTIMO) M(AXIMO) / IO(ANNI) ROSSEAV BRVXELLANO / BELGO TONSORI / HADRIANO VI PONT(IFICI) MAX(IMO) ET / LVDOVICO SVESSAE DVCI OB / PROBATAM FIDEM ET ARTIS / SVAE DEXTERITATEM CHARO[73] / EXECVTORES TESTAMEN(TI) /

---

[70] Vgl. dazu J. Schmidlin, Anima (wie Anm. 16), S. 292 und J. Lohninger, Anima (wie Anm. 20), S. 82f.

[71] ASMA, A II, 3, fol. 147r; zit. nach der Übersetzung von J. Götzmann, Ehrung (wie Anm. 35), S. 115, Anm. 16.

[72] ASMA, Liber Mortuum 2, fol. 12.

[73] Sic! Für *CARO*.

POS(VERVNT) / VIXIT ANN(IS) XXIII MEN(SIBVS) II / DIEB(VS) VI / OBIIT ANNO A PARTV / VIRGINIS MDXXV / DIE VIII SEPTEMBRIS

(Dem größten und besten Gott. – Für den Barbier Johannes Rosseau aus Brüssel in Belgien, der Papst Hadrian VI. und dem Herzog Ludwig von Sessa wegen seiner bewährten Zuverlässigkeit und der Gewandtheit seiner Kunst lieb war, haben die Testamentsvollstrecker (dieses Denkmal) gesetzt. Er lebte 23 Jahre, 2 Monate, 6 Tage und starb im Jahr nach der Niederkunft der Jungfrau 1525 am 8. September).

Der Inschrift zufolge gehörte der aus Brüssel stammende Johann Rosseau[74] nicht nur dem päpstlichen Hof an, sondern stand auch in Diensten des damaligen spanischen bzw. kaiserlichen Gesandten Don Luis Fernández de Córdoba, Herzog von Sessa.[75] Da Rosseau außer im *Liber Mortuum* in sonstigen Archivalien der Anima nicht aufscheint, dürften die namentlich nicht genannten Testamentsvollstrecker von seiner Kunstfertigkeit, das Barbier-Handwerk auszuüben, so beeindruckt gewesen sein, dass sie ihm ein Grabdenkmal errichtet haben. Barbiere pflegten zu dieser Zeit nicht nur Haare und Bärte, sondern hatten auch die Aufgabe, Zähne zu ziehen, zur Ader zu lassen oder Klistiere zu verabreichen.

Ebenfalls nur noch in einer Mitte des 18. Jahrhunderts entstandenen Abschrift überliefert ist ein weiteres Grabdenkmal für ein Mitglied des päpstlichen Hauses, für Heinrich von Soye aus Lüttich, verstorben

---

[74] An dieser bei Forcella (wie Anm. 80) Nr. 1082 überlieferten Inschrift lässt sich auch eines der Probleme zeigen, die ein (vermutlich nicht nur deutscher) Bearbeiter mit den zeitgenössischen Namensformen hat: Wie sollen wir den Verstorbenen nennen? Liegt der in der Inschrift gewählten eindeutig französischen Namensform *ROSSEAU* ein lateinisches *Ioannes Rosetus* zugrunde? Oder hieß der Barbier in Wirklichkeit eher *Johan Roosen* oder *Ter Roosen*, weil in Brüssel damals hauptsächlich Niederländisch gesprochen wurde?

[75] Vgl. dazu H. Schulz, Der Sacco di Roma, Karls V. Truppen in Rom 1527–1528 (Hallesche Abhandlungen zur Neueren Geschichte 32), Halle 1854, S. 8. – Den neapolitanischen Titel Herzog von Suessa (heute Sessa Aurunca, Caserta, Kampanien) führten seit Beginn des 15. Jahrhunderts die Grafen von Squillace aus der Familie Marzano. Die Würde ging mit dem 1508 verstorbenen Giovanni Battista Marzano auf Gonzalo Fernández de Córdoba y Aguilar gen. „el Gran Capitán", über; vgl. dazu http://de.wikipedia.org/wiki/Herzog_von_Sessa.

am 13. August 1527 und nach Ausweis des Totenbuches der Anima begraben vor der Barbara-Kapelle.[76] Die Inschrift lautet:

> D(EO) O(PTIMO) M(AXIMO) HENRICO DE SOYE DECANO ECCL(ESIAE) S(ANCTI) IOANNIS EVANGELISTAE LEODIEN(SIS) ADRIANI VI. PONT(IFICIS) MAX(IMI) SCVTIFERO AMICI AMICO OB MORVM COMITA/TEM SVAVISSIMO POSVERVNT OBIIT / IDIBVS AVGVSTI MDXXVII QVASI FVGIENS CALAMITATEM TEMPORIS INFELICISSIMI

(Dem besten und größten Gott. – Für Heinrich von Soye, Dekan der Kirche St. Johann Evangelist in Lüttich, *scutifer* Papst Hadrians VI., haben die Freunde dem wegen seines liebenswürdigen Charakters so süßen Freund (dieses Grabdenkmal) errichtet. Er starb an den Iden des August (13. August) 1527, gleichsam vor der Not dieser sehr unglücklichen Zeit fliehend).

Heinrich von Soye, Dekan des Stiftes St. Johannes Evangelist in Lüttich und spätestens seit 1517 in Rom nachweisbar,[77] schrieb sich am 31. August 1525 in das Bruderschaftsbuch[78] der Anima ein; Stiftungen von ihm sind allerdings nicht überliefert. Er verdankt sein Grab in der Anima wohl seiner Stellung als Familiar Papst Hadrians VI., die er als *scutifer* ausübte. Die quellenmäßig gut bezeugten, von ihrer Funktion her aber schwer fassbaren *scutiferi*[79] zählten zum persönlichen Gefolge des Papstes und dürften als Banner- oder Wappenträger bei Pon-

---

[76] ASMA, Liber Mortuum 2, fol. 12. – Inschrift nach Forcella (wie Anm. 80) Nr. 1085.

[77] Vgl. B. Munier, Nederlandse Curialen (wie Anm. 10), S. 214.

[78] Liber Confraternitatis (wie Anm. 59), fol. 133.

[79] Vgl. A. Sleumer (Hg.), unter umfassendster Mitarbeit von J. Schmid, Kirchenlateinisches Wörterbuch, Hildesheim u.a. ⁴2006, S. 704. – Das *officium scutiferatus* war käuflich und kostete zu Zeiten Hadrians VI. zwischen 600 und 800 Dukaten, die Resignationsgebühr betrug 40 Dukaten; vgl. dazu E. Göller, Ämterkauf (wie Anm. 51), S. 386 sowie B. Schimmelpfennig, Der Ämterhandel an der römischen Kurie von Pius II. bis zum Sacco di Roma (1458–1527), in: I. Mieck (Hg.), Ämterhandel im Spätmittelalter und im 16. Jahrhundert. Beiträge eines internationalen Colloquiums in Berlin vom 1. bis 3. Mai 1980 (Einzelveröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin 45), Berlin 1984, S. 29 und S. 41.

tifikalverrichtungen fungiert oder auch Aufgaben der späteren Kammerherren ausgeübt haben. Die überraschende Schlussbemerkung der Inschrift spielt auf den *Sacco di Roma* an, der auch die Anima in Mitleidenschaft gezogen hatte.

Ebenfalls nur noch abschriftlich überliefert ist das gemeinsame Grabdenkmal für Johannes Andiers und den päpstlichen Sekretär Johannes Rosetus. Folgt man der auf den ersten Blick verwirrenden Wiedergabe des Textes bei Forcella, so handelte es sich bei dem verschollenen Grabdenkmal um ein querrechteckiges Epitaph mit ganz spezieller Zeilenanordnung (Abb. 9). Die ersten sechs Zeilen sind textlich so strukturiert, dass jeweils gleichlautende, für beide Personen geltende Textpassagen nur einmal ausgeschrieben werden.[80] Die Inschrift lautet:

[IOAN(ES)] ANDIERS ANTVERPIENS(SIS) [PONTIF(ICIS) ADRIANI VI. GERM(ANICI)] TRINCERIVS / IOAN(NES) ROSETI BRVXELLENS(IS) PONTIF(ICIS) ADRIANI VI. GERM(ANICI) SECTRETARIVS / HIC [AETAT(IS) ANN(IS)] XXXIII PESTE [EXTINCTVS] M D XXVII / ALTER AETAT(IS) ANN(IS) XXII FEBRE EXTINCTVS M D XXVI / AMBO HIC QVIESCVNT VT RESVRGANT SIMVL BEATIS / ARNOLDVS MARBAIS BRABANTIVS S(ACRI) D(OMINI) N(OSTRI) P(A)P(AE) ADRIANI VI / FAMILIARIS HANC IMAGINEM POSVI ET AMBO IOAN(NVM) / AMICORVM MEMORIA D(IVINAE) VIRGINIS DE ANIMA D(E)D(I)

(Johannes Andiers aus Antwerpen, *trincerius* des deutschen Papstes Hadrians VI. und Johannes Rosetus aus Brüssel, sein Sekretär. Dieser verstarb im Alter von 33 Jahren an der Pest im Jahr 1527, der andere verstarb im Alter von 22 Jahren am Fieber im Jahr 1526. Beide ruhen hier, um gemeinsam mit den Seligen aufzuerstehen. Ich, Arnold Marbais aus Brabant, Familiar unseres Heiligen Vaters Adrian VI., habe dieses Bildwerk aufgestellt und gegeben zur Erinnerung an die beiden Freunde Johannes und an die göttliche Jungfrau von der Anima).

---

[80] Vgl. die entsprechenden Wiedergaben bei L. Schrader, Monumentorum Italiae, quae nostro saeculo & a Christianis posita sunt. Libri quattuor, editi a L. S. Helmstadt 1592, fol. 146r und V. Forcella, Iscrizioni delle chiese e d'altri edificii di Roma dal secolo XI fino al giorni nostri, 3,16, Roma 1873, Nr. 1087.

Weder Johannes Rosetus[81] aus Brüssel, Sekretär Papst Hadrians VI. noch sein *trincerius*, Johannes Andiers aus Antwerpen, sind im Bruderschaftsbuch oder im Totenbuch der Anima verzeichnet. Letztlich dürften beide ihr Begräbnis in der Anima-Kirche während der schwierigen Zeit des *Sacco di Roma* ihrer Zugehörigkeit zur Klientel des Papstes zu verdanken haben, in der der aus dem Bistum Cambrai stammende Familiar Arnold Marbais[82] oder Morbays als einer der *servientes armorum* offensichtlich eine besondere Rolle einnahm. Auch hier sei angemerkt, dass sich die Berufsbezeichnung *TRINCERIVS* in den einschlägigen Wörterbüchern nicht nachweisen lässt.[83] Vermutlich dürfte es sich bei *TRINCERIVS* um eine Variante von *Trencherius*, für das Hofamt des Tranchierers, des Fleischvorschneiders,[84] handeln.

Zusammenfassend lassen sich nun mindestens drei Klientel-Gruppen aus dem Umfeld Papst Hadrians VI. erkennen, die gemeinsam mit ihm in der Anima begraben liegen. Zunächst sind dies aus unterschiedlichen Regionen des Reiches stammende Personen, die bereits vor seiner Wahl zum Papst in Rom an der Kurie tätig waren; dazu zählen natürlich sein engster Vertrauter Kardinal Wilhelm Enckenvoirt, der ihm schon aus Spanien bekannte kaiserliche Prokurator Georg Sauermann aus Breslau und Bischof Johan Copis aus Brabant. Eine zweite Gruppe bilden Angehörige anderer Nationen als der deutschen, wie der Spanier Saturnus Gerona und der Bologneser Camillo Eliazario, die Kardinal Enckenvoirt als ihren Testamentsvollstrecker bestimmt und so ein ihnen eigentlich nicht zustehendes Grab in der Anima erhalten hatten. Eine dritte Gruppe schließlich setzt sich aus sonst schwer fassbaren

---

[81] Möglicherweise war dieser verwandt mit dem ebenfalls aus Brüssel stammenden, am 8. September 1525 verstorbenen und in der Anima begrabenen Johann Rosseau (s. o.), dem Barbier des Papstes.

[82] Er wird auch als Arnold de Morbays (aus dem Bistum Cambrai) genannt, vgl. B. Munier, Nederlandese Curialen (wie Anm. 10), S. 212 und S. 222. Sein Amt erhielt er am 25. Oktober 1522, ohne dass er die sonst übliche Kaufsumme entrichten musste, vgl. dazu E. Göller, Ämterkauf (wie Anm. 51), S. 397.

[83] Ein Übersetzungsvorschlag „Mundschenk" stammt von J. Schmidlin, Anima (wie Anm. 16), S. 276.

[84] Freundlicher Hinweis meines Mainzer Kollegen PD Dr. Michael Oberweis. Nicht auszuschließen ist auch eine Verschreibung für *PRIMICERIVS* (Hauptmann, Leiter), freundlicher Hinweis meines Bonner Kollegen Clemens M. M. Bayer, M. A.

und in der Regel nicht mehr als namentlich bekannten Angehörigen des päpstlichen Hofes zusammen, die ausnahmslos aus der Heimat des Papstes stammen, als Sekretär, Bannerträger bzw. Kammerdiener, Barbier oder gar Fleischvorschneider in seiner unmittelbaren Nähe tätig waren[85] und vermutlich aufgrund dieser speziellen Beziehung in der Anima bestattet wurden. Insgesamt zeichnet sich also ein eher heterogenes Bild der in der Anima begrabenen Personen aus dem Umfeld des Papstes ab, die aufgrund „beruflicher" Beziehungen, aber auch durch Verwandtschaft oder Freundschaft miteinander in unterschiedlichster Weise verbunden waren und diese Beziehungen zur Erzeugung und Nutzung persönlicher Loyalitäten genutzt haben.[86]

Die für die verschiedenen Grabdenkmäler verwendeten Inschriftentypen decken einen weiten Bereich der Bandbreite ab, die diese Quellengattung auszeichnet: von der nüchternen Mitteilung der Lebens- und Todesdaten mit wenigen, jedoch höchst aussagekräftigen persönlichen Einsprengseln wie bei Papst Hadrian VI. und Kardinal Enckenvoirt, über emphatische Bekundungen zum Verlust geliebter Menschen wie bei Heinrich von Soye, bis hin zu intimen Bekenntnissen wie bei Saturnus Gerona. Von epigraphischer Seite zeigt ein Blick auf die verwen-

---

[85] Zu dieser Gruppe zählt auch der aus Tarragona stammende, von Hadrian VI. offensichtlich hoch geschätzte Spanier Johannes Zisterer, der am 3. Januar 1523 verstarb, allerdings im Petersdom beigesetzt wurde. Die Inschrift seines verschollenen, von seinem Bruder Paul, dem damaligen Privatsekretär des Papstes, gestifteten Grabdenkmals lautete *PRECLARO MILITI IOANNI CISTERER NATIONE HISPANO PATRIA TARRACONEN(SI) EX ANTIQVA STIRPE NATO NOBILI ANIMO AC MORIBVS INTEGERRIMO IN MAGNISQVE REBVS AC NEGOCIIS PERAGENDIS ACCVRATISS(IM)O AB ADRIANO VI PONT(IFICE) MAX(IMO) ADMODVM DILECTO QVI VIXIT ANN(OS) XXVI M(ENSES) VII D(IES) XVI OBIIT III IANVARII M D XXIII PAVLVS P(RESENT)I ADRIANI PAPE VI SECRETARIVS DOMESTICVS FRATRI BENEMERENTI LVGENS POSVIT* (Biblioteca Apostolica Vaticana, Cod. Vat. Regina 770, fol. 5v).

[86] Vgl. zur vormodernen Klientelforschung, die sich seit geraumer Zeit mittels Netzwerkanalysen der Erforschung „mikropolitische(r) Beziehungen und Aktivitäten" widmet, die Arbeiten von W. Reinhard und seiner Schüler; die wesentliche Aspekte finden sich pointiert zusammengefasst in dem von ihm eingeleiteten und herausgegebenen Sammelband Römische Mikropolitik unter Papst Paul V. Borghese (1605–1621) zwischen Spanien, Neapel, Mailand und Genua, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 107, Tübingen 2004; hier Einleitung S. 3–20 (Zitat S. 4).

deten Schriftformen, die ausnahmslos der zeitüblichen Kapitalis angehören, eindeutig, dass jede Inschrift der untersuchten Grabdenkmäler von einer anderen Hand hergestellt worden ist.[87]

Ein weiteres überraschendes Resultat liegt in der Neubewertung der Rolle Kardinal Wilhelm Enckenvoirts, die er für S. Maria dell'Anima gespielt hatte. Ihm war es bereits zu Lebzeiten höchst beeindruckend gelungen, durch die inschriftlich fixierte und somit öffentlich präsente Stiftung des monumentalen Grabdenkmals für Hadrian VI. im Chor der Kirche das Gedenken an seinen Gönner mit der Sicherung des eigenen Totengedenkens zu verbinden. Zudem zeigte er unübersehbare physische Präsenz durch sein eigenes, ursprünglich an gleicher prominenter Stelle platziertes Grabdenkmal. Hinzu kommen die zahlreichen Nennungen seines Namens in den Grabinschriften der von ihm geförderten oder mit ihm verbundenen Personen, die meist im Bereich des Chores begraben lagen. Der nicht nur im Umfeld Papst Hadrians VI. geschickt agierende, lange unterschätzte Wilhelm Enckenvoirt[88] war für die Anima zweifelsohne die zentrale Figur in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts. Als höchst einflussreicher Kurienfunktionär war er zudem lange Jahre bestimmender Teil eines offensichtlich gut funktionierenden Netzwerks nicht nur römischer Kleriker, dessen weitere Erforschung[89] neue Erkenntnisse zum intellektuellen Milieu Roms im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts liefern dürfte.

Abbildungsnachweis:
1–9: Dr. Eberhard J. Nikitsch, Deutsches Historisches Institut Rom.

---

[87] Demnach kann davon ausgegangen werden, dass zu dieser Zeit nicht nur eine Steinmetzwerkstatt für die Anima gearbeitet hat. Ob dieser Befund auch für die anderen Grabdenkmäler gilt, wird erst die Analyse der Schriftformen des gesamten, sich gegenwärtig in Arbeit befindlichen Inschriften-Korpus der Anima zeigen können.

[88] Ertragreich wäre eine genauere Untersuchung der vermutlich komplex strukturierten *familia* des Kardinals, wie sie etwa B. Schwarz, Über Patronage und Klientel in der spätmittelalterlichen Kirche am Beispiel des Nikolaus von Kues, QFIAB 68 (1988), S. 284–310, hier S. 301ff. idealtypisch beschrieben hat.

[89] Vgl. dazu die in diese Richtung gehenden Bemerkungen von M. Matheus, *Sola fide sufficit*. „Deutsche Akademiker und Notare in Rom 1510/12", in: Martin Luther in Rom. Kosmopolitisches Zentrum und seine Wahrnehmung, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom (Druck in Vorbereitung).

RIASSUNTO

Dall'analisi delle iscrizioni tombali emerge che almeno tre gruppi clientelari della cerchia di papa Adriano VI sono sepolti insieme con lui a S. Maria dell'Anima. Innanzitutto si tratta di persone oriunde da diverse regioni dell'Impero, presenti a Roma presso la curia già prima della sua elezione al soglio pontificio; il secondo gruppo proviene da altre nazioni, il terzo gruppo infine è costituito dai membri della corte papale, di cui normalmente non si conosce molto più del nome, e che nacquero tutti nella patria fiamminga del papa. Nel complesso si delinea un quadro piuttosto eterogeneo delle persone sepolte nella chiesa. Esse erano legate tra loro in vario modo per rapporti „professionali", ma anche per parentela o amicizia, e utilizzavano tali legami per creare lealtà personali di cui si servivano. Le iscrizioni scelte per i diversi monumenti tombali non riportano solo i dati relativi alla vita e alla morte del defunto, ma contengono anche diversi dettagli assai significativi, ad esempio frasi emotive sulla perdita di persone amate. Sorprende la rivalutazione del ruolo assunto dal cardinale Wilhelm Enckenvoirt nel contesto di S. Maria dell'Anima. Nel coro della chiesa egli fece erigere il proprio monumento tombale, nonchè quello di Adriano VI; rendendo pubbliche queste donazioni con un'apposita iscrizione, egli riuscì, ancora vivente, a collegare la memoria del suo protettore a quella della sua propria morte. In quanto influentissimo funzionario curiale, Enckenvoirt fu inoltre per lunghi anni l'elemento determinante di una rete di contatti, evidentemente ben funzionante non solo tra i chierici romani; l'ulteriore studio di questa rete produrrà sicuramente nuove conoscenze sugli ambienti intellettuali romani nei primi tre decenni del XVI secolo.

ABSTRACT

Epitaph analysis has shown that at least three ‚client groups' associated with Pope Hadrian VI are buried together with him in Santa Maria dell'Anima. Firstly, there were people from various parts of the Empire who worked within the papal curia in Rome even before he was elected Pope; then there were people from other nations than the Holy Roman Empire; lastly, there were those members of the papal court whose connection is little understood, who as a rule are known only by their names and without exception came from the Pope's Flemish homeland. Altogether, a more heterogeneous picture of those buried in the Anima emerges – people whose connection was ‚professional' but who also had links with one another through various different family con-

nections or friendships, and who used these links to create and exploit personal loyalties. The various different gravestone inscriptions tell us not only birth and death dates but also significant personal details such as heartfelt avowals at the loss of loved ones. A surprising finding lies in the re-evaluation of Cardinal Wilhelm Enckenvoirt's role concerning Santa Maria dell'Anima. He had already succeeded, during his lifetime, in linking the memorial to his patron with a guarantee that he would also be remembered, by setting up an endowment in writing and therefore in the public domain for his own monument and also that of Hadrian VI to be in the choir of the church. As a highly influential member of the curia, Enckenvoirt was for many years an important part of a clearly very effective network of clerics, not only in Rome, about which further research will probably reveal new information on the intellectual milieu in Rome in the first third of the 16th century.

Abb. 1: Grabdenkmal für Papst Hadrian VI. († 1523)

Abb. 2: Grabdenkmal für Papst Hadrian VI. († 1523), Kupferstich von Nicolai van Aelst, aus dem Jahre 1591 (Repro, s. Anm. 14)

Abb. 3: Grabdenkmal für Papst Hadrian VI. († 1523) (Detail)

Abb. 4: Epitaph für Saturnus Gerona († 1523)

Abb. 5: Epitaph für Camillo und Paolo Eliazario († 1522/23)

Abb. 6: Epitaph für den kaiserlichen Prokurator Georg Sauermann († 1527)

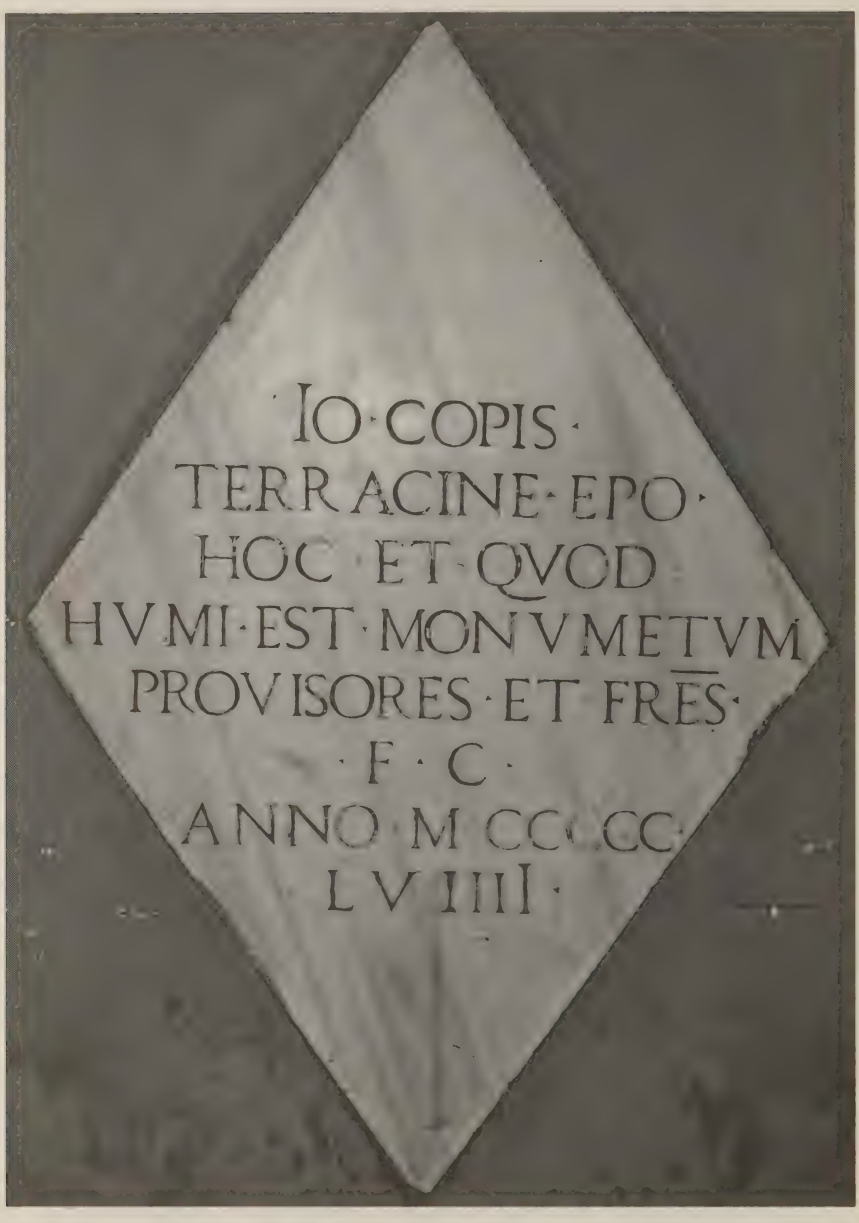


Abb. 7: Epitaph für den Bischof Johan Copis († 1527)

Abb. 8: Epitaph für Kardinal Wilhelm Enckenvoirt († 1534) (Detail)

S. MARIA DELL' ANIMA — SEC. XVI.

1087.

a. 152

ANDIERS ANTVERPIENS. TRINCERIVS
IOAN. PONTIF . ADRIANI VI . GERM.
ROSETI BRVXELLENS. SECRETARIVS.
HIC XXXIII . PESTE M . D . XXVII.
AETAT . ANN. EXTINCTVS
ALTER XXII . FEBRE MD . XXI

AMBO HIC QVIESCVNT VT RESVRGANT SIMVL CVM BEATIS
ARNOLDVS MARBAIS BRABANTIVS S . D . N . PP . ADRIANI VI
FAMILIARIS HANC IMAGINEM POSVI ET AMBO IOAN.
AMICORVM MEMORIA D . VIRGINIS DE ANIMA DD.

nemoria come leggesi nello Schradero (*op. cit.* p. 146).

1088.

Abb. 9: Epitaph für Johan Andiers und Johannes Rosetus († 1526/27) (Repro nach Forcella, s. Anm. 80)

CLIO IN DEN MASSENMEDIEN

Die Zusammenarbeit von Historikern und Journalisten in Westdeutschland und Italien (1943/45–1960)

von

MARCEL VOM LEHN

Es gibt eine anhaltende Klage, dass ungeachtet eines breiten Interesses an Historie der öffentliche Einfluss der professionellen Geschichtswissenschaft immer mehr abnehme. Statt der oftmals spezialisierten und schwer zugänglichen wissenschaftlichen Texte konsumiere das Publikum lieber unterhaltende Medienformate. Da überrascht es, dass trotz zahlreicher Arbeiten zur Historiographiegeschichte bislang kaum danach gefragt worden ist, inwieweit Historiker nach dem Zweiten Weltkrieg versuchten, über die Grenzen ihrer Disziplin hinaus Einfluss auf die öffentliche Debatte über die Vergangenheit zu gewinnen. Um sich diesem Thema anzunähern, wird im Folgenden die Zusammenarbeit von Geschichtswissenschaft und Massenmedien in den Blick genommen. Wie erhielten Historiker Zugänge zu vielgelesenen Zeitungen und Zeitschriften?[1] Durch diese Fragestellung wird die Perspektive darauf gelenkt, welche Art von Grenzziehung sich zwischen Geschichtswissenschaft und Medien konstituierte und welche Stellung

[1] Zwar liegen vor allem im westdeutschen Fall zu wichtigen Historikern der fünfziger Jahre einschlägige Biographien vor. Allerdings wird die Zusammenarbeit dieser Wissenschaftler mit den Massenmedien dort kaum behandelt. Vgl. beispielsweise C. Cornelißen, Gerhard Ritter. Geschichtswissenschaft und Politik im 20. Jahrhundert, Düsseldorf 2001; J. Eckel, Hans Rothfels, Eine intellektuelle Biographie im 20. Jahrhundert, Göttingen 2005; J.E. Dunkhase, Werner Conze, Ein deutscher Historiker im 20. Jahrhundert, Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 194, Göttingen 2010,.

der Historiographie damit innerhalb der Öffentlichkeitsstruktur einer Gesellschaft zukam.

Dieses Thema soll am Beispiel der Bundesrepublik Deutschland[2] und Italiens näher untersucht werden. Beide Länder bieten sich für einen Vergleich besonders an, denn sie erlitten im Zweiten Weltkrieg eine – wenn auch unterschiedlich schwere – Niederlage und den Zusammenbruch staatlicher Ordnung. Nördlich wie südlich der Alpen gab es die Erfahrung einer rechtsgerichteten Diktatur und die Belastung durch die langjährige Zustimmung weiter Bevölkerungsteile zu dem nationalsozialistischen und faschistischen Regime. Die Diktaturen waren in den Nachfolgestaaten diskreditiert und die als Erfolgswege interpretierten nationalstaatlichen Entwicklungen standen – in Deutschland mehr, in Italien weniger – zur Disposition, wodurch sich ein verstärktes öffentliches Bedürfnis nach historischer Deutung und Sinnstiftung entwickelte. Insofern stellen die Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges einen besonders lohnenden Zeitraum dar, um die Position der Geschichtswissenschaft in der öffentlichen Debatte zu erforschen. Ähnlichkeiten bedeuten allerdings keine identischen Ausgangsbedingungen. So lässt sich in Italien die durch staatlichen Zusammenbruch und Kriegsniederlage bedingte Zäsur der Nationalgeschichte anders als in Deutschland nur bedingt mit dem Jahr 1945 datieren. Der Zusammenbruch des faschistischen Systems am 25. Juli 1943 und der bald beginnende Kampf der *Resistenza* gegen deutsche Besatzungstruppen wie deren italienische Verbündete bedeuteten eher einen Umbruchszeitraum zwischen 1943 und 1945. Eine pluralistische Presselandschaft (unter alliierter Zensur) konnte sich daher bereits seit 1943 in den von der deutschen Besatzungsherrschaft befreiten Gebieten entwickeln. Die hier vorgenommene Analyse endet indes in beiden Staaten mit dem Beginn der sechziger Jahre, da es innerhalb der Wissenschaft sowohl zu inhaltlichen Umbrüchen kam (Fischer-Kontroverse, Faschismus-Interpretation durch Renzo De Felice) als auch erhebliche strukturelle Änderungen mit der Gründung neuer Universitäten und deren Ausbau zu

[2] Auf eine Berücksichtigung der Zusammenarbeit von Historikern und Journalisten in der DDR wird an dieser Stelle verzichtet, da für die DDR von einer pluralistischen Öffentlichkeit im Sinne der Bundesrepublik oder Italiens nicht gesprochen werden kann. Es war nicht möglich, von der offiziellen Linie abweichende historische Darstellungen in den DDR-Massenmedien zu publizieren.

Massenbildungsanstalten stattfanden. Dies würde eine andere und größere Gruppe von Personen in den Blickpunkt der Untersuchung rücken, was an dieser Stelle nicht geleistet werden soll. Auch können keinesfalls alle Presseerzeugnisse berücksichtigt werden, für die Geschichtswissenschaftler Beiträge geliefert haben. Vielmehr sollen exemplarisch einige zentrale Organe der seriösen Presse beider Länder in das Augenmerk rücken, mit denen solche Historiker für eine gewisse Dauer zusammenarbeiteten, die zu ihrer Zeit führende Positionen in historiographischen Institutionen einnahmen oder repräsentativ für bestimmte Strömungen standen.

In den Jahren unmittelbar nach dem Krieg erhielten in Deutschland Kulturzeitschriften eine früher und später nie da gewesene Bedeutung mit hohen Auflagenziffern. Das Pressewesen hatte sich noch nicht konsolidiert, alte Blätter waren verboten und neue von der Lizenz und Papierzuteilung der Besatzungsmächte abhängig.[3] Interessanterweise beteiligten sich in Deutschland Historiker aber nicht in hohem Maße an den frühen Debatten in diesen Kulturzeitschriften.[4] Der unmittelbaren Frage nach dem Umgang mit dem Nationalsozialismus kam dort eine zentrale Bedeutung zu und nur wenige Geschichtswissenschaftler konnten als NS-Gegner gelten und deshalb überzeugend für einen Neubeginn sprechen. Viele hatten darüber hinaus ihre Posten verloren, sei es durch Flucht oder Entnazifizierungsmaßnahmen. Zwar galt Friedrich Meinecke[5] vor allen Anderen als eine Gestalt, die nach dem Zusam-

---

[3] In diesen Jahren erreichten einzelne Kulturzeitschriften eine Auflage von bis zu 75 000 Exemplaren, wobei diese noch höher hätten sein können, da aus Papiermangel nicht alle Abonnementwünsche erfüllt werden konnten. Vgl. J. Wilke, Leitmedien und Zielgruppenorgane, in: Ders. (Hg.), Mediengeschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bundeszentrale für politische Bildung 361, Bonn 1999, S. 308.

[4] Vgl. A. Rabinbach, Die Debatte um die deutsche Schuld in den Kulturzeitschriften nach 1945, in: D. Münkel/J. Schwarzkopf (Hg.), Geschichte als Experiment, Frankfurt 2004, S. 135–144.

[5] Friedrich Meinecke (1862–1954) war ein bedeutender Vertreter der Ideengeschichte. Er gab seit 1896 die HZ heraus und errang durch sein Werk „Weltbürgertum und Nationalstaat“ über das Fach hinaus großes Ansehen. Als Gegner des Nationalsozialismus wurde er nach der NS-Machtübernahme von wesentlichen Ämtern entbunden. Nach dem Zweiten Weltkrieg galt er international als

menbruch des nationalsozialistischen Regimes Glaubwürdigkeit als Deuter erlangte und häufig um Beiträge gebeten wurde. Aber mit seinen nun über achtzig Jahren war er zu alt, um sich noch regelmäßig in derartige Diskussionen einzumischen. Die meisten Artikelwünsche lehnte er daher ab.

Zu den wenigen Zeitschriften, die engere Verbindungen zu maßgeblichen Historikern aufbauten, gehörten „Die Sammlung" und „Die Gegenwart". Langjähriger Beiträger der „Sammlung" wurde etwa Hermann Heimpel,[6] der mit dem Herausgeber Hermann Nohl, einem Philosophen und Pädagogen, der wie Heimpel an der Universität Göttingen lehrte, persönlich bekannt war.[7] Für die „Gegenwart" engagierte sich insbesondere Gerhard Ritter[8] aktiv und auch er kannte den Herausgeber Benno Reifenberg persönlich. Unmittelbar nach dem Krieg hatte Ritter Reifenberg vergeblich für sein Projekt einer überparteilichen Vereinigung zu gewinnen versucht.[9] Ritter war ferner mehr als viele seiner Kollegen von dem Wunsch beseelt, im Kontext der öffentlichen Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit Zugang zu allgemeinen Medien zu erhalten, stieß damit mitunter

---

Doyen der Geschichtswissenschaft und engagierte sich trotz seines hohen Alters noch beim Aufbau der Freien Universität Berlin. Vgl. F. Meinecke, Akademischer Lehrer und emigrierte Schüler, Briefe und Aufzeichnungen 1910–1977, eingeleitet und bearbeitet von Gerhard A. Ritter, Biographische Quellen zur Zeitgeschichte 23, München 2006.

6 Hermann Heimpel (1901–1988), Mediävist und während des „Dritten Reichs" u.a. Professor an einer nationalsozialistisch gegründeten Reichsuniversität. Er bemühte sich aus der Erfahrung der NS-Vergangenheit nach 1945 um eine generelle Neuinterpretation der deutschen Geschichte. 1956–1971 fungierte Heimpel als Direktor des Max-Planck-Instituts für Geschichte. Vgl. H. Boockmann, Der Historiker Hermann Heimpel, Göttingen 1990.

7 H. Heimpel, Gelebte Philosophie, in: FAZ, 7. 10. 1959.

8 Gerhard Ritter (1888–1967), Neuzeithistoriker, im „Dritten Reich" Angehöriger der Opposition, nach 1945 Mitgründer und 1949–1953 erster Vorsitzender des Verbandes der Historiker Deutschlands. Er beschäftigte sich nach 1945 vor allem mit der Geschichte des Widerstands gegen den Nationalsozialismus und des Militarismus. Dabei versuchte er die Traditionen des kleindeutschen Nationalstaates zu verteidigen und wurde in diesem Zusammenhang ein entschiedener Gegner von Fritz Fischers Thesen zu den Ursachen des Ersten Weltkriegs. Vgl. C. Cornelißen (wie Anm. 1).

9 Brief Ritters an Reifenberg, 26. 2. 1946, in: BA Koblenz, Nl Ritter 359.

aber noch auf Ablehnung. Des Öfteren geriet er in Konflikt mit der französischen Zensur und wich, bisweilen unter Pseudonym, auf Schweizer Zeitungen aus.[10] Letztlich profitierte er in dieser Zeit besonders von seinen Kontakten zu ehemaligen Schülern, die nun als Journalisten tätig waren. Einer von diesen, der NWDR-Redakteur Peter von Zahn, ließ zum Beispiel die Abhandlung des Freiburger Historikers über den im Nationalsozialismus hingerichteten Widerstandskämpfer Carl Goerdeler im Dezember 1946 in den „Nordwestdeutschen Heften", einer Zeitschrift des Nordwestdeutschen Rundfunks, drucken.[11] Ein weiterer ermöglichte es Ritter, für das CDU-Organ in der Sowjetischen Besatzungszone zu schreiben, und sich dadurch offensiv mit kommunistischen Ost-Berliner Zeitungen auseinander zu setzen, die Ritters Interpretation des Widerstands im Nationalsozialismus angegriffen hatten.[12]

Mit der Währungsreform, die das Geld wieder stabil und die Druckerzeugnisse teuer machte, nahm der Boom der Kulturzeitschriften ein Ende.[13] Historiker hörten zwar nicht auf, für politisch-kulturelle Zeitschriften zu schreiben, aber eine große gebildete Leserschaft ließ sich nur noch über die Feuilletons der wieder entstehenden bürgerlichen Presse ansprechen. Das allmähliche Ende der alliierten Zensur und die zunehmende Selbständigkeit der sich bald in der Bundesrepublik Deutschland auch staatlich konstituierenden Westzonen hatten für eine Konsolidierung des westdeutschen Pressewesens gesorgt. Umfang

---

[10] Brief Ritters an die „Schweizer Monatshefte", 15. 6. 1947, in: BA Koblenz, Nl Ritter 360.

[11] Briefe Ritters an v. Zahn, 16. 11. 1946 und 16. 1. 1947, in: BA Koblenz, Nl Ritter 328. Vgl. ferner Brief Ritters an v. Zahn, 15. 10. 1946, in: G. Ritter, Ein politischer Historiker in seinen Briefen, hg. v. K. Schwabe und R. Reichard, Boppard 1984, S. 420. v. Zahn berichtete Ritter am 9. 3. 1946, man habe im Hamburger Rundfunk eine Geschichtsauffassung durchgesetzt, die *akkurat* derjenigen Ritters entspreche. Siehe BA Koblenz, Nl Ritter 327.

[12] Brief Wilferts, „Neue Zeit", an Ritter, 29. 4. 1946, in: BA Koblenz, Nl Ritter 359. Siehe ferner Ein Abschiedswort Dr. Goerdelers, in: „Neue Zeit", 19. 12. 1946.

[13] Nach der Währungsreform brach der Absatz drastisch ein, viele Projekte mussten eingestellt werden und selbst erfolgreiche Periodika wie die „Frankfurter Hefte" oder „Der Monat" setzten keine 10000 Stück mehr ab. Vgl. J. Wilke, Leitmedien (wie Anm. 3) S. 308.

und Anzahl der Beiträge in den einzelnen Blättern nahmen seit Beginn der fünfziger Jahre kontinuierlich zu.[14]

Zwar dominierte insgesamt die von den Alliierten autorisierte und mittlerweile etablierte Lizenzpresse.[15] Eine Ausnahme stellte dabei allerdings die 1949 gegründete „Frankfurter Allgemeine Zeitung" (FAZ) dar. Sie war ein Produkt von Altverlegern und knüpfte bewusst an die Tradition der 1943 verbotenen „Frankfurter Zeitung" an, welche im Nationalsozialismus eine begrenzt autonome Rolle hatte spielen können. Ausgehend von einer zunächst noch kleineren Auflage entwickelte sich die FAZ zu einem großen Erfolg. Entscheidend war dabei weniger, dass sie ihre Verkaufszahlen erheblich steigern konnte, als dass sie vielmehr zu einem der wenigen Leitmedien der neuen Bundesrepublik aufstieg. Die FAZ war das einzige wirklich überregionale Organ der seriösen Tagespresse und konnte schnell auch gegenüber anderen Blättern eine Meinungsführerschaft gewinnen, die oft zitiert wurde.[16]

Diese herausgehobene Stellung besaß die FAZ nicht nur in allgemeinen politischen Fragen, sondern sie galt ebenso für die öffentliche Praxis von Historikern. In keiner anderen Zeitung äußerten sich Geschichtswissenschaftler so häufig.[17] Eine besondere Hochzeit bedeuteten dabei die Jahre 1950–1955 unter dem Herausgeber Paul Sethe. Der 1901 geborene Sethe hatte im Nationalsozialismus für die „Frankfurter Zeitung" gearbeitet und die FAZ mit gegründet. Von Hause aus selbst ein promovierter Historiker, verfasste er mehrere Bücher zur deutschen und allgemeinen Geschichte. Da er mithin über eine genaue Kenntnis der Historiographie verfügte, spielte die jeweilige wissenschaftliche Reputation der Historiker während seiner Zeit als Herausgeber eine maßgebliche Rolle für ihren Medienzugang. Zu den wichtigs-

---

[14] Vgl. J. Wilke, Überblick und Phasengliederung, in: Ders. (Hg.), Mediengeschichte (wie Anm. 3) S. 20.

[15] Vgl. W. Schütz, Entwicklung der Tagespresse, in: J. Wilke (Hg.), Mediengeschichte (wie Anm. 3) S. 110–115.

[16] Die FAZ erreichte 1953 eine tägliche Auflage von 100 000 Exemplaren und ab 1959 sogar 200 000. Wichtiger war aber, dass die FAZ überdurchschnittlich von Gebildeten, Führungskräften und Meinungsmachern, also von Multiplikatoren, gelesen wurde. Vgl. Wilke, Leitmedien (wie Anm. 3) S. 311.

[17] Im Untersuchungszeitraum finden sich mindestens 23 Beiträge von Ritter, Heimpel, Ludwig Dehio, Franz Schnabel, Theodor Schieder, Hans Rothfels und Werner Conze, was die Zahlen bei den übrigen Blättern deutlich übersteigt.

ten Beiträgern zählten die innerfachlichen Kontrahenten Ritter und Ludwig Dehio,[18] mit denen Sethe in etlichen Fragen auch selbst nicht übereinstimmte und kontrovers über die politische und historische Lage diskutierte.[19] Dadurch, dass er solch unterschiedlichen Positionen in der FAZ ein Forum bot, kam Sethe eine interessante Rolle für die neue Debattenkultur der Nachkriegszeit zu.[20]

Sethe war Ritter in besonderem Maße zugeneigt und gab ihm häufig die Gelegenheit, seine Anschauungen in der FAZ zu vertreten. Bisweilen ermöglichte er dem Freiburger Professor, der notorisch zu lange Texte schrieb, sogar Artikelfolgen, um alle seine Gedanken unterzubringen.[21] Ein wesentlicher Grund hierfür mag gewesen sein, dass Ritter nicht nur als Verbandsvorsitzender in dieser Zeit die Rolle des wichtigsten westdeutschen Historikers einnahm, sondern auch einen enormen Bekanntheitsgrad unter der Leserschaft der FAZ besaß, da sich seine Werke außerordentlich gut verkauften.[22] Nicht zuletzt gab Sethe Ritter mit der FAZ ein Mittel in die Hand, um sich mit seinen Gegnern öffentlich auseinander zu setzen. Die eigentliche enge Zusammenarbeit zwischen beiden begann derweil, als Sethe dem Historiker im Fe-

---

[18] Ludwig Dehio (1888–1963), Neuzeithistoriker, im Nationalsozialismus antisemitisch ausgegrenzt rückte er erst nach dem Zweiten Weltkrieg in führende Funktionen der Geschichtswissenschaft auf. 1946–1957 gab er die HZ heraus und war 1946–1954 auch Leiter der von ihm gegründeten Marburger Archivschule. In seinem Werk propagierte er den Bruch mit den Traditionen des Bismarckschen Nationalstaates und war insofern ein Vorläufer der Thesen Fritz Fischers. Vgl. T. Beckers, Abkehr von Preußen, Ludwig Dehio und die deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, München 2001.

[19] Sethe hielt beispielsweise im Gegensatz zu Ritter Adenauers Außenpolitik für amerikahörig, speziell im Zusammenhang mit den Stalin-Noten. Vgl. Brief Sethes an Ritter, 22. 3. 1952, in: BA Koblenz, Nl Ritter 339. Ebenso kritisierte Sethe am 27. 3. 1952 Dehios bedingungslose Unterstützung der Westorientierung als einseitig. Siehe StA Marburg, Nl Dehio 340. C, Kasten C12. Vgl. auch F. Siering, Zeitung für Deutschland. Die Gründergeneration der „Frankfurter Allgemeinen", in: L. Hachmeister/F. Siering (Hg.), Die Elite der deutschen Presse nach 1945, München 2002, S. 36–44.

[20] Zur Debattenkultur vgl. N. Verheyen, Diskussionslust. Zur Kulturgeschichte des „besseren Arguments" in Westdeutschland, 1945–1973, Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 193, Göttingen 2010.

[21] Brief Sethes an Ritter, 16. 3. 1954, in: BA Koblenz, Nl Ritter 342.

[22] Vgl. C. Cornelißen (wie Anm. 1) S. 624f.

bruar 1951 die Möglichkeit zu einer ungekürzten Erwiderung auf Angriffe im „Rheinischen Merkur" gegeben hatte. Ritter war dort eine nationalistische Geschichtssicht vorgeworfen worden und der „Rheinische Merkur" hatte sich darüber hinaus geweigert, eine Gegendarstellung abzudrucken.[23] Ritter empfand sich daraufhin als Opfer einer Pressekampagne im Zusammenhang des Streits um die Leitung des Instituts für Zeitgeschichte und fühlte sich Sethe zu besonderem Dank verpflichtet, weil er sich ohne eigenes Publikationsorgan wehrlos öffentlichen Angriffen ausgesetzt sah.[24]

Von nun an bevorzugte Ritter auch seinerseits die FAZ, bewertete sie 1953 als beste Zeitung überhaupt, da sie *turmhoch* über der Qualität der Auslandspresse stehe.[25] Fast schon begeistert äußerte sich Ritter auch über die Werbung Sethes für seine Goerdeler-Biographie. So schrieb er im März 1954 an seinen Verleger Oldenbourg, der FAZ-Herausgeber habe seinen Artikel über den Militarismus *groß aufgemacht, mit einem Portrait von mir [...]. Herr Sethe war bereit, bei dieser Gelegenheit auf das bevorstehende Erscheinen des Buches hinzuweisen, was mir sehr nützlich scheint.*[26] Umso enttäuschter war der Freiburger Professor, als er von Sethes Aufgabe bei der FAZ erfahren musste.[27] Zum Abschluss wollte er wenigstens *[...] die Gelegenheit benutzen, um Ihnen meinen aufrichtigen Dank dafür zu sagen, daß Sie sich für mein literarisches Lebenswerk so entschieden eingesetzt und meinen Ideen durch Ihre Zeitung geholfen haben, in weitere Kreise zu dringen.*[28]

---

[23] Brief Ritters an Sethe, 5. 1. 1951, in: BA Koblenz, Nl Ritter 364. Ritter hatte dem „Rheinischen Merkur" am 10. 1. 1951 eine Erwiderung geschickt und die Erwartung geäußert, dass der Aufsatz binnen 14 Tagen gedruckt werde, was aber nicht geschah. Siehe ebd. Vgl. auch C. Cornelißen (wie Anm. 1) S. 492–493.

[24] Siehe Brief Ritters an Dehio vom 10. 1. 1950, in: StA Marburg, Nl Dehio 340 C, Kasten C15.

[25] Brief Ritters an die FAZ, 30. 9. 1953, in: BA Koblenz, Nl Ritter 366.

[26] Brief Ritters an den Oldenbourg-Verlag, 25. 3. 1954, in: BA Koblenz, Nl Ritter 366.

[27] Sethes Ansichten waren mit denen der übrigen Herausgeber nicht mehr vereinbar. Vgl. K. Koszyk, Presse und Pressekonzentration in den 50er Jahren, in: A. Schildt/A. Sywottek (Hg.), Modernisierung im Wiederaufbau, Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre, Bonn 1998, S. 448.

[28] Brief Ritters an Sethe, 17. 10. 1955, in: BA Koblenz, Nl Ritter 344.

Ritter blieb in der Folgezeit eher Sethe als der FAZ treu. Der Journalist war inzwischen zur „Welt" gewechselt und unterstützte Ritter weiterhin, etwa indem er diesem dort im November 1956 den Verriss eines Buches der Journalistin Margret Boveri über den deutschen Widerstand ermöglichte.[29] Die Zusammenarbeit zwischen Sethe und Ritter nahm in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre jedoch an Intensität ab. Einerseits ließ Ritters Schaffenskraft nach, andererseits war Sethes Stellung bei der „Welt" nicht mehr so einflussreich wie ehemals bei der FAZ.[30]

Sethe pflegte allerdings auch Kontakt zu Ludwig Dehio, der die von Ritter vehement verteidigten Traditionen des kleindeutschen Nationalstaates in Frage gestellt hatte, da er wesentliche Ursachen des Nationalsozialismus in langfristigen Entwicklungen der deutschen Geschichte erkannte. Mit dieser deutlich kritischeren Interpretation der jüngsten deutschen Vergangenheit hatte der Marburger Historiker sich im Fach als Gegner Ritters positioniert.[31] Sethe drängte Dehio, dass seine Ansichten nicht auf die akademische Öffentlichkeit beschränkt bleiben dürften. So meinte er im November 1952, das breite Publikum werde von der Historiographie grundsätzlich zu sehr vernachlässigt. Er schlug Dehio daher vor, seine Fachaufsätze in der FAZ abdrucken zu lassen. Es würde den Historiker sicherlich schmerzen, so der Journalist, dass diese Texte für die Tageszeitung gekürzt und in mehrere Fortsetzungen zerlegt werden müssten. *Aber Sie würden uns helfen, die Ergebnisse der Forschung über unsere jüngste Vergangenheit in wei-*

---

[29] Brief Sethes an Ritter, 13. 11. 1956, in: BA Koblenz, Nl Ritter 346. Ritter war empört, dass das in seinen Augen schädliche Werk Boveris von FAZ-Herausgeber Karl Korn in einer Besprechung ausdrücklich gelobt worden war. Er hatte in dem Manuskript für seinen am 3. 11. 1956 erschienenen Artikel sogar gegen die Frankfurter Zeitung polemisiert, was Sethe vor der Veröffentlichung allerdings entfernte. Siehe hierzu Briefe Ritters an Sethe, 24. 10. und 5. 11. 1956, in: BA Koblenz, Nl Ritter 368.

[30] Jedenfalls gab es keine weiteren „Welt"-Artikel Ritters mehr. Als Ritter am 8. 10. 1960 wegen der Kritik am Verhalten der westdeutschen Historiker auf dem Internationalen Kongress in Stockholm vom Chefredakteur der Hamburger Zeitung die Gelegenheit zu einer Gegendarstellung verlangte, wurde ihm diese nicht gewährt. Ritter konnte nur einen Leserbrief veröffentlichen. Siehe Brief Ritters an die „Welt", 18. 10. 1960, in: BA Koblenz, Nl Ritter 371.

[31] Vgl. C. Cornelißen (wie Anm. 1) S. 584f.

tere Kreise zu tragen. Diese Notwendigkeit beschäftigt mich seit Jahrzehnten [...]. Mir wurde dabei deutlich, welch eine Kluft besteht zwischen der sich immer mehr verfeinernden Forschung und der breiten Schicht der Gebildeten, eine Kluft, von der ich glaube, daß sie zu Rottecks und noch zu Treitschkes Zeiten doch weit geringer war [...]. Ich habe mir oft den Kopf zerbrochen, wie das zu ändern sei. Wahrscheinlich ist es unmöglich, weil Spezialisierung auf der einen und hastige Oberflächenbildung auf der anderen Seite zu sehr zu unserer Zeit gehören, als daß man erwarten dürfte, hier für ein einziges Wissensgebiet plötzlich ein verbreitertes Interesse zu fordern.[32] Bei Dehio stieß Sethe mit diesen Äußerungen auf offene Ohren. Bereits einen Tag später antwortete der Marburger Professor, auch er sehe eine Kluft zwischen öffentlicher Meinung und Geschichtswissenschaft, zwischen denen er das Band wieder fester knüpfen wolle.[33] Es folgten verschiedene Beiträge Dehios für die FAZ.

Insgesamt bot die FAZ aber auch nach Sethes Weggang eine zentrale Möglichkeit für die öffentliche Praxis von Historikern. Heimpel veröffentlichte etwa nicht weniger Artikel in der Zeitung als Ritter, allerdings folgten diese zeitlich versetzt vor allem in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre, entsprechend zu Heimpels wachsender fachlicher Bedeutung als Direktor des Max-Planck-Instituts für Geschichte. Dabei pflegte Heimpel engeren Kontakt zu dem FAZ-Herausgeber Karl Korn. Diesem versicherte er im Februar 1959 etwa sein Vertrauen angesichts der *bewährten Redaktionstätigkeit*[34] und vermittelte im Juli 1960 bei Korn auf Bitten Theodor Schieders[35] auch einen Hinweis auf den Jubi-

---

[32] Brief Sethes an Dehio, 12. 11. 1952, in: StA Marburg, Nl Dehio 340 C, Kasten C15.

[33] Brief Dehios an Sethe, 13. 11. 1952, in: Ebd.

[34] Brief Heimpels an Korn, 3. 2. 1959, in: MPG-Archiv, III. Abt., ZA 38, Nr. 24. So viel Lob äußerte Heimpel durchaus nicht häufig, mitunter war er recht ungehalten ob der Art, wie seine Ansichten in der Presse wiedergegeben wurden, so im Zusammenhang mit der Berichterstattung im „Göttinger Tageblatt" über seine angebliche Kandidatur als Bundespräsident. Vgl. Brief Heimpels an Bundespräsident Heuss, in: MPG-Archiv, III. Abt., ZA 38, Nr. 16.

[35] Theoder Schieder (1908–1984), Neuzeithistoriker, war während des Nationalsozialismus im Rahmen der Ostforschung an Expertisen zur Deportation von Juden und Polen beteiligt. Nach dem Zweiten Weltkrieg gab er 1957–1984 die HZ heraus und war 1967–1972 Vorsitzender des Verbandes der Historiker

läumsband der HZ in der FAZ, da Schieder selbst keinen Kontakt dorthin hatte und seine erfolglosen Werbeversuche in der Presse Heimpel gegenüber beklagt hatte.[36]

Im Gegensatz zur FAZ blieb die „Süddeutsche Zeitung" trotz ihres Anspruchs und ihrer hohen Auflagenzahl in erster Linie eine bayerische Regionalzeitung.[37] Dies äußerte sich auch in der öffentlichen Praxis der Historiker, denn es war der Münchner Ordinarius Franz Schnabel,[38] der fast über den gesamten Untersuchungszeitraum eine intensive Zusammenarbeit mit dieser Zeitung pflegte. Auch für Schnabels Zugang zur „Süddeutschen" war wissenschaftliche Anerkennung der entscheidende Faktor. Dies erschließt sich exemplarisch aus einer Einleitung zu einem Aufsatz Schnabels vom 6. 6. 1952. Dort wurde der Historiker als Gelehrter von führendem Rang vorgestellt und sein Artikel *[...] ein Beispiel für die Meisterschaft des Historikers, der vorbildlich die*

Deutschlands. Er beschäftigte sich zumal mit der Verfassungs- und Parteiengeschichte, Geschichte von Demokratie und sozialem Wandel. Vgl. J. Rüsen, Continuity, Innovation and Self-Reflection in Late Historicism, Theodor Schieder (1908–1984), in: H. Lehmann/J. Van Horn Melton (Hg.), Paths of Continuity, Central European Historiography from the 1930s to the 1950s, Cambridge 1994, S. 353–388.

36 Brief Heimpels an die FAZ, 15. 7. 1960, in: MPG-Archiv, III. Abt., ZA 38, Nr. 26. Offenbar hatte Heimpel auch gute Kontakte zur „Süddeutschen Zeitung". Die „Süddeutsche" hatte von sich aus Heimpel am 5. 3. 1959 angeboten, Werbung für sein Buch „Die halbe Violine" zu machen, das sich in München anscheinend schlecht verkaufte. Heimpel lehnte das aber ab. Siehe Brief Heimpels an die „Süddeutsche Zeitung", 6. 3. 1959, in: MPG-Archiv, III. Abt., ZA 38, Nr. 25.

37 Vgl. Wilke, Leitmedien (wie Anm. 3) S. 312.

38 Franz Schnabel (1887–1966), forschte insbesondere zum 19. Jahrhundert. Nachdem er im Nationalsozialismus als Demokrat ausgegrenzt worden war, stieg er nach 1945 zu einem führenden Historiker auf und war 1951–1959 Präsident der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. In der Weimarer Republik und noch intensiver in der Bundesrepublik Deutschland setzte er sich zur Legitimation des demokratischen Staates für eine neue Traditionsbildung mit besonderer Bezugnahme auf die Revolution von 1848 und die liberale Entwicklung des 19. Jahrhunderts ein. Vgl. T. Hertfelder, Franz Schnabel und die deutsche Geschichtswissenschaft, Geschichtsschreibung zwischen Historismus und Kulturkritik (1910–1945), 2 Bde., Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 60, Göttingen 1998.

geistes- und kulturgeschichtlichen Zusammenhänge des technischen Zeitalters erschlossen hat, genannt.[39]

Die anderen Historiker hatten hingegen kaum Kontakt zur „Süddeutschen", besonders das Verhältnis zu Ritter war vorbelastet, nachdem er sich als Opfer einer Medienkampagne der Münchner Presse gefühlt hatte.[40] 1950 bat die „Süddeutsche" Ritter zwar von sich aus um die Abdruckgenehmigung eines seiner „Welt"-Artikel. Ritter wollte das aber nur gestatten, wenn damit nicht eine erneute Kontroverse ausgelöst und er nicht wie zuvor als Militarist angeprangert werden würde.[41] Daraufhin kam keine Zusammenarbeit zustande.

Die letzte Zeitung, die in einem beachtlichen Rahmen ein Medium für Historiker darstellte, war die Hamburger „Welt". 1949–1951 äußerten sich hier Hermann Aubin[42] als örtlicher Ordinarius, der aber ab den fünfziger Jahren sich wieder fast ausschließlich auf die Fachmedien und seine Gutachtertätigkeit verlagerte, Heimpel und wiederum Ritter mehrfach zu historischen, aber auch dezidiert politischen Themen.[43]

---

[39] F. Schnabel, Die Stunde des Kopernikus, in: „Süddeutsche Zeitung", 18. 12. 1952.

[40] Am 10. 1. 1950 schrieb er Dehio von einem *üblichen Dreckschießen* durch „Süddeutsche Zeitung", „Münchner Abendzeitung" und „Rheinischen Merkur". Siehe StA Marburg, Nl Dehio 340 C, Kasten C15.

[41] Brief der „Süddeutschen Zeitung" an Ritter, 29. 3. 1950, sowie Antwort Ritters, 4. 4. 1950, in: BA Koblenz, Nl Ritter 363. Erst Jahre später war der Gegensatz etwas abgekühlt: Ritter schrieb in der „Süddeutschen" einen Artikel über den Internationalen Historikerkongress in Rom und beantwortete Fragen des „Süddeutsche"-Redakteurs Immanuel Birnbaum über neue Bücher zu den Entwicklungen vor 1933. Siehe G. Ritter, Begegnung der Nationen, in: „Süddeutsche Zeitung", 24./25. 9. 1955 bzw. Brief Birnbaums an Ritter, 20. 7. 1955, in: BA Koblenz, Nl Ritter 344.

[42] Hermann Aubin (1885–1969), Mediävist, gab von 1927 bis zu seinem Tode die VSWG heraus. Im Nationalsozialismus beteiligte er sich als ein Organisator der Ostforschung u. a. an Expertisen zur Deportation von Juden und Polen. Nach dem Zweiten Weltkrieg konnte Aubin sich als unbelastet darstellen und behielt eine führende Stellung in der Geschichtswissenschaft. 1953–1958 amtierte er sogar als Vorsitzender des Verbandes der Historiker Deutschlands. Vgl. E. Mühle, Für Volk und deutschen Osten, Der Historiker Hermann Aubin und die deutsche Ostforschung, Schriften des Bundesarchivs 65, Düsseldorf 2005.

[43] Zum Beispiel H. Aubin, Wir können nicht mehr schweigen, in: „Die Welt", 23. 6. 1949; H. Heimpel, Erst zehn Jahre ist es her, in: Ebd., 7. 5. 1955; G. Ritter, Was ist Militarismus?, in: ebd., 3. 1. 1950.

Typisch für alle westdeutschen Zeitungen war, dass sie jeden Beitrag eines Historikers einzeln anfragten oder in Ausnahmefällen auf dessen Vorschlag hin abdruckten. Obwohl solche Vereinbarungen zwischen manchen Medien und Fachvertretern oft vorkamen, arbeiteten Geschichtswissenschaftler niemals als eigentliche Mitarbeiter der Zeitungen, die unaufgefordert und regelmäßig Artikel einreichten. Die Grenzen zwischen Fachhistorie und Journalismus waren dadurch recht eindeutig definiert.

Eine vergleichbare mediale Übergangsphase wie die von 1945–1948 in Deutschland stellten in Italien die Jahre 1943–1946, also der Zeitraum der allmählichen Befreiung von der deutschen Herrschaft und der kurzen alliierten Besatzung, dar. Indes waren es hier nicht die Kulturzeitschriften, die eine so überragende Stellung einnahmen, sondern die Parteiblätter, die seit 1944 durch die alliierte Kontrollbehörde erlaubt wurden.[44]

Eine Sonderrolle unter den in der breiten Öffentlichkeit engagierten Historikern kam dabei Benedetto Croce[45] zu. Es lässt sich kaum davon sprechen, dass dieser bedeutende Gelehrte Medienzugänge erhielt, vielmehr schuf er solche Medien in der unmittelbaren Nachkriegszeit in seiner Eigenschaft als führender Politiker und Vorsitzender des *Partito Liberale Italiano* sogar selbst und bestimmte ihren Kurs mit. So empfing Croce etwa im März 1944 mehrfach Verantwortliche des Partei-

---

[44] Vgl. G. De Luna, La stampa italiana dalla Resistenza agli anni sessanta, Storia della stampa italiana 5, Roma 1980, S. 176. Die alliierte Besatzungszeit endete mit dem 1. 1. 1946, allerdings blieb die Pressezensur noch bis zum 31. 5. 1946 in Kraft. Siehe ebd., S. 221.

[45] Benedetto Croce (1866–1952), Philosoph, Historiker, Publizist und Politiker, galt als einer der führenden italienischen Intellektuellen seiner Zeit, war Senator und amtierte vor und nach dem Faschismus kurzzeitig auch als Minister. 1947 gründete er das *Istituto italiano per gli studi storici* und blieb bis zu seinem Tod dessen Präsident. Während des Faschismus war er ein prominenter Oppositioneller und vertrat diese Ansicht auch in seinen historischen Werken. Nach 1943/45 verteidigte er mit seiner Parenthese-Theorie die Traditionen des italienischen Nationalstaats. Vgl. G. Thiemeyer, Benedetto Croce und die intellektuelle *Resistenza* in Italien, in: F. Beilecke/K. Marmetschke (Hg.), Der Intellektuelle und der Mandarin, Für Hans Manfred Bock, Intervalle 8, Kassel 2005, S. 403–430.

organs „La Libertà", um mit ihnen die allgemeine Linie in der politischen Auseinandersetzung festzulegen.[46] Hier oder in dem zweiten Parteiblatt „Risorgimento liberale" konnte er seine historisch-politischen Ansichten jederzeit veröffentlichen. Dies waren in jener Zeit durchaus probate Mittel, die über die Information einiger Parteimitglieder hinausgingen. So hatte etwa der „Risorgimento liberale" einen täglichen Absatz von 100000 Exemplaren.[47] Gleichzeitig konnte Croce auch bei der Gründung der Informationszeitung für Neapel, „Risorgimento", seinen Einfluss geltend machen, sodass der von ihm vorgeschlagene Journalist Floriano Del Secolo durch die Alliierten zum Herausgeber ernannt wurde.[48] Nach der Erlaubnis politischer Tageszeitungen in Neapel organisierte Croce mit den Parteifreunden des Weiteren die Gründung des „Giornale", der zwar liberal, aber von der Partei unabhängig sein sollte, um sich gegen die nun zu erwartende kommunistische Konkurrenz behaupten und ein eigenes Publikum erschließen zu können.[49]

Für das Organ „Italia libera", das dem vor allem von Intellektuellen unterstützten *Partito d'Azione* angehörte, schrieb der im Exil in Harvard befindliche Gaetano Salvemini[50] sehr häufig Artikel. „Italia

---

[46] B. Croce, Taccuini di lavoro V, 1944–1945, Napoli 1987, S. 46, 52.

[47] Vgl. G. De Luna (wie Anm. 44) S. 182. Croce verfügte auch über gute Kontakte zu angelsächsischen Journalisten und konnte in den Jahren nach dem Zusammenbruch des Faschismus Beiträge in maßgeblichen Blättern wie der „New York Times" oder dem „Manchester Guardian" unterbringen. Siehe etwa Eintrag vom 12.11.1943, in: B. Croce, Scritti e discorsi politici (1943–1947), Scritti Vari, VII, vol. I, Napoli 1993, S. 185, 214, 301.

[48] Vgl. G. De Luna (wie Anm. 44) S. 175. Zwar hatte der „Risorgimento" eine Auflage von sogar 200000 Exemplaren, allerdings missfiel Croce, dass diese Tageszeitung politisch neutral sein sollte. Er versuchte daher bei den US-Behörden mehr Spielraum für Del Secolo zu erreichen. Siehe Tagebucheintrag vom 24.5.1944, in: B. Croce (wie Anm. 47) S. 311.

[49] Eintrag vom 13.8.1944, in: Croce, Taccuini di guerra, 1943–1945, ed. C. Cassani mit einem Beitrag von P. Craveri, L'oceano delle storie 6, Milano 2004, S. 198. In dieser Zeit vor der Befreiung der nördlichen Landesteile hatten die Zeitungen in Süditalien eine besondere Bedeutung, die so später nicht mehr gegeben war.

[50] Gaetano Salvemini (1873–1957), Mediävist und Neuzeithistoriker, ging während des Faschismus ins Exil, lehrte 1933–1948 als Professor in Harvard und setzte sich öffentlich und durch sein wissenschaftliches Werk gegen das Re-

libera" zirkulierte in den deutsch besetzten Gebieten im Untergrund und durfte in den von den Alliierten befreiten Regionen offiziell erscheinen. Jedoch lag ihre Auflage mit wohl etwa 20 000 Exemplaren deutlich niedriger als bei Zeitungen, auf die Croce zurückgreifen konnte.[51] Eine niedrigere Intensität hatte dagegen die Zusammenarbeit der christdemokratischen Parteizeitung „Il Popolo" mit dem katholischen Historiker Mario Bendiscioli.[52] Eine gewisse Distanz war hier augenscheinlich: Mehrfach wurde durch redaktionelle Einleitungen betont, dass nicht alle Meinungen des Professors in dem jeweiligen Artikel von der Partei geteilt würden.[53]

Seit 1946 konsolidierte sich das italienische Pressewesen wieder. Viel stärker als in Westdeutschland konnten die Altverleger in ihre früheren Positionen zurückkehren und etliche Zeitungen, die vor und in der Zeit des Faschismus bestanden hatten, durften wieder erscheinen. Gefördert wurde diese Entwicklung zunächst durch die Alliierten, dann durch die christdemokratische Regierung, die dem Übergewicht linker, aus der *Resistenza* hervorgegangener Zeitungen begegnen wollte.[54] Die Presselandschaft in Italien entsprach insgesamt der starken politischen Lagerbildung in der Gesellschaft. Wohingegen im linken Spektrum die kommunistische Parteizeitung „Unità" immer dominierender

---

gime Mussolinis ein. Nach dem Zweiten Weltkrieg kehrte er nach Italien zurück und engagierte sich dort für eine Aufarbeitung der faschistischen Vergangenheit und eine politische Abgrenzung zum Neofaschismus. Vgl. C. Killinger, Gaetano Salvemini, A biography, Westport 2002.

51 Vgl. G. De Luna (wie Anm. 44) S. 101–108.

52 Mario Bendiscioli (1903–1998), forschte vor allem zur Geschichte des Christentums und zur Zeitgeschichte Deutschlands. Während des Faschismus gehörte er der katholischen Opposition an und wurde unter der deutschen Besatzungsherrschaft mehrfach inhaftiert. Nach dem Zweiten Weltkrieg war er 1951–1959 Direktor des *Istituto nazionale per la storia del movimento di liberazione*, wurde ein führender Historiker der katholischen Geschichtswissenschaft und engagierte sich für die Erinnerung an die *Resistenza*. Vgl. Mario Bendiscioli storico, Brescia 17 marzo 2001, Brescia 2003.

53 Siehe seine beiden Leitartikel „I giovani nella politica" und „Dare e avere", in: „Il Popolo", 10. 6. 1945 bzw. 25. 8. 1945.

54 Zum Niedergang der Parteipresse trug außerdem bei, dass sich diese Blätter untereinander bekämpften und daher unsachlicher erschienen als die Informationszeitungen. Vgl. G De Luna (wie Anm. 44) S. 180–198.

wurde,[55] verzichtete die regierende *Democrazia Cristiana* (DC) bald auf eine unmittelbare Einflussnahme durch ihre eigenen Parteizeitungen. Vielmehr gelang es ihr indirekt, weite Teile der gedruckten Medien zu kontrollieren. Im Gegensatz zu Westdeutschland gab es in Italien kaum unabhängige Verlage. Meistens waren diese im Besitz von Großunternehmen, die den überwiegenden Teil ihres Umsatzes in anderen Wirtschaftszweigen erzielten oder es handelte sich um Tochtergesellschaften öffentlicher Körperschaften. Über diese öffentlichen Körperschaften konnte die DC aufgrund ihrer politischen Vormachtstellung die Auswahl der leitenden Redakteure der zugehörigen Zeitungen maßgeblich mitbestimmen. Die Unternehmen waren obendrein eher der DC als den Kommunisten zugeneigt und unterstützten ihrerseits eine Pressepolitik, welche die Regierungsparteien zumindest nicht bekämpfte.[56]

Für einige Jahre bemühte man sich, die Wandlung der Presseerzeugnisse gegenüber der Zeit des Faschismus durch den zusätzlichen Begriff „neu" besonders zu betonen. So hießen die traditionellen Tageszeitungen „La Stampa" und „Il Corriere della Sera" nun etwa „La Nuova Stampa" und „Il Nuovo Corriere della Sera". Im Verlaufe der fünfziger Jahre wurde dies aber wieder fallengelassen. In diesen großen Zeitungen wurden zwar vielfach historische Beiträge verfasst, doch stammten sie aus der Feder historischer Publizisten, die sich weitgehend für eine Konzentration auf ihre journalistische Tätigkeit entschieden hatten. Anders als in Westdeutschland fragten nicht Redakteure der Zeitung bei ihnen bestimmte Beiträge an, sondern sie waren selbst eigentliche Mitarbeiter und reichten ihre Artikel weitgehend unaufgefordert und mit hoher Regelmäßigkeit ein. Als herausragende Vertreter dieser historischen Publizisten, die anders als nördlich der Alpen als Teil der Historikergemeinde galten, müssen bei „La Stampa" Luigi Salvatorelli,[57] beim

---

[55] Nach Schätzungen lag der normale Absatz der „Unità" bei täglich ca. 200 000–250 000 Exemplaren, an Feiertagen konnte aber mehr als eine Million erreicht werden. Vgl. hierzu ebd., S. 241.

[56] Vgl. ebd., S. 233–238.

[57] Luigi Salvatorelli (1885–1974), Historiker, Journalist und politischer Aktivist. Salvatorelli lehrte anfangs an der Universität Neapel, gab die universitäre Laufbahn aber auf und arbeitete seit 1921 bei „La Stampa", wo er eine antifaschistische Haltung vertrat. Neben seiner publizistischen Tätigkeit verfasste er jedoch weiterhin wissenschaftliche Werke zur Geschichte des Christentums und

„Corriere della Sera“ Giovanni Spadolini[58] und beim römischen „Messaggero“ Benedetto Croce genannt werden, der ebenfalls kein akademischer Historiker, sondern ein ungewöhnlich erfolgreicher Privatgelehrter war. Croce schrieb seit 1947, also etwa ab dem Zeitpunkt, seitdem er durch die Parteiorgane und parteinahen Blätter kein Massenpublikum mehr erreichen konnte, bis zu seinem Tode 1952 monatlich mehrere Artikel für den „Messaggero“. Ihn verband eine lange Freundschaft mit dem Herausgeber des Blattes, Mario Missiroli. Während der Säuberungen nach Kriegsende hatte sich Croce mit seiner Reputation als prominenter Antifaschist für Missiroli eingesetzt. Dieser, ursprünglich ein Gegner Mussolinis, war belastet, da er sich nach einigen Jahren mit dem Faschismus arrangiert und 1938 auch die antisemitischen Rassengesetze öffentlich befürwortet hatte.[59]

Man erkennt an dieser besonderen Stellung der historischen Publizisten, dass die Grenzen zwischen Geschichtswissenschaft und Massenmedien durchlässiger waren als in Westdeutschland. Im Gegensatz zur Bundesrepublik konnte man in Italien von der Geschichtswissenschaft in den Journalismus wechseln, ohne die Zugehörigkeit zum eigenen Fach aufzugeben.[60] Dagegen enthielten sich die etablierten Ordinarien der traditionellen Historiographie, wie beispielsweise Federico

---

des politischen Denkens. 1942 gründete er den *Partito d'Azione* mit und gehörte 1944–1946 auch der *Consulta Nazionale* an. Vgl. G. Galasso, Storici italiani del Novecento, Bologna 2008, S. 71–95.

[58] Giovanni Spadolini (1925–1994), Historiker, Journalist und Politiker. Er hatte zwar an der Universität Florenz den ersten Lehrstuhl für *Storia Contemporanea* inne, zweifellos aber lag das Hauptgewicht seines Schaffens auf seiner journalistischen Tätigkeit. So war er nicht nur Mitarbeiter mehrerer Zeitungen, sondern seit 1955 sogar Direktor des „Resto del Carlino“ (Bologna). Er wurde mehrfach Minister und bekleidete 1981–1982 auch das Amt des Ministerpräsidenten. Vgl. C. Ceccuti, Giovanni Spadolini, il giornalista, lo storico, l'uomo delle istituzioni, Collana del Centro Studi Marchigiano – Jesi 2, Capodarco di Fermo 2005.

[59] Tagebucheintrag vom 25. 7. 1944, in: B. Croce (wie Anm. 46) S. 157. Vgl. auch R. Martina, Croce giornalista. Dal „biennio rosso“ all'antifascismo, Napoli 2005, S. 18.

[60] Vgl. W. Schieder, Faschismus als Vergangenheit. Streit der Historiker in Italien und Deutschland, in: W. Pehle (Hg.), Der historische Ort des Nationalsozialismus. Annäherungen, Frankfurt 1990, S. 135–154.

Chabod,[61] Ernesto Sestan,[62] Walter Maturi[63] oder Delio Cantimori[64] weitgehend der öffentlichen Praxis in den Massenmedien. Hätten sie ein stärkeres Bedürfnis nach Einfluss auf die aktuelle öffentliche Debatte besessen, hätte ihnen der Wechsel in die Medien offen gestanden. Der „Nuovo Corriere della Sera" bemühte sich derweil auch um die Mitarbeit eines öffentlichkeitsaktiven Professors wie Salvemini, dessen Ansichten nicht mit der eigenen Linie übereinstimmten. 1948 suchte der New Yorker Korrespondent des „Corriere" den Exilanten auf und schlug vor, auch wenn Salvemini der Mailänder Zeitung politisch nicht nahestehe, könnte er historische Artikel für sie verfassen. Salvemini lehnte aber jede Kooperation ab, da auch ein historischer Artikel

---

61 Federico Chabod (1901–1960), Historiker der Renaissance und des italienischen Nationalstaates, gehörte im Faschismus der *Scuola di Storia moderna e contemporanea* unter Gioacchino Volpe an. Während der deutschen Besatzung Italiens im Zweiten Weltkrieg fungierte er als politischer Führer der *Resistenza* im Aostatal und sorgte für den Verbleib dieser Region bei Italien. Seit 1947 leitete er u.a. Croces *Istituto italiano per gli studi storici* und war zudem 1955–1960 Präsident des Comité International des Sciences Historiques. Vgl. F. Venturi, Chabod, Federico, in: Dizionario biografico degli italiani, Bd. 24, Roma 1980, S. 345–350.

62 Ernesto Sestan (1898–1985), Mediävist, gehörte im Faschismus der *Scuola di Storia moderna e contemporanea* unter Gioacchino Volpe an. Nach dem Zweiten Weltkrieg engagierte er sich als Experte mit Verfassungsvorschlägen für die *Costituente* und gehörte seit 1950 bis zu seinem Tod dem Herausgebergremium der *Rivista Storica Italiana* an. Vgl. E. Cristiani/G. Pinto (Hg.), Ernesto Sestan 1898–1998, Atti delle giornate di studio nel centenario della nascita, Biblioteca dell'Archivio Storico Italiano 29, Firenze 2000.

63 Walter Maturi (1902–1961), Neuzeithistoriker, gehörte im Faschismus der *Scuola di Storia moderna e contemporanea* unter Gioacchino Volpe an. Sein Forschungsschwerpunkt war die Geschichte des *Risorgimento*. Vgl. G. Galasso (wie Anm. 57) S. 135–168.

64 Delio Cantimori (1903–1966), Frühneuzeithistoriker, trat früh in die faschistische Partei ein und engagierte sich für etliche Regimeprojekte. Nach dem Zweiten Weltkrieg gehörte er hingegen zeitweise dem *Partito Comunista Italiano* an und war seit 1948 Mitherausgeber der *Rivista Storica Italiana*. In seiner Forschung konzentrierte er sich vor allem auf Häretiker in der Renaissance und Utopisten im Zeitalter der Französischen Revolution. Vgl. G. Miccoli, Delio Cantimori, La ricerca di una nuova critica storiografia, Piccola Biblioteca Einaudi 133, Torino 1970.

eine gewisse Solidarität mit dem Blatt ausdrücke, in dem dieser erscheine.[65]

Bei der „Unità" waren es selbstredend die Parteihistoriker, die zu Worte kamen und den Anspruch erhoben, mit neuen Themen, Fragestellungen und Methoden sich der italienischen Geschichte zu nähern. Dabei konnten sie, wie beispielsweise Gastone Manacorda,[66] zwar im Einzelnen selbst entscheiden, welche Artikel sie schreiben und veröffentlichen wollten; die große Linie wurde aber in der zuständigen Kulturkommission der Partei beschlossen, an deren Sitzungen bisweilen auch Generalsekretär Palmiro Togliatti teilnahm.[67] Der bald maßgebliche Parteihistoriker Ernesto Ragionieri,[68] der im Verlauf der fünfziger Jahre eine bedeutende Stellung in den kulturellen Gremien des *Partito Comunista Italiano* errang, war seit 1958 ein enger Mitarbeiter der „Unità". Dies wurde auch bedingt durch das Ende des parteinahen Florentiner „Nuovo Corriere", dem Ragionieri jahrelang als fester Mitarbeiter angehört hatte. Der „Nuovo Corriere" war zwar eigentlich nur ein Lokalblatt und eines von etlichen Begleitprojekten des kommunistischen Mediensystems.[69] Gerade seine Kulturseiten hatten sich allerdings unter dem verantwortlichen Herausgeber Romano Bilenchi zu einem Anziehungspunkt für linke Intellektuelle entwickelt. Bilenchi hatte sich

---

[65] Brief Salveminis an Ernesto Rossi, 26. 11. 1948, in: ISRT Fondo Salvemini Scatola 74.

[66] Gastone Manacorda (1916–2001), Historiker des *Partito Comunista Italiano*, leitete 1949–1956 die marxistische Kulturzeitschrift *Società* und 1959–1966 die historische Fachzeitschrift *Studi Storici*. Seine Forschungsschwerpunkte lagen auf der Geschichte der Arbeiterbewegung und des Sozialismus. Vgl. A. Vittoria, Per un profilo di Gastone Manacorda, in: Studi Storici 42 (2001) Gennaio-Marzo, S. 9–24.

[67] Siehe etwa Fondazione Istituto Gramsci, Relazione sul lavoro svolto nel mese di febbraio 1948 della Commissione per il lavoro culturale, 0181/0147–0152.

[68] Ernesto Ragionieri (1926–1975), Historiker des *Partito Comunista Italiano*, war 1959 einer der Gründer der marxistischen Fachzeitschrift *Studi Storici*. Seine Forschungsschwerpunkte lagen auf der italienischen Geschichte seit der nationalen Einigung und der Geschichte der Arbeiterbewegung in Italien und Deutschland. Vgl. G. Gozzini (Hg.), Ernesto Ragionieri e la storiografia del dopoguerra, Milano 2001.

[69] So berichtete der Historiker Armando Saitta am 15. 12. 1949, dass der „Nuovo Corriere" in Rom leider nicht zu bekommen sei. Siehe Fondo Ernesto Ragionieri, Nr. 1722.

eine gewisse Unabhängigkeit in seiner redaktionellen Tätigkeit bewahrt und zeigte eine besondere Aufgeschlossenheit gegenüber potentiellen jungen Talenten.[70] So hatte Ragionieri selbst Zugang zur Zeitung erhalten und war dann zu einem regelmäßigen Mitarbeiter geworden.[71]

Katholische Historiker beschränkten sich hingegen zumeist auf Beiträge in dezidiert katholischen Kulturzeitschriften. Gründe hierfür waren, neben einer in den fünfziger Jahren noch nicht sehr stark ausgeprägten katholischen Historiographie, dass die Tagespresse eine viel stärkere Orientierung auf aktuelle Fragen mit sich brachte als etwa Bildungsprogramme des Radios, in denen katholische Fachvertreter aufgrund der dominierenden Stellung der DC im staatlichen Rundfunk häufig zu Wort kamen. Für katholische Historiker bestand ferner nicht eine solche Veranlassung, ein breites Publikum anzusprechen wie für kommunistische, deren teleologisches Weltbild der Geschichte eine besondere Bedeutung zumaß. Andererseits wurde eine regierungsfreundliche und antimarxistische Haltung ohnehin bereits von den historischen Publizisten vertreten.[72]

Eine Sonderstellung nahm in der italienischen Presselandschaft jener Zeit die Wochenzeitung „Il Mondo" ein. Sie, ein Projekt des linksliberalen Journalisten Mario Pannunzio, erreichte zwar niemals eine Auflage, die über 20 000 hinaus ging. Allerdings war der „Mondo" wohl die einzige Zeitung der fünfziger Jahre, die keinem der beiden großen politischen Lager zugerechnet werden konnte und Raum für die Propagierung eines laizistischen dritten Weges zwischen dem politischen

---

[70] Bilenchi konnte die Auflage auf über 50 000 Exemplare steigern und den „Nuovo Corriere" zur wichtigsten linken Zeitung der Toskana machen, in der bisweilen auch katholische Autoren schrieben. Vgl. A. Angelini (ed.), Il Nuovo Corriere (1945–1956), Indice della Terza Pagina dei quotidiani italiani 2, Urbino 1986, S. 13–16.

[71] Am 7. 8. 1956 wurde die Zeitung allerdings trotz ihres Erfolges eingestellt, da der Parteiführung die kritische Berichterstattung im Zuge der Entstalinisierung missfiel. Offiziell wurden als Begründung für die Einstellung jedoch finanzielle Schwierigkeiten angegeben. Vgl. ebd., S. 25f.

[72] Der politische Katholizismus deckte darüber hinaus auch ein weites politisches Spektrum von linken bis zu philofaschistischen Strömungen ab. Ein dezidiert katholischer Historiker wie Ettore Passerin d'Entrèves etwa war ein linksorientierter Gegner der DC. Hierzu Zeitzeugengespräch mit Claudia Passerin d'Entrèves, 10. 6. 2008.

Katholizismus und dem Kommunismus bot.[73] Besonders unter Künstlern und Intellektuellen erfreute sich das Blatt großer Beliebtheit, und nicht zufälligerweise waren es Salvemini und Croce, die regelmäßig und häufig bei der Wochenzeitung Pannunzios mitarbeiteten, obwohl beide eine persönliche Feindschaft verband, die sie mitunter öffentlich austrugen.

Für Salvemini bedeutete der „Mondo" eine ideale Möglichkeit, nach seiner Rückkehr aus dem Exil seine Ansichten zu historischen und politischen Themen zu verbreiten. Er verfügte dabei über unmittelbaren Kontakt zu „Mondo"-Herausgeber Pannunzio, der ihm aufgrund der gemeinsamen antifaschistischen Vergangenheit lange bekannt war. Zum „Mondo" besaß Salvemini zudem eine besonders intensive Bindung, da sein enger Freund Ernesto Rossi dort selbst als Mitarbeiter beschäftigt war.[74] Tatsächlich war Salvemini anfangs gegenüber dem „Mondo" recht skeptisch gewesen. Zwar hielt er die Zeitung für gut, ihm missfiel aber, dass sie nicht nur antikommunistisch, sondern auch antisozialistisch ausgerichtet war. Sie sei ein Hafen für alle möglichen Personen, selbst für ehemalige Faschisten. Doch Rossis Bindung an die Zeitung gab für ihn den entscheidenden Ausschlag: *Se collabori tu, collaboro anch'io.*[75]

Salvemini avancierte bald zu einem wichtigen Beiträger des „Mondo", wo er bisweilen im Zwei-Wochen-Rhythmus Artikel veröffentlichte. Besonders dankbar war Pannunzio für Artikel, in denen Salvemini sich mit der faschistischen Vergangenheit beschäftigte und

---

[73] Vgl. G. De Luna (wie Anm. 44) S. 249.

[74] Ernesto Rossi war ein Antifaschist, der zur Zeit des Regimes viele Jahre im Gefängnis und in der Verbannung zugebracht hatte. Nach seiner Befreiung war er eine Art Verbindungsmann Salveminis zu den italienischen Medien, speziell als dieser noch in den USA lebte. Salvemini reichte seine Aufsätze stets an Rossi weiter, der diese dann wahlweise im „Mondo", im „Ponte" oder anderen Blättern platzieren sollte. Siehe beispielsweise Briefe Salveminis an Rossi, 16. 7. 1949 und 19. 2. 1954, in: ISRT Fondo Salvemini Scatola 74. Vgl. zu Rossi A. Braga/S. Michelotti (Hg.), Ernesto Rossi, Un democratico europeo, Soveria Mannelli 2009; A. Braga, Un federalista giacobino, Ernesto Rossi pioniere degli Stati Uniti d'Europa, Bologna 2007; G. Fiori, Una storia italiana, Torino 1997.

[75] Siehe Briefe Salveminis an Ernesto Rossi, 12. 4. bzw. 9. 5. 1949, in: ISRT Fondo Salvemini Scatola 74.

heikle Themen aufgriff.[76] Explizit forderte er Salvemini auf, speziell die Jugend aufzuklären, die über die jüngste Vergangenheit nahezu gänzlich uninformiert sei. Gleichzeitig gehe es freilich auch darum, die Alten an das zu erinnern, was sie gerne vergessen wollten.[77] Die Bedeutung Salveminis ermisst sich auch daran, dass der „Mondo"-Beiträger Giacomo Antonini dort nicht mehr schreiben durfte, nachdem Salvemini seinetwegen bei Pannunzio interveniert hatte.[78] 1952 versuchte der Herausgeber schließlich, den ehemaligen Florentiner Professor noch enger an sich zu binden und als festen Mitarbeiter der Wochenzeitung nach Rom zu holen: Er wünsche sich als Redakteur nämlich einen *collaboratore guastafeste*. Diese Aufgabe könne nur Salvemini erfüllen, denn die jungen Leute seien leider allesamt Konformisten.[79] Benedetto Croce hingegen war keineswegs wie Salvemini auf den Zugang zum „Mondo" angewiesen, da ihm die Türen zu den großen Tageszeitungen gerne geöffnet wurden. Pannunzio hatte Croce allerdings persönlich aufgesucht und um seine Mitarbeit gebeten.[80] So nutzte Croce den „Mondo" daher nur manchmal zur Veröffentlichung seiner dezidiert historisch-politischen Ansichten, oft hingegen zum Abdruck eher allgemeiner philosophischer Texte, die teils Vorträgen in seinem eigenen Institut in Neapel entnommen waren.

---

[76] So lobte Pannunzio am 12. 4. 1950 etwa Salveminis Beitrag zur Rolle des früheren Ministerpräsidenten Ivanoe Bonomi bei der faschistischen Machtübernahme und am 21. 3. 1951 seine Polemik gegen den Herausgeber des „Corriere della Sera", Guglielmo Emanuel. Siehe ISRT Fondo Salvemini Scatola 104.

[77] Brief Pannunzios an Salvemini, 29. 6. 1951, in: Ebd.

[78] Brief Pannunzios an Salvemini, 3. 12. 1949, in: Ebd. Salvemini hielt Antonini für einen der Verräter der Brüder Carlo und Nello Rosselli, die als Gegner des Mussolini-Regimes durch den faschistischen Geheimdienst im französischen Exil ermordet worden waren. Pannunzio konnte diese Vorwürfe nicht endgültig klären, beendete dennoch die Zusammenarbeit mit Antonini, da kein Schaden auf seine Zeitung fallen sollte. Siehe Brief Pannunzios vom 22. 5. 1951, in: Ebd.

[79] Brief Pannunzios an Salvemini, 13. 2. 1952, in: Ebd. Salvemini nahm dieses Angebot indes nicht an.

[80] So notierte es Croce in sein Tagebuch am 26. 12. 1948, in: B. Croce, Taccuini di lavoro VI, 1946–1949, Napoli 1987, S. 242. Pannunzio und Croce standen miteinander in Kontakt, da sie gemeinsam 1943 den *Partito Liberale Italiano* gegründet hatten. Pannunzio war darüber hinaus 1943–1947 auch führender Mitarbeiter beim Parteiblatt „Risorgimento liberale" gewesen.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass es in Westdeutschland und Italien zu längeren Kooperationen zwischen Geschichtswissenschaft und Massenmedien kam, bei denen persönliche Kontakte einen nennenswerten Faktor darstellten. Allerdings lassen sich auch deutliche Unterschiede in beiden Ländern erkennen, die zum Teil makropolitischen Ursachen geschuldet sind. In Deutschland wurde der ideologische Gegensatz des Kalten Krieges in den jeweils anderen Teilstaat externalisiert. Das hatte zur Folge, dass sich die westdeutsche ‚Zunft' viel homogener präsentierte als die italienische, wo die Standpunkte unter den Historikern den divergenten politischen Lagern entsprachen. Daher konnte sich auch nicht, wie mit der FAZ in der Bundesrepublik, ein Leitmedium für Historiker in Italien herauskristallisieren. Unterschiedliche Meinungen konnten zwar in beiden Ländern in ein und demselben Medium entwickelt werden, diese Unterschiede durften aber einen gewissen Grad nicht überschreiten. Die Differenzen zwischen Ritter und Dehio waren nicht so tiefgreifend wie zwischen marxistischen und liberalen Historikern in Italien. Schwer vorstellbar wäre es etwa gewesen, ein marxistischer Historiker hätte in der FAZ seine Ansichten verbreiten können. Ebenso gab es in Italien eine gewisse Spannweite. So konnten sich die verfeindeten Croce und Salvemini beide im „Mondo" äußern, nicht aber in dezidiert katholischen oder kommunistischen Organen.[81]

Die verschieden gezogenen Grenzen zwischen Historiographie und Medien hatten ihren Ursprung allerdings in erster Linie in einem unterschiedlichen Professionalisierungsgrad.[82] In Deutschland galten

---

[81] Auch bei anderen Medien gab es solche Übergänge. Der Linkskatholik Passerin d'Entrèves etwa konnte im DC-dominierten Rundfunk sprechen, aber auch in der laizistischen Zeitschrift „Belfagor" oder dem sozialdemokratischen „Ponte" zu Wort kommen, allerdings nicht in marxistischen Organen.

[82] Vgl. P. Schiera, Historische Forschung in Italien nach und vor dem Zweiten Weltkrieg. Neue Wege in europäischer Perspektive, in: H. Duchhardt (Hg.), Nationale Geschichtskulturen – Bilanz, Ausstrahlung, Europabezogenheit. Beiträge des internationalen Symposiums in der Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz, vom 30. September bis 2. Oktober 2004, Mainz 2006, S. 147–153. Allerdings war auch in Westdeutschland die Professionalisierung von Journalisten im Gegensatz zu anderen Berufsgruppen wie beispielsweise Ärzten, Juristen usw. ein eher informeller Prozess, da die Meinungsfreiheit eine strikte Zulassungsbeschränkung nicht erlaubte. Vgl. hierzu J. Requate, Der

schon vor dem Zweiten Weltkrieg nur akademische Historiker als Angehörige der Historiographie. Wissenschaftliche Reputation und universitäre Position waren für den Medienzugang daher ein entscheidendes Kriterium. Westdeutsche Historiker verfassten neben ihrer universitären Arbeit Artikel, die mit den jeweiligen Medien einzeln vereinbart wurden. Dagegen galten in Italien die historisch-politischen Publizisten, zuvorderst Croce, als Teil der Wissenschaft.[83] Hieraus ergab sich eine stärkere Aufgabenverteilung zwischen diesen Publizisten und den Universitätshistorikern. Während erstere in regelmäßiger journalistischer Mitarbeit der Presse verbunden waren, gab es dagegen kaum Universitätshistoriker, die, wie in Westdeutschland, neben ihrer akademischen Arbeit ab und an Zeitungsartikel schrieben. Wechsel zwischen Wissenschaft und Journalismus blieben allerdings möglich, ohne damit die Zugehörigkeit zu einer Sphäre aufzugeben. Daran zeigt sich, dass die Grenzen zwischen den Sphären Historiographie und Massenmedien in Westdeutschland relativ dicht, in Italien dagegen durchlässiger waren. Die politische Situation der Nachkriegszeit intensivierte diese Unterschiede, da die ideologische Spaltung der italienischen Gesellschaft und damit auch ihrer Medienlandschaft der politischen Haltung der Historiker für ihren Medienzugang eine wichtigere Bedeutung beimaß als in der homogener verfassten Bundesrepublik.

RIASSUNTO

Dopo la seconda guerra mondiale gli storici tedesco-occidentali e quelli italiani hanno lavorato collaborando con la stampa per rivolgersi direttamente ad un vasto pubblico e diffondere la loro rappresentazione del passato. Questa cooperazione nasceva in entrambi i paesi tramite contatti personali tra giornalisti e storici. Nella Germania Occidentale, però, la reputazione scientifica gio-

---

Journalist, in: U. Frevert/H. Haupt (Hg.), Der Mensch des 20. Jahrhunderts, Frankfurt 1999, S. 151–154.

[83] Das soll freilich nicht bedeuten, dass es in der Bundesrepublik den Typ des historischen Publizisten nicht gegeben hätte. Beispielhaft sei hier der Ritter-Schüler Michael Freund erwähnt, der nicht zur ersten Reihe der Geschichtswissenschaftler gehörte, aber dennoch häufiger als die Großordinarien in den Medien zu Worte kam.

cava un ruolo di maggiore importanza per quanto riguarda la presenza nei mass media. A causa di un'opinione pubblica politicamente più omogenea, in Germania si affermò il quotidiano FAZ come il principale mezzo di comunicazione delle scienze umanistiche. A sud delle Alpi, invece, i contributi degli storici erano distribuiti nei vari giornali a seconda dell'indirizzo politico. La direzione politica acquistava, quindi, una maggiore importanza per la presenza nei media rispetto alla situazione nella Germania occidentale e la distinzione fra storiografia e mass media era meno rigida.

ABSTRACT

After the Second World War West German and Italian historians cooperated with the press in order to convey their point of view about the past directly to the general public. Surely in both countries this cooperation was started by personal contacts between journalists and historians, but in the Federal Republic of Germany the academic reputation was of crucial importance for the media access. Based on a politically more homogeneous public the „FAZ" could become a kind of key medium for historians. However, south of the Alps articles of historians were distributed over newspapers of different ideological camps. So political viewpoints were more important for the media access than in West Germany and the distinction between historiography and mass media was less strict.

SCHULDSPRÜCHE OHNE STRAFE?

Über die Säuberungsverfahren der betrieblichen Befreiungs- und Betriebskomitees gegen die nach 1945 des „Kollaborationismus" angeklagten italienischen Industriellen*

von

MICHELA PONZANI

1. Die Ahndung der „unrechtmäßigen Regimeprofite": Rechtsnormen und Rechtsorgane. – 2. „Ein Werk moralischer Läuterung": die Verfügungen der Alliierten Militärregierung gegen die Vermögensbereicherung im Regime. – 3. Industrielle unter Anklage: Guido Donegani und Carlo Pernigotti vor den Säuberungskommissionen der betrieblichen CLN. – 4. Angefochtene Säuberungen: vom „Fall" Breda bis zum Prozeß gegen die Führungskräfte der Gruppe EDISON. – 5. Zwei Grundtendenzen: die Prozesse gegen die Betriebsleitungen der Stahlwerke Falck, der ILVA und FIAT-Unternehmen. – 6. Der Säuberungsprozeß gegen Alberto De Stefani.

Wie in anderen vom Zweiten Weltkrieg erfaßten europäischen Ländern wurde auch die in Italien nach 1945 einsetzende Prozeßwelle auf lange Zeit von den Modalitäten, Formen und Instrumenten beeinflußt, mit denen die Politik auf die Justiz einwirkte.[1]

---

* Übersetzung von G. Kuck.

[1] Über das Verhältnis von Recht und Formen politischer Macht, das die Säuberungsverfahren und die Kriegsverbrecherprozesse im Nachkriegseuropa nachhaltig beeinflußte, vgl. die Erörterungen von G. Simpson, Law, War & Crime. War Crimes Trials and the Reinvention of International Law, Cambridge 2007, S. 11; H. Lauterpacht, The Law of Nations and the Punishment of War Crimes, The British Year Book of International Law 21 (1944) S. 58–95, neu veröffentlicht in: G. Mettraux (Hg.), Perspectives on the Nuremberg Trial, Oxford 2008; schließlich den jüngst erschienenen Band von J. Elster, Chiudere

In der Zeit nach der Volkserhebung stellte sich den italienischen Führungsschichten in der antifaschistischen Nachfolge zwangsläufig das Problem, daß der Staatsapparat umgebaut und die Gesetzgebung des vergangenen Regimes aufgehoben werden mußte; gleichzeitig trat auch die Frage auf, wie mit jenen politischen und wirtschaftlichen Verwaltungs- und Gewerkschaftseliten verfahren werden sollte, die sich auf den Faschismus eingelassen hatten. Mit Blick auf die Industrieproduktion und, allgemeiner, auf den wirtschaftlichen Wiederaufbau des Landes hieß dies vor allem, einerseits bekannte Exponenten aus dem Unternehmertum und dem Bankwesen vor Gericht zu bringen und exemplarisch zu bestrafen, wenn sie mit dem faschistischen Regime und der Republik von Salò zusammengearbeitet hatten, andererseits die Wiederaufnahme der Produktionstätigkeit sicherzustellen, ließ sich doch nur so die soziale Konfliktträchtigkeit entschärfen und auch unter Heranziehung der Berufserfahrung und Fachkompetenz jener Führungsschichten der Wiederaufbau des italienischen Wirtschaftssystems einleiten.[2] Trotz der schweren Anklagen, welche die außerordentlichen Schwurgerichte und die vom nationalen Befreiungskomitee eingerichteten Betriebskomitees erhoben hatten und die von der widerrechtlichen Aneignung bis zur durch das Regime begünstigten unrechtmäßigen Bereicherung und Profitmaximierung reichten, kam es häufig zum Freispruch; daran zeigt sich, wie zweifelhaft die Fähigkeit der neuen Führungsschichten war, die Spitzen der italienischen Unternehmen wirklich nachhaltig zu erneuern und die Produktionsmethoden zu verändern.

Die Befreiung der norditalienischen Gebiete beendete den nach der Volkserhebung eingetretenen Ausnahmezustand. Während hier auch dank des größeren Drucks durch die internationalen Beobachter und alliierten Streitkräfte eine rigorose Säuberungspolitik gegenüber den Kollaborateuren betrieben wurde, setzte bereits unter De Gasperi

---

i conti. La giustizia nelle transizioni politiche, Bologna 2008. Vgl. im allgemeinen C. S. Maier, Fare giustizia, fare storia: epurazioni politiche e narrative nazionali dopo il 1945 e il 1989, in: L. Paggi (Hg.), La memoria del nazismo nell'Europa di oggi, Firenze 1997; R. Teitel, Giustizia di transizione come narrativa liberale, in: M. Flores (Hg.), Storia, verità, giustizia, Milano 2001.

[2] Vgl. D. Felisini, Uno sguardo al passato e uno al futuro. Imprese e banche pubbliche in Italia dal 1943 al 1946 fra epurazione e occupazione, Ventunesimo secolo 4 (2003), S. 91–120.

und mit dem Friedensvertrag von Paris im Jahr 1947 eine Phase der „Normalisierung" ein, so daß die „Bestrafungspolitik" nach und nach an Schärfe verlor und die Entwicklung schließlich auf eine Einstellung der Prozesse hinauslief.[3] Im wesentlichen betraf dies alle Maßnahmen, die von den Befreiungskomitees mit dem Ziel ergriffen worden waren, die Justizverwaltung grundlegend zu erneuern, sowie die zahlreichen Todesurteile, die von den *Commissioni di giustizia* und den Militärgerichten der Partisanen zwischen 1943 und 1945 gefällt worden waren.[4] Der mit dem Kalten Krieg einsetzende Konservativismus erzwang also eine radikale Einschränkung der von der Widerstandsbewegung verfolgten politischen Pläne. Die Überzeugung, wonach nur eine schnell wirksame exemplarische Bestrafung der Kriegsverbrecher „den effektiven Willen ausmessen würde, mit dem faschistischen Regime zu brechen",[5] wurde von dem Bedürfnis nach nationaler Aussöhnung verdrängt, die der demokratischen und rechtsstaatlichen Konsolidierung dienlich war.

Das Scheitern der Säuberung läßt sich jedoch nicht ausschließlich dem Fortbestand einer Richterschaft zuschreiben, die nach Kultur und Tradition zutiefst vom faschistischen Regime geprägt war, hing vielmehr mit bestimmten politischen Orientierungen zusammen, die darauf zielten, die Wirkungskraft der juristischen Maßnahmen einzuschränken. Dies zeigte sich klar an der Absicht der Alliierten Militärregierung, die Macht der innerbetrieblichen Befreiungskomitees zu beschneiden, indem sie die einstigen revolutionären Organe der direkten bzw. Rätedemokratie in bescheidenere, vorläufige Einrichtungen zu ihrer Unterstützung umwandelte; ihre beratende Funktion sollte auch das umstürzlerische Potential einiger Splittergruppen innerhalb der Widerstandsbewegung auf den Boden der Legalität zurückführen.

---

[3] Vgl. G. Eley, Le eredità dell'antifascismo: la costruzione della democrazia nell'Europa del dopoguerra, in: F. De Felice (Hg.), Antifascismi e resistenze, Roma 1997, S. 466.

[4] Vgl. M. Ponzani, L'amministrazione della giustizia nella legislazione dei CLN. Tribunali partigiani e commissioni di giustizia (1944–1945), in: A. Gianola/M. Ruzzi (Hg.), Italia 1943–45. Resistenze a confronto, Mondovì 2008, S. 91–119.

[5] G. Neppi Modona, Il problema della continuità dell'amministrazione della giustizia dopo la caduta del fascismo, in: id. (Hg.), Giustizia penale e guerra di liberazione, Milano 1984, S. 16.

1. Die Frage der unrechtmäßigen Regimeprofite regelte zum ersten Mal ein Gesetz der Regierung Badoglio vom 9. August 1943, das zu diesem Zweck in Rom eine zentrale Säuberungskommission einrichtete.[6] Die Kommission erfaßte zwar ungefähr 3000 Faschisten, ergriff ihnen gegenüber aber keine strengen Maßnahmen, bestand sie doch fast vollständig aus Personen, deren gesamte berufliche Karriere sich unter dem faschistischen Regime vollzogen hatte und die von der faschistischen Kultur geprägt waren. Die Anklagevertretung übernahmen dabei Antonio Manca, ein früherer Richter am Rassentribunal, und Luigi Oggioni, Mitglied des Kassationsgerichts in der Republik von Salò. Am 28. Dezember 1943 erging ferner das Dekret über die Entfaschisierung der staatlichen, parastaatlichen und lokalen Verwaltungen, der vom Staat kontrollierten Einrichtungen und der Privatunternehmen, während mit dem Dekret vom 6. Januar 1944 die vom Faschismus aus politischen Gründen entlassenen Angestellten wiedereingegliedert wurden.

Das wichtigste Gesetz, das den Titel „Sanktionen gegen den Faschismus" trug, erging jedoch am 27. Juli 1944 unter der Regierung Bonomi (d.h. der ersten Regierung des befreiten Italiens unter Beteiligung der in den nationalen Befreiungskomitees vereinten antifaschistischen Parteien). Es richtete eine *Alta Corte di Giustizia* ein, welche die Mitglieder der faschistischen Regierung und die Parteibonzen aburteilen und die Säuberung der öffentlichen Verwaltung durchführen sollte. Es sah das zeitweilige Verbot zur Bekleidung öffentlicher Ämter, den Entzug der politischen Rechte und die Beschlagnahme der Wertsteigerungen aus Vermögensbesitz für diejenigen vor, die unter Ausnutzung

---

[6] Da hier nicht ausführlich auf die Säuberungsgesetze eingegangen werden kann, seien nur die für den Industrie- und Banksektor erlassenen Richtlinien erwähnt. Von 1944 bis 1946 wurde in der Tat eine Reihe von Gesetzen und Dekreten zur Entfaschisierung des Staates, zur Säuberung bzw. zu den Sanktionen gegen den Faschismus erlassen. In der *Raccolta ufficiale delle leggi e dei decreti del Regno d'Italia e della Repubblica italiana* werden für die Jahre 1944, 1945 und 1946 insbesondere unter den Stichwörtern „Defascistizzazione", „Epurazione", „Sanzioni contro il fascismo" ungefähr 30 Gesetze aufgeführt. Nimmt man hinzu, daß es auch sektorale Gesetze gibt, steigt die Zahl auf 40; vgl. C. Pavone, La continuità dello Stato: istituzioni e uomini, in: Italia 1945–1948: le origini della Repubblica, Torino 1974, S. 242f.

der vom Faschismus geschaffenen Lage besonders schwere Verbrechen begangen hatten. Alle Beschäftigten in den staatlichen Verwaltungen, Körperschaften öffentlichen Rechts sowie in den mit öffentlichen Dienstleistungen betrauten Privatunternehmen wurden damit einem Epurationsverfahren durch jeweils eigens eingerichtete Kommissionen unterworfen. Dementsprechend wurden nicht nur die Führungskräfte, die für den Faschismus politisch aktiv geworden waren, sondern alle Beschäftigten, denen sich faschistische Parteinahme nachweisen ließ, vom Dienst suspendiert; allerdings sollten sie auf jeden Fall in den Genuß der Altersversorgung kommen.

Alle Mitglieder der faschistischen Regierung und faschistischen Funktionsträger, welche daran mitgewirkt hatten, die Verfassungsgarantien außer Kraft zu setzen, die Grundrechte aufzuheben, das faschistische Regime aufzubauen, und dadurch die Zukunft des Landes gefährdet und es in den Abgrund geführt hatten, sollten von der *Alta Corte di Giustizia* exemplarisch verurteilt werden; Art. 2 sah strengste Strafen vor, die von lebenslanger Haft bis zur Todesstrafe reichten. Art. 3 hingegen betraf die Rädelsführer faschistischer Squadristenkommandos sowie diejenigen, die Gewalt- und Zerstörungstaten begangen hatten, ferner die Urheber des Marsches auf Rom vom 28. Oktober 1922 bzw. des Staatsstreiches vom 3. Januar 1925; sie sollten vor ein außerordentliches Schwurgericht oder ein Militärgericht kommen. Gesondert bestraft werden sollten diejenigen, die nach dem 8. September 1943 ihre Treuepflicht gegenüber dem Staat verletzt und dessen Sicherheit gefährdet bzw. mit dem deutschen Besatzer zusammengearbeitet oder für ihn Spionagedienste geleistet hatten (Art. 5). Das Gesetz legte also strenge Strafmaßstäbe an und löste zahlreiche Diskussionen unter den italienischen Juristen aus, weil es einen rückwirkenden Charakter hatte und damit gegen den Grundsatz des modernen Rechts *nulla poena sine lege* verstieß.

Mit dem Gesetzesdekret vom 22. April 1945[7] wurden eigene Gerichtsorgane wie die außerordentlichen Schwurgerichte für die Kollaborationsverbrechen geschaffen; sie sollten für diejenigen zuständig

[7] Decreto legislativo luogotenenziale (DLL) vom 22. April 1945, Nr. 142: Istituzione di Corti straordinarie di Assise per i reati di collaborazione con i tedeschi, in: Gazzetta Ufficiale, 24. April 1945, Nr. 49.

sein, die sich nach dem 8. September 1943 des Hochverrats am Staat schuldig gemacht und dessen Sicherheit gefährdet hatten, d. h. Minister und Staatssekretäre der Republik von Salò, nationale Parteiführer des PFR (Partito fascista repubblicano), Präsidenten und Mitglieder der Sondergerichte, Provinzleiter oder Sektionssekretäre und -kommissare, Direktoren politischer Zeitungen und Offiziere mit politisch-militärischen Funktionen.

Die außerordentlichen Schwurgerichte wurden mit Berufsrichtern aus der höheren Richterschaft, d. h. mit Berufungs- und Kassationsrichtern besetzt, die zwar nicht direkt durch das Regime belastet waren, aber doch während des Faschismus ihre Ausbildung erfahren und Karriere gemacht hatten; insofern verzögerte sich nun endgültig der Vollzug der Säuberungsmaßnahmen und die Beschlagnahme der unrechtmäßigen Regimeprofite. Ferner wurden die *Commissioni di giustizia* und die Militärgerichte der Partisanen aufgelöst, die im noch nicht befreiten Norditalien weiterhin tätig gewesen waren und nicht nur für die Kollaborateure der Republik von Salò, sondern auch für die Mitglieder der faschistischen Regierung und die Parteibonzen seit dem 28. Oktober 1922 hohe Strafen (lebenslängliche Haft und Todesstrafe) vorgesehen hatten. Die Möglichkeit, in die Berufung zu gehen, beeinträchtigte ferner die Beschlagnahme der Regimeprofite nach dem Gesetz vom 5. Oktober 1945, das derartige aus der Unterstützung des Faschismus gezogenen Gewinne unabhängig von der Einleitung eines Strafverfahrens dem Staat zugewiesen hatte. Unter die „Regimeprofite" zählte auch der nach dem 28. Oktober 1922 erzielte Vermögenszuwachs derjenigen Personen, die öffentliche Ämter bekleidet bzw. sich überhaupt zugunsten des Regimes politisch betätigt hatten (es sei denn, die rechtmäßige Herkunft konnte nachgewiesen werden), sowie der Nachkommen oder des Ehepartners von Parteimitgliedern, die durch gemeinsame wirtschaftliche Interessen mit hohen Vertretern des Regimes verbunden waren.[8] Sehr viel später hingegen, per Gesetz vom 4. August

[8] Bis zu zehn Jahre Haft drohten auch für den Verkauf, die Übertragung an Dritte oder Verheimlichung von Vermögen, die mutmaßlichen Regimeprofiteuren gehörten. Das Vermögen der faschistischen Partei und der faschistischen Organisationen ging an den Staat und sollte für öffentliche Dienstleistungen und soziale Zwecke verwandt werden; vgl. das Dekret 625/1945 in: Attività legislativa del governo Parri, Istituto poligrafico dello Stato, Roma 1945, S. 12.

1945, wurde die Säuberung der Privatbetriebe geregelt. Nach Artikel 1 durften Personen, die faschistische Ämter bekleidet hatten (Angehörige der faschistischen Regierung nach dem 3. Januar 1925 oder Mitglieder der faschistischen Partei, Abgeordnete oder Staatsräte, Senatoren), weder Geschäftsführer noch Rechnungsprüfer von Aktiengesellschaften oder Gesellschaften mit beschränkter Haftung mit einem Kapital von über fünf Millionen Lire bzw. von Versicherungsgesellschaften mit einem Nominalkapital oder einem Gesellschaftsvermögen von über einer Million Lire werden; die Funktion des Liquidators dieser Gesellschaften war ihnen untersagt wie auf jeden Fall die Stellung eines technischen und Verwaltungsleiters, eines Abteilungs- und Kundendienstleiters. Die Privatunternehmen durften sich nicht an Ausschreibungsverfahren für öffentliche Arbeiten beteiligen sowie öffentliche Dienstleistungen übernehmen, es sei denn, die Angeklagten hatten sich zwischen 1943 und 1945 im Kampf gegen die deutsche Besatzungsmacht ausgezeichnet oder gegen die faschistische Partei gewandt. Gegen die Säuberungsmaßnahmen konnte man auf jeden Fall Berufung einlegen, über die das Hochkommissariat für die Sanktionen gegen den Faschismus zu befinden hatte.

Das (nach Nenni benannte) Gesetz vom 9. November 1945 enttäuschte endgültig die revolutionären Hoffnungen der Arbeitermassen, das faktisch den Freispruch für die hohen Parteifunktionäre und Staatsbeamten vorsah, „wenn sie über fachliche und verwaltungstechnische Fähigkeiten und Kompetenzen verfügten", sich „im Kampf gegen die Deutschen" ausgezeichnet oder „aufgrund von Bedürftigkeit oder Zwang bei der Regierung der Republik von Salò" verdungen hatten.

Fachkenntnisse und Kampf gegen die Deutschen in der letzten Kriegsphase bildeten also bereits unter der Regierung Parri gültige Kriterien, um einen allgemeinen Straferlaß zu erwirken: Tatsächlich lagen hier die Anfänge für jene „Tendenzwende" in der Säuberungspolitik, welche die Forderungen der Arbeiterschaft nach Änderung der Verhältnisse in den Fabriken und in der Produktion entschieden dämpfte, weil sie auf Befriedung, nicht auf Bestrafung zielte.[9]

---

[9] Hans Woller hat diese Tendenz gerade im Zusammenhang mit der Verabschiedung des nach Nenni benannten Gesetzes ausgemacht; vgl. H. Woller, Die Abrechnung mit dem Faschismus in Italien 1943 bis 1948, München 1996, S. 6.

Die Beurteilung der fachlich-bürokratischen Kenntnisse spielte beispielsweise eine große Rolle beim Freispruch für Pietro Terenzio Chiesa, Generaldirektor der Elektrizitätsgesellschaft in Trient seit Mai 1924, Mitglied des PNF (Partito nazionale fascista) ab April 1926 und Präsident des Bozener Industriellenverbandes seit März 1929; er war der Kollaboration angeklagt (Gesetz vom 4. August 1945) und sollte sich dafür vor der zuständigen Säuberungskommission verantworten. Abgeordneter seit Ende 1929, Vizepräsident des Provinzialrates der Korporationen, Mitglied des Vorstands der Bozener Sparkasse und Vermögensverwalter des Presseverbandes, erklärte Chiesa, er habe sich zu keinem Zeitpunkt politisch zugunsten des faschistischen Regimes betätigt, sondern sich auch als Abgeordneter darauf beschränkt, Maßnahmen administrativer oder wirtschaftlicher Natur zu unterstützen, so mit der Gesetzesvorlage zur Elektrifizierung der staatlichen Eisenbahnen[10] oder in beratender Funktion als Verwalter und Mitglied des Verwaltungsrates des IMI (Istituto mobiliare italiano) seit 1936.[11]

Positive Urteile über seine Tätigkeit fällten im übrigen auch wichtige Vertreter aus Industriekreisen, die dem Antifaschismus nahestanden, wie sich aus einem Brief Roberto Einaudis an Chiesa vom 26. September 1945 ergibt: „Ich möchte Ihnen den ganz besonderen Dank des IRI und meine persönliche Verbundenheit für Ihre langjährige intensive, tatkräftige Mitarbeit bei der „Trentina“ ausdrücken und hoffe, in nächster Zukunft erneut auf Ihre wirkungsvolle Mitarbeit zurückgreifen zu können.“ Die Kommission anerkannte neben seinen fachlichen

---

[10] Notiz von Pietro Terenzio Chiesa an den Präsidenten der Commissione per l'epurazione degli amministratori, sindaci e liquidatori delle imprese private, in: Archivio Centrale dello Stato, Istituto di ricostruzione industriale (im Folgenden: ACS, Fondo IRI), segreteria, busta 93.

[11] Chiesas Lebenslauf belegt im übrigen, daß seine berufliche Karriere weit vor der faschistischen Machtergreifung begann und allein auf der Grundlage seiner fachlichen Kompetenzen erfolgte. Am 3. September 1896 schloß er sein Studium in Industriebau an der Turiner Universität ab, spezialisierte sich dann in den Berliner Siemensbetrieben auf den Bau von Elektrizitätsanlagen; 1898 wurde er leitender Ingenieur der Turiner Filiale des Konzerns und befaßte sich bis 1906 mit dem Bau von Wärme- und Wasserkraftwerken sowie Hochspannungsleitungen. Bis 1924 war er dann als Geschäftsführer und Generaldirektor der Gesellschaft für Wasserkraft am Mont Cenis tätig und führte in dieser Funktion den Bau eines Wasserkraftwerks zu Ende.

und administrativen Kompetenzen, daß er sich politisch kaum betätigt und tatsächlich während der Besatzung gegen die Faschisten und Deutschen opponiert hatte,[12] so daß er nur mit einem zweijährigen Berufsverbot belegt wurde.

Am Fall Chiesa zeigt sich überdies, wie leicht man mit der Auslegung des nach Nenni benannten Gesetzes die Geltungskraft der Epurationsbestimmungen einzudämmen vermochte; Freispruch erwirkten daraus vor allem die zahlreichen Personen, die in der Camera dei fasci e delle corporazioni mit fachlichen, nicht politischen Aufgaben betraut worden waren, konnten sie doch erklären, daß sie ihre Karriere nicht ihrer Zugehörigkeit zur faschistischen Partei verdankten, sondern ihren Dienstleistungen innerhalb der Staatsverwaltung. Zu ähnlichen Überlegungen kam es im Zusammenhang mit dem Säuberungsverfahren gegen den 1929 nominierten ehemaligen Generaldirektor der Mailänder Banca popolare, Arnaldo Dini, als er in seiner Eigenschaft als Aufsichtsrat der Krankenkassen für das Bauwesen (Cassa mutua edile per le malattie dell'industria) und der Versicherungsanstalt für das Bank-, Versicherungs- und Steuereinnahmewesen (Istituto nazionale fascista assistenza lavoratori aziende credito e assicurazione e servizi tributari appalti – INFALACAST) unrechtmäßiger Regimeprofite angeklagt wurde. Auch in diesem Fall hob die Verteidigung dessen moralische Integrität (hervorragender Student am Institut für Handels-, Kolonial- und politische Wissenschaften sowie Kriegsfreiwilliger im Ersten Weltkrieg) und Fachkompetenz hervor, was ihm bereits 1919 auch ohne Beziehung zur faschistischen Partei die Ernennung zum Direktionssekretär des Istituto nazionale di credito in Rom eingebracht habe.[13]

Eine weitere Unterscheidung nahm das für die Säuberungen zuständige Hochkommissariat in seinem ersten Rundschreiben vom 20. August 1944 vor; schwerer wog die Beförderung aufgrund der Unterstützung durch die Partei oder faschistischen Parteibonzen (auf persönlicher Ebene) als die Begünstigung im Rahmen von Auswahlver-

[12] Beschluß der Commissione per l'epurazione delle imprese private, 12. Juni 1946, in: Archivio storico della Banca d'Italia (im Folgenden: ASBI), Direttorio Menichella, serie I pratiche, fasc. 49, nr corda 10.

[13] Brief Arnaldo Dinis an den Generaldirektor der Banca d'Italia, Nicolò Introna, 7. Juni 1945, in: ASBI, Direttorio Introna, serie I pratiche, fasc. 1, sott. 1, nr corda 27.

fahren oder aufgrund faschistischer Qualifikationen nach Maßgabe der gesetzlichen Bestimmungen des Regimes. Das zweite Rundschreiben setzte hingegen die Zwecke und Grenzen der politischen Säuberung fest: Die Verwaltung sollte saniert werden durch Aussonderung der ungeeigneten, unehrlichen Elemente, die sich jede politische Richtung zunutze machten, der Korrupten und derjenigen, denen der Staatsposten nur der persönlichen Bereicherung diente. Darin eingeschlossen waren die Rädelsführer und Sektierer faschistischer Provenienz, welche die demokratischen Freiheiten unterdrückt hatten. Zurückgewiesen wurden hingegen die Thesen des „antifaschistischen Extremismus"; danach hätten alle Parteimitglieder ausgeschlossen werden sollen, ferner alle nachweisbar redlichen Personen, die sich guten Glaubens und aufgrund politischer Unerfahrenheit faschistisch betätigt hatten. Das Gesetz präsentierte sich damit als Mittel der moralischen Erneuerung und nicht der politischen Verfolgung.

Die Führung der liberalen Partei, die sich nachhaltig für dieses Gesetz stark gemacht hatte, war sich in der Tat bewußt, daß öffentliche Verwaltung und Privatunternehmen in einem entwickelten kapitalistischen Staat miteinander verflochten sind und daß es schwierig sein würde, in beiden Sektoren drastische Säuberungsmaßnahmen durchzuführen. Den Bürgerkriegszustand, in dem sich Italien zwischen 1943 und 1945 befunden habe, könne man demnach nur durch einen allgemeinen Straferlaß und durch Wiedereingliederung all jener, die durch die faschistische Vergangenheit belastet waren, überwinden; nur die eklatantesten Fälle sollten an die Öffentlichkeit gebracht werden. Auf diese Weise blieb die zentralistisch-autoritäre Struktur des alten faschistischen Korporativstaates erhalten.

2. Auch die Allied Control Commission hatte Gesetze zur Bestrafung der Faschisten erlassen. Im befreiten Sizilien hatte der für die Zivilangelegenheiten zuständige Offizier in der Alliierten Militärregierung, Charles Poletti, am 28. September 1943 eine Verfügung erlassen, wonach alle während des Regimes unrechtmäßig erworbenen Vermögen mit dem Ziel einer „moralischen Sanierung" konfisziert werden sollten. In Erwägung, daß zahlreiche Politiker, Kaufleute und Industrielle sich über die Zusammenarbeit mit der faschistischen Partei bereichert hatten, sollten die entsprechenden Immobilien, Mobilvermögen, Devi-

sen, Juwelen und Kunstgegenstände zugunsten des Staates eingezogen werden. Bei Verdacht wurde ein Ermittlungsverfahren über die Herkunft der ab Oktober 1922 erworbenen Reichtümer eingeleitet, wobei das Augenmerk sich vor allem auf diejenigen richtete, welche die Arbeit anderer ausgenutzt hatten. Eine entsprechende Kommission wurde eingerichtet, vor der sich der Angeklagte unter Heranziehung eines Vertrauensanwalts verteidigen konnte.[14]

Anschließend erließ die Militärregierung eine allgemeine Verfügung, wonach alle diejenigen vom Dienst suspendiert wurden, die unter dem Faschismus wichtige Ämter und Funktionen bekleidet oder nach dem 8. September 1943 mit der Salò-Regierung zusammengearbeitet hatten. Folglich wurden alle damals in der Staatsverwaltung, den lokalen Behörden und öffentlichen Einrichtungen, in den von diesen abhängigen Sonderbetrieben, in den mit öffentlichen Dienstleistungen beauftragten Privatfirmen sowie in den Unternehmen von nationalem Interesse tätigen Beamten und Angestellten einem Prüfungsverfahren unterzogen. Insbesondere konzentrierte man sich dabei auf diejenigen, die sich aktiv an der Politik des Regimes beteiligt und wiederholt die Apologie des Faschismus betrieben hatten, die ihre Karriere der Gunst der Partei oder der Parteibonzen verdankten oder als faschistische Parteigänger in Erscheinung getreten waren.[15] Neben der Beschlagnahme der Vermögen sahen die am 12. April 1945 per Dekret von der italienischen Regierung übernommenen alliierten Bestimmungen die Rückerstattung des Eigentums vor, das die jüdischen Staatsbürger *according to racial laws … transferred to the Ente di gestione e di liquidazione immobiliare.*[16]

---

[14] Vgl. I beni provenienti da illeciti arricchimenti saranno confiscati a beneficio dello Stato, in: Sicilia Liberata, 29. September 1943. Der Artikel findet sich in: ACS, Fondo Allied Control Commission (im Folgenden: ACC), 1000/142/485, Bd. 1, Investigation of Fortunes acquired during the fascist regime, sept. 1943–july 1945.

[15] Vgl. Ordinanza Nr. 35: Epurazione nelle professioni, unterzeichnet vom leitenden Offizier für Zivilangelegenheiten, Admiral Ellery Wheeler Stone, in: ACS, ACC, 1000/142/486, vol. 2.

[16] Notes on DLL 222 of 2 April 1945 – Rules for the restoration of their property rights to Italian and foreign citizens who have suffered loss as the result of discriminatory racial laws, in: ACS, ACC, 10000/12/485.

Am 27. Juni 1945 schließlich erging die allgemeine Verfügung, die fast ausschließlich der Säuberung der Privatunternehmen galt; alle diejenigen wurden entlassen, die ihre Stellung mittels faschistischer Aktivitäten zum Zwecke der Kollaboration mit dem Salò-Regime oder mit dem deutschen Besatzer mißbraucht hatten.

Die Maßnahme berührte allerdings nicht die Abfindungen; außerdem konnte keiner der in den Privatunternehmen Beschäftigten (Arbeiter, Angestellte oder Führungskräfte) aufgrund von Handlungen entlassen oder suspendiert werden, die vor Inkrafttreten der Verfügung selbst vorgenommen worden waren.[17] Des weiteren wurden eigene, aus einem Präsidenten und zwei Mitgliedern zusammengesetzte Säuberungskommissionen eingerichtet; sie sollten die Anzeigen prüfen und nur die Personen einem Säuberungsverfahren unterziehen, die sich in den Industrieunternehmen der Fahrlässigkeit oder faschistischer Aktivitäten schuldig gemacht bzw. aktiv mit der faschistischen Salò-Regierung zusammenarbeitet hatten (Art. II DLL vom 27. Juli 1944).[18] Eine Analyse der Gesetze und Verfügungen der Alliierten Militärregierung zeigt also, daß sie ein höheres Strafmaß ansetzte als die italienische Regierung.

3. Die Tendenz zur Abrechnung mit dem Faschismus, die sich unmittelbar nach der Erhebung vom April 1945 zeigte, richtete sich nicht nur gegen die Beschäftigten, sondern auch gegen die Betriebsinhaber. In Mailand beispielsweise hatte der soeben zum Präfekten ernannte Sozialist Riccardo Lombardi bestimmt, eine größere Gruppe von Industriellen zu verhaften, weil sie unter dem Faschismus ihr Glück gemacht hatten; dabei ging es nicht nur um die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, sondern auch darum, „den Forderungen aus dem Volk gerecht zu werden, nämlich diejenigen bestraft zu sehen, die sich spontan dem PFR angeschlossen“[19] und auf diese Weise den Ruin des Landes herbeigeführt hatten.

---

[17] Vgl. Kopie der General Order Nr. 46: Epuration in private industry, gesendet vom Regional legal office of the Legal division Lombardy Region, H. M. Dickie, an die Legal sub commission, 8. Juni 1945, in: ACS, ACC, 10000/142/485, vol 1.

[18] Art. IX der General Order, Nr. 46, ibid.

[19] Brief des Mailänder Präfekten an Oberst Charles Poletti, Gouverneur der Alliierten Militärregierung für die Lombardei, 10. Juli 1945, in: ACS, Fondo CCLN (Comitato centrale di liberazione nazionale), busta 2, fasc. 39.

Zwischenzeitlich hatten die Wirtschaftskommissionen der Comitati di Liberazione nazionale (CLN) die Betriebskommissare ernannt, deren Aufgabe es sein sollte, die Nachforschungen durchzuführen und die Ermittlungsverfahren gegen die belasteten Industriellen einzuleiten, darunter auch gegen Guido Donegani, den Präsidenten der Società Montecatini, der im April 1945 verhaftet und im Juli desselben Jahres nach Maßgabe der mit seiner Bewachung beauftragten Polizei wieder auf freien Fuß gesetzt worden war.[20] Um die Lage unter Kontrolle zu halten, hatte das nationale Befreiungskomitee für die Lombardei Säuberungskommissionen für den Wirtschaftssektor auf Provinzebene eingerichtet; die Leitung der Betriebe, die vordem in der Hand von Industriellen lag, die dem Regime verbunden waren, wurde nun einem außerordentlichen Kommissar übertragen, der sowohl den Verwaltungsrat als auch die Gesellschafterversammlung ersetzte und die Entlassung, die sofortige Entfernung aus dem Betrieb durch Zwangsrücktritt, die Suspendierung oder die einfache Ermahnung der Faschisten verfügen konnte.

Mailand steht beispielhaft für die Entwicklung im Nachkriegsitalien: Obgleich es sich um die Industriestadt in der Republik von Salò mit der größten Zahl an Fabriken und der höchsten Arbeiterkonzentration handelte, verweisen die entsprechenden Daten zur Epuration nicht gerade auf eine sehr strenge Behandlung der Faschisten. Nicht zufällig ging es vor dem außerordentlichen Schwurgericht von Mailand in nur 29% der Fälle um Industrielle, die angeklagt wurden, Partisanen oder Juden denunziert, Informationen weitergereicht oder Spionage zugunsten der deutschen Truppen betrieben bzw. Listen von Arbeitern zur Deportation nach Deutschland zusammengestellt zu haben. 5% der Prozesse galten der „Wirtschaftskollaboration", die auch die Lieferung von Maschinen und Industrieprodukten miteinschloß.[21] Der größte Teil der Freisprüche erging in den Jahren 1945–1946, in denen die Säuberungsmaßnahmen zurückgingen und im Strafmaß abnahmen, bis schließlich 1946 durch Togliatti eine allgemeine Amnestie erfolgte. Nur sehr we-

[20] Der Vorfall löste große Empörung aus, so daß der Präfekt Lombardi der – zum Großteil aus ehemaligen Faschisten zusammengesetzten – Polizeibehörde ausdrücklich vorwarf, sie habe Donegani entkommen lassen.

[21] Vgl. R. Canosa, Le sanzioni contro il fascismo. Processi ed epurazioni a Milano negli anni 1945–47, Milano 1978, S. 17f.

nige Todesurteile wurden vollstreckt, einige der zum Tode Verurteilten wurden fast sofort wieder auf freien Fuß gesetzt, alle Regimebonzen blieben unbehelligt – faktisch wurde die Epuration ein knappes Jahr nach Schaffung der außerordentlichen Schwurgerichte eingestellt.

Zweifellos hatten die am 2. Mai 1945 erfolgte Machtübertragung vom Comitato di Liberazione nazionale per l'Alta Italia (CLNAI) auf die Alliierte Militärregierung sowie die Übernahme einer rein beratenden Rolle der CLN die Möglichkeiten eingeschränkt, bei den Säuberungsmaßnahmen radikale Wege zu beschreiten. Obgleich die Militärregierung bei einigen Entscheidungen der CLN einen möglichen revolutionären Umschlag befürchtete, scheint es nicht, daß die Alliierten ein korrektes Säuberungsverfahren be- oder verhindert hätten. Gewiß trat zuweilen ein politischer Radikalismus auf, der die Allierten beunruhigte, so beispielsweise im Beschluß des Befreiungskomitees von Fabbrico in der Provinz Reggio Emilia, alle Direktoren der Banca popolare agricola commerciale zu entlassen und durch einen früheren außerordentlichen Kommissar zu ersetzen.[22]

Die Säuberung der Wirtschaft scheiterte vielmehr an der inneren Schwäche der CLN und ihrer lückenhaften peripheren Organisation, ferner an den unterschiedlichen Positionen, Hindernissen und Kompromissen zwischen den gemäßigten politischen Kräften und den Linksparteien. Die Christdemokraten und Liberalen innerhalb des CLNAI neigten überdies dazu, jegliche Forderung nach einer radikalen Säuberung einzudämmen, während die Linksparteien (Kommunisten, Sozialisten und Vertreter der Aktionspartei) auf eine exemplarische Bestrafung in allen Bereichen der öffentlichen Verwaltung und Wirtschaft drängten.

Im Oktober 1944 hatte das CLNAI eine Kommission für die Säuberung der Wirtschafts- und Finanzeliten unter dem Vorsitz des Christdemokraten Cesare Merzagora (ehemaliger Bankdirektor der Banca commerciale italiana in Bulgarien und späterer Außenhandelsminister in der zweiten Regierung De Gasperi) geschaffen. Diese Kommission richtete bei der Säuberung der industriellen Führungskräfte der gehobenen und mittleren Ebene nur wenig aus, weil sie den von den inner-

[22] Vgl. Brief von Hauptmann Lee L. Ciros an Luigi Einaudi, 14. Mai 1945, in: ASBI, Direttorio Einaudi, fasc. 1, sott. 1–2, nr corda 56.

betrieblichen CLN bezeichneten Kommissaren die Befugnis nahm, gegen die durch das Regime belasteten Industriellen vorzugehen. Tatsächlich hielt sich das Vorurteil, wonach die Betriebskomitees von unverantwortlichen Personen geleitet würden, von blindwütigen Revolutionären, Agitatoren und Schwärmern, die allein aus persönlichen Ressentiments heraus handelten bzw. den Klassenkampf umsetzen wollten. Neben den faschistischen Bonzen wollte die Arbeiterklasse auch mit den unteren und mittleren industriellen Führungskräften abrechnen, die durchweg autoritär aufgetreten waren. Auch wenn es sich bei den autoritären Vorgesetzten nicht in jedem Fall um erklärte Faschisten handelte, waren die Arbeiter grundsätzlich überzeugt, es gebe eindeutige Affinitäten zwischen der faschistischen Ideologie auf politischer Ebene und dem extrem harten Regime der Produktionsprozesse in der Fabrik. Mit anderen Worten: Der politische Feind war auch der Klassenfeind für diejenigen, die gesehen hatten, wie der Faschismus 1919 als Reaktion der Landbesitzer auf die Gefahr einer Sozialisierung des Landes während des *biennio rosso* (1919–1922) entstanden war.

Besondere Befürchtungen weckten gerade jene ländlichen Gegenden Norditaliens, wo sich die Partisanen nach Aussage Giuseppe Albergantis verstärkt an die von den Brigadekommandos im Untergrund erteilten Befehle hielten: Zu Raub, Mord und Diebstahl kam es hier gegenüber bekannten Industriellen, zu Erpressung und Gewaltakten, die nicht selten die stillschweigende Unterstützung der örtlichen Bevölkerung fanden.[23] Betroffen waren ferner die kleineren und mittleren Grundbesitzer, die Zwangsrequisitionen von Boden und landwirtschaftlichen Produkten entschädigunglos über sich ergehen lassen mußten, während die kommunistische Partei auf dem Standpunkt stand, man müsse die durch den Befreiungskrieg verursachten Schäden wiedergutmachen und eine „Politik der Annäherung“[24] an die genannten gesellschaftlichen Gruppierungen verfolgen.

---

[23] Sitzungsprotokoll der Direktion Nord des Partito comunista italiano (PCI) vom 1. Juni 1945, in: Archivio della Fondazione Istituto Gramsci, Archivio del Partito comunista italiano (A-PCI), pacco 13, busta 72, Sitzungsprotokolle der Direktion Nord (1. Juni-11. Dezember 1945). Nach Alberganti waren allein in Bologna noch 500 Gruppi di azione patriottica (GAP) aktiv.

[24] Eindeutig spiegelte sich hierin der Wille wider, die Erklärung des CLNAI vom September 1944 einzuhalten, wonach all das erstattet werden sollte, was die

Auch wenn keine sicheren Schuldbeweise vorlagen, griff man häufig auf den Tatbestand des Kollaborationsverbrechens zurück, worin die persönliche Ablehnung der Arbeiter gegenüber ihren Vorgesetzten zum Ausdruck kam, die zwar nicht ausdrücklich Faschisten gewesen waren, die sich aber aufgrund ihrer autoritären Haltung und der schnellen Androhung bzw. Anwendung von Disziplinarmaßnahmen bei der Arbeiterschaft unbeliebt gemacht hatten.

Der bekannte genuesische Industrielle Carlo Pernigotti beispielsweise wurde am 9. Mai 1945 vor dem Sitz des Partisanenkommandos der Squadre di azione patriottica (SAP) in Ovada (Alessandria) getötet, wo er sein Verhältnis zum faschistischen Regime und einige Fragen bezüglich seiner vermeintlichen Kollaboration mit der deutschen Wehrmacht klären wollte. Für viele handelte es sich dabei um ein vorsätzliches Delikt mit dem Ziel, sich des Vermögens zu bemächtigen, das sich in der Villa des Opfers in Ovada befand (Juwelen, Bilder, antike Möbel). Bezüglich der Anklage, er habe dank der Unterstützung durch das faschistische Regime (Pernigotti war 1933 Präsident der Congregazione di carità von Campoligure, von 1926 bis 1933 politischer Sekretär in Campoligure und Podestà von Masone, einem kleinen Ort in der Provinz Genua) Reichtümer anhäufen und Vorteile herausschlagen können, erklärten die Familienangehörigen, der Betrieb sei mit dem Familienvermögen, das Pernigotti 1921 vom Vater geerbt hatte, und durch seine „unermüdliche Arbeit, Intelligenz sowie händlerisches und industrielles Geschick“[25] errichtet worden. Überdies hatte Pernigotti seit 1917 zusammen mit dem Senator Attilio Bagnara die Weberei- und Spinnereianlagen im Stura-Tal geleitet.

Dementsprechend warfen die Familienangehörigen dem CLN von Ovada vor, den Mord organisiert zu haben, um in den Besitz von Pernigottis Textilwerken zu gelangen und ihre Verwaltung einem außerordentlichen Kommissar zu übertragen, während nach dem Testament die Witwe das gesamte Vermögen hätte übernehmen sollen.

Streitkräfte der Befreiungsarmee für sich in Anspruch genommen hatten. Vgl. die Verfügung des CLNAI, Sul mal tolto e sui danni di guerra, 14. September 1944, in: Documenti ufficiali del Comitato di liberazione nazionale per l'Alta Italia, S. 9.

[25] Niederschrift der Ehefrau Carlo Pernigottis für das Ministero dell'Interno, in: ACS, Carte Parri, busta 20, fasc. 106.

Zweifellos konnten die Täter bei der Beseitigung Pernigottis – den viele für einen militanten Faschisten hielten, auch wenn er sich angesichts des bevorstehenden Endes des Regimes wohl ein Alibi verschaffen wollte, indem er das Partisanenkrankenhaus der Divisione Langhe in Santo Stefano Belbo finanziell unterstützte – auf eine feindselige Haltung der örtlichen Bevölkerung gegenüber den Ermittlern, damit auf deren stillschweigende Billigung der Tat zählen.

In derartigen Gewaltausbrüchen äußerte sich allerdings häufig nur die Enttäuschung darüber, wie die Säuberung der Betriebsleitungen und unter jenen Industriellen und Geschäftsleuten, die aus ihrer Hinwendung zum Faschismus erhebliche Profite gezogen hatten, vollzogen wurde: Zahlreiche Urteile der Commissioni di giustizia wurden durch wenige Monate später erfolgte Freisprüche unwirksam, während in anderen Fällen aufgrund fehlender Beweise nicht einmal ein Verfahren eingeleitet werden konnte, wie der Fall des ehemaligen Direktors der Siemenswerke in Italien, Rautenkranz, zeigt, dem vorgeworfen wurde, die Salò-Regierung unterstützt zu haben. Nach einer an das Sekretariat des Ministerpräsidenten Ferruccio Parri gerichteten Denkschrift war sein Haus in der Provinz Novara – wie die Nachforschungen der Partisanenformationen vom Mai-Juni 1945 belegen – Anlaufstelle für hohe Wehrmachtsoffiziere und „der Unterschlupf, wo die Kommandanten der SS die Massaker an den Juden und Partisanen am Lago maggiore organisiert hatten“ und wo „die gepeinigten Körper zahlreicher Israeliten, Männer und Frauen, in Massengräbern“ verscharrt worden waren.[26]

4. Nur wenige Verantwortliche wurden Epurationsmaßnahmen unterzogen, wie man am Fall der Direktion des Maschinenbau-Unternehmens Breda sieht. Laut Anklage händigte sie den Deutschen die Listen jener Beschäftigten aus, die zwischen Dezember und März 1943 Streiks und Unruhen organisiert hatten, und bewirkte damit ihre Deportation nach Deutschland. Nach den Prozeßprotokollen hatten sie auch die Nacht durchgearbeitet, um nur ja den Forderungen des deutschen Kommandos rechtzeitig nachzukommen. Nach der Befreiung Mailands verlangte man also eine exemplarische Bestrafung. Am

[26] Denkschrift über die Ereignisse der Monate Mai und Juni in der Villa del Ruscello di Baveno (Novara), in: ACS, Carte Parri, busta 20, fasc. 106.

22. Mai 1945 kam als erster der Ingenieur Edoardo Bovone vor das außerordentliche Schwurgericht. Er war angeklagt, im August 1943 einen Streik bei Breda unter Einsatz von Carabinieri-Einheiten und Panzern zerschlagen zu haben; außerdem sollen fünf Arbeiter auf seine Veranlassung hin verhaftet worden sein, und er soll Listen von Arbeitern zur Deportation nach Deutschland zusammengestellt haben. Bovone verteidigte sich, er habe nur die weniger fähigen Arbeiter berücksichtigt, dabei auf Befehl seiner Vorgesetzten gehandelt. Der Staatsanwalt akzeptierte diese Rechtfertigungen, sah in den Anklagen bloß eine Art Racheakt der sozialistisch und kommunistisch orientierten Arbeiter gegen den Fabrikbesitzer und sprach sich für eine nur 15jährige Haftstrafe aus.

Entgegen den Entscheidungen der Säuberungskommission des Breda-Unternehmens, die eine sofortige, entschädigungslose Entlassung aller an der Aufstellung der Listen beteiligten gehobenen Führungskräfte verfügt hatte, sprach das außerordentliche Schwurgericht in Mailand den Ingenieur Luciano Dalle Ora im Juli 1945 aus Mangel an Beweisen frei.[27]

Ähnlich lag der Fall des Direktors des ILVA-Unternehmens in Bagnoli, Ferretti, der als Mitglied der faschistischen Partei seit 1923 vor das Hochkommissariat in Neapel kam, weil er nicht die Deportation von Arbeitskräften nach Deutschland verhindert hatte. Er wurde aufgrund der Erklärungen von Domenico Palumbo, dem Inspektor des regionalen Arbeitsamtes, freigesprochen; danach habe sich die Rekrutierung der für Deutschland bestimmten Arbeitskräfte auf einige wenige Elemente beschränkt und sei „wie in allen anderen Betrieben Neapels vom Provinzialarbeitsamt auf schriftlichen Antrag der betroffenen Arbeiter erfolgt", während die Betriebsleitung „nur ein Vetorecht für die Fälle besaß, in denen der Abzug einzelner den Ablauf der Arbeitsprozesse beeinträchtigt hätte."[28]

---

[27] Urteil des außerordentlichen Schwurgerichts in Mailand, 25. Juli 1945, Nr. 75, in: Archivio di Stato di Milano (ASMI), Fondo Corte di Assise straordinaria di Milano, sentenze. Das Rechtsverfahren endete dann vor dem römischen Revisionsgericht im Juli 1946 mit einem vollkommenen Freispruch.

[28] Brief Ferrettis an die neapolitanische Delegation des Alto commissariato per l'epurazione vom 23. August 1945, in: ACS, Fondo IRI, segreteria, busta 93.

Je höher man jedoch in der Hierarchie hinaufstieg, desto häufiger zeigten sich selbst die antifaschistischen Parteien nachsichtig; so wurde am 1. Dezember 1945 der Generaldirektor der Breda-Werke, Arnaldo Salamini, trotz schwerwiegender Verdachtsmomente wiedereingestellt. Und auch der Sozialist Emilio Sereni erinnerte an die Notwendigkeit, zum Wohl des Landes auch jene Fachleute, Verwalter und Führungskräfte, die aufgrund ihrer tiefen Einbindung in das mit dem Regime bei den Massen verhaßt waren, durch demokratische Umerziehung wieder in die Gesellschaft einzugliedern. Nicht illegale Racheakte, sondern legale Säuberungsmaßnahmen sollten das Ziel sein.

Derartige Direktiven führten zwangsläufig zu Konflikten zwischen den innerbetrieblichen Befreiungskomitees und den Säuberungskommissionen, wie sich am Fall des Eigentümers des Elektrounternehmens Magneti Marelli, Bruno Quintavalle, zeigt. In einem im Werk zirkulierenden Rundschreiben vom 4. November 1945 wurde Quintavalle vorgeworfen, er habe der Arbeiterschaft trotz der schlechten Arbeitsbedingungen, die dort herrschten, keinerlei soziale Unterstützung zugestanden; nach einem Bombenangriff auf Mailand, der auch die Fabrikanlagen in Mitleidenschaft gezogen hatte, habe er das gesamte Personal (Arbeiter und Angestellte) entlassen, ohne die schwerwiegenden gesellschaftspolitischen Folgen dieser Maßnahme (Hunger und Deportation nach Deutschland) zu bedenken und ohne das geringste menschliche oder soziale Solidaritätsgefühl zu zeigen. Das Betriebskomitee hielt demgegenüber eine Zusammenarbeit mit Quintavalle hinsichtlich der „Erneuerung der Lizenzen zur Herstellung der amerikanischen RCA“ und im Hinblick auf eine größere Unabhängigkeit von der F.I.M.M. (Fabbrica Italiana Magneti Marelli), die „99,7% des Aktienkapitals der FIVRE“ besaß, für nützlich.[29]

Auch im Fall des früheren Generaldirektors der STET (Società torinese per l'esercizio telefonico), Vittorio Patrizi, dem vorgeworfen wurde, wiederholt faschistische Apologie betrieben zu haben, kam es

---

[29] Vgl. den Brief des betrieblichen CLN an Quintavalle, 12. September 1945, in: Archivio Istituto nazionale per la storia del movimento di liberazione in Italia (im Folgenden: INSMLI), Fondo CLNAI, serie periodo legale, busta 43, fasc. 2.

zu Auseinandersetzungen zwischen dem innerbetrieblichen Befreiungskomitee – das im übrigen nach dem Ende der Kommissariatsverwaltung für eine Wiederaufnahme der Produktion und Öffnung zum Finanzmarkt eintrat – und den Vertretern der von der STET betriebenen Unternehmen. Entgegen der Erklärungen des CLN des Mailänder Betriebs Stipel (Società telefonica interregionale piemontese e lombarda), wonach Patrizi mitgewirkt hatte, „die faschistischen Methoden und Systeme beizubehalten [...] und zu verteidigen", zudem in der Fabrik zum squadristischen Schwarzhemd die *sciarpa littorio* getragen hatte, ergaben die Nachforschungen der STET, daß der Beschuldigte, obgleich Mitglied des PNF seit 1924, keinerlei Amt in der Partei ausgeübt habe. Ferner stieß man darauf, daß er aufgrund seiner Weigerung, eine antijüdische Maßnahme durchzuführen, zum Verlassen der Gesellschaft Italgas (Società italiana per il gas) gezwungen wurde. Außerdem habe er sich widersetzt, als Reserveoffizier einen Eid auf die Salò-Republik zu leisten: Nur wenige Personen hätten sich so verhalten, selbst innerhalb des CLN gebe es gegenwärtig Elemente, die sich nicht geweigert hätten.[30]

Hier also verteidigte das Befreiungskomitee den Beschuldigten nicht nur, sondern forderte angesichts des heiklen Sachverhalts und mit dem Ziel, zu einem ausgeglicheneren Urteil zu gelangen, zusätzliche Nachforschungen seitens der Provinzial- und Regionalkommission für die Säuberungen ein. Das innerbetriebliche Befreiungskomitee setzte sich in der Tat fast ausschließlich aus Personen zusammen, die bei der STET gearbeitet hatten und ihre Stellung nun nutzen konnten, sich aus persönlichen Beweggründen an Patrizi zu rächen. Das Verfahren endete mit einem Freispruch, da die Beschuldigungen sich als falsch erwiesen hatten; selbst die *Giunta regionale del governo* für Piemont bestätigte die Beteiligung Patrizis am Widerstand, habe er doch Fahrzeuge für den Material- und Waffentransport bereitgestellt, Ausweise und Dokumente für die Mitglieder und Mitarbeiter des CLN ausgegeben, Räumlichkeiten der Firma für die Geheimversammlungen angeboten, politischen Häftlingen und ihren Familien geholfen, die

---

[30] Rapporto del CLN aziendale della STET di Torino, 6 luglio 1945, in: ACS, Fondo IRI, segreteria, busta 93.

Nachrichten- und Spionagetätigkeit begünstigt sowie logistische Unterstützung geleistet.[31]

Nicht anders lag der Fall Giuseppe Bianchinis, des früheren Vizepräsidenten der Mailänder Società Edison. Hatte die zuständige Säuberungskommission ihn unrechtmäßiger Regimeprofite bezichtigt, so wies das innerbetriebliche Befreiungskomitee dessen Unschuld nach: Bianchini habe sich offen gegen die Rassegesetze gestellt, indem er sich geweigert habe, jüdisches Personal zu entlassen, außerdem habe er eine aus einem anderen Betrieb aus rassischen Gründen entlassene Führungskraft eingestellt. Ferner erreichte er für ungefähr 23 000 Angestellte die Befreiung vom Wehr- und Arbeitsdienst, womit er ihre Verschickung nach Deutschland als Zwangsarbeiter verhinderte. 1933 gehörte der Società Edison auch Ferruccio Parri an, der 1937 zum leitenden Angestellten befördert und auch nach seiner Verhaftung wegen antifaschistischer Tätigkeit und während seines Prozesses vor einem Sondergericht nicht entlassen wurde. Auf Parris Festnahme folgte die Verhaftung von vier Angestellten, von denen drei in Fossoli interniert und nach Deutschland deportiert wurden.

Seine Aktivitäten waren dermaßen bekannt, daß die faschistische Zeitung „Brigata nera" einen Artikel unter dem Titel „Was geht bei Edison vor?" veröffentlichte. Nur dank einiger Beamter der Mailänder Polizeibehörde entging die Società Edison, die man für einen Unterschlupf für Konspirateure und Freunde Parris hielt, einem politischen Ermittlungsverfahren. Bianchini hatte auch die Werkanlagen verteidigt, die Partisanenformationen mit hohen Geldsummen (Hunderte Millionen Lire) an den Mailänder CLN und an die Brigaden in den Valli dell'Ossola in der Emilia Romagna unterstützt. Schließlich hatte er auch Kontakte zum Hauptmann Paolo Merlini aufgenommen, der als Verbindungsoffizier zum Oberkommando der Corpi volontari della Libertà (CVL) unter Raffaele Cadorna fungierte.

Als Präsident der Mailänder Società Ferrovie Nord hatte sich Bianchini schließlich geweigert, die Bestimmungen der Salò-Republik umzusetzen; so entließ er beispielsweise nicht die Lokführer, die von

---

[31] Vgl. den Bericht von Paolo Greco, Kommandant der Giunta regionale di governo per il Piemonte, 16. Mai 1945, ibid.

der Polizei als politisch aktive Antifaschisten erfaßt worden waren, sondern ermöglichte ihnen sogar die Flucht.

5. Andernorts forderte das innerbetriebliche Befreiungskomitee überdies die Beendigung der Kommissariatsverwaltung,[32] für deren Einführung sich die Nachkriegsregierungen nachhaltig eingesetzt hatten, um die faschistischen Führungskräfte zu eliminieren, die Säuberungsmaßnahmen sicherzustellen sowie die Beschlagnahme der Vermögen und unrechtmäßigen Regimeprofite zu erleichtern; die Befreiungskomitees sprachen sich nun für die Rückkehr der früheren Eigentümer aus, die man für die Wiederaufnahme der Produktion und die Vertrauensbildung bei den Banken für unentbehrlich hielt. Beispielhaft seien hier nur die Mailänder Innocenti-Werke erwähnt, wo das innerbetriebliche Befreiungskomitee die Militärregierung am 28. August 1945 bedrängte, die Kommissariatsverwaltung aufzuheben, oder die Acciaierie Lombarde Falck, wo das Befreiungskomitee des Mailänder Werkes am 28. Februar 1946 wider besseres Wissen behauptete, der Eigentümer Enrico Falck habe während des gesamten *ventennio* aktiv an den antifaschistischen Bewegungen mitgewirkt.

Insgesamt also wurden die Säuberungen der Unternehmensleitungen und Arbeiterschaft bis Ende 1945 mit energischer Ernsthaftig-

---

[32] Zwei Gesetzesdekrete vom 19. Oktober 1944 (Nr. 420) und 26. April 1945 (Nr. 229) regeln die Kommissariatsverwaltung. Danach konnte der Ministerpräsident Kommissare und Vizekommissare für die Privatunternehmen ernennen, die mit öffentlichen Dienstleistungen beauftragt waren oder ein Gewerbe von allgemeinem Interesse ausübten, und für Firmen, für die der Staat im Falle von Schwierigkeiten die Finanzierung garantierte. Die Regierung Bonomi ernannte als einen der ersten Giulio Foligno zum außerordentlichen Kommissar für die ILVA-Werke und Oscar Sinigaglia für das Unternehmen FINSIDER (Società Finanziaria Siderurgica S.p.A.), das die Aktienmehrheit der ILVA-Werke hielt. Mit der Befreiung Norditaliens kam es zu Kompetenzstreitigkeiten, weil nach dem Gesetzesdekret vom 31. Mai 1945, Nr. 364 (Konfiszierung der Regimeprofite), das CLNAI und die lokalen und regionalen CLN berechtigt waren, Sonderkommissare für die Wirtschaftsführung von Betrieben, Instituten und Unternehmen zu ernennen, denn sie übten vollgütige Regierungsfunktionen aus. Vgl. die Notiz des Ufficio studi e legislazione della Presidenza del Consiglio dei Ministri an das CLNAI und an die Präfekten vom 25. September 1945: Gestioni commissariali e provvedimenti provvisori in relazione al ritorno delle province settentrionali all'amministrazione italiana, in: ACS, Carte Parri, busta 28, fasc. 159.

keit durchgeführt; danach vermochten sich viele Eigentümer mit Unterstützung der innerbetrieblichen oder regionalen Befreiungskomitees den Maßnahmen zu entziehen. So geschah es beispielsweise im Fall Vittorio Cinis, dem früheren außerordentlichen Kommissar und späteren Präsidenten der Stahlwerke ILVA (von 1921 bis 1939), Senator ab 1934, seit 1936 Generaldirektor der für 1942 geplanten Weltausstellung in Rom (Esposizione universale di Roma – EUR), ab Februar 1943 Verkehrsminister. In einem Schreiben vom 1. Dezember 1945 erklärte der Kommissar für Finanz- und Bankwesen des Befreiungskomitees für die Region Venetien, daß „Cini als einziger dem Diktator entgegengetreten war, indem er vom ersten Tag seines Amtsantritts als Minister an eine offene, mutige Oppositionshaltung einnahm."[33] Eine solche Entlastung war zweifellos überzogen, hatte Cini seine Karriere doch ganz innerhalb des faschistischen Regimes gemacht und sich zu keinem Zeitpunkt Mussolini widersetzt, vielmehr seine Haltung erst dann geändert, als sich die Aussichten Italiens zu verschlechtern begannen.

Im wesentlichen kamen unter den politischen Parteien der Widerstandsbewegung, die im CLNAI vertreten waren, zwei Linien zum Tragen: 1. Für einen Teil der radikalen antifaschistischen Parteien (vor allem Kommunisten, Sozialisten und Aktionspartei) war die Kollaboration gegeben bei Führung eines Unternehmens unter dem faschistischen Regime, bei Ernennung zum Direktor durch den PNF, bei Huldigung des Duce in öffentlichen Reden, endlich bei Aufrechterhaltung der Produktion nach dem Juli/September 1943, die auf Kontakte zur Salò-Republik und zu den deutschen Besatzern schließen ließ; 2. für die gemäßigten Parteien war dadurch der Tatbestand der Kollaboration noch nicht erfüllt, weil der Industrielle nur seinem Beruf unter den damaligen politischen Rahmenbedingungen nachgegangen sei.

Der Konflikt zwischen diesen beiden Linien zeigte sich in aller Klarheit am Fall von Furio Cicogna, dem geschäftsführenden Verwaltungsratsmitglied der Textilwerke Chatillon, der 1961 Präsident des Industriellenverbandes *Confindustria* wurde.

Die betriebliche Säuberungskommission hatte Cicogna am 20. August 1945 beim CLNAI angezeigt, weil er 1932 der faschistischen Partei

---

[33] Vgl. den Brief in: Archivio INSMLI, Fondo CLNAI, serie periodo legale, busta 56, fasc. 6.

beitrat, als er bereits Geschäftsführer und Generaldirektor des Betriebes war. Ein später Eintritt, gewiß, dem aber tief verwurzelte persönliche Überzeugungen zugrunde lagen, nahm er doch wenige Jahre später aus Karrieregründen auch die Ernennung zum Mitglied des Nationalen Korporationsrates an. In der Anzeige wurden auch einige Reden an seine Arbeiter und Angestellten wiedergegeben: In ihnen habe er den Sieg des Faschismus gepriesen, die Notwendigkeit des Befreiungskrieges und der Eroberung eines Imperiums hervorgehoben, die Wichtigkeit der Autarkiepolitik für den Faschismus betont. Ferner habe er die Beamten und Angestellten des Unternehmens zum Beitritt in die faschistische Partei gezwungen und erlaubt, daß während des Krieges die Arbeiter, die sich der Einberufung widersetzten, bei den Carabinieri angezeigt würden. Erst nach dem Prozeß von Verona (Prozeß gegen die sechs Parteiführer, die am 25. Juli 1943 im faschistischen Großrat gegen Mussolini gestimmt hatten) hätten Cicogna und andere Industrielle sich klar gegen die Politik des Salò-Faschismus gewandt. Auf jeden Fall habe er den Deutschen die gesamte Produktion überlassen und die italienischen Unternehmen beliefert, die für die Deutschen arbeiteten (am Ende habe er sogar vielen deutschen Soldaten die Flucht ermöglicht, indem er ihnen Zivilkleidung besorgte). Vor diesem Hintergrund sei es klar, daß es sich bei der finanziellen Unterstützung der Partisanenbewegung in den letzten Kriegstagen nur um ein „doppeltes Spiel" gehandelt habe, um einen Versuch, seine früheren Verantwortlichkeiten als faschistischer Parteiführer zu überdecken.[34]

Trotz der schwerwiegenden Anklagepunkte nahm das betriebliche Befreiungskomitee am 16. November 1945 Abstand von der Anzeige der Säuberungskommission; der Grund lag sehr wahrscheinlich darin, daß man die persönliche Position zahlreicher Angestellter nicht gefährden wollte, die von Maßnahmen gegen die Unternehmensleitung möglicherweise mitbetroffen gewesen wären. Als Grund gab man an, der Angeklagte habe zu keinem Zeitpunkt die Antifaschisten verfolgt.

---

[34] Vgl. die Rekonstruktion des Falles Cicogna in: Canosa, Le sanzioni contro il fascismo (wie Anm. 22) S. 79–84.

„Es hat sich nicht erwiesen, daß Sie persönlich apologetische Reden gehalten haben, während für die kurzen Sätze, mit denen die Vorstandsberichte an die Versammlung der Chatillon für die Jahre 1936 und 1940 beginnen, der gesamte Vorstand und nicht nur Sie einstehen [...]. Kein Angestellter ist jemals aus politischen Gründen in seiner Position beeinträchtigt worden, ja viele Antifaschisten sind eingestellt und befördert worden [...]; aus diesen Gründen hat die Kommission von strafenden Säuberungsmaßnahmen abgesehen."[35]

Gerade solche Haltungen begünstigten, daß die Bestimmungen „über die Bestrafung der faschistischen Vergehen, die Säuberung der öffentlichen Verwaltung, die Konfiszierung der Regimeprofite zugunsten des Staates (profits made under the fascist regime)"[36] bei den Privatunternehmen nicht zur Anwendung kamen, obgleich sie auch hier zum Ausschluß von ehemaligen faschistischen Elementen führen sollten. Unter diese Elemente zählte man diejenigen, die „aktiv am politischen Leben des Faschismus teilgenommen und durch Einflußnahme seitens der Partei oder Parteiführer Ämter erhalten hatten oder befördert worden waren", sowie diejenigen, „die sich als faschistische Parteigänger erwiesen" und die „aus unterschiedlichen Gründen die Qualifikation eines *sansepolcrista*, eines Anhängers der ersten Stunde" bzw. eines „früheren Offiziers der MVSN (Milizia Volontaria per la sicurezza nazionale) erhalten hatten."[37]

Ferner verfügten die regionalen Säuberungskommissionen, daß auch die Vermögen derjenigen beschlagnahmt werden sollten, die „politische, administrative, gewerkschaftliche und korporative Ämter bekleidet" und die Partei für ihre wirtschaftlichen Zwecke genutzt hat-

---

35 Brief der Säuberungskommission im Unternehmen Chatillon an Furio Cicogna, 14. November 1945, in: Archivio INSMLI, Fondo CLNAI, serie periodo legale, busta 53, fasc. 13.

36 Vgl. Applicazione nel campo delle aziende private del decreto legislativo luogotenenziale per le sanzioni contro il fascismo, 27 luglio 1944, nr 159, in: Istituto nazionale per la storia della Resistenza e dell'età contemporanea di Torino „Giorgio Agosti" (im Folgenden: ISTORETO, Fondo Comitato di liberazione nazionale regionale piemontese (im Folgenden: CLNRP), H 36. Vgl. auch ISTORETO, Fondo CLNRP, C 56.

37 Ibid.

ten, darin eingeschlossen natürlich die Zugehörigkeit zu „militärischen Formationen der Republik von Salò."[38]

Grundsätzlich mußte dabei allerdings der Nachweis erbracht werden, daß sich die Betroffenen „spontan an die Deutschen gewandt und ihre Dienstleistungen und Produkte angeboten hatten" und nicht bloß „auf Befehl, durch Zwangsverpflichtung oder ähnliche Schritte seitens der Besatzerbehörden" handelten; dieser Umstand erlaubte vielen, „die Erfüllung des Tatbestands des Verrats, damit die Beschlagnahme ihrer Vermögen zu vermeiden."[39]

Genau aufgrund dieser Gesetzesinterpretation entgingen Vittorio Valletta, Giovanni Agnelli und Gian Carlo Camerana einer Verurteilung, und zwar trotz der von der Regional- und Provinzialkommission für die Säuberung in Turin formulierten Anklage, wonach sie „in ihrer Eigenschaft als höchste Spitzen der FIAT-Gruppe aktiv am politischen Leben des Faschismus teilgenommen hatten, dabei öffentlich das Regierungs- und Parteihandeln des faschistischen Regimes betrieben" und „als offensichtliche Folge ihres politischen Verhaltens mit enormen wirtschaftlichen Vorteilen große Vermögenszuwächse erzielten".[40]

Im August 1945 legte Valletta dem vom antifaschistischen Juristen Alessandro Galante Garrone geleiteten regionalen Befreiungskomitee in Piemont zu seiner Entlastung zahlreiche Aussagen von Betriebsangehörigen vor, aus denen hervorging, daß er die Partisanenbewegung unterstützt und die Erschießung einiger Arbeiterpartisanen wegen Guerilla-Tätigkeit verhindert habe.[41] Ein anderes, vom Betriebskomitee ver-

---

[38] Für eine vollständige Liste der Kategorien von Kollaborateuren vgl. Epurazione di uomini e sequestro di beni, in: l'Unità, 1. Mai 1945; cfr. auch die Listen der italienischen Kriegsverbrecher in: ACS, Ministero dell'Interno (MI), Direzione generale (DG), Pubblica sicurezza (PS), Divisione Servizio interno di Sicurezza (SIS), (1944–1947), busta 23 e busta 24.

[39] Ibid.

[40] Beschluß der Commissione regionale e provinciale per l'epurazione di Torino, 18. März 1945, in: ISTORETO, Fondo CLNRP, H 36.

[41] Vgl. dazu das Protokoll der außerordentlichen Sitzung des Comitato di Liberazione nazionale per la regione Piemonte, 28. August 1945, in: ISTORETO, Fondo CLNRP, H 36. Zahlreiche Zeugen erklärten, die Fabbrica italiana automobili Torino (FIAT) habe zu keinem Zeitpunkt besonders aggressive Waffen für den Abessinienkrieg und den spanischen Bürgerkrieg produziert und Valletta habe die von Solaro befohlene Erschießung von 50 Geiseln verhindert.

faßtes Dokument bezichtigte allerdings nicht nur Valletta, sondern die gesamte FIAT-Direktion der Übergriffe, Schikane und Ausbeutung.

Valletta gelang es auf jeden Fall, zahlreiches Entlastungsmaterial vorzulegen: So habe er die Produktion bestimmter Waffengattungen abgebrochen, die den Deutschen genutzt hätten, habe Kontakte und Informationsflüsse zu den alliierten Geheimdiensten und nationalen Befreiungskomitees aufrechterhalten und die Freilassung vieler Gefangener und Internierter (Soldaten, Zivilpersonen, Partisanen) erreicht. Gegen den Vorwurf, er habe dem faschistischen Korporativismus zugestimmt und die Bildung einer internen Miliz unter dem Namen „18. November" gefördert, führte er an, keinem Parteibonzen seien jemals betriebliche Führungsaufgaben übertragen worden, während spezifische Instruktionen zum Schutz der von der Generaldirektion verteidigten und betreuten jüdischen Arbeiter ergangen seien und der Betrieb aus den faschistischen Aggressionskriegen, beispielsweise dem Abessinienkrieg, keinerlei Nutzen gezogen habe. Auch die interne Betriebsmiliz sei geschaffen worden, weil die faschistische Partei ab 1935 den Beitritt erzwungen habe.

6. Großes Erstaunen löste das Urteil der Sonderkammer des römischen Schwurgerichts vom 17. Juli 1947 aus, mit dem der frühere Finanzminister Alberto De Stefani aus Mangel an Beweisen freigesprochen wurde; bereits im Juli 1944 hatte ihn die Alliierte Militärregierung von der universitären Lehrtätigkeit suspendiert,[42] und vor der zuständigen Säuberungskommission hatte er sich (nach Maßgabe des Unterrichtsministers Guido De Ruggero) für seine Aktivitäten als Abgeordneter in der 26., 27. und 28. Legislaturperiode, als Finanzminister (1922–1924) und als Mitglied des faschistischen Großrats verantworten müssen. De Stefani trug ferner den Grad eines Ehrengefreiten der MVSN mit der Auszeichnung *squadrista antemarcia*.

Ferner wurde hervorgehoben, Valletta habe der Partisanenbewegung in der Stadt und der Organisation der SAP 30 Millionen als Darlehen überreicht.

[42] Brief des Rektors der Universität Rom an Alberto De Stefani, 8. Juli 1944, in: ASBI, Carte De Stefani, nr corda 68, fasc. 1, sott. 3.

Die Anklagepunkte wogen schwer: Mitwirkung an der Aufhebung der Verfassungsgarantien und Grundrechte; Beteiligung am Aufbau des faschistischen Regimes als Regierungsmitglied und Parteiführer des Faschismus, insbesondere aber als Finanzminister zwischen 1922 und 1925; Billigung aller auf die Errichtung eines totalitären Regimes zielenden Verfassungsänderungen des Faschistischen Großrats, dem er von Anfang an angehörte; Stärkung des faschistischen Regimes als Abgeordneter und durch Propagandatätigkeit in Wort und Schrift; Organisation und Leitung der faschistischen Aktion zur Besetzung Trients und Bozens im September 1922.

Der Angeklagte verfaßte eine Denkschrift zu seiner Verteidigung, worin er betonte, er habe „seine akademischen Grade ausschließlich aufgrund seiner wissenschaftlichen Leistungen und unabhängig von jeglichem Druck oder von Machenschaften seitens der Partei erworben", als Finanzminister eine „im wesentlichen fachliche" Funktion „in vollster Unabhängigkeit und im Allgemeininteresse des Landes" ausgeübt und dabei einen ausgeglichenen Haushalt geschaffen. Ferner sei auch die Anklage hinfällig, er habe an der Zerstörung der verfassungsmäßig garantierten Grund- und Freiheitsrechte mitgewirkt, denn nach der Rede vom 3. Januar 1925 sei er vom Amt des Finanzministers zurückgetreten, „weil er den neuen Direktiven der Regierung nicht folgen und die spezifischen Verantwortlichkeiten dafür nicht mittragen wollte."[43] Damit war allerdings noch nicht gesagt, daß der Angeklagte nicht die Werte der faschistischen Bewegung teilte und mit fester Überzeugung hinter ihnen stand. In einem Brief an Mussolini vom 5. Januar 1925, worin er den Rücktritt vom Regierungsamt erklärte, forderte er die Rückkehr zu den Idealen ein, welche die faschistische Bewegung seit 1919 geleitet hatten, zu den Ordnungsvorstellungen bezüglich der italienischen Gesellschaft, zum Ziel der Aufhebung aller sozialen und Wirtschaftskonflikte, die das monarchisch-parlamentarische System und die Autorität des Staates zu untergraben drohten.

---

[43] Appell gegen die Entscheidung der Säuberungskommission von Pietro De Stefani, 29. Dezember 1944, in: ASBI, Carte De Stefani, nr corda 68, fasc. 3.

„Auf der Grundlage einer tief gereiften Überzeugung denke ich, daß der Faschismus sich frei von jeglicher Regierungsverantwortung im freien politischen Wettbewerb erneut bewähren muß. Dergestalt wird die Kraft des Faschismus und seine Fähigkeit zum Kommando wachsen. Das begonnene Werk wird nach dem Willen des italienischen Volkes fortgesetzt werden."[44]

Zweifellos fand De Stefani Unterstützung auf höchster politischer Ebene, und gewiß begünstigte seinen Freispruch auch jener von einem „Elitebürgertum" getragene Komplex von Werten, ethischen Vorstellungen und kulturellen Orientierungen, der in der Nachkriegszeit von zahlreichen politischen Exponenten des Antifaschismus geteilt wurde. Der Verteidigung fiel es nicht schwer, seine intellektuelle Unabhängigkeit und seinen Gerechtigkeitssinn, sein Pflichtgefühl und seine Vaterlandsliebe aufzuzeigen; seine umfassende Bildung und wissenschaftliche Seriösität offenbarten sich vor allem in seiner akademischen Karriere als Universitätsprofessor (im Januar 1921 hatte er sich für eine Professur in Politischer Ökonomie qualifiziert, wobei die Prüfungskommission sich aus so bedeutenden Ökonomen wie Einaudi, Barone, Mortara und Jannaccone zusammensetzte, und berufen wurde er 1925 von Salandra, Orlando und Umberto Ricci, von denen keiner Mitglied des PNF war, an die Fakultät für Politische Wissenschaften der Universität Rom). Man schätzte ihn als unabhängigen Lehrer, der seine Position zu keinem Zeitpunkt ausgenutzt habe, um politische Propaganda zugunsten des faschistischen Regimes zu betreiben, würdigte ferner sein Ansehen in den internationalen Finanzkreisen und seine freundschaftlichen Beziehungen zu wichtigen Exponenten des Finanzwesens und hob hervor, daß er seine akademische Tätigkeit an den ethischen Prinzipien des Freidenkertums, der Gerechtigkeit, Ernsthaftigkeit und Unabhängigkeit im Urteil ausgerichtet habe. Zwar habe sich De Stefani im März 1921 der faschistischen Bewegung angeschlossen, doch viele politische Gegner hätten ihm in seiner Tätigkeit als Parlamentsabgeordneten Achtung und Vertrauen entgegengebracht (Luigi Einaudi hatte betont, die Wähler hätten eine gute Wahl getroffen), und zwar schon deshalb, weil er in seinen Reden kein einziges Mal zum Ungehorsam oder zu Gewalt-

[44] Brief von De Stefani an Benito Mussolini, 5. Januar 1925, in: ASBI, Carte De Stefani, nr corda 68, fasc. 1, sott. 5.

aktionen aufgerufen, sondern durchweg die Einhaltung der Gesetze eingefordert habe. Als Finanzminister vom 30. Oktober 1922 bis zum 10. Juli 1925 habe er den Staatshaushalt ausgeglichen und den öffentlichen Schuldenberg abgetragen; als Mitglied des faschistischen Großrats habe er über die Finanzpolitik gewacht und sei für das friedliche Zusammenleben der Völker eingetreten. 1938 habe er versucht, die Lage der verfolgten Juden zu lindern.

Erwähnt wurde nicht, daß er 1921 den Schwarzhemden angehörte und squadristische Aktionen in Südtirol gegen die deutsche Invasion von 1922 leitete. De Stefani gelang es sogar nachzuweisen, er sei vom Salò-Regime verfolgt worden; tatsächlich hatte ihn das Erziehungsministerium im Januar 1944 von der Lehre suspendiert, und anschließend war er vom Sondergericht in Verona als einer der „Verräter", die am 25. Juli 1943 im faschistischen Großrat gegen Mussolini gestimmt hatten, zum Tode verurteilt worden.[45]

Aus den Prozeßakten ergeben sich jedoch weitere Anklagepunkte. Der Kommissar der Accademia dei Lincei warf De Stefani vor, er habe in einer Rede vom 13. März 1939 vor der Accademia d'Italia dazu aufgefordert, dem Duce und dem Regime mit allen Kräften zu dienen. Außerdem hatte er für die *leggi fascistissime* gestimmt, mit denen alle staatsbürgerlichen und politischen Rechte aufgehoben wurden, hatte ferner die Abschaffung der Arbeitskammern und die Einrichtung der Camera dei fasci e delle corporazioni gutgeheißen. Die zentrale Säuberungskommission stellte allerdings am 18. April 1945 das Verfahren gegen De Stefani ein, so daß ihm eine Entlassungsabfindung zustand. Mit dem Urteil vom 17. Juli 1947 konstatierte das römische Sonderschwurgericht überdies, daß De Stefani keinerlei „Regimeprofite" gemacht habe, seine „nicht ge-

[45] Nach der Befreiung Roms hatte die Alliierte Militärregierung De Stefani vom Lehrstuhl entfernt und am 21. Dezember 1944 einem Säuberungsverfahren unterworfen. Da jedoch per Gesetzesdekret vom 5. Oktober 1945 die Rechtswirksamkeit der durch die faschistische Regierung getroffenen Maßnahmen, damit auch der in diese Zeit fallenden Ernennungen, Beförderungen und Entlassungen der Staatsbediensteten aufgehoben wurde, konnte De Stefani die Zahlung aller seit Januar 1944 ausstehenden Gehälter einfordern; vgl. den Brief des Rektors der römischen Universität, Giuseppe Caronia, an Alberto De Stefani und an den Präses der Fakultät für Politische Wissenschaften, 22. August 1945, in: ASBI, Carte De Stefani, nr corda 68, fasc. 1, busta 3.

rade üppigen Einkünfte ... ausschließlich aus seiner wissenschaftlichen Tätigkeit und seiner ehrlichen, wertvollen Arbeit stammten."[46]

Dergestalt gelangte De Stefani wieder in den Besitz all seiner vom Staat konfiszierten Vermögen, zumal die Verteidigung geschickt nachzuweisen vermochte, daß sein gesamtes Eigentum sich aus der Erbschaftsmasse seiner Familie herleitete und nicht aus Gunsterweisen des faschistischen Regimes erwachsen war. „Er entstammt einer alten, ehrenwerten Familie, die in solidem Wohlstand lebte", schrieb der Rechtsanwalt Giulio Faccini; De Stefanis Großvater väterlicherseits habe in Verona zu Beginn des 20. Jahrhunderts einen Großhandel für Kolonial-, Chemie- und Medizinalwaren gegründet, sein Vater sei ein berühmter, geschätzter Jurist gewesen, seine Mutter „komme aus einer reichen Industriellen- und Grundbesitzerfamilie, die hochwertige Ländereien und Immobilien ihr eigen nennt."[47]

Die politische Betätigung De Stefanis als Minister des faschistischen Regimes wurde also fein säuberlich von seinen Fachkompetenzen und seinem Beruf als Ökonom getrennt. Mit anderen Worten: Sowohl vor dem Hintergrund seiner akademisch-wissenschaftlichen Position im Universitätsbereich (die erfolgreich absolvierten Auswahlverfahren und die Lehre an den Universitäten Padua und Ferrara seit den 20er Jahren), als auch in Erwägung seiner parlamentarischen Abgeordnetentätigkeit und Arbeit als Finanzminister sah der Gerichtshof in seiner Verwicklung in den Faschismus kein Indiz dafür, daß von De Stefani eine Gefahr für die zukünftige Demokratie ausgehe.

> „Zweifellos – räumte das Gericht ein – stellte De Stefani eines der wenigen Talente des faschistischen Regimes dar; [...] es wäre eine große Ungerechtigkeit, dies zu verkennen und ihn für Taten verantwortlich zu

[46] Urteil der Corte di Assise speciale di Roma, 17. Juli 1947, in: Archivio di Stato di Roma, Corte d'Appello-Corte d'Assise speciale di Roma, sentenze.

[47] Text des von den Rechtsanwälten Giulio Faccini, Umberto Presti, Guido Menegazzi und Mario Zamboni unterzeichneten Notariatsaktes vom 10. Juli 1947, in: ASBI, Carte De Stefani, nr corda, 68, fasc. 1, sott. 6. Der Besitz De Stefanis kam aus der mütterlichen und väterlichen Linie: Eine Wohnung in der Via Dandolo in Rom, eine weitere, die er als Mitgift für seine Tochter für 200 000 Lire gekauft hatte, ein Einzelhaus im Corso Trieste, das mit einer Hypothek von 330 000 Lire beim Credito fondiario belastet war, ein landwirtschaftliches Gut von 30 Hektar in der Nähe von Civitavecchia.

machen, die er nicht begangen hat, nur weil er bis zum Fall des Faschismus der Ideologie dieses Regimes verhaftet blieb. Es sei wiederholt, daß seine Arbeit für das Vaterland äußerst nutzbringend war und ihm die Wertschätzung und Achtung seiner politischen Gegner einbrachte [...] So bleibt nur, ihn für unschuldig zu erklären, [...] ihn sowohl in den ruhigen Hafen seiner Familie zurückzuführen, deren edle Traditionen er zu bewahren wußte, als auch an Italien zurückzugeben, das in der Phase des Wiederaufbaus unbedingt Männer seiner moralischen und intellektuellen Statur bedarf."[48]

De Stefani wurde also von allen Anklagen des Kollaborationismus freigesprochen und durfte seine Lehre an der Universität Rom wiederaufnehmen. Bemerkenswert ist auf jeden Fall die Solidarität, die ihm seine Universitätskollegen erwiesen. Am 18. Januar 1949 übertrug ihm der Fakultätsrat für Politische Wissenschaften auf Antrag des Fakultätspräsidenten Filippo Vassalli den Lehrstuhl für Politische Ökonomie und Finanzen; man bedauerte dabei, ihm nicht den Lehrstuhl für Kolonialwirtschaft, den er für lange Jahre innehatte, zurückgeben zu können, verfügte aber die sofortige Zahlung aller noch ausstehenden Bezüge.[49]

Zur Entlastung De Stefanis bemerkten auch einige Antifaschisten, daß er nur deshalb in der faschistischen Partei geblieben sei, um mäßigend auf die aggressive Politik des Regimes einzuwirken, wobei er als Finanzminister zur Sanierung des Haushalts beigetragen, die öffentliche Schuldenlast reduziert sowie im September 1928 Projekte zur Urbarmachung und Zweckumwandlung von landwirtschaftlichen Nutzflächen entwickelt habe.[50]

In den Jahren 1946 und 1947 kam es zu weiteren wichtigen Urteilen gegen faschistische Parteibonzen. Erinnert sei hier an den Prozeß

---

[48] Ibid.

[49] Tagesordnungspunkt der Sitzung des Fakultätsrats für Politische Wissenschaften, 15. Juni 1948, in: ASBI, Carte De Stefani, nr corda 68, fasc. 1, busta 3. Filippo Vassalli schrieb am 5. November 1949: „[...] der Rat hat mir den angenehmen Auftrag erteilt, Ihnen den Dank der Fakultät für die wertvollen Dienste auszudrücken, die Sie für lange Jahre zunächst am Lehrstuhl für Banktechnik, dann für Kolonialwirtschaft geleistet haben"; Brief von Filippo Vassalli an Alberto De Stefani, 5. November 1949, ibid.

[50] Brief von Silvestra Tea Sesini an den Rechtsanwalt De Stefanis, 26. Juli 1946, ASBI, Carte De Stefani, nr corda 68, fasc. 2.

gegen den früheren Finanzminister (1925–1928) und Mitglied des faschistischen Großrats Giuseppe Volpi vor dem römischen Berufungsgericht. Volpi wurde vom Tatbestand des Kollaborationsverbrechens freigesprochen, da er in den Tagen der Ermordung Matteottis und während des Staatsstreiches vom 3. Januar 1925 nicht in Italien gewesen sei und deshalb nicht an der Konsolidierung des Regimes habe mitwirken können. Keinerlei Gewicht besaß für die Richter der Umstand, daß er einige Tage später, d.h. am 5. Januar 1925, das Ministerium für öffentliche Arbeiten übernommen, am 12. Januar vor der Abgeordnetenkammer den Eid abgelegt, schließlich für die *leggi fascistissime* gestimmt hatte, welche die Diktatur Mussolinis begründeten.

RIASSUNTO

A seguito della Liberazione, i tribunali popolari nominati dal CLNAI pronunciarono centinaia di sentenze di morte contro dirigenti e amministratori di imprese pubbliche e private, sostenitori della RSI e del Partito fascista, accusati di collaborazionismo coi tedeschi. L'istituzione delle Corti straordinarie d'Assise, nell'aprile 1945, ridimensionò, tuttavia, queste pratiche punitive: caddero così molte accuse per appropriazione indebita, illeciti arricchimenti patrimoniali e profitti di regime, formulate contro noti dirigenti di imprese italiane come la Breda, la Edison, la Pirelli e la Siemens. Il saggio si sofferma non solo sui processi più noti, come quello istruito dal CLN piemontese contro il gruppo dirigente alla FIAT (Vittorio Valletta, Giovanni Agnelli e Giancarlo Camerana), ma anche sul lavoro svolto dalle commissioni d'epurazione aziendali e di fabbrica, come la Magneti Marelli. Si ricostruiscono, inoltre, le vicende giudiziarie di noti funzionari del mondo bancario e d'industria o di dirigenti d'imprese statali: Donato Menichella, direttore generale dell'IRI, in seguito presidente della Banca d'Italia; Agostino Rocca, direttore della Dalmine S.p.A., capo dell'Ansaldo e dirigente della FINSIDER; Enrico Lipparini, segretario del Comitato di gestione dell'Alfa Romeo.

ABSTRACT

After the Liberation, the popular tribunals designed by the CLNAI pronounced hundreds of death sentences against executives and administrators

of public and economic organizations of the Fascist Social Republic and of the Fascist party, which had collaborated with the German invaders. Nevertheless, the sentences of the Extraordinary Assize Courts, instituted in April 1945, stopped these practice of punishment. The charges for illicit profits and for collaboration to obtain patrimonial gains, which had been promoted against the managers of important Italian companies such as Breda, Edison, Pirelli and Italian Siemens, were withdrawn. This essay analyzes not only some of the most famous trials, like the one promoted by the CLN of Piedmont against the top managers of FIAT (Vittorio Valletta, Giovanni Agnelli and Giancarlo Camerana) for illegitimate profits. It also examines the less spectacular work of the internal purge commissions within private firms, for example Magneti Marelli. Furthermore it reconstructs the legal vicissitudes of important managers of the State-owned banks and industries: Donato Menichella, executive general of the State-holding IRI, later president of the Bank of Italy; Agostino Rocca, director of Dalmine S.p.A, head of Ansaldo and executive of Finsider; Enrico Lipparini, board member of Alfa Romeo.

DAS ZEITALTER DER MOBILITÄT UND DIE ÜBERSETZBARKEIT DER KULTUREN[1]

von

WOLF LEPENIES

Das Sprechen über Bilder, *parler peinture*, nannte Paul Valéry die schwerste Sache auf der Welt. Er hatte Unrecht. *Parler musique* ist ebenso schwer – wenn nicht noch schwerer. Jedenfalls gilt dies für mich. Daher werden Sie von mir zum Auftakt dieser Tagung über Musikforschung so gut wie kein Wort über Musik hören. Ich konzentriere mich auf das Thema „Mobilität", das den Leitbegriff Ihrer Tagung bildet und verbinde es mit der Frage nach der Übersetzbarkeit der Kulturen, genauer: mit der Frage nach der Übersetzbarkeit in Kunst, Wissenschaft und Politik.

Wir leben in einem Zeitalter der Wanderungen und der Kulturverschiebungen. In dieser Zeit widmen die Geistes- und Sozialwissenschaften dem Problem der „kulturellen Mobilität", *cultural mobility*, eine besonders hohe Aufmerksamkeit. Immer mehr Studien untersuchen, wie Texte, Bilder und Artefakte bewegt, verkleidet, getarnt, übersetzt, verformt, neuen Umständen angepasst und wieder in ihre Ursprungskontexte eingepasst werden. Grundlegend ist dabei die Einsicht, dass Kulturen weniger ihre Stabilität als vielmehr ihre inhärente Beweglichkeit auszeichnet. Der Tatbestand ist nicht neu. Neu ist das weit verbreitete Bewusstsein dieser Tatsache. Goethe sagte voraus, die Leute würden es noch einmal lernen, dass es keine patriotische Kunst und keine patrio-

[1] Festansprache anlässlich der internationalen Tagung der Gesellschaft für Musikforschung „Mobilität und musikalischer Wandel. Musik und Musikforschung im internationalen Kontext", Deutsches Historisches Institut Rom, 2. November 2010.

tische Wissenschaft gibt. Inzwischen haben wir es gelernt. Hier zeigt sich eine Parallele zum Phänomen der Globalisierung. Die Globalisierung ist nichts Neues. Neu ist, dass Auswirkungen der Globalisierung heute von vielen Menschen bewusst erfahren und zu einem Kernthema der politischen Debatte werden.

Cultural Mobility ist ein Schlagwort unserer Zeit: Die Grundzüge der wissenschaftlichen Haltung, die sich damit verbinden, wurden bereits in einem Manifest publiziert.[2] Sie lassen sich in einer Aussage zusammenfassen: „Nomads have become more important than natives". Der Wunsch, im eigenen Kulturkreis zu verharren, verliert gegenüber der Notwendigkeit zum Kulturenwechsel an Bedeutung. Mobilitätserfahrungen werden dabei stets vom Verlust kultureller Selbstverständlichkeiten begleitet. Mobilität führt zu Skepsis und Ironie. Es ist bezeichnend, dass Kant in seiner Vorrede zur *Kritik der reinen Vernunft* die Skeptiker Nomaden nannte. Natürlich gibt es auch Gegenbewegungen: die Mobilitätsabwehr, das Sich-Abkapseln in der Herkunftskultur.

Mobilitätsbereit zu sein ist eine sehr europäische Aufforderung. Für Carl von Linné beispielsweise bildete der *homo europaeus* die höchste Ausprägung des *homo sapiens*. Und dieser *homo europaeus* war „levis, argutus, inventor". Ich kehre die Reihenfolge der Adjektive um: Der Europäer war erfinderisch, scharfsinnig und – leicht beweglich. Zu dieser Beweglichkeit gehört die Fähigkeit zum Kulturenwechsel und damit auch zur Übersetzung der Kulturen.

Vor dem Hintergrund des soeben Gesagten will ich über drei Bereiche sprechen, in denen das Problem der Übersetzbarkeit der Kultur thematisiert werden kann: Kunst, Wissenschaft und Politik. Zur kulturellen Mobilität gezwungen, wird die Übersetzbarkeit von Kulturen zur Voraussetzung dafür, dass wir das Fremde überhaupt verstehen und uns aneignen können.

Kunst

Im Bereich der *Kunst* gilt das Übersetzen in der Regel für schwierig, ja für unmöglich. Aus eben diesem Grunde aber ist der Versuch zur Übersetzung besonders hoch legitimiert. Die Schwierigkeit kommt in dem italienischen Motto *traduttore-traditore* zum Ausdruck – die hohe

[2] St. Greenblatt u.a., Cultural Mobility. A Manifesto, Cambridge 2009.

Legitimationschance künstlerischer Übersetzungsleistungen dagegen im Phänomen der sogenannten *surtraductions*, das sich etwa zeigt, wenn Baudelaire Edgar Allen Poe so übersetzt, dass die für Poe typischen Züge in der französischen Übersetzung noch stärker als im amerikanischen Original herausgehoben werden. Nie kann die Übersetzung das Original erreichen – aber sie kann es sowohl verfehlen wie übertreffen.

Ich habe bewusst vom Übersetzen im Bereich der Kunst gesprochen, nicht allein auf dem Gebiet der Literatur. Denn es ist eine Illusion zu glauben, beispielsweise Streichquartette oder Gemälde, die einem spezifischen Entstehungskontext angehörten, bedürften keiner Übersetzung. In Musik und bildender Kunst, in Film und Theater haben sich lediglich die innereuropäischen oder, allgemeiner ausgedrückt, die „westlichen" Differenzen einander so angeglichen, dass im Laufe der Zeit die Illusion entstehen konnte, hier seien Übersetzungen prinzipiell nicht mehr vonnöten. Schubert-Liebhaber leben auch in Schottland und Bayreuth kommt einem manches Mal so vor, als sei es eine Banlieue von Paris. Überschreitet man aber den europäischen Kontext, zeigt sich die Notwendigkeit der Übersetzung sofort. Die indonesische Gamelan-Musik wie die Peking-Oper muss man ebenso zu hören, also zu übersetzen lernen wie der Nicht-Japaner lernen muss, einen Film von Yasujiro Ozu, der in der Regel auf Schnitte fast völlig verzichtet und sich auf Überblendungen beschränkt, annähernd „richtig" zu sehen. Man kann von einer afrikanischen Plastik unmittelbar berührt werden – vergisst darüber aber leicht, dass wir auf den ersten Blick in diesen Kunstwerken die Projektionen unseres erlernten Geschmacks erblicken. Wer glaubt, die Tonsprache eines Ludwig van Beethoven sei universell, begebe sich an den Amazonas: dort gilt nämlich bei einem bestimmten Indianerstamm das Anhören der Symphonien von Beethoven und Bruckner als schwere Strafe, und daher müssen sich ertappte Viehdiebe zehn Stunden lang Schallplatten mit ihrer Musik anhören. Der Fachterminus lautet: „Tonstrafpraxis".[3] Als Tonstrafpraxis empfindet der Alltagshörer oder -Betrachter in der Regel auch Werke der Avantgarde. Die Moderne ist die Exotik daheim. Hier sind oft komplizierte Lernprozesse von-

[3] H. Fischer, Musikinstrumente in der alten Strafrechtspflege, Antaios 12 (1970) S. 322.

nöten, um die Übersetzung von bisher Ungehörtem und Neu-Gesehenem in vertraute Hör- und Sehgewohnheiten zu erreichen.

Im europäischen Kontext erfreuen sich Übersetzungen nicht zuletzt deswegen einer hohen Reputation, weil sie auch ein erprobtes Mittel zur Identitätssicherung der eigenen Kultur sind. Auch wenn man das Interesse der Gebrüder Schlegel an Indien kritisieren kann, weil sie in Indien nur eine Art von monströsem Mittelalter erblickten, wird man darin eine „Übersetzung" sehen dürfen, die zumindest die deutsche Kultur der Klassik prägte. In Deutschland kennt man Shakespeare noch nicht, wenn man ihn nur aus den Übersetzungen von Tieck und Schlegel kennt, aber der *deutsche* Geist des 18. Jahrhunderts wäre unvollkommen ohne den deutschen Shakespeare, um den Titel des berühmten Buches von Friedrich Gundolf zu variieren (*Shakespeare und der deutsche Geist*, 1911). Das gleiche gilt für die französischen *Faust*-Übersetzungen. Werden in Europa die einzelnen Nationalliteraturen miteinander vernetzt, werden damit zugleich ihre Eigenarten noch schärfer herausmodelliert, ihr *quiddam suum ac proprium*, wie Petrarca es nannte. Solche Vernetzungsleistungen werden beispielsweise sichtbar, wenn man daran erinnert, dass die Livius-Übersetzungen ins Spanische, Katalanische und Schottische nach den ersten französischen Übersetzungen erfolgen oder dass in England gilt, sich den großen englischen Dichtern nicht im Rückgriff auf die eigene Kultur, also etwa über das *Beowulf*-Epos zu nähern, sondern über Homer und Vergil. Übersetzungen sind hier ein Umweg, der schneller zum Ziele führt. Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts gilt die europäische Maxime, dass man seine Muttersprache perfekt nur mit Hilfe lateinischer Übersetzungen lernen kann.[4]

Hilaire Belloc hat in diesem Zusammenhang von der europäischen Kultur gesagt, sie sei auf paradoxe Weise eine einheitliche Kultur, weil die Schätzung der Verschiedenheit überall auf dem Kontinent Gemeingut geworden sei, weil in Europa ein „sentiment of unity" und ein „sentiment of high differentiation" sich miteinander verbinden ließen. In den Übersetzungen drückt sich nicht notwendigerweise eine Sympathie mit fremdem Geist, wohl aber, in gewissen Grenzen, seine willkom-

[4] Cf. I. Babbitt, Ancients and Moderns, in: ders., Literature and the American College. Essays in Defense of the Humanities, Boston 1908, S. 181–214.

mene Aneignung aus. Die Einebnung sprachlicher und kultureller Differenzierungen wäre dabei ein Verlust, der die notwendigen Mängel einer jeden Übersetzung bei weitem übertreffen würde. Das französische *rue* läßt sich eben nicht durch das englische *street* wiedergeben. Der Erkenntnisgewinn liegt gerade in der erkannten Verschiedenheit, er liegt darin, dass man bei *rue* die Straßenkämpfe der Revolutionen und der Bürgerkriege erinnert – *descendre dans la rue* ist im Französischen seit Generationen der gängige Terminus, der die bewaffnete Revolte gegen die bestehende Autorität kennzeichnet – während *street*, ein beinahe gemütlicher Ausdruck, an den *man in the street* und andere zivile und häusliche Assoziationen denken lässt.

Der Westen, so lautet das entschiedene Urteil Hilaire Bellocs, bedarf zu seiner Gesundheit und zu seinem Überleben der guten Übersetzung: „We have not got it", heißt das kritische Resümee. Nicht die Angleichung der Kulturen ist das Ziel, sondern die Sicherung ihrer wechselseitigen Übersetzbarkeit.[5] Daher lässt sich das Wort von den *belles infidèles*, das ursprünglich in kritischer Absicht auf schlechte Shakespeare-Übersetzungen gemünzt wurde (Pierre-Antoine de la Place, *Théâtre anglais*, 1745–48), als generelles Kennzeichen aller Übersetzungen verwenden: Sie können nicht anders als untreu sein, aber ihre Untreue hat eine ästhetische und eine soziale Funktion.[6] Die europäische Kultur entsteht durch Übersetzungen; die europäische Kultur ist eine übersetzte Kultur. Wie Nietzsche schrieb, eroberte man stets, wenn man übersetzte, aber man lief dabei eben auch die – oftmals willkommene – Gefahr, von der eroberten Kultur assimiliert zu werden.

Wissenschaft

Traditionell gilt die *Wissenschaft* als derjenige Bereich einer Kultur, in dem die Übersetzung, wenn sie überhaupt in Betracht gezogen wird, ein triviales Problem darstellt. Dies gilt – jetzt nähern wir uns bereits einem schwerwiegenden Übersetzungsproblem – wenn wir Wissenschaft als Naturwissenschaft, als *science* auffassen. Bleiben wir einen Augenblick bei dieser einengenden Definition.

---

[5] H. Belloc, On Translation, Oxford 1931, ders., A Conversation with an Angel and other Essays, London 1928, S. 138f.

[6] Cf. G. Mounin, Les Belles Infidèles, Paris 1955.

Nach herkömmlicher Ansicht gibt es nur eine Naturwissenschaft. Sie entsteht als *experimental philosophy* im 17. Jahrhundert in Europa, wird in den großen europäischen Akademien institutionalisiert, findet ihr erstes Paradigma mit Newton und setzt dann, unterstützt durch die unmittelbar praxisrelevante Technik, zu einem weltumspannenden Siegeszug an. Das wissenschaftliche Europa europäisiert die Welt.

Die europäische Wissenskultur versteht sich als universal; sie verlangt daher nach Übersetzungen, aber diese Übersetzungen können nur in eine Richtung erfolgen. Wer in der Weltgesellschaft kommunizieren will, muss die Sprache der modernen Wissenschaft und Technik sprechen. Wissenschaft und Technik verlangen allenthalben nach Anpassungsleistungen, passen sich aber selbst nie und nirgends an, weil sie ihrem Selbstverständnis nach kontextfrei sind. Dies gilt nicht nur für die Naturwissenschaften, die *sciences* im engeren Sinne; seit dem 17. Jahrhundert befinden sich auch die Sozialwissenschaften und selbst die hermeneutischen Disziplinen in ihrem Sog. Die westliche Anthropologie verstand sich ebenso als Wissenschaft von *dem* Menschen wie sich die Soziologie als Wissenschaft von *der* Gesellschaft und die Linguistik schlicht als *die* Sprachwissenschaft definierte.

Hier haben sich freilich in den letzten Jahrzehnten Veränderungen des wissenschaftlichen Selbstverständnisses ergeben, die für unser Thema einschlägig sind. Charakteristisch dafür ist der Übergang von einer Auffassung der Wissenschaft, die sie als raum-zeitlich neutrales System wahrer Sätze und überprüfbarer Prozeduren sieht, zu einer anderen Sicht, die auf der Basis einer Anthropologie der Erkenntnis[7] die Wissenschaft als ein kulturelles System versteht. Zu diesem Perspektivenwandel haben die Wissenschafts*geschichte*, die Wissenschafts*soziologie* und die Wissenschafts*theorie* entscheidend beigetragen.

Die Wissenschaftsgeschichte hat den Mythos des unaufhaltsamen wissenschaftlichen Fortschritts zerstört; sie hat gezeigt, dass für die Wissenschaftsgeschichte, wie für die Geschichte im allgemeinen, Regressionen ebenso wie Fortschritte festzustellen sind, dass Revolutionen und Konterrevolutionen wechseln. Vor allem hat sie unser Augenmerk darauf gerichtet, dass auch die Wissenschaftsgeschichte eine Geschichte, eine Erzählung ist, die jeweils aus dem Blickwinkel des Sie-

[7] Cf. Y. Elkana, Anthropologie der Erkenntnis, Frankfurt a. M. 1986.

gers geschrieben, und das heißt, nach jeder bedeutenden wissenschaftlichen Entdeckung neu geschrieben wird. Ein wissenschaftlicher Paradigmenwechsel – das ist nicht zuletzt die Ablösung einer Geschichte durch eine andere.

Die Wissenschaftssoziologie hat den Mythos von der Autonomie und der prinzipiellen Selbstregulierungskraft des Wissenschaftssystems zerstört. Sie hat darauf aufmerksam gemacht, dass externe Faktoren nicht nur die Problemwahl der Wissenschaften bestimmen, sondern bis in kognitive Grundstrukturen des wissenschaftlichen Handelns reichen.

Die Wissenschaftstheorie schließlich hat die Führungsrolle und Exklusivität westlicher Rationalität infragegestellt und hat auf alternative Formen der Erkenntnis aufmerksam gemacht – bis hin zu Paul Feyerabends berühmt-berüchtigtem „Anything goes".

Ich will noch auf zwei Gründe aufmerksam machen, die mit dazu beigetragen haben, der Auffassung von der Wissenschaft als einem kulturellen System, das nicht nur übersetzungsfähig, sondern auch übersetzungsbedürftig ist, zum Durchbruch zu verhelfen. Das eine ist die Wanderung der Wissenschaften, die das letzte Jahrhundert kennzeichnet. Nehmen Sie als Beispiel die Gestaltpsychologie. Hier muss nach der Machtübernahme der Nazis eine ganze Theorie aus Deutschland emigrieren und gelangt auf dem Umweg über Japan in die USA. Um aber intellektuell überleben zu können, muss sich die Theorie jedem neuen Kontext anpassen. Sie lässt sich nicht einfach transferieren, sondern ist darauf angewiesen, ihre Grundannahmen kontextspezifisch zu übersetzen.

Die Gestaltpsychologie ist das vielleicht auffallendste Beispiel der Wissenschafts- und Theorienwanderung in diesem Jahrhundert, aber es ist beileibe nicht das einzige. Schon wenige Jahre nach Beendigung des Zweiten Weltkriegs waren die Traditionen der deutschen Wissenskultur nur noch in Mischformen vorhanden. Dies war eine Spätfolge des Nationalsozialismus: die Unterdrückung von Disziplinen und die Vertreibung von Gelehrten hatten zu einer Vermengung vor allem deutscher und angelsächsischer Wissensbestände geführt, die nationaltypische Ausfilterungen kaum mehr gestattete. Die nach Amerika vertriebenen deutschen Geistes- und Sozialwissenschaften konnten nur durch eine aktive Anpassung überleben. Nach dem Krieg kehrten deut-

sche Traditionen zum Teil in nur schwer durchschaubarer Verkleidung an ihren Ursprung zurück. So wurde beispielsweise die empirische Sozialforschung misstrauisch als Bestandteil einer Politik der *re-education* verdächtigt. Niemand schien mehr zu wissen, dass es sich nicht um einen geistespolitischen Export, sondern um die Heimkehr einer europäischen Tradition handelte.

Man mag die weltweite sichtbare, sprachliche wie kulturelle Anglo-Amerikanisierung beklagen – vor Augen halten aber muss man sich, dass in der Bundesrepublik die durch Vertreibung und Emigration erzwungene frühzeitige Internationalisierung vieler Disziplinen und Wissensbereiche deren intellektuelle Konkurrenzfähigkeit erhöht hat. Sie hat schon früh eine Art von kultureller Westorientierung bewirkt, welche die politische und militärische Integration in das westliche Bündnis vorwegnahm und später zu seiner Stabilisierung entscheidend beitrug.

Ähnlich galt für die amerikanische Kultur, dass sie von den Emigrationsschüben deutscher Gelehrter entscheidend verändert wurde. In den Vereinigten Staaten wie in Deutschland entstanden hybride, d. h. übersetzte Kulturen.

Ein weiteres Beispiel für die zunehmende Bedeutung der Übersetzungsproblematik in den Wissenschaften ist ein Phänomen, das ich, dem Anthropologen Clifford Geertz folgend, als „Verschwimmen der Genres" (*the blurring of genres*) bezeichnen möchte.[8] Philosophische Abhandlungen, so stellte Geertz fest, ähneln heutzutage immer mehr der Literaturkritik, wissenschaftshistorische Fallstudien erscheinen in Romanform, ganze Schulen der Geschichtswissenschaft laufen in das Lager der Statistik über, die allerkühnsten Novellen sind die, die auf wahren Begebenheiten beruhen, und weitreichende Theorien der Human- und Sozialwissenschaften verbergen sich hinter beiläufigen Reiseberichten. Man wartet, so Geertz, nur noch auf die Quantentheorie in Reimen oder auf eine Biographie, die nichts als algebraische Gleichungen enthält.

Clifford Geertz rekonstruiert eine eindrucksvolle geistesgeschichtliche Ahnenreihe, für welche die Perspektive des Genretausches oder der Genremischung von Bedeutung ist. Damit deutet sich

---

[8] Cf. C. Geertz, Blurred Genres. The Refiguration of Social Thought, The American Scholar 49 (1980) S. 165–179.

auch in den Sozialwissenschaften ein Paradigmenwechsel an, der viele ihrer wissenschaftstheoretischen Kernannahmen infragestellt. Die strenge Trennung von Theorien und Fakten erscheint auf einmal obsolet; es verschwindet ebenso der Glaube an die „nackten Tatsachen" wie die Sehnsucht nach einer idealen Protokollsprache, mit der sich wissenschaftliche Beobachtungen ohne jede subjektive Verzerrung beschreiben ließen. Der Begriff der Erklärung wandelt sich; er bezieht sich jetzt eher darauf, eine Handlung (*action*) auf ihren Sinn zu beziehen als darauf, die Bestimmungsgründe eines Verhaltens (*behavior*) zu ermitteln. Der Perspektivenwandel in den Sozialwissenschaften, so Geertz, verändert weniger unsere Vorstellung davon, was Wissen ist, als dass er uns darüber nachzudenken zwingt, was wir eigentlich wissen wollen.

Fusion der Genres – dies ist eine Tendenz der europäischen Geistesgeschichte, die bis in die Frühromantik zurückreicht. Den Romantiker unterscheidet vom Klassiker ja vor allem eine Ordnungsscheu, die darin zum Ausdruck kommt, dass er Festlegungen meidet und seine eigene Identität dauerhaft in der Schwebe zu halten sucht. Daher haben die Verteidiger der Klassik stets gegen die Vermischung der Genres opponiert.[9]

In unserer Zeit wächst die Überzeugung von der prinzipiellen Übersetzungsfähigkeit der Genres und der Wissenschaftssprachen. Diese antimetaphysische Einstellung gewinnt in allen Disziplinen und in unterschiedlichen nationalen Wissenschaftskulturen an Boden. Wir haben es mit einer anti-hierarchischen und „anti-kolonialistischen" Position zu tun: Das entscheidende Stichwort lautet hier: „Multiple Modernities". Die Einsicht, dass es nicht nur eine westliche Moderne, sondern unterschiedliche Spielarten der Moderne gibt, erfordert wiederum die Anstrengung, sich um ihre wechselseitige Übersetzbarkeit zu bemühen. Nun gibt es keine privilegierten Sprachen oder Genres mehr, die ein Übersetzungsprivileg beanspruchen können. Auch wer einer solchen Position gegenüber große Sympathien aufbringt, muss auf die darin liegende Gefahr aufmerksam machen: eine wachsende Identitätsschwäche der Genres. Eine Kultur aus lauter Übersetzungen führt zu einem neuen Manierismus, der zwar alles zulässt, zugleich aber alles beliebig

[9] Cf. I. Babbitt, Literature and the American College (wie Anm. 3).

macht. Und hinter der Vielfalt der Übersetzungen von Übersetzungen geht dann schließlich die Identität des Ursprungstextes zugrunde.

Politik

Wir leben, überall auf der Welt, in einem Zeitalter wachsender Mobilität. Wir leben in einem Zeitalter weltweiter Wanderungen – in einer Epoche des gesuchten, des erzwungenen und des verhinderten Kontaktes zwischen den Kulturen. Die Frage nach der Übersetzbarkeit der Kulturen verschärft sich dabei durch einen dramatischen Vorgang, in dem weltweit Prozesse der Differenzierung und der Entdifferenzierung sich mischen: die Lebens*stile* der Menschen werden immer ähnlicher, während sich die Spannbreite ihrer Lebens*chancen* zunehmend vergrößert. Gleichsam querlaufend zu diesem Vorgang weiten sich auf der einen Seite kulturelle Milieus zu einer Weltgesellschaft aus, während sie sich auf der anderen Seite regionalistisch abspalten und gegen die Außenwelt abschirmen. Um die dadurch entstehende Spannung aushaltbar zu machen, bildet sich wie ein Schmiermittel eine Art von globaler Oberflächenkultur heraus, deren grundlegende Elemente überall auf der Welt gleich sind. Diese Kultur bedarf wegen ihrer Universalität keiner Übersetzung mehr. Aber sie erkauft diese universale Verständlichkeit teuer: So konnte das Englische nur durch einen dramatischen Qualitätsverlust in der Transformation zum „Broken English" zur lingua franca der modernen Welt werden. Das traditionelle Englisch wird nicht zuletzt in der Diaspora bewahrt; mehr und mehr Empfänger des prestigereichen Booker Prize kommen aus der Peripherie des Commonwealths: „The Savage Writes Back".

In dieser Perspektive bleibt die Herausbildung einer Weltzivilisation wünschenswert, die ihr rechtliches wie politisches Fundament etwa in einem allgemeinen Grundrechtekatalog der *civil society* finden würde. Ich lasse an dieser Stelle außer acht, dass in vielen Teilen der Welt, nicht zuletzt in islamischen Staaten und in Teilen Asiens, diese Weltzivilisation keinesfalls als erstrebenswert, sondern als Endpunkt der verhassten Europäisierung oder Amerikanisierung unseres Globus erscheint.

Das Hauptproblem liegt dann nicht darin, wie wir eine möglichst enge Annäherung der Kulturen erreichen, sondern wie wir im Kontakt der Kulturen ihre Differenziertheit aufrechterhalten. Das Problem ist

nicht neu. Als im achtzehnten Jahrhundert Rousseau wie Herder ausriefen, es gäbe in Europa keine Deutschen, Franzosen oder Engländer mehr, sondern nur noch Europäer, da war dies kein Jubelruf, sondern eine Klage: Der Deutsche wie der Franzose beklagten die drohende Entdifferenzierung der europäischen Kulturen. Seit einigen Jahrzehnten wird unser Bewusstsein für die Notwendigkeit geschärft, die Unterschiede der Kulturen aufrechtzuerhalten. Wenn ich von „unserem" Bewusstsein spreche, mache ich darauf aufmerksam, dass dies ein euro- oder amerikazentrischer Blick ist. Denn jede Strategie, die auf eine Ausdifferenzierung der Kulturen abzielt, ist eine Strategie aus der Position der Entlastung und der Sättigung. „Hungrige" Kulturen streben in der Regel nach Entdifferenzierung und Anpassung, weil sie sich – ob zu Recht oder Unrecht sei dahingestellt – von einer Imitation „westlicher" Lebensstile auch eine Angleichung der Lebenschancen erwarten. Wie sollte ein „Westler" beispielsweise mit gutem Gewissen einem gebildeten Afrikaner, der sich zu einer christlichen Religion bekehren will, raten, doch lieber seinem Stammesglauben treu zu bleiben, wenn dieser ihm kühl, Max Webers Abhandlung über die *Protestantische Ethik und den Geist des Kapitalismus* in der Hand, entgegnet, es handele sich bei ihm weder um Folkloreflucht noch um eine Glaubenssache, sondern um eine Frage des ökonomischen Überlebens und der Statussicherung?

Im „Westen" lässt sich ein Plädoyer für die Aufrechterhaltung der Vielfalt der Kulturen guten Gewissens nur halten, wenn damit zugleich Strategien zur ökonomischen Angleichung der Gesellschaften entwickelt werden. Wer die Differenz der *Lebensstile* bewahren will, muss auf die Vereinheitlichung der *Lebenschancen* hinarbeiten. In diesen Zusammenhang gehört auch die Spannung zwischen reflexiver Modernisierung und reflexiv gewordenem Traditionalismus. Mit reflexiver Modernisierung ist ein Tatbestand gemeint, der in den westlichen Gesellschaften die Modernität zur Reflexion auf sich selbst zwingt: Resultat dieses Prozesses ist eine modernismuskritische Einstellung, die den welterklärenden und welterobernden Primat der westlichen Kultur infragestellt oder doch zumindest einschränkt. Zur gleichen Zeit aber nimmt die Bedeutung der Phänomene zu, die gemeinhin als Fundamentalismus beschrieben werden. Sie lassen sich als Konsequenzen eines seiner eigenen Prämissen unsicher gewordenen oder von außen bedrohten Traditionalismus deuten. Ziel des reflexiven Traditionalismus

ist die Wiederherstellung der Weltbedeutung, wenn nicht des globalen Primats einer bestimmten Kultur. Reflexive Modernisierung führt zum Primatverzicht einer Kultur, reflexiver Traditionalismus begründet oder erneuert den Primatanspruch einer Kultur. Wir haben es hier auf der einen Seite mit der Aufgabe eines Übersetzungsprivilegs, auf der anderen Seite mit der Einforderung dieses Privilegs zu tun.

Die gegenwärtige Situation ist durch die Kreuzung dieser beiden Prozesse bestimmt, die auf der einen Seite ungeahnte und der modernen Zivilisation fremdartig anmutende Fanatismen hervorbringen und auf der anderen Seite zu jenem apolitischen Multikulturalismus führen, den Clifford Geertz „the desperate tolerance of UNESCO cosmopolitanism" genannt hat.[10] Die Gegenläufigkeit dieser Prozesse macht nicht nur Politik im Weltmaßstab so schwierig, sie erschwert auch die Übersetzbarkeit der Kulturen. Sie macht auf der anderen Seite verständlich, warum die aggressivsten Plädoyers für eine Weltzivilisation nicht aus westlichen Ländern, sondern von „Oppositionellen" aus den traditionalen Kulturen kommen, die sich vehement gegen die Rückständigkeit wehren, die in ihren Augen der reflexive Traditionalismus mit sich bringen wird. Die entschiedensten Befürworter der Modernisierung und Industrialisierung kommen heute nicht aus den USA und Westeuropa: sie finden sich bei den Emigranten-Intellektuellen aus der Dritten Welt.

Und nun, zum Schluss, doch noch etwas Musik.

In Zeiten erhöhter Mobilität werden Menschen gezwungen, Übergänge schnell zu meistern – von einem Milieu zum anderen, von einer Kultur zur anderen. Ein Musterbeispiel gelingender Übergänge liefert der Meister des Crescendos. Vor Jahren hörte ich zum ersten Mal eine szenische Wiedergabe von Rossinis *Il Viaggio a Reims* – mit Claudio Abbado und den Berliner Philharmonikern. Sie kennen die Geschichte: Eine Gruppe europäischer Bonvivants trifft im französischen Provinznest Plombières zusammen – im Hotel Le Lys d'Or, dessen Name eine Anspielung auf die französische Monarchie darstellt. Sie sind auf dem Weg nach Reims, wo traditionell die Krönung Karls X. stattfinden soll. Ein Mangel an Pferden und Kutschen aber hindert sie an der Weiter-

[10] Ich zitiere Geertz nach R. Rorty, On Ethnocentrism: A Reply to Clifford Geertz, Michigan Quarterly Review 25 (1986) S. 526, in dem sich Rorty kritisch mit Geertz' Tanner lecture „The Uses of Diversity" auseinandersetzt.

reise. Daraufhin wird beschlossen, einen weiteren Tag in Plombières zu verbringen, um anschließend nach Paris aufzubrechen und dort die Ankunft des neuen Königs zu erwarten. Ein festliches Diner im Garten des Lys d'Or wird von unzähligen Gläsern Champagner begleitet, ein Toast auf die königliche Familie folgt auf den anderen. Die europäischen Nationalhymnen verbinden sich in unerhörter Harmonie. Als der Zeremonienmeister, der deutsche Baron Trombonok, seinen Nachfolger, einen spanischen Granden, ankündigt, tut er dies mit den Worten: *Dal Nord al Mezzogiorno / Bella è la Transizione!*

Klangvoller lässt sich die Utopie einer gelingenden Übersetzung der Kulturen nicht ausdrücken. Vielleicht gelingt sie in der Musik am besten.

RIASSUNTO

Nell'epoca delle migrazioni e del trasferimento di culture, indotto o desiderato, nella quale viviamo oggi, il problema della „mobilità culturale" si pone in primo piano. Apprendiamo che le culture sono caratterizzate non tanto dalla loro stabilità quanto da una loro inerente flessibilità, e apprezziamo che sia così. Di fronte alla necessità del passaggio tra le culture viene sempre meno l'impulso di chiudersi nel proprio ambiente culturale. Tradurre le culture, e garantire la loro traducibilità, costituiscono pertanto la grande sfida intellettuale e un compito politico fondamentale. L'Europa, in quanto continente delle culture tradotte, assume un'importanza centrale in questo contesto.

ABSTRACT

In this age of migration and of forced or welcome cultural shifts in which we live, the problem of ‚cultural mobility' is becoming an issue. We learn – and value the fact – that culture tends to display its inherent capacity for change more readily than its stability. The desire to stay within one's own cultural circle is becoming less and less important compared to the need for cultural change. It is therefore a growing intellectual challenge and central political task to ‚translate' cultures and to ensure that they remain ‚translatable'. Europe is of central importance in this context, as the continent of cultural ‚translation'.

MISZELLE

MITTELALTERLICHE INSCHRIFTEN IN UMBRIEN UND VENETIEN

von

EBERHARD J. NIKITSCH

Über Wert oder gar Berechtigung wissenschaftlicher Inschriftenedition nen muss angesichts der beiden florierenden, das komplexe griechische bzw. lateinische Inschriftenmaterial der antiken Welt erfassenden Großunternehmen *Inscriptiones Graecae* (IG, seit 1825 mehr als 50 Bände und Faszikel) und *Corpus Inscriptionum Latinarum* (CIL, seit 1853 17 Bände in rund 70 Teilen, dazu 13 Ergänzungsbände) mit Sicherheit nicht diskutiert werden. Wenn auch mittelalterliche und frühneuzeitliche Inschriften im Gegensatz zu antiken nicht immer deren Exklusivität aufweisen mögen, gehören sie – in der Regel öffentlich angebracht, standortbezogen und den Betrachter unmittelbar ansprechend – zu den wichtigen und ergiebigen Quellen, die für unterschiedlichste historische, philologische oder auch theologische Fragestellungen zu Rate gezogen werden können. Es war daher nur eine Frage der Zeit, bis auch die wissenschaftliche Bearbeitung der nachantiken Inschriften nicht nur in gelegentlichen Einzelpublikationen, sondern in übergeordneten Editionsreihen in Angriff genommen wurde. Dies geschieht nun etwa seit der Mitte des 20. Jahrhunderts mit dem erfreulichen Ergebnis, dass dieses heterogene Material europaweit meist durch an nationalen Institutionen arbeitende Wissenschaftler gesammelt und veröffentlicht wird.[1] Der nicht hoch genug einzuschätzende

[1] Über Entwicklungen und Erträge der nachantiken epigraphischen Forschung im gesamten europäischen Bereich informieren die von Walter Koch und Mitarbeitern seit 1987 in bislang vier Bänden vorgelegten, akribisch erarbeiteten und kritisch kommentierten Literaturberichte, die in acht Besprechungsgruppen die oft an entlegenen Stellen publizierte Literatur zuverlässig auswerten; vgl. dazu den jüngsten Band: W. Koch/F.-A. Bornschlegel, Literaturbericht zur mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Epigraphik (1998–2002), Monumenta Germaniae Historica, Hilfsmittel 22, Hannover 2005.

Vorteil dieser Konzeption liegt darin, dass Inschriften nicht nach persönlichen Kriterien, sondern streng nach einheitlichen, wenn auch national unterschiedlichen Bearbeitungs- und Editionsrichtlinien publiziert werden. Für das deutsche Sprachgebiet zeichnet dafür das älteste, von den deutschen Akademien der Wissenschaften und der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien getragene Editionsvorhaben *Die Deutschen Inschriften* (DI, seit 1942 über 80 Bände, Bearbeitungszeitraum nachrömisch bis 1650/1700) verantwortlich, für Frankreich das *Corpus des Inscriptions de la France Médiévale* (CIFM, seit 1974 22 Bände, Bearbeitungszeitraum von ca. 750 bis 1300), für die Schweiz das inzwischen abgeschlossene *Corpus Inscriptionum Medii Aevi Helvetiae* (CIMAH, seit 1971 5 Bände, Bearbeitungszeitraum nachrömisch bis 1300), für Polen das *Corpus Inscriptionum Poloniae* (CIP, seit 1973 18 Bände bzw. Faszikel, Bearbeitungszeitraum Frühmittelalter bis 1800) sowie für Portugal die *Epigrafia medieval Portuguesa*.[2] Hinzu kommen jüngere Neugründungen mit noch wenigen publizierten Bänden, etwa für Spanien das *Corpus Inscriptionum Hispaniae Medievalium*, für Tschechien das *Corpus Inscriptionum Bohemiae* und für Kroatien ein erster Band mit frühmittelalterlichen lateinischen Inschriften.[3] Trotz einiger hoffnungsvoller Vorarbeiten steht die Begründung eines englischen Inschriften-Korpus für die britischen Inseln[4] noch aus; gleiches gilt mehr oder weniger für die Benelux-Staaten wie auch – mit den genannten Ausnahmen – für die nord- und südosteuropäischen Staaten.

Vor dem Hintergrund dieser beeindruckenden nationalen epigraphischen Editionsreihen war es bislang – auch unter Berücksichtigung sowohl des scheinbar übermächtigen antiken als auch des frühchristlichen Inschriftenmaterials[5] – kaum nachvollziehbar, dass ausgerechnet Italien mit seiner

---

[2] M. J. Barroca, Epigrafia medieval Portuguesa (862–1422), 3 Bde., Fevereiro 2000.

[3] V. Delonga, Latinski epigrafički spomenici u ranosrednjovjekovnoj hrvatskoj, Muzej hrvatskih arheoloških spomenika, Monumenta medii aevi Croatiae 1, Split 1996.

[4] Vgl. dazu die entsprechenden Bemerkungen von J. Bertram, Medieval inscriptions and sepulchral slabs in the city and university of Oxford, anterior to the year 1350. Being a sample fascicule for a projected corpus inscriptionum medii aevi anglicum, Oxford 1998.

[5] Einen guten Eindruck von der Fülle dieser frühmittelalterlichen Quellen vermitteln etwa Giovanni Battista de Rossi, Inscriptiones christianae urbis Romae, septimo saeculo antiquiores, 2 Bde., Roma 1857 und 1888; dazu Nova Series, Bd. 1–9, hg. von A. Silvagni (et al.), Roma 1922–85, sowie das ebenfalls von A. Silvagni hg. Tafelwerk Monumenta epigraphica Christiana saeculo XIII antiquiora quae in Italia finibus adhuc exstant, 4 Bde., Città del Vaticano

großen epigraphischen Tradition in der Moderne lange Zeit über einzelne, wenn auch regional durchaus bedeutende Inschriftenedition nicht hinaus kam. Für diese meist nach topographischen, gelegentlich auch zeitlichen oder gar materialspezifischen Gesichtspunkten gearbeiteten Veröffentlichungen lassen sich einige signifikante Beispiele anführen, so für einzelne Städte wie Ascoli, Bologna, Padua, Venedig oder Viterbo,[6] für Regionen wie Ligurien oder für das historische pisanische Territorium,[7] begrenzt auf einen Zeitabschnitt wie die Langobardenzeit,[8] oder für materialbedingte Arbeiten wie die Edition mittelalterlicher Ziegelstempel und -inschriften.[9] Doch spätestens mit der Gründung eines nationalen Editionsunternehmens am Centro Italiano di Studi sull'Alto Medioevo in Spoleto hat sich dies fundamental geändert: Der erste (Teil-)Band der nach Regionen gegliederten *Inscriptiones Medii Aevi Italiae* (IMAI) erschien 2002 mit den Inschriften der Region Latium (Lazio ~ Viterbo 1) und die beiden hier anzuzeigenden (Teil-)Bände der Regionen Umbrien und Venetien kurz hintereinander in den Jahren 2010 und 2011. Wenn auch durch den eng gesetzten Bearbeitungszeitraum 500 bis 1200 die spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Inschriften nicht erfasst werden, so werden nun im Anschluss an das CIL zumindest die früh- und hochmittelalterlichen Inschriften-

---

1943, das langfristig durch die neue Editionsreihe Inscriptiones Christianae Italiae septimo saeculo antiquiores (ICI), bislang 12 Bde., Bari 1985–2009, ersetzt werden wird.

6 A. Salvi, Iscrizioni medievali di Ascoli, Istituto Superiore di Studi Medievali „Cecco d'Ascoli", Testi e documenti 5, Ascoli Piceno 1999; G. Roversi, Iscrizioni medievali Bolognesi, Bologna 1982; V. Zaramella, Iscrizioni della città di Padova, Padova 1997; Corpus delle iscrizioni di Venezia e delle isole della laguna Veneta di Emmanuele Antonio Cicogna, opera compilata da Pazzi con il contributo di S. Bergamasco, Venezia 2001; A. Carosi, Le epigrafi medievali di Viterbo (secc. VI–XV), Viterbo 1986.

7 Corpus inscriptionum medii aevi Liguriae, 3 Bde., Genova 1978–1987; Bd. 4 erschien in der neuen Reihe Collana storico-archeologica della Liguria occidentale 29, Bordighera 2000. – O. Banti, Epigrafi Pisane anteriori al secolo XV. Monumenta epigrafica Pisana saeculi XV antiquiora, Biblioteca del „Bollettino storico Pisano", Fonti 8, Pisa 2000. – Das interessante, von André Jacob und Carlo Tedeschi skizzierte Vorhaben eines Inschriftenkorpus für die Abruzzen scheint nicht realisiert worden zu sein; vgl. dazu Dies., Un corpus delle inscrizioni medievali e rinascimentali dell'Abruzzo, Bulletino della deputazione abruzzese di storia patria 89 (1999) S. 283–295.

8 P. Rugo, Le iscrizioni dei secoli VI–VII–VIII esistenti in Italia, 5 Bde., Cittadella (Padova) 1974–1980.

9 S. Fiorilla, Bolli e iscrizioni su laterizi altomedievali del territorio Lombardo, Archivio Storico Lombardo 112 (1986) S. 321–415.

landschaften Italiens für die Öffentlichkeit sichtbar gemacht. Wie auch in den anderen Editionsreihen üblich, werden hierbei nicht nur erhaltene, sondern auch nur noch in Abschrift, Zeichnung oder Foto überlieferte Texte mit aufgenommen. Die inhaltliche Struktur der Bände folgt einem einheitlichen Schema: Nach einer topographisch-historischen Einleitung, deren Verständnis durch eine beigegebene großmaßstäbliche Karte des Bearbeitungsgebietes deutlich erleichtert wird, wird das inschriftliche Material nach unterschiedlichen Gesichtspunkten ausgewertet: Chronologie, Typologie und Charakteristik werden ebenso analysiert wie die wichtigsten Texttypen und Inschriftenarten. Die im darauf folgenden Katalogteil edierten Inschriften erhalten zwar eine fortlaufende Nummer, allerdings ist der Katalog nicht chronologisch, sondern alphabetisch nach den Hauptstandorten geordnet, dann wiederum nach Einzelstandorten wie Kirchen, Häusern und Museen und innerhalb dieser nach Inschriftentypen. Dieses etwas irritierende Konzept führt dazu, dass einzelne Inschriftenstandorte wie eigene kleine Editionen behandelt werden, und die eigentliche Katalognummer erst nach einer meist ausführlichen historisch-topographischen Einleitung zu finden ist. Die Kopfzeile des jeweiligen Katalogartikels enthält also eine fortlaufende Nummer, dann den Standort der Inschrift, die Bestimmung des Inschriftentyps sowie die Datierung. Der darauf folgende Kommentar beschäftigt sich in der Regel mit allen relevanten Fragen, die für Verständnis und Interpretation der Inschrift wichtig sind. Dazu gehört schon aus Datierungsgründen auch eine detaillierte Schriftbeschreibung, die sowohl paläographische Einzelphänomene wie auch den speziellen Charakter der Inschrift in den lokalen und regionalen Zusammenhang stellt. Es folgen bibliographische Nachweise, meist ein Schwarz/Weiß-Foto der Inschrift und endlich ihre zeilenweise Transkription nach dem international üblichen Leidener Klammersystem. Anzumerken ist, dass bei der Transkription Worttrennzeichen allerdings nicht wiedergegeben werden, und bedauerlicherweise wird auch keine Übersetzung der Inschrift geboten. Der Katalogteil wird von einem Literaturverzeichnis und einem umfangreichen, ebenfalls nach dem Vorbild des CIL gestalteten Registerteil beschlossen. – Der von Paola Guerrini erarbeitete erste Band der Region Umbrien (IMAI 2) enthält 122 Katalognummern mit insgesamt weit über 150 Einzelinschriften der Provinz Terni mit den Hauptstandorten Amelia, Ferentillo mit der Abtei San Pietro in Valle, Narni, Orvieto, Otricoli und Terni selbst. Wie angesichts des Bearbeitungszeitraums wohl nicht anders zu erwarten, handelt es sich hauptsächlich um Grab-, Gedächtnis- und Namensinschriften sowie um Weihe-, Stifter- und Bauinschriften; bemerkenswert ist hierbei allerdings die mit diesen verbundene hohe Anzahl an Künstler- bzw. Meisternennungen. Hier dürfte etwa Namensforscher besonders das Vorkommen langobardisch-germanischer Namen wie *Hilderi-*

cus und *Uandelbertus* neben gotischen wie *Teodericus* und *Atalaricus* und den gewohnten romanischen wie etwa *Crescentius* und *Theodoradus* interessieren. Neben zahlreichen, nicht nur lokal- und regionalgeschichtlich relevanten Inschriften wie die Grabinschrift des hl. Bischofs Cassius und seiner Ehefrau Fausta (*consors dulcissima*) aus dem Jahr 558 (Nr. 45), Reliquieninschriften aus langobardischer und späterer Zeit oder lehrhaft-exegetischen Aussagen auf Wandmalereien des 12. Jahrhunderts (Nr. 40, 1–28), finden sich nicht wenige inschriftliche Reflexe der Reichspolitik. So etwa, wenn in den beiden monumentalen Urkundeninschriften von 1094 aus S. Stefano in Collescipoli (Nr. 33 und 34) mit Heinrich IV. (*Enrico quondam Enrici imperatoris filio regnante*) oder in der Bauinschrift von 1170 aus S. Andrea in Cesi (Nr. 31) mit Friedrich Barbarossa (*Anno Domini MCLXX tempore Frederici imperatoris*) politisch datiert wird. Im Jahr 1199 dagegen lautet die Datierung einer Gedenkinschrift aus San Gemini (Nr. 100) überraschenderweise *Tempore Innocentii pape III.*; vielleicht ein Hinweis auf die nach dem Tod Kaiser Heinrichs VI. erhobenen Ansprüche Papst Innozenz' III. auf das zum Reich gehörige Herzogtum Spoleto, das zu dieser Zeit von der schwäbischen Hochadelsfamilie derer von Urslingen (Nr. 108) regiert wurde. – Der von Flavia De Rubeis (und Kollegen) nach dem gleichen Schema erarbeitete erste Band der Region Venetien (IMAI 3) enthält 75 Katalognummern mit Inschriften der norditalienischen Provinzen Belluno, Treviso und Vicenza. Anteilsmäßig halten sich auch hier Grab-, Gedächtnis- und Namensinschriften des 6. bis 9. Jahrhunderts mit den meist aus dem 11. und 12. Jahrhundert stammenden Bau-, Stifter- und Weiheinschriften in etwa die Waage, wobei hier ausdrücklich auf deren ausgesprochen qualitätsvolle Ausführung hingewiesen werden soll (etwa Nr. 3, 4, 58, 59, 61). Auffällig ist die große Zahl an meist als Spolien vermauerten Fragmenten. Aufgrund seiner Seltenheit ist ein von einem *Ursus diaconus* gestifteter, heute in SS. Pietro e Paolo in Lamon verwahrter Kelch (Nr. 5) unbekannter Herkunft hervorzuheben, der aufgrund seiner charakteristischen Schriftformen überzeugend ins 6. Jahrhundert datiert werden kann. Ebenso einzigartig dürfte die im 6./7. Jahrhundert verfasste Grabinschrift für einen aus dem Kaukasus gebürtigen, als kaiserlicher Mundschenk tätigen Ioannis (Nr. 27) sein, die in der Basilika SS. Felice e Fortunato in Vicenza angebracht ist. Angesichts des längeren griechischen Textes wird hier allerdings das Fehlen einer Übersetzung besonders deutlich spürbar. Weiterhin finden sich dort 26 in die Säulen derselben Basilika eingeritzte, zum Teil hier erstmals edierte Sterbeinschriften des 7./8. Jahrhunderts (Nr. 30 bis 56), die stets dem schlichten Formular *VI Idus Iunii obiit G[...]erius archidiacunus* folgen und mit den Namen *Engeltruda*, *Leutpertus*, *Domenegunda*, *Teudibert* u.ä. wiederum reiches Material für Namensforscher bieten.

Bei aller Freude über den erfolgreichen Beginn und die mit zahlreichen in Bearbeitung stehenden Bänden auch weiterhin gesicherte Fortführung dieses eine wirkliche Lücke schließenden Editionsunternehmens muss abschließend – ohne die großartigen editorischen Leistungen der beiden Bearbeiterinnen auch nur im Geringsten schmälern zu wollen – doch kritisch angemerkt werden, dass in den hier besprochenen Bänden (im Gegensatz zu IMAI 1) inzwischen bedauerlicherweise darauf verzichtet worden ist, die Majuskelinschriften in entsprechenden Großbuchstaben wiederzugeben, möglicherweise eine Konzession an die Gepflogenheiten des CIL. Die Transkription der in Großbuchstaben ausgeführten Inschriften erfolgt nun hier wie dort in Kleinbuchstaben, was gelegentlich zu irritierenden Darstellungen führen kann; zudem wird vokalisches *v* durch *u* wiedergegeben. Insgesamt wäre zu wünschen, dass der nur sehr verhalten eingesetzte kritische Apparat stärker zur Diskussion von Textvarianten, unsicheren Lesarten oder orthographischen und paläographischen Besonderheiten verwendet werden würde.

RIASSUNTO/ABSTRACT

Recensione di:/Review of: Paola Guerrini, Umbria ~ Terni, Inscriptiones medii aevi Italiae (saec. VI–XII) 2, Spoleto (Fondazione Centro Italiano di Studi sull'Alto Medioevo) 2010, IX, 420 pp., ill., ISBN 918-88-7988-471-6, € 96. – Flavia De Rubeis, Veneto ~ Belluno, Treviso, Vicenza, Inscriptiones medii aevi Italiae (saec. VI–XII) 3, Spoleto (Fondazione Centro Italiano di Studi sull'Alto Medioevo) 2011, VIII, 189 pp., ill., ISBN 978-88-7988-321-4, € 45.

MISZELLE

DIE GEHEIME KARDINALSKREATION ENEA SILVIO PICCOLOMINIS DURCH NIKOLAUS V. IM JAHR 1453

Zur Praxis der Geheimkreationen im 15. Jahrhundert

von

DUANE R. HENDERSON

Die Lebensgeschichte Enea Silvio Piccolominis (Pius' II.) gehört nicht zuletzt durch die zahlreichen Selbstzeugnisse in Briefen und literarischen Werken, die dieser humanistische Autor und Papst hinterlassen hat, zu den bestdokumentierten Biographien des 15. Jahrhunderts. Seine bemerkenswerte Karriere, die ihn vom Basler Konzil als Sekretär Friedrichs III. nach Österreich, auf die Bischofsstühle von Triest und Siena, zur Kardinalswürde und schließlich auf den Stuhl Petri führte, hat ihn in das Zentrum reger Forschungsinteressen gerückt. Versuche, seine detailfreudigen autobiographischen Aussagen nicht allein philologisch im Hinblick auf Stil und Vorbilder zu analysieren, sondern sie auch historisch durch andere Quellen zu relativieren, stecken noch in den Anfängen.[1] Ein Beispiel, das exemplarisch die damit ver-

[1] Ansätze einer historischen Analyse der autobiographischen Schriften Piccolominis, vor allem der *Commentarii*, bieten u.a. L. Totaro, Pio II nei suoi „Commentarii". Un contributo alla lettura della autobiografia di Enea Silvio de Piccolomini, Il mondo medievale. Sezione di storia delle istituzioni della spiritualità e delle idee 5, Bologna 1978; A. Esch, Enea Silvio Piccolomini als Papst Pius II. Herrschaftspraxis und Selbstdarstellung, in: B. Moeller/H. Boockmann/L. Grenzmann u.a. (Hg.), Lebenslehren und Weltentwürfe im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. Politik, Bildung, Naturkunde, Theologie. Bericht über Kolloquien der Kommission zur Erforschung der Kultur des Spätmittelalters 1983 bis 1987, Göttingen 1989, S. 112–140; Cl. Märtl, Wie schreibt ein Papst Geschichte? Zum Umgang mit Vorlagen in den Commentarii Pius' II., in: R. Schieffer/J. Wenta (Hg.), Die Hofgeschichtsschreibung im mittelalterlichen Europa, Toruń 2006, S. 232–251; dies., Alltag an der Kurie: Papst Pius II.

bundenen Probleme zu erhellen vermag und zugleich einen zentralen Punkt dieser Biographie betrifft, ist der Hergang der Promotion Piccolominis zum Kardinal.

In seinen *Commentarii*, die er vermutlich im Frühjahr 1462 begann, ließ Piccolomini Friedrich III. auf dem Romzug prophetisch seinen Werdegang vom Bischof von Siena zum Kardinal und schließlich zum Papst andeuten.[2] Die erste Station dieser Prophezeiung schien bald in Erfüllung zu gehen, denn Papst Nikolaus V. versprach dem Kaiser, Enea bei den nächsten Kardinalskreationen an erster Stelle zu berücksichtigen.[3] Dieses Versprechen dürfte der Papst gemacht haben, als er im zeitlichen Umfeld der Kaiserkrönung, die am 19. März 1452 stattfand, mit Friedrich III. mehrfach geheime Unterredungen führte, von denen Piccolomini bereits in der ersten, gegen Ende 1453 entstan-

---

(1458–1464) im Spiegel zeitgenössischer Berichte, in: Z. R. W. M. von Martels/A. Vanderjagt (Hg.), Pius II. „El più expeditivo pontifice". Selected Studies on Aeneas Silvius Piccolomini (1405–1464), Brill's Studies in Intellectual History 117, Boston 2003, S. 107–145; B. Baldi, Pio II e le trasformazioni dell'Europa cristiana (1457–1464), Politica Estera e Opinione Pubblica, Milano 2006. Philologische Untersuchungen der klassischen Vorbilder finden sich etwa bei N. Seeber, Enea Vergilianus: Vergilisches in den „Kommentaren" des Enea Silvio Piccolomini (Pius II.), Innsbruck 1991; M. Wagendorfer, Studien zur Historia Austrialis des Aeneas Silvius de Piccolominibus, MIÖG, Ergänzungsbd. 43, Wien-München 2003, hier S. 143–203 (Sallust-Rezeption); K. A. E. Enenkel, Die Erfindung des Menschen. Die Autobiographik des frühneuzeitlichen Humanismus von Petrarca bis Lipsius, Berlin 2008, hier S. 300–329, und E. O'Brien, Arms and Letters: Julius Caesar, the Commentaries of Pope Pius II, and the Politicization of Papal Imagery, Renaissance Quarterly 62,4 (2009) S. 1057–1097 (Caesar-Rezeption). Der vorliegende Beitrag ist aus dem Teilprojekt C 11 („Autorität und politische Kontingenz an der Kurie des 15. Jahrhunderts") des SFB 573 „Pluralisierung und Autorität in der Frühen Neuzeit (15.–17. Jahrhundert)" an der Ludwig-Maximilians-Universität München hervorgegangen.

[2] Pii Secundi Pontificis Maximi Commentarii (I, 23), edd. I. Bellus/I. Boronkai, 2 Bde., Budapest 1993, hier Bd. 1 S. 61: *Cum Cimini montis iugum, qui Viturvio imminet, ascendisset imperator, accersito inter equitandum Aenea „Ecce" – inquit – „Romam petimus. Videre videor te cardinalem futurum. Neque hic tua fortuna conquiescet: altius eveheris, Beati Petri te cathedra manet. Cave, ne me contempseris, ubi hoc honoris assecutus sis".*

[3] Ebd. (I, 24), S. 62: *Promiserat enim imperatori Nicolaus inter primos, quos creaturus essent cardinales, Aeneam primo loco nominatum iri; neque mentitus est – nullo deinde ad cardinalatum assumpto mortuus.*

denen Fassung seiner *Historia Austrialis* berichtet.[4] Zusammen mit den Hinweisen in der Korrespondenz Piccolominis haben diese Nachrichten den sehr kritisch gestimmten Georg Voigt darin bestärkt, Piccolominis ehrgeiziges Streben, „endlich des purpurnen Lohnes theilhaftig zu werden", als Hauptmotiv seines Handelns in den Jahren nach der Kaiserkrönung zu vermuten. Er sei „in vorderster Reihe" durch „diese Ambition" beherrscht gewesen und habe „unablässig" an der Einlösung des päpstlichen Versprechens gearbeitet.[5] Trotz seiner Tätigkeit als *nuntius cum potestate legati de latere* und großen Engagements für den vom Papst ausgerufenen Kreuzzug auf den Reichstagen von Regensburg, Frankfurt und Wiener Neustadt wurde Piccolomini anscheinend jedoch nicht von Nikolaus V., sondern erst am 17. Dezember 1456 von Papst Calixt III. zu der erstrebten Kardinalswürde promoviert. Weil die Promotion durch Calixt III. dokumentiert ist und Piccolominis eigene Aussagen diese Faktenlage zu bestätigen scheinen,[6] gab es bis dato keinen Grund, dieses Bild in Frage zu stellen.

Ein in diesem Zusammenhang bislang wenig beachteter Bericht aus dem Bestand des Archivio Gonzaga im Archivio di Stato zu Mantua wirft jedoch ein anderes Licht auf die Vorgänge.[7] In einem Brief an Markgräfin Barbara Gonzaga berichtet der Mantuaner Gesandte an der Kurie, Bartolomeo Bonatto, am 9. Oktober 1461 vom Inhalt eines Gesprächs mit Kardinal Nikolaus von Kues

---

[4] Eneas Silvius Piccolomini, Historia Austrialis, edd. J. Knödler/M. Wagendorfer, MGH Scriptores Rerum Germanicarum N.S. 24, 2 Bde., Hannover 2009, hier Bd. 1, S. 173f. mit Anm. 843. Vgl. auch Pius Secundus, Commentarii (I, 23), edd. Bellus/Boronkai (wie Anm. 2) S. 61. Zu einem Detail dieser Unterredungen, der Bestätigung des Rechts der Ersten Bitten bei Pfründenbesetzungen im Reich, vgl. A. Sohn, Deutsche Prokuratoren an der römischen Kurie in der Frührenaissance (1431–1474), Köln u.a. 1997, S. 232.

[5] G. Voigt, Enea Silvio de' Piccolomini, als Papst Pius der Zweite, und sein Zeitalter, 3 Bde., Berlin 1856–1863, hier Bd. 2, S. 148–153.

[6] K. Eubel, Hierarchia catholica medii aevi sive summorum pontificum, S.R.E. cardinalium, ecclesiarum antistitum series: e documentis tabularii praesertim Vaticani, 3 Bde., Regensburg ^{2}1914, hier Bd. 2, S. 12. Vgl. auch Piccolominis Schilderung in: Pius Secundus, Commentarii (I, 33), edd. Bellus/Boronkai (wie Anm. 2) S. 75.

[7] AS Mantova, Archivio Gonzaga, b. 841, c. 212. Der Bericht wurde vollständig veröffentlicht von E. Meuthen, Die letzten Jahre des Nikolaus von Kues. Biographische Untersuchungen nach neuen Quellen, Wissenschaftliche Abhandlungen der Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, Köln-Opladen 1958, hier Bd. 3, Text LXVI, S. 250–253; ein Auszug findet sich bei R. Signorini, Opus hoc tenue. La camera dipinta di Andrea Mantegna. Lettura storica iconografica iconologica, Mantova 1985, S. 35.

über das Vorhaben, dem zweitgeborenen Sohn des Markgrafen von Mantua, Francesco Gonzaga, die Kardinalswürde zu verleihen. Analog zu seiner eigenen Situation etwa sieben Jahre zuvor hatte auch Pius II. während des Kongresses von Mantua, wohl 1459, versprochen, den jungen Protonotar Gonzaga zu promovieren.[8] Aus verschiedenen Gründen, unter anderem wegen des zarten Alters des Fürstensohns, der zu der Zeit nur 17 Jahre alt war,[9] habe man im Kardinalskollegium überlegt, den Protonotar heimlich zu promovieren, aber die Publikation seiner Erhöhung zurückzuhalten. Statt dessen sollte Nikolaus von Kues dem Markgrafenpaar und dem Kaiser, als dessen Kandidat der Protonotar ernannt werden sollte, in einem von ihm selbst und einem anderen Kardinal unterzeichneten Schreiben die geheime Rangerhöhung mitteilen. Gonzaga würde dann nur einige Jahre als *secreto cardinale* bis zur Publikation seiner Würde warten müssen. Dasselbe habe man auch im Falle des derzeitigen Papstes Pius' II. unter Papst Nikolaus V. getan, fügt Nikolaus hinzu, wobei er und Kardinal Juan de Carvajal mit ihren Unterschriften gebürgt hätten. Später sei Piccolomini durch Papst Calixt III. aufgrund des früheren Versprechens kreiert worden.[10] Auf diesen Sachverhalt hatte Nikolaus von Kues etwas weni-

---

[8] Vgl. AS Mantova, Archivio Gonzaga, b. 841, c. 227; Meuthen, Die letzten Jahre (wie Anm. 7) Nr. LXVIII, S. 259 (Bartolomeo Bonatto an Markgräfin Barbara Gonzaga über ein Gespräch mit Kardinal Nikolaus von Kues, 20. Oktober 1461): *(...) accade rasonamento in el quale io feci ricordo dela promessa fu facta a Mantua del prothonotario. Là vidi ceschuno ben disposto. Queste sono cosse che non sono de vergogna ad arecordarle et rechiederle, maxime quando li homini sono degni: In el prothonotario è ogni bona parte, et la età se poria supplire cum non ge dare el capello per certo tempo.* Zum Kongress von Mantua vgl. G. B. Picotti, La Dieta de Mantova e la politica de' Veneziani, Venezia 1912 (Ndr. Verona 1996) sowie folgenden Tagungsband: A. Calzona/F. P. Fiore/A. Tenenti (u.a.) (Hg.), Il sogno di Pio II e il viaggio da Roma a Mantova. Atti del Convegno internazionale, Mantova 13–15 aprile 2000, Firenze 2003.

[9] Zur Altersproblematik bei der Promotion Francesco Gonzagas vgl. Signorini, Opus (wie Anm. 7) S. 34–41.

[10] AS Mantova, Archivio Gonzaga, b. 841, c. 212; Meuthen, Die letzten Jahre (wie Anm. 7) Nr. LXVI, S. 251: (Gespräch des Gesandten Bartolomeo Bonatto mit Kardinal Nikolaus von Kues): *Me rispose* [d.h. Nikolaus v. Kues]: *„Quello che alhora io disse, non fu da mi, vene da nostro si[gnore] el quale certo conosco esser affectionato ali si[gnori] vostri, et quando fu questa quaresima passata quella praticha cussì grossa (...), fu facto etiam per mi recordo del prothonotario vostro et conosci nostro si[gnore] esserli ben disposto. Vero è che sempre disse li para pur tenero de etate, perhò questa via fu disputata per venire a questo, che tra nui de colegio se promettesse al imperatore, quando se ne facesse, che ge seria compiaciuto, et cussì talhora staria tri o quatro anni*

ger deutlich schon in einem früheren Gespräch mit demselben Mantuaner Gesandten verwiesen.[11]

Eine klare Bestätigung dieser Angaben durch Enea Silvio selbst ist einem Brief an Pietro da Noceto, seinen alten Freund aus Basler Zeiten, vom 7. Mai 1456 zu entnehmen.[12] Nach dem Tod Nikolaus' V. hatte der Geheimsekretär seine Machtstellung an der Kurie verloren.[13] Nun erwartete er Gefälligkeiten von Piccolomini, dessen geplante Kardinalserhebung er sich als sein eigenes Verdienst anrechnete, wie Piccolomini zu Ohren gekommen war.

---

ad essere publigato, et tamen sera secreto cardinale. Et io che havesse la comissione per littera sotto scripta de mia mano et de un altro responderia al imperatore et ad vui faria intedere, come la supplicatione fusse admessa. Et a questo modo fu facto cardinale nostro si[gnore] che adesso è papa, et fin al tempo de Nicola fu acceptato, et io insieme cum monsignore de s[anto] Angelo sottoscripsi. Poi al tempo de Calisto fu recordato questo promessa, et cussì fu admesso e publicato. Questo dico adesso non seria pocho havere questa promessa et aspectare poi el tempo."

11 AS Mantova, Archivio Gonzaga, b. 841, c. 85; Meuthen, Die letzten Jahre (wie Anm. 7) Nr. LXII, S. 241 (Bartolomeo Bonatto an Barbara Gonzaga, 29. Mai 1461): *Tenessero modo che lo imperatore, el qual sapiamo essere ben disposto verso el marchese, et che lo faria volentera per complacentia del marchese Alberto et deli fratelli, scrivesse qui due littere l'una a nostro signore, l'altra al colegio de cardinali in le quale concludesse questo, che cussì ge parrea honesto fusse compiaciuto ad la sua m[aestà] come ad alcuno altro, et pregasse et supplicasse ge fusse compiaciuto del prothonotario. Et unaltra ne scrivesse ad lui, che solicitasse questa cossa cum far demostratione ge fussse grande piacere che lui poi toria el caricho de solicitarla et non dubitava la conduria. Et dissemi. „La praticha quando nostro si[gnore] fu facto cardinale passo a questo modo et per le mie mane. Io poi come riducea la brigata facia che se sottoscriveano ad una cedula et cussì fu facto.*"

12 Aeneae Sylvii Piccolominei Senensis, qui post adeptum Pontificatum Pius eius nomine Secundus appellatus est, opera quae extant omnia (...), ed. M. Hopperus, Basel 1551 (Ndr. 1967), Epist. 188, S. 756–763.

13 Zur Stellung Pietros da Noceto unter Nikolaus V. vgl. G. Gualdo, Pietro da Noceto e l'evoluzione della segreteria papale al tempo di Niccolò V (1447–1455), in: A. Jamme/O. Poncet (Hg.), Offices et papauté (XIVe–XVIIe siècle). Charges, hommes, destins, Collection de l'École française de Rome 334, Roma 2005, S. 794–804. Zu seiner früheren Karriere zuletzt Cl. Märtl, Tommaso Parentucelli, Pietro da Noceto, Petrus de Bonitate und Enea Silvio Piccolomini. Zur Kanzlei der Legation Niccolò Albergatis in Arras (1435), in: J. Gießauf/R. Murauer/M. P. Schennach (Hg.), Päpste, Privilegien, Provinzen. Beiträge zur Kirchen-, Rechts- und Landesgeschichte. Festschrift W. Maleczek zum 65. Geburtstag, MIÖG, Ergänzungsbd. 55, Wien-München 2010, S. 291–311.

Letztlich, so bestätigt Piccolomini, habe er es Pietro zu verdanken, dass Nikolaus V. dem Kaiser versprochen hatte, ihn unter den ersten neuen Kardinälen zu promovieren. Der Papst habe dem Kaiser und ihm selbst dies versichert, und zwei Kardinäle, Nikolaus von Kues und Juan de Carvajal, hätten mit unterschriebenen Briefen dafür gebürgt, die der Kaiser ihm ausgehändigt habe. Doch sei Papst Nikolaus V. gestorben und mit ihm die Aussichten auf den Kardinalat, schließt Piccolomini in scheinbarer Resignation.[14] Die detailgetreue Übereinstimmung dieser Angaben mit den Informationen, die Nikolaus von Kues später im Gespräch mit Bartolomeo Bonatto ausplauderte, beweist, dass Piccolominis Kreation durch Nikolaus V. faktisch in der geschilderten Weise abgelaufen sein muss. Zur Bestätigung dieses Tatbestandes meldete Enea seinem alten Freund Pietro, nachdem er schließlich die Rangerhöhung vom Nachfolger Nikolaus' V., Calixt III., erhalten hatte: *Quod coepisti apud Nicolaum pontificem maximum, nunc divus Calixtus consumavit.*[15]

Ohne Kenntnis der Aussagen Nikolaus' von Kues vertrat Georg Voigt die Auffassung, Enea Silvio spiele in seinem Brief an Pietro da Noceto auf das Versprechen Nikolaus' V. bei der Kaiserkrönung Friedrichs III. an, bei dem die Kardinäle Kues und Carvajal „Zeugen" gewesen seien.[16] Er übersah dabei, dass Nikolaus von Kues während des Romzugs Friedrichs III. im März 1452 nicht in Rom war, da er sich 1451 bis 1452 auf seiner großen Legation im Reich befand[17] und gleich danach die Verwaltung seines Bistums Brixen übernahm.[18] Da Voigt die Mantuaner Gesandtenberichte noch nicht kannte, ist ihm neben

---

[14] Piccolomini, Opera omnia, ed. Hopperus (wie Anm. 12) Epist. 188, S. 757 (Brief an Pietro da Noceto, 7. Mai 1456): *Arbitraris igitur, quantum sentio, honorem quo ego fungerer tuum esse et te dici cardinalem si tuus Aeneas rubeo pileo donaretur. Effectum est igitur tua opera ut imperatori a Nicolao promissum sit. Nam et is me promoveri optabat inter primos qui creandi cardinales essent, Aeneam nullo pacto preteritum iri, idque Nicolaus ipse caesari affirmavit et mihi. Idem quoque duo uberrimi testes imperatori suis litteris asseruerunt sancti Petri et sancti Angeli cardinales, quorum scripta et quidem signata imperator ipse mihi restituit. Sed obiit ille promissi plenus.*

[15] Piccolomini, Opera omnia, ed. Hopperus (wie Anm. 12) Epist. 212, S. 770 (28. Dezember 1456 an Pietro da Noceto).

[16] Voigt, Enea Silvio (wie Anm. 5) S. 148.

[17] Vgl. Acta Cusana. Quellen zur Lebensgeschichte des Nikolaus von Kues, hg. von H. J. Hallauer/E. Meuthen, Bd. 1,1–4, hier Bd. 1.3a – 1.3b (Januar 1451 – März 1452) Hamburg 1975–2000.

[18] Er befand sich seit dem 7. April 1452 in Brixen, vgl. E. Meuthen, Nikolaus von Kues 1401–1464. Skizze einer Biographie, Münster 1964, S. 98.

der chronologischen Einordnung auch entgangen, worin genau die Funktion der beiden Kardinäle bei der Kreation Piccolominis bestand.

Das Verfahren, das Nikolaus von Kues in seinen Äußerungen gegenüber dem Mantuaner Gesandten beschreibt, stellt eine im 15. Jahrhundert etablierte Praxis dar, die in der Forschungsliteratur oft, aber unzutreffend, als Kreation *in pectore* oder *in petto* bezeichnet wird.[19] Im Gegensatz zur neuzeitlichen Kreation *in petto* konnte der Papst im 15. Jahrhundert nicht allein und heimlich „in seiner Brust" entscheiden, wer Kardinal werden sollte, sondern er war an eine Anzahl von normativen Regelungen gebunden, die unter Anderem die Zustimmung des Kardinalskollegiums forderten.[20] Solche „Geheimkreationen" beruhen auf den konstitutionellen Voraussetzungen jener Phase in der Papstgeschichte, in der die Päpste im Spannungsfeld zwischen Konziliarismus und monarchischem Papat agierten. Sie stellen somit eine Vorstufe zur modernen Kreationspraxis *in petto* dar. Quellen zu den Modalitäten derartiger Geheimkreationen sind ebenso wie zum normalen Kreationsverfahren wegen ihres Ablaufs im Geheimkonsistorium selten. Hinzu kommt, dass Geheimkreationen naturgemäß unter strengem Schweigegebot standen und wohl in vielen Fällen nie dokumentiert wurden. So sind sie beispielsweise auch nicht in den Amtsbüchern des Kardinalskollegs verzeichnet.[21] Abgesehen von wenigen Urkunden sind wir im Wesentlichen nur durch sporadische Nachrichten über solche Kreationen unterrichtet. Dennoch lassen sich einige Merkmale festhalten.

---

[19] Vgl. hierzu schon M. Catelanus, De vita et scriptis Dominici Capranicae cardinalis antistitis Firmani commentarius. Accedit appendix monumentorum et corollarium de Cardinalibus creatis nec promulgatis, Fermo 1793, S. 265–319, der auf die Unterschiede zur neuzeitlichen Praxis hinweist. Ebenfalls L. von Pastor, Geschichte der Päpste, Bd. 1 (5.–7. Auflage), Freiburg 1925, S. 274.

[20] Vgl. D. Henderson, „In creandis cardinalibus". Zur Praxis der Kardinalskreationen im 15. Jahrhundert, in: SFB 573. Pluralisierung und Autorität in der Frühen Neuzeit (15. – 17. Jahrhundert), Mitteilungen 2/2009, S. 38–47, http://www.sfb-frueheneuzeit.uni-muenchen.de/mitteilungen/ M2–2009/henderson.pdf (3.1.2011). Die strukturellen Unterschiede zur modernen Kreationspraxis werden in der Literatur fast durchwegs übersehen, vgl. etwa F. A. Young, Fundamental Changes in the Nature of the Cardinalate in the Fifteenth Century and their Reflection in the Election of Pope Alexander VI (Diss. University of Maryland Michigan 1978).

[21] Daher führt Eubels Hierarchia hier nicht weiter. Zu den Quellen zum Kardinalat im 15. Jh. vgl. jetzt Cl. Märtl, in: J. Dendorfer/R. Lützelschwab (Hg.), Geschichte des Kardinalats im Mittelalter (Päpste und Papsttum 39), Stuttgart 2011, S. 53–62.

Formal hielten sich Geheimkreationen an die zeremoniell und normativ geregelte Kreationspraxis, wie sie schon zu Beginn des 14. Jahrhunderts von Kardinal Jacopo Stefaneschi sowie im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts noch einmal von dem Zeremonienmeister Agostino Patrizi-Piccolomini in ihrem Ablauf beschrieben und in den Dekreten des Konstanzer Konzils beziehungsweise den nationalen Konkordaten, deren Vorschriften auch in die päpstlichen Wahlkapitulationen Eingang fanden, festgelegt wurde.[22] Der erste bekannte Fall, wahrscheinlich die erste Geheimkreation überhaupt, war die geheime Promotion von Domenico Capranica und Domingo Ram durch Martin V.[23] Entweder schon am 23. Juli 1423 oder bei der Kreationsrunde vom 24. Mai 1426 wurden Capranica und Ram heimlich in den Kardinalsstand erhoben. Bei letzterer Gelegenheit wurden auch der päpstliche Neffe Prospero Colonna und Giuliano Cesarini heimlich promoviert. Ein von elf Kardinälen unterschriebenes Dokument bestätigte, dass die Kreation der ersten zwei und nun auch der beiden anderen geheimen Kardinäle normgemäß durchgeführt, aber aus guten Gründen nicht publik gemacht worden sei: *juxta morem consuetum creati fuerunt; sed ex bonis causis tunc et nunc una cum aliis duobus noluimus publicari.*[24] Das Besondere an Geheimkreationen war also lediglich, dass die normalerweise an einem Quatembersamstag stattfindende Publikation im öffentlichen Konsistorium, also die dritte Phase des Kreationsverfahrens, zurückgehalten wurde.

Das Verfassen und Unterschreiben eines schriftlichen Zeugnisses durch Kardinäle über die Absicht, den *cardinalis secretus* oder *creatus sed non publicatus* zu gegebener Zeit öffentlich anzuerkennen, war fester Bestandteil des Verfahrens.[25] Das sollte unter anderem die Einhaltung des Versprechens auch

---

[22] Vgl. Henderson, In cardinalibus creandis (wie Anm. 20) S. 39ff.; zu den Kardinalskreationen vgl. auch den Beitrag von J. Dendorfer, in: Dendorfer / Lützelschwab (wie Anm. 21) S. 96–111.

[23] Diese Geheimkreation wird von Catelanus, De vita (wie Anm. 19) S. 266f. und ihm folgend Pastor, Geschichte der Päpste (wie Anm. 19) S. 274 auf den 23. Juli 1423 datiert. K. Eubel, Zur Cardinalsernennung des Dominicus Capranica, RQ 17 (1903) S. 273–292, hält dagegen die Geheimkreation am 26. Mai 1426 für wahrscheinlicher. Diese Frage bleibt in der neueren Literatur offen, vgl. C. M. Richardson, Reclaiming Rome. Cardinals in the Fifteenth Century, Leiden 2009, hier S. 78 mit Anm. 47.

[24] Catelanus, De vita (wie Anm. 19) S. 167ff.

[25] Vgl. das Schreiben Sixtus' IV. an Georg Hessler vom 25. Juni 1477 bei Catelanus, De vita (wie Anm. 19) S. 276f., in dem der Papst die Kardinäle zur Anerkennung Hesslers auch nach seinem (des Papstes) Tod verpflichtet. Sixtus ließ

über den Tod des Papstes hinaus gewährleisten. Die Kreation wurde dem heimlich Geehrten sowie gegebenenfalls seinen fürstlichen Fürsprechern sogleich per Geheimboten mitgeteilt. So wurde beispielsweise der kaiserliche Prokurator Heinrich Senftleben von Pius II. am 6. März 1460 damit beauftragt, Burchard von Weißbriach, dem Erzbischof von Salzburg, die Botschaft von seiner geheimen Rangerhöhung mitzuteilen. Unter Exkommunikationsandrohung wurde Senftleben des Weiteren angewiesen, die Botschaft geheimzuhalten und *secretissime* dem Kaiser zu übermitteln, dass Weißbriachs Promotion beschlossen war, aber nicht publik gemacht werden konnte, *ne scandalum fieret*.[26] Unter den vielen bekannten Fällen von Geheimkreationen im 15. Jahrhundert wurde Nikolaus von Kues selbst auf diese Weise zuerst von Eugen IV. promoviert und dann von Nikolaus V. publiziert.[27] Genau in dieses Schema passt das Verfahren, das Nikolaus von Kues für Francesco Gonzaga vorschlug. Er spricht ausdrücklich davon, dass Gonzaga als *secreto cardinale* gelten sollte. Bislang unbeachtet geblieben ist, dass er dabei auch bezeugt, dass Enea Silvio Piccolomini ebenfalls heimlich von Nikolaus V. in den Kardinalsstand erhoben worden war.[28] Das heißt, Nikolaus V. hatte sein Versprechen einer Rang-

---

den Brief von Kardinal Jacopo Ammannati schreiben. Catelanus zitiert auch andere Dokumente, die diese Bezeugung durch Kardinäle belegen, etwa die geheime Kreation von Pierre d'Aubusson durch Innozenz VIII. im Jahr 1486, vgl. Catelanus, De vita (wie Anm. 19) S. 279. Der Brief an d'Aubusson wurde von Kardinal Jean Balue geschrieben und unterschrieben. Siehe auch unten Anm. 63 (Kreation Rodrigo Borjas, 1456).

[26] L. von Pastor, Ungedruckte Quellen zur Geschichte der Päpste vornehmlich im XV., XVI., und XVII. Jahrhundert, Bd. 1: 1376–1464, Freiburg i.Br. 1904, Nr. 111, S. 136f. Bei Pastor ist der Brief jedoch fälschlicherweise auf das Jahr 1461 anstatt 1460 datiert, vgl. Sohn, Prokuratoren (wie Anm. 4) S. 235. Senftleben wurde am Tag nach der heimlichen Kreation, die am 5. März stattgefunden hatte, mit der Nachricht nach Salzburg entsandt.

[27] Vgl. die autobiographischen Notizen des Nikolaus von Kues vom 21. Oktober 1449, in: Acta Cusana, hg. von Hallauer/Meuthen (wie Anm. 17) Bd. 1.2, Nr. 849: *Hic dominus Nicolaus fuit per papam Eugenium in cardinalem assumptus secrete (...)*; vgl. auch ebd. Nr. 808, Piccolominis Gratulationsschreiben zu diesem Anlass. Kues wurde am 20. Dezember 1448 von Nikolaus V. öffentlich zum Kardinal erhoben.

[28] Auch Erich Meuthen, der den Bericht edierte, scheint die volle Bedeutung dieser Angabe nicht erkannt bzw. sie mißverstanden zu haben, vgl. Meuthen, Die letzten Jahre (wie Anm. 7) S. 78: „Er (Kues) und Carvajal hätten im Auftrag des Kollegs die kaiserliche Supplik für Enea schon zur Zeit Nikolaus' V. (...) unterschrieben."

erhöhung Piccolominis durchaus wahrgemacht, es war zu seinen Lebzeiten nur nicht zur Publikation gekommen.

In der Frage, wann diese Promotion stattgefunden haben kann, ergibt sich ein erster zeitlicher Anhaltspunkt daraus, dass Nikolaus von Kues offensichtlich am Kreationsverfahren teilgenommen und zusammen mit Kardinal Juan de Carvajal die Mitteilung der Rangerhöhung Piccolominis unterschrieben hat. In Rom hielt sich Kues nach seiner Promotion zum Kardinal das ganze Jahr 1450 und anschließend erst wieder vom 5. März bis zum 29. Mai 1453 auf, kam danach aber zu Lebzeiten Nikolaus' V. nicht mehr dorthin.[29] Für die Realisierung des Promotionsversprechens, das Nikolaus V. dem Kaiser im März 1452 gegeben hat, kommt also nur der Zeitraum zwischen 5. März und 29. Mai 1453 in Frage. In diese Zeit fällt zudem der Pfingstquatember (Pfingstsonntag war am 20. Mai 1453), der nach den zeremoniellen Regeln für Kardinalskreationen vorgesehen war.[30]

Es wird daher im Folgenden zu überprüfen sein, ob sich in dieser Zeit weitere Hinweise auf die heimliche Rangerhöhung Piccolominis finden lassen. Die wichtigsten Quellen hierfür sind wiederum Eneas Briefe, die, wie oben erwähnt, bisher eher als Belege für sein unbefriedigtes Streben nach dem Kardinalat gedient haben. Ein Grund für die ambivalente Interpretation der Quellen liegt in ihrer Undeutlichkeit. Wegen der bei Geheimkreationen auferlegten Schweigepflicht sind keine direkten Aussagen zu erwarten, doch gibt es eine Anzahl von Stellen, die im Licht der vorgetragenen Erkenntnisse als Hinweise verstanden werden können. Eine weitere Schwierigkeit bei der Quellendeutung besteht allerdings darin, dass Piccolomini einige andere Privatanliegen an der Kurie verfolgte, insbesondere seine Pfründenwünsche, die er in seinen Briefen ebenfalls in teils undeutliche Sprache kleidete. Es gilt folglich, derartige Aussagen nach ihrem thematischen Bezug voneinander zu unterscheiden.

Enea Silvios Korrespondenz in den Monaten April und Mai 1453 weist einen regen Verkehr mit der Kurie in mehreren Angelegenheiten auf. Als päpstlicher Legat berichtete er über die Friedensverhandlungen zwischen Friedrich III. und den österreichischen und ungarischen Ständen.[31] Die bevorstehende

---

[29] Eubel, Hierarchia (wie Anm. 6) App. 1, Annot. ad p. 1, S. 30–33.

[30] Traditionell und nach den zeremoniellen Handbüchern sollten Kardinalskreationen im 15. Jahrhundert zu den Quatemberzeiten stattfinden, d. h. in der Woche nach dem ersten Fastensonntag, nach Pfingsten, nach Kreuzerhöhung und nach dem 3. Adventssonntag.

[31] Den Verlauf dieses Konflikts hat Piccolomini insbesondere in seiner Historia Austrialis, edd. Knödler/Wagendorfer (wie Anm. 4) ausführlich geschil-

Ratifizierung eines Friedens konnte er am 17. April 1453 in Briefen an Papst Nikolaus V., den päpstlichen Geheimsekretär Pietro da Noceto sowie die Kardinäle Carvajal und Kues vermelden.[32] Diese Nachricht musste er jedoch am 28. April relativieren.[33] Ferner schrieb Piccolomini Briefe im Auftrag Friedrichs III. wegen Bistumsbesetzungen in Freising und Passau an Papst Nikolaus V., Pietro da Noceto und die Kardinäle Carvajal und Kues.[34] Weitere Schreiben an dieselben kurialen Empfänger sowie an Heinrich Senftleben verfasste er im Namen des Kaisers am 20. bzw. 21. April 1453, welche die Gewährung des Rechtes der Ersten Bitten bei Pfründenbesetzungen im Reich forderten.[35] In eigener Sache engagierte sich Enea für die Pfarrei S. Pancratius in Windischgraz (Slovenj Gradec), die ihm am 25. Januar 1453 von Friedrich III. übertragen, aber auch von Kardinal Guillaume Hugues beansprucht wurde.[36] Ferner war es ihm ein Anliegen, einen Erlass seiner Servitien für das Bistum Siena zu bewirken.[37] Unter diesen identifizierbaren Gegenständen, mitunter sie einschließend,[38] ist auch die Rede von einer unbestimmten Privatangelegenheit –

---

dert. Vgl. hierzu J. Knödler, Überlegungen zur Entstehung der „Historia Austrialis", in: Enea Silvio Piccolomini nördlich der Alpen. Akten des interdisziplinären Symposions vom 18. bis 19. November 2005 an der Ludwig-Maximilians-Universität München, Pirckheimer Jahrbuch für Renaissance- und Humanismusforschung 22, Wiesbaden 2007, S. 53–76.

32 R. Wolkan (Hg.), Der Briefwechsel des Eneas Silvius Piccolomini, Fontes Rerum Austriacarum II 61/62/68, Wien 1909–1918, Abteilungen I–III, hier III.1, Nr. 67, 68, 69 und 70.

33 Wolkan (Hg.), Der Briefwechsel (wie Anm. 32) III.1, Nr. 74, 75, 76, 77, und 78.

34 Vgl. die Briefe vom 10. April 1453 bei Wolkan (Hg.), Der Briefwechsel (wie Anm. 32) III.1, Nr. 62, 63, 64, 65; ferner die Epistulae vom 17. April 1453 an Nikolaus V. (Nr. 68) sowie vom 24. Mai 1453 an Nikolaus von Kues (Nr. 93) und vom 25. Mai 1453 an Pietro da Noceto (Nr. 94).

35 Wolkan (Hg.), Der Briefwechsel (wie Anm. 32) III.2, Nr. 2, 3, 4, 5.

36 Vgl. D. Brosius, Die Pfründen des Enea Silvio Piccolomini, QFIAB 54 (1974) S. 271–327, S. 279–281 mit Hinweis auf Wolkan (Hg.), Der Briefwechsel (wie Anm. 32) III.1, Nr. 61, 93, 94, 123, 141, 151, 198, 211, 264, 265, 275. – Zu Guillaume Hugues d'Estaing vgl. W. Decker, Estaing, Guillaume, in: DBI 43 (1993) S. 278–290 und H. Müller, Vom Konzil zur Kurie. Eine kirchliche Karriere im 15. Jahrhundert. Guillaume Hugues d'Étain, Archidiakon von Metz und Kardinal von Santa Sabina († 1455), Zeitschrift für Kirchengeschichte 110 (1999) S. 25–52.

37 Vgl. Brosius, Die Pfründen (wie Anm. 36) S. 278.

38 Vgl. Ende April 1453 an Heinrich Senftleben bei Wolkan (Hg.), Der Briefwechsel (wie Anm. 32) III.1, Nr. 78, S. 150: *commendo vobis negocia mea, maxime de annata remittenda.*

negotium oder *res* – Piccolominis. So wies der Kaiser seinen Prokurator an der Kurie, Heinrich Senftleben, am 21. April 1453 an, sich für die versprochene Bestätigung des Rechts der Ersten Bitten durch den Papst einzusetzen, und ferner umgehend Bericht zu erstatten *de negotio venerabilis episcopi Senensis, de quo tibi alias sepe scripsimus*.[39] Senftleben war demnach vom Kaiser mit der Vertretung eines Piccolomini betreffenden Anliegens an der Kurie schon vor diesem Zeitpunkt schriftlich beauftragt worden.

In einem Brief vom 1. Mai 1453 antwortete Pietro da Noceto auf Piccolominis Mitteilung vom 17. bzw. 18. April.[40] Der Geheimsekretär bestätigte den Empfang der Nachrichten über den Frieden und fügte hinzu, auch Nikolaus V. habe Gefallen daran gefunden, wie Piccolomini gleich einem päpstlichen Schreiben an ihn und an den Kaiser entnehmen würde. Hinsichtlich Piccolominis Angelegenheit (*de re vestra*) versprach Pietro da Noceto, sie nie zu vergessen, und versicherte seine Zuversicht „bei günstiger Gelegenheit" (*opportuno tempore*).[41] Der Inhalt des päpstlichen Schreibens wird nicht erläutert, doch handelte es sich offensichtlich um einen Gunsterweis, wie aus den Bezugnahmen darauf in den folgenden Briefen Piccolominis zu erkennen ist.

Pietros Brief kam, wahrscheinlich zusammen mit dem Schreiben des Papstes und einem weiteren Brief von Kardinal Nikolaus von Kues, in Wiener Neustadt am 19. Mai an, wie Piccolomini in seiner Antwort vom 25. desselben Monats bestätigte.[42] Der Empfänger reiste jedoch unmittelbar danach von Wiener Neustadt nach Bruck an der Mur. Sein erstes Antwortschreiben darauf wurde in Bruck am 24. Mai verfasst und ging an Kardinal Nikolaus von Kues.[43] Darin äußerte er sich zufrieden und dankbar über den guten Willen des Paps-

---

[39] Wolkan (Hg.), Der Briefwechsel (wie Anm. 32) III.2, Nr. 5, S. 576. Schon der Herausgeber vermutete, dass hiermit Piccolominis Bemühungen um den Kardinalat gemeint sein könnten.

[40] Wolkan (Hg.), Der Briefwechsel (wie Anm. 32) III.1, Nr. 80, S. 150f.

[41] Ebd.: *gratissime fuerunt littere vestre, quas nuper per tabellarium vestrum accepimus, sanctissimo domino nostro atque mihi multis de causis, precipue intellecta bona valetudine paternitatis vestre et pace cum honore et commodo cesaris nostri (...) conclusa (...), prout etiam videbitis per litteras domini nostri ad ipsum cesarem et ad paternitatem vestram. de re vestra certa sit dominatio vestra, quod nunquam dabitur a me oblivioni et opportuno tempore bene de ea confido.*

[42] Wolkan (Hg.), Der Briefwechsel (wie Anm. 32) III.1, Nr. 94.

[43] Es scheint, dass Enea auch einen ähnlichen Brief an Kardinal Juan de Carvajal entweder geschrieben hat oder schreiben wollte, denn die Epistel an Nikolaus von Kues wurde ursprünglich an *Johanni cardinali sancti Petri* adressiert: Wolkan (Hg.), Der Briefwechsel (wie Anm. 32) III.1, S. 165, Anm. 3.

tes hinsichtlich seines *negotium*: Vor allem habe er diese päpstliche Willenserklärung einem Schreiben des Kaisers und der Unterstützung der Kardinäle Kues und Carvajal zu danken, auch wenn nichts weiter daraus erfolgen sollte.[44] Am nächsten Tag antwortete er auch Pietro da Noceto und bestätigte, dass dessen Brief und das angekündigte Schreiben des Papstes dem Kaiser überbracht worden seien und dass sich Friedrich III. damit sehr zufrieden gezeigt habe.[45] *Inter alia* ging es darin um das Bistum Passau und die Verleihung einer Propstei an Ulrich Sonnenberger. Enea selbst dankte Pietro dafür, dass er eine ihm zugesprochene Kirche (wahrscheinlich S. Pancratius in Windischgraz) behalten dürfe.[46] Bemerkenswerterweise wird allerdings die *res*, die Pietro nicht zu vergessen versprach und für die Piccolomini Nikolaus von Kues gedankt hatte, nicht thematisiert. In der folgenden Korrespondenz aus diesem Zeitraum kommen keine weiteren Anspielungen auf eine solche Angelegenheit vor.[47]

---

[44] Ebd. Nr. 93, S. 166 (24. Mai 1453 an Nikolaus von Kues): *De alio negocio meo non est, quid refricem. satis est superque satis, pontificem maximum de me bene cogitare mihique bene agere velle. id ego et cesaris scriptis et vestre promotioni ac reverendissimi domini sancti angeli adjumento ascribo, sumque ipsa voluntate contentus, et si nihil amplius sequatur.*

[45] Ebd. Nr. 94, S. 167 (25. Mai 1453 an Pietro da Noceto): *grate sunt mihi semper littere tue, ex quibus te bene valere intelligo et mei amantem perseverare. nuntius apostolicus, qui scripta tua ad me detulit, 19. maii ad Novam civitatem venit. mox cesari apostollicum breve tradidi, quod sibi gratissimum et acceptissimum fuit, multumque illa verba humanitatis et benevolentie plena sue serenitati placuerunt.* Die Bezeichnung des Überbringers als *„nuntius apostolicus"* ist unspezifisch im Sinn eines päpstlichen Briefboten zu verstehen, denn RG Bd. 6 verzeichnet in dieser Zeit keine Entsendung eines Nuntius im diplomatischen Sinn.

[46] Ebd.: *inter alia vero maxime libuit* [d.h. Friedrich III.], *quod de Pataviensi ecclesia scribebatur (...) de prepositura quoque magistro Vrico Sonembergher conferenda admodum gratus cesar est. ego vero tibi gratias ago, qui factum ecclesie parrochialis pro me retinende apud dominum nostrum expedivisti; facis enim ex tuo more amico consulens.* Im Weiteren geht es um die Besetzung einer Pfründe, auf die Pietros Verwandte aus Venedig Anspruch erhoben hatten, die jedoch Friedrich III. angeblich irrtümlich an andere vergeben hatte.

[47] In einem Brief an Johann von Lysura aus Graz vom 25. Juni 1453 dankt Enea für dessen und des Erzbischofs von Trier Unterstützung in Rom, vgl. ebd. Nr. 122, S. 177f. *Venerabilis vir amice honorande. ex Roma vestre littere mihi reddite sunt, quas libenter accepi, cum ex illis vestram in mea promotione diligentiam non vulgarem intellexerim. inde vobis et domino meo reverendissimo*

Um die Indizien zu sammeln: Es handelt sich bei dieser undeutlich formulierten Angelegenheit um eine Piccolomini betreffende und den Kaiser belohnende Willenserklärung des Papstes, die mit Hilfe eines Schreibens des Kaisers und mit der Unterstützung der Kardinäle Carvajal und Kues Ende April erfolgt ist und am 1. Mai 1453 nach Wiener Neustadt geschickt wurde. Es ist einzuräumen, dass damit möglicherweise der von Enea angestrebte Servitienerlass gemeint sein könnte. Dieser wurde vom Kardinalskollegium zunächst abgelehnt[48] und blieb auch im folgenden Jahr ein Anliegen Piccolominis, bis er schließlich im Frühjahr 1455 gewährt wurde, wie ein bislang unbeachteter Brief an Kardinal Juan de Carvajal vom 22. März 1455 zeigt.[49] Auch Eneas Pfründenwünsche gehören zum Deutungsangebot dieser Stellen. Der Besitz der Pfarrei in Windischgraz und einer weiteren in Irdning blieb ein Anliegen Enea Silvios in der nächsten Zeit und könnte ebenfalls den Inhalt der Willens-

---

Treverensi gratias ago, qui me veluti suam creaturam dignatus est promovere. quicquid sequatur, scio suas commendationes mihi utiles esse meque in altum tollere, nam tunc homines existimantur, cum a viris existimatis commendantur. Mit *promotio* ist wohl nicht die Promotion zum Kardinal, sondern eine unbestimmte Förderung gemeint, die sich jedoch möglicherweise auf den Kardinalat (*in altum tollere*) bezieht.

48 Vgl. ebd. Nr. 95, S. 169 (27. Mai 1453 an Kardinal Filippo Calandrini): *intellexi vestram dignationem benivolam fuisse mihi, ut annata per sacrum collegium dimitteretur ecclesie Senensi; id tamen ceteros cardinales non annuisse.*

49 Enea Silvio Piccolomini an Kardinal Juan de Carvajal, 22. März 1455. Der Brief ist nur gedruckt in der seltenen Kölner Inkunabel ca. 1480 von Arnold ter Hoernen (GW M33663 / HC 159 /BN-Inc P-422 /ISTC ip00726500) fol. 113v-115v und dort mit dem 20. Februar 1455 datiert. Diese Briefsammlung ist in zumindest vier vatikanischen Handschriften überliefert, die zum Teil einen besseren Text als die Inkunabel bieten. Ich zitiere hier daher nach BAV, Ottobon. Lat. 347, fol. 52v-53r: *Intellexi quoque annata liberatum me esse, quam pro Senensi ecclesia sacro collegio debebam. Hec nulli alteri quam tue erga me optime voluntati ascribo. Tu meus adiutor es, meus promotor, meus conservator. Nisi tua me manus elevasset, nihil essem; ex te sum id quod sum. Tibi et honores et dignitates et opes et fortunas meas omnes ascribo. Quod si pro tantis in me beneficiis tuis non refero grates, difficultati rei non voluntati mee imponendum est.* Zur Bevorzugung dieser Handschrift vgl. J. Helmrath, Vestigia Aeneae imitari. Enea Silvio Piccolomini als „Apostel des Humanismus". Formen und Wege seiner Diffusion, in: J. Helmrath/U. Muhlack/G. Walther (Hg.), Diffusion des Humanismus. Studien zur nationalen Geschichtsschreibung europäischer Humanisten, Göttingen 2002, S. 99–141, S. 127, Anm. 97.

erklärung darstellen.[50] Aber angesichts der Übereinstimmung der Aussagen in Piccolominis Brief an Nikolaus von Kues vom 24. Mai 1453 mit den sonstigen Informationen über seine heimliche Promotion ist es wahrscheinlich, dass die von Kues und Carvajal unterzeichnete Mitteilung der heimlichen Kreation Enea Silvios durch Nikolaus V. den eigentlichen Gegenstand dieser Korrespondenz bildet, den es wegen Geheimhaltung zu verschleiern galt.

Die Geheimkreation dürfte demnach Ende April 1453 vollzogen worden sein und wurde wahrscheinlich Piccolomini und Friedrich III. am 1. Mai mitgeteilt. Sie wurde auf Wunsch Friedrichs III. vorgenommen. An der Kurie hatte Heinrich Senftleben diese Angelegenheit vertreten. Er setzte sich auch in der folgenden Zeit für die Publikation der Promotion ein, wie einer von Piccolominis Briefen vermuten lässt.[51] Maßgebliche Unterstützung an der Kurie für seine Rangerhöhung erhielt Piccolomini vom päpstlichen Geheimsekretär Pietro da Noceto und von den Kardinälen Carvajal und Kues. Die Geheimkreation geschah kurze Zeit vor dem traditionellen Termin für Kreationen in der Quatemberwoche vom 20. bis zum 27. Mai 1453. Der Beschluß muss wohl im Rahmen von Vorverhandlungen zwischen dem Papst und den Kardinälen gefallen sein. Derartige Verhandlungen fanden in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts regelmäßig vor Kardinalskreationen statt und führten zunehmend zu vorgezogenen, nicht termingerechten Kreationen.[52] Die Promotion war nicht erst durch Piccolominis Rolle auf den Reichstagen der Jahre 1454 und 1455 motiviert, sondern ging dieser voraus. In erster Linie wird das mündliche Versprechen, das er dem Kaiser 1452 geleistet hatte, Nikolaus V. dazu bewogen haben, Piccolomini im Frühjahr 1453 zu promovieren. Auf ähnliche Weise hielt Piccolomini als Papst sein Versprechen gegenüber Ludovico und Barbara Gonzaga und machte Francesco Gonzaga 1461 zum Kardinal.

Um die Frage zu beantworten, welche konkreten Anlässe die Kreation einerseits zu diesem Zeitpunkt auslösten und andererseits ihre Publikation verhinderten, müssen sowohl Piccolominis Leistungen als auch die Lage des

---

[50] Brosius, Die Pfründen (wie Anm. 36) S. 281 bezieht den Brief an Nikolaus von Kues vom 24. Mai 1453 auf die Pfründenangelegenheiten Piccolominis, vgl. Wolkan (Hg.), Der Briefwechsel (wie Anm. 32) III.1, Nr. 93.

[51] Vgl. Enea Silvio Piccolomini an Heinrich Senftleben am 22. Dezember 1454, BAV, Ottob. Lat. 347, fol. 30v: *De rebus vestre cure nescio quid dicam. Ubique sunt angustiae. Quocunque me verto querelas invenio. Sunt qui existimant statum vestrae curiae, dum vixerit Nicolaus, haudquaquam mutatum iri. Senatus eius grandis est neque augeri vult, et quamvis sit princeps alti consilii ac suopte iudicio nihil ignoret, senatui tamen auscultat neque minimum ex his audet contristari, qui primum apud se ordinem tenent.*

[52] Vgl. Henderson, In cardinalibus creandis (wie Anm. 20).

Papstes in Betracht gezogen werden. Piccolomini hatte im Frühjahr 1453 soeben eine Legation nach Böhmen erledigt und neuerlich einen Frieden zwischen Friedrich III. und den aufständischen österreichischen und ungarischen Ständen vermittelt. Der Papst seinerseits hatte gerade die Verschwörung des Stefano Porcari überstanden und suchte vielleicht seinen Rückhalt im Kardinalskollegium zu stärken. Zudem hatte Piccolomini einen sehr einflußreichen Freund im Geheimsekretär Pietro da Noceto[53] und weitere Fürsprecher unter den Kardinälen, vor allem die Kardinäle Kues und Carvajal, mit denen er eine rege Korrespondenz führte.[54] Allerdings betrug die Anzahl der Kardinäle Anfang 1453 noch 24, so dass das Kardinalskollegium mit Hinweis auf die Regelungen der Konstanzer und Basler Konzile eine Vermehrung begründet ablehnen konnte. Das dürfte ein Grund für die Geheimhaltung der Promotion gewesen sein, denn die Ernennung eines „deutschen" Kardinals hätte wohl Forderungen aus Frankreich, Spanien und Neapel zur Folge gehabt.[55]

Bis Ende 1453 starben allerdings zwei Kardinäle und Anfang 1454 noch ein weiterer. Der Bestand des Kardinalskollegiums hätte daher spätestens 1454 Anlaß gegeben, neue Kreationen vorzunehmen oder die geheime Kreation Enea Silvios publik zu machen.[56] Zudem engagierte sich Piccolomini prominent auf den Reichstagen für den Kreuzzug. Dass er trotzdem nicht als Kardinal anerkannt wurde, lag wohl nicht an seiner Basler Vergangenheit oder an einem Unwillen des Papstes, wie Voigt vermutet,[57] denn dieser hatte ihn ja

---

[53] Unter Anderem war Pietro da Noceto maßgeblich daran beteiligt, dass Eneas Freund Giovanni Campisio am 23. März 1453 zum Bischof von Piacenza und Niccolò Amidani am 19. März 1453 zum Erzbischof von Mailand ernannt wurden, vgl. Wolkan (Hg.), Der Briefwechsel (wie Anm. 32) III.1, Nr. 81 S. 151–153 und Nr. 92 S. 164f. (an Campisio) und Nr. 82, S. 153f. (an Amidani).

[54] Auch die Kardinäle Calandrini und Capranica zählten zu Piccolominis Förderern und Briefempfängern, vgl. etwa Wolkan (Hg.), Der Briefwechsel (wie Anm. 32) III.1, Nr. 95 an Filippo Calandrini (27. Mai 1453) bzw. Nr. 114 (27. Juli 1453), 127 (11. August 1453), 181 (12. November 1453) an Domenico Capranica.

[55] Das war z.B. der von Pius II. angegebene Grund für die Geheimhaltung der Kreation Burchards von Weißbriach, vgl. Pastor, Ungedruckte Quellen (wie Anm. 26) S. 137: *verum quia necessarie fuisset alios quoque ad instantiam regum aliorum et principum insimul promovere, si promocio sua palam fuisset, (...) publicari illum pro nunc passi non sumus.*

[56] Vgl. die Argumente in Piccolominis Brief an Pietro da Noceto vom 20. Februar 1455 (Epistula 37) mit dem Titel: *Suadet creari novos cardinales et novitates adiungit* (BAV, Ottob. Lat. 347, fol. 46r-47r).

[57] Voigt, Enea Silvio (wie Anm. 5) S. 151f.: „Jedenfalls ist Papst Nicolaus nicht etwa willig gewesen und nur vor der Erfüllung seiner Zusage gestorben (...). Der Grund lag ohne Zweifel in seinen [d.h. Piccolominis] Antecedentien".

schon heimlich kreiert, sondern wahrscheinlich sowohl am Gesundheitszustand Nikolaus' V., der seit Frühjahr 1453 mit nur kurzen Unterbrechungen im Krankenbett lag,[58] als auch am Widerstand der Kardinäle, die schon über die Nachfolge nachdachten und deshalb keine neuen Kardinäle ins Kollegium befördern wollten, wie Enea glaubte.[59]

Für Enea Silvio selbst scheint die heimliche Promotion keinen nennenswerten Vorteil bedeutet zu haben. Vielmehr bezeugen seine Briefe der Jahre 1453 bis 1456 seine fortgesetzten Bemühungen um und Unsicherheit über die offizielle Anerkennung. Seine Korrespondenz zeigt, dass solche Geheimkreationen in der Praxis keine große Sicherheit für den heimlich Geehrten boten. Trotz ihrer formalen Regularität scheinen sie eher den Charakter einer Absichtserklärung gehabt zu haben, auf deren Verbindlichkeit man sich nicht unbedingt verlassen konnte: Diesem Umstand entsprechend spricht Piccolomini rückblickend nur von einem Versprechen des Papstes. Tatsächlich lebten und starben wohl zahlreiche *cardinales secreti* nach dem Tod ihres Gönners unbekannt und ohne öffentliche Anerkennung der Rangerhöhung.[60]

Auch nach dem Tod Nikolaus' V. sah sich Piccolomini in seinen Hoffnungen zunächst enttäuscht. Ihm schien die heimliche Promotion sogar von Nachteil für seine Ambitionen, da er es für unwahrscheinlich hielt, dass der neue Papst Calixt III. einen Günstling seines Vorgängers ins Kardinalskollegium holen würde.[61] Wie aus den Berichten sienesischer Gesandter an der Kurie hervorgeht, gehörte ihr Landsmann und Bischof dennoch zu den aussichtsreichs-

---

[58] Pastor, Geschichte der Päpste (wie Anm. 19) S. 646f.

[59] Enea Silvio Piccolomini an Pietro da Noceto, 20. Februar 1455 (vgl. Anm. 56): *res illa in dies suspenditur, id est cardinalium studium, quibus non placet augeri numerum suum. Habent suas cogitationes et quid futurum deficiente domino nostro mente revolvunt* (BAV, Ottob. Lat. 347, fol. 46r).

[60] Zum Beispiel soll Paul II. Teodoro de' Lelli und Giovanni Barozzi 1464/65 heimlich promoviert haben, die beide jedoch verstarben, bevor die Auszeichnung publiziert wurde, vgl. Eubel, Hierarchia (wie Anm. 6) S. 15.

[61] Piccolomini, Opera omnia, ed. Hopperus (wie Anm. 12) Epist. 188, S. 759 (7. Mai 1456 an Pietro da Noceto): *Cardinalatum ego nec quaero n[e]c expecto, quamvis Caesar mei causa solicitus sit (...). Quod autem arbitraris in fundamentis apud Nicolaum factis aedificium superducendum esse, falleris mea sententia: Longe enim aliter praeterita docent. Novus Rex, ut in proverbio, novam legem edit. Nam quotus (!) successor inventus est, qui praedecessoris amicos dilexerit? Quippe adeo nostros antecessores odimus, ut certissimum argumentum putetur. Hunc pontifex amavit qui novissime mortuus est: Igitur huic odio est qui vivit. Et creasset hunc cardinalem ille si vixisset amplius, non igitur inter eos nominabitur qui modo creandi sunt.*

ten Kandidaten, als Calixt III. im Frühjahr 1456 neue Kardinalskreationen plante.[62] Diese Erwartungen, die Piccolomini selbst in seinen *Commentarii* zum Ausdruck bringt,[63] gingen jedoch nicht in Erfüllung, sondern das Ergebnis des Geheimkonsistoriums am 20. Februar 1456 waren drei weitere Geheimkreationen, die den päpstlichen Neffen Luis Juan de Mila und Rodrigo Borja sowie Jaime von Portugal, einem Großenkel des portugiesischen Königs und angeheirateten Verwandten des burgundischen Herzogs, galten.[64] Piccolominis Angaben zufolge erhofften die Kardinäle, dass der greise Papst sterben würde, bevor er seine Kardinäle publizieren konnte. Hierin täuschten sie sich allerdings, denn Calixt III. führte die Publikation am 17. September durch, während die meisten Mitglieder des Kollegiums von der Kurie abwesend waren.[65]

Auch Enea Silvio war zu dieser Zeit nicht in Rom, sondern in Neapel, wo er über einen Frieden zwischen Siena und Giacomo Piccinino verhandelte und nebenbei seine persönlichen Kontakte mit König Alfons V. belebte. Ob er dabei von einem Geheimtipp geleitet wurde, die Unterstützung des Aragonesen zu suchen, wie Sigismondo Tizio erzählt,[66] muss ungeklärt bleiben. Piccolomini selbst deutet in den *Commentarii* an, dass er die Fürsprache des Königs erhielt: Alfons V. habe ihn 1456 in Neapel als nächsten Papst in einer Art Vision – ähnlich wie Friedrich III. 1452 – verkündet.[67] Die literarische Funktion dieser

---

62 Von bevorstehenden Kardinalskreationen und der Erwartung einer Ernennung Piccolominis ist die Rede in AS Siena, Balia 397 (1456, Jan. 1-Dez. 31, Auslaufregister), fol. 59r (an E. S. Piccolomini, 14. Februar 1456) und 60v-61r (an E. S. Piccolomini, 20. Februar 1456).

63 Pius Secundus, Commentarii (I, 30), edd. Bellus/Boronkai (wie Anm. 2) S. 70f.

64 Pius Secundus, Commentarii (I, 30), edd. Bellus/Boronkai (wie Anm. 2) S. 70. Vgl. hierzu Pastor, Geschichte der Päpste (wie Anm. 19) S. 760–764, das vom Papst und 12 Kardinälen unterschriebene Kreationsdokument Rodrigo Borjas vgl. ebd., Anhang Nr. 70, S. 852–854.

65 Pius Secundus, Commentarii (I, 30), edd. Bellus/Boronkai (wie Anm. 2) S. 70f.; Pastor, Geschichte der Päpste (wie Anm. 19) S. 764.

66 Sigismondo Tizio, Historiae Senenses, ed. P. Pertici, Rerum Italicarum Scriptores Recentiores 12, 3 Bde., Rom 1990–1998, hier Bd. 3, Buch 13, 150–186, S. 438f. Tizio erzählt, dass sich Kardinal Capranica im Gespräch mit seinem Sekretär Jacopo Ammannati dementsprechend vertraulich geäußert hätte. Ammannati habe Piccolomini gleich den Tipp weitergegeben, was ihn seine Stelle gekostet habe. Darauf habe Piccolomini die Unterstützung Alfons' durch die mit diesem verwandte Kaiserin Leonore erwirkt und sei zum Kardinal erhoben worden.

67 Pius Secundus, Commentarii (I, 31), edd. Bellus/Boronkai (wie Anm. 2) S. 73: *Reuersus Neapolim cum iret die quadam ad Regem in arcem Noui Castri et*

Visionen scheint es zu sein, nicht nur die langfristige Karriereentwicklung als göttlichen Heilsplan aufzuzeigen, sondern auch eine unmittelbare politische Unterstützung zu chiffrieren, die in beiden Fällen eine wichtige Rolle in seiner Karriere spielte. Dass der Aragonese tatsächlich zu seinen Gunsten tätig wurde, wird auch durch die Beobachtung nahegelegt, dass Piccolomini ihn nach seiner Kardinalserhebung zusammen mit dem Kaiserpaar und Ladislaus Postumus unter die Adressaten seiner Dankschreiben an fürstliche Förderer aufnahm.[68] Im Zusammenspiel von päpstlichen, kardinalizischen und fürstlichen Interessen hatte Enea Silvio schließlich nicht allein die Voraussetzungen, um am 17. Dezember 1456 den Kardinalshut, sondern auch nur eineinhalb Jahre später noch die Tiara zu erhalten.

RIASSUNTO

Ufficialmente Enea Silvio Piccolomini, il futuro papa Pio II, fu nominato cardinale da Calisto III il 17 dicembre 1456. Da successive osservazioni del cardinale Nicolaus Cusanus, e da dichiarazioni dello stesso Piccolomini, risulta però che era stato elevato a questo rango già da papa Niccolò V. Le nomine segrete divennero prassi comune nel corso del XV secolo. In questa maniera il beneficiario riceveva una promozione che avrebbe ottenuto validità formale solo con l'atto di pubblicazione. In quanto segreta, il solo concistorio era a conoscenza della promozione che veniva comunicata unicamente al beneficiario e al suo patrono. Dalla documentazione dell'epoca si ricavano dunque nessuna o ben poche informazioni sulle nomine segrete. Esaminando la corrispondenza di Piccolomini, è comunque possibile datare la sua promozione segreta

---

portam triumphalem ingrederetur, deambulans cum purpuratis suis in aula que porte opponitur, Alfonsus uidit eum et conuersus ad proceres „Vultisne" inquit „papam uobis ostendam?" atque illis respondentibus „Volumus", „Ellum" ait, „episcopus Senensis, qui modo portam ingreditur summus pontifex a deo destinatus est et hunc ipsum mortuo Calisto cardinales ei sufficient nec alius quispiam est quem sibi iure merito preferre queant." quod cum purpurati ipsi Enee retulissent eique congratularentur, respondit omnibus: „Atqui non solent cardinales non cardinalem eligere. nolite hoc credere nisi rubro me prius ornatum galero uideritis cuius, scio, sum indignus."

[68] Die Schreiben stehen am Beginn der Sammlung von Piccolominis Epistolae in Cardinalatu editae, die einer kritischen Edition noch harren. Sie sind derzeit zu benutzen in Piccolomini, Opera omnia, ed. Hopperus (wie Anm. 12) Nr. 189, 190, 191 und 194, S. 763ff.

a fine aprile 1453. Ciò fa apparire sotto un'altra luce le attività, svolte da Piccolomini tra il 1453 e il 1456, e apre uno squarcio sulla funzione e prassi delle nomine segrete.

ABSTRACT

Enea Silvio Piccolomini, later Pope Pius II. was officially elevated to the college of Cardinals by Pope Calixtus III on December 17, 1456. However, an examination of later remarks made by Cardinal Nicholas of Cues and statements made by Piccolomini himself reveals that he had already been secretly promoted to this rank by Pope Nicholas V. During the Fifteenth Century, secret creations had become a common practice. The recipient was thereby honoured with a promotion which was formally valid but for the act of publication. Being secret, knowledge of the promotion was restricted to the secret consistory and was communicated only to the recipient and his patron. There is, thus, little or no information about secret creations in contemporary source material. However, studying Piccolominis correspondence, it is possible to date his secret promotion to the end of April 1453. This casts a new light on Piccolomini's activities in the years 1453 to 1456 and provides an insight into the function and practice of secret creations.

MISZELLE

IN VIAGGIO TRA ROMA E PRAGA

Diari e note del cardinale Ernst Adalbert von Harrach (1598–1667)

di

SILVANO GIORDANO

Ernst Adalbert von Harrach[1] fu arcivescovo di Praga dal 1622 fino alla morte, avvenuta nel 1667. Durante il suo lungo episcopato vide passare tre imperatori e assistette all'alternante evoluzione della vita politica e religiosa della sua archidiocesi: la lenta restaurazione cattolica dopo la battaglia della Montagna Bianca, la ripetuta occupazione svedese di Praga, che gli procurò la spiacevole esperienza della prigionia, la pace del 1648, cui seguì la stabilità politica, ma anche una certa limitazione delle sue prerogative in nome dell'incipiente regalismo.

L'arcivescovo non ebbe vita facile nel governare la sua diocesi. Le maggiori difficoltà non gli vennero dagli avversari confessionali, quanto piuttosto dall'imperatore e dai Gesuiti, con i quali combatté una guerra diuturna. Per loro fu un avversario solido, intelligente e sperimentato, al quale non piaceva che il sovrano si immischiasse troppo negli affari della sua archidiocesi. Altro protagonista incomodo fu il nunzio Carlo Carafa, a sua volta portatore delle istanze della Curia romana, fino a quando, nel 1628, cessò di godere del sostegno pontificio e fu richiamato a Roma. Questi diversi personaggi delineano il quadro all'interno del quale si dipanò la vicenda della Boemia dopo la perdita della sua autonomia; essa, a partire dal 1627, in parallelo con i cambiamenti costituzionali, modificò la sua tradizione religiosa quale si era andata costituendo nel corso degli ultimi due secoli.

---

[1] K. A. Huber, Ernst Adalbert von Harrach, in: E. Gatz (Hg.), Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches. 1448 bis 1648. Ein biographisches Lexikon, Berlin 1996, p. 169–172.

Di Harrach va ricordato soprattutto lo sforzo per conservare i diritti dell'arcivescovo, in buona parte eclissati dalle vicende ussite ma formalmente mai venuti meno e sostenuti, almeno per alcuni anni, anche della curia romana, come appare dalla vicenda dell'università Carolina.[2] Ugualmente è da sottolineare la linea politica indipendente, disegnata dai consiglieri di cui si circondò, primo fra tutti il cappuccino Valeriano Magni (1586–1661),[3] che gli fornì argomenti per una politica non allineata, attenta alle ragioni locali, senza trascurare le linee dettate dall'imperatore o, con minore efficacia, dalla curia romana, in un'epoca in cui, dopo la stretta collaborazione intercorsa tra Ferdinando II e Gregorio XV, le posizioni tra i due poteri si distanziarono col progredire del pontificato barberiniano.[4]

Figlio di Karl von Harrach, che si era schierato a fianco dell'arciduca Mattia al tempo del *Bruderzwist* e ne aveva goduto i favori dopo la sua elevazione al trono imperiale, Ernst Adalbert si era formato presso i gesuiti nei collegi di Ceský Krumlov e Jindřichův Hradec. Avviato allo stato ecclesiastico, nel 1616 iniziò gli studi presso il *Collegium Germanicum* di Roma, terminati nel 1620 con una disputa filosofica le cui conclusioni furono dedicate al cardinale nipote Scipione Borghese. I quattro anni romani segnarono la formazione religiosa del giovane così come la sua educazione letteraria, al punto che la lingua italiana divenne per lui un familiare strumento di comunicazione, così come l'Italia, e Roma in particolare, rimase un costante punto di riferimento. I diversi viaggi effettuati nella penisola (1632, 1637–1638, 1644, 1655, 1666, 1667), alcuni dei quali per partecipare ai conclavi, gli permisero di rinnovare i contatti con la curia romana e con gli ambienti culturali della penisola.

L'archivio della famiglia Harrach, conservato nell'*Österreichisches Staatsarchiv* di Vienna, ha restituito due importanti testi autografi del cardinale: il diario, scritto in lingua italiana, che inizia nel dicembre del 1629 e termina alla vigilia della sua morte, e una serie di appunti personali (*Tagzettel*) scritti in tedesco, conservati a partire dal 1637, i quali coprono l'arco dei successivi trent'anni. Si tratta di due documenti di eccezionale valore, data la personalità del loro autore, di carattere del tutto privato e non pensati per la pub-

---

[2] J. Hemmerle, Die Prager Universität in der neueren Zeit, in: Bohemia Sacra. Das Christentum in Böhmen 973–1973, Düsseldorf 1974, p. 414–426; I. Cornejová (ed.), Dějiny Univerzity Karlovy, 1622–1802, Praha 1996.

[3] W. Troxler, Magni, Valeriano, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon 15, Herzberg 1999, col. 911–915.

[4] A. Catalano, La Boemia e la riconquista delle coscienze. Ernst Adalbert von Harrach e la controriforma in Europa centrale (1620–1667), Temi e Testi 55, Roma 2005.

blicazione, che permettono di seguire con gli occhi dell'arcivescovo di Praga quasi quarant'anni di vicende dell'Europa in generale e della Boemia in particolare.

L'intero *corpus* è stato pubblicato a cura di Katrin Keller e Alessandro Catalano, con il patrocinio della *Kommission für Neuere Geschichte Österreichs*.[5] Il primo volume preliminare introduce nella prima parte alla lettura dei documenti mediante una dettagliata descrizione delle fonti, presenta la biografia politica dell'autore, traccia una panoramica dei principali argomenti oggetto delle note e offre schede biografiche dei principali protagonisti; nella seconda sezione invece sono collocati una dettagliata bibliografia e gli indici di persona e di luogo, per consentire di rintracciare personaggi, luoghi e avvenimenti a partire dalla data di riferimento. I testi propriamente detti sono editi nei restanti sei volumi: il secondo, il terzo e la prima metà del quarto contengono il diario, mentre i *Tagzettel* occupano la seconda metà del quarto volume fino al settimo.

La documentazione illustra il quotidiano di un cardinale che importò nella sua diocesi alcuni modelli italiani, primo fra tutti il modello borromaico appreso al *Germanicum* come quadro di riferimento della sua opera episcopale, affiancandolo alle tradizioni locali di pellegrinaggi e processioni, come la classica del *Corpus Domini*, divenuta simbolo del cattolicesimo post-tridentino. Una prassi che si inquadra all'interno di un disegno improntato al consolidamento delle strutture cattoliche in Boemia, attuata, per ciò che riguarda l'arcivescovo, attraverso i compiti propri del suo ufficio; una funzione episcopale che contemplava l'amministrazione dei sacramenti, la cura per gli edifici di culto e l'incremento della presenza di religiosi riformati sul territorio per compensare le gravi carenze delle strutture locali, come mostrano i casi delle Carmelitane scalze, sciamate dalla fondazione viennese della *Hofburg*, oppure degli Scolopi, introdotti per l'educazione delle classi umili, ma anche per bilanciare lo strapotere dei Gesuiti.[6]

Il 19 giugno 1631 Harrach annotava nel suo diario: *Festum corporis Christi officium archiepiscopi*, a sottolineare l'importanza istituzionale dell'evento per il suo ufficio. Anche se non poté cantare la messa a causa di problemi a un piede, partecipò comunque alla processione, per la quale aveva

---

[5] K. Keller/A. Catalano (Hg.), Die Diarien und Tagzettel des Kardinals Ernst Adalbert von Harrach (1598–1667), 7 Bde., Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs 104/1–7, Wien 2010.

[6] Z. Kalista, Ctihodná Marie Elekta Ježíšova. Po stopách španělské mystiky v českém Baroku, Kostelní Vydří 1992; M. Zemek/J. Bombera/A. Filip, Piaristé v Cechách, na Moravě a ve Slezsku 1631–1950, Prievidza 1992.

dato precise disposizioni: *I religiosi* – tradizionali protagonisti di conflitti di precedenza – *sono andati conforme l'ordinatione fatta da me*; allo stesso modo fu stabilita la collocazione degli altari presso i quali il corteo soleva sostare: presso la Signora Burgravia Johanna Emilia von Waldstein, i Cappuccini di Loreto, il conte Jaroslav Martinitz e il presidente della Camera Georg Adam von Martinitz. Una processione che collegava simbolicamente l'arcivescovo con le realtà più rappresentative della capitale del regno di Boemia e illustra ancora una volta l'importanza di rappresentare le gerarchie sociali attraverso le pubbliche espressioni del cerimoniale.

Annotazioni di questo genere compaiono con buona frequenza: ad esempio il ricordo delle Quarant'ore indette il 5 luglio 1638 su richiesta dell'Imperatore all'inizio della campagna militare, in cui il vescovo portò il Santissimo Sacramento in processione, cominciando dalla *nostra chiesa*, ovvero la cattedrale, per proseguire nelle altre chiese della città. Il pellegrinaggio effettuato il 27 giugno 1665 parte in carrozza e parte a piedi a Bardo, dove Harrach celebrò una messa e ne ascoltò un'altra, e quindi comprò *qualche rosario et imagine, ma non vi era cosa che meritasse la spesa*, mostra la partecipazione del vescovo ai rituali di identità comunitari e allo stesso tempo una condivisione delle espressioni della religiosità corrente.

La condivisione appare anche nell'interpretazione delle credenze popolari, che i curatori, con espressione propria del XXI secolo, etichettano come „Geisterglaube und Magie", un complesso di fenomeni ampiamente articolati in „Nani, Morte e Diavolo", „Predizioni e Auguri", „Miracoli", „Religione e Magia: Rogazioni e Guarigioni", „Incantesimi", „Prodigi" (vol. 1, p. 156–158). È la categorizzazione di un modo di leggere e di vivere i rapporti con il mondo circostante in termini non scientistici, in cui gli avvenimenti non misurabili quantitativamente sono accettati come parte del proprio universo, nel quale i confini tra un „al di qua" e un „al di là" sono ampiamente permeabili.

L'aspetto politico e amministrativo, legato al compito episcopale di Harrach tanto quanto a quello religioso, mostra l'ampio sguardo che il cardinale rivolgeva tutt'attorno da un osservatorio privilegiato quale era la Praga imperiale, situata al centro dell'Europa, al confine tra due mondi.

Da una parte si osserva l'interesse per la Boemia. Il cardinale, quando si trovava in sede, partecipava abitualmente alle assemblee del regno come primo rappresentante dello stato del clero, ricostituito a due secoli dalla soppressione. L'importanza del suo ruolo è sottolineata dal riconoscimento imperiale conferitogli mediante una fluida corrispondenza, come pure dai continui riferimenti agli avvenimenti della Moravia, dell'Ungheria e dell'Austria.

La guerra dei Trent'Anni, che occupò la prima metà del suo episcopato, condusse alla distruzione dell'archidiocesi, all'occupazione della capitale, pro-

lungatasi per oltre un anno dopo la conclusione della pace, e al momentaneo arresto del suo programma religioso, fino a comportare la destinazione della cattedrale al culto protestante, come avvenne il 2 agosto 1648. Particolarmente ricco di dettagli è il racconto dell'occupazione effettuata dalle truppe svedesi al comando del generale Königsmark, avvenuta negli ultimi mesi della guerra, con la presenza del duca Julius Heinrich di Sassonia-Lauenburg. Harrach, preso prigioniero, dovette pagare il riscatto e solo dopo un mese poté abbandonare la città, accompagnato solamente da un piccolo seguito di servitori in un convoglio composto di tre carrozze.

Se la situazione dell'Impero quasi monopolizzò l'attenzione di Harrach fino al 1648, non mancano tuttavia nei diari riferimenti ai momenti cruciali della contesa europea: le vicende interne della Francia, in cui Richelieu dovette superare le resistenze del partito filospagnolo prima di poter imporre la sua politica finalizzata a stabilizzare l'egemonia francese. Nel diario si leggono annotazioni relative alle problematiche interne al regno, quali la decapitazione del duca Henri II de Montmorency, segnata alla vigilia di Natale del 1632, o la nascita del Delfino, avvenuta in un momento in cui Luigi XIII era così ammalato che *non puoté levarsi dal letto per congratularsi con la regina* dopo il parto.

Harrach annotò i punti salienti del contenzioso tra Francia e Spagna dopo il 1648: la continuazione della guerra in Catalogna, fino alla conclusione della pace dei Pirenei nel 1659, e la lunga contesa, soprattutto di indole diplomatica, per l'indipendenza del Portogallo, iniziata nel 1640, anno cruciale per le sorti del Conte Duca di Olivares. Non manca uno sguardo sull'Inghilterra, con gli avvenimenti legati all'esecuzione del re Carlo I e al governo di Cromwell, che per un decennio interessarono il cardinale soprattutto per ragioni confessionali. Lo stesso si può affermare degli appunti relativi alla guerra di Candia, combattuta da Venezia contro i Turchi e dei riferimenti all'espansione olandese nei territori oltremare.

La ricostruzione degli spostamenti di Harrach, operata da Marion Romberg sulla base dei dati offerti dai due documenti editi (vol. 1, p. 89–109), mostra l'immagine di un uomo spesso in viaggio, presente, per dovere o per diporto, sulle strade della Boemia e della Moravia, nei palazzi della corte imperiale, nei territori austriaci o lungo l'itinerario che dal Tirolo o dal Tarvisio conduceva a Roma. La descrizione dei viaggi verte, soprattutto nel diario, sui luoghi visitati e sulle persone incontrate, mentre i *Tagzettel* riproducono piuttosto le impressioni personali. In ogni caso, la metafora del viaggio permette di conoscere le reazioni di fronte al succedersi di persone e di luoghi, come pure i mezzi di trasporto impiegati e la vita del viaggiatore, che scorreva al ritmo oggi ritenuto lento dei mezzi di trasporto e sollecitava la fantasia a trovare i modi

migliori per impiegare le lunghe giornate. Come avviene per l'ambiente dei viaggi, le annotazioni presentano una serie di tratti che si riferiscono alla vita quotidiana della nobiltà, con le sue occupazioni e passatempi, la vita delle corti, quella imperiale e le corti minori, i cibi e le bevande, i ritmi della vita familiare con la celebrazione della nascita e della morte.

Gli appunti dell'arcivescovo, scritti in tono neutro, che solo di rado manifesta partecipazione emotiva, danno la misura dell'ampiezza di orizzonte propria di un vescovo il quale per quarant'anni si trovò a governare una città e una diocesi che svolsero un ruolo centrale nella cultura e nella politica europea. Uno dei pregi maggiori, insieme alla ricchezza dei dati offerti sui più svariati aspetti della vita del tempo, sembra essere il fatto che essi siano stati scritti per uso personale, e quindi senza la preoccupazione più o meno velatamente propagandistica, in positivo o in negativo, tipica della produzione destinata al pubblico. In definitiva, attraverso i sei volumi, gli avvenimenti scorrono come erano percepiti dagli occhi di un nobile ecclesiastico conscio di essere al centro di un importante nodo della rete europea del suo tempo, un nodo sottoposto spesso a forti sollecitazioni nell'interagire dei soggetti politici.

ZUSAMMENFASSUNG/ABSTRACT

Rezension von:/Review of: Ernst Albrecht von Harrach, Die Diarien und Tagzettel des Kardinals Ernst Adalbert von Harrah (1598–1667), hg. von Katrin Keller und Alessandro Catalano, Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs 104, Wien (Böhlau) 2010, 7 Bde./vols., ISBN 978-3-205-78461-6, 5844 S./pp., Abb./ill., € 890.

TAGUNGEN DES INSTITUTS

Martin Luther in Rom. Kosmopolitisches Zentrum und seine Wahrnehmung
Martino Lutero a Roma. La città cosmopolita e la sua percezione

Die internationale Tagung „Martin Luther in Rom. Kosmopolitisches Zentrum und seine Wahrnehmung", die vom 16. bis 19. Februar in Rom stattfand, stellte für vier Tage Martin Luthers Romreise vor 500 Jahren in den Mittelpunkt. Organisiert wurde sie vom Deutschen Historischen Institut in Rom und dem Centro Melantone, gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft, die Fondation oecumenique Oscar Cullmann und die Evangelisch-Lutherische Kirche in Italien. Nach den Grußworten von Walter Kardinal Kasper (Rom) und Bischof Michael Bünker (Wien) benannten die Veranstalter Michael Matheus (Rom) und Martin Wallraff (Rom/Basel) in ihrer Einführung die Ziele der Tagung: Einmal solle unter Berücksichtigung der Problematik historischer Rekonstruktion und historischer Memorik die Reise des jungen Luther rekonstruiert und wichtige, als gefestigt geltende Punkte – insbesondere die Datierung der Reise – neu diskutiert werden. Denn zur Reise selbst ist wenig Gesichertes bekannt. Die spärlichen Erinnerungen Luthers zu diesem später als Schlüsselerlebnis gedeuteten Ereignis finden sich in den von Anhängern und Mitarbeitern des Reformators zwischen 1531 und 1546 festgehaltenen „Tischreden". Diese Erinnerungsstücke erweisen sich jedoch als wenig zahlreich und belegt vom „Schleier der Erinnerung",[1] ein methodisches Problem, das die Tagungsteilnehmer durchgängig beschäftigen sollte. Das Hauptanliegen der Tagung sei es allerdings, das von Luther in diesen Erinnerungsfragmenten transportierte und von späteren Forschungstraditionen aufgenommene Rombild zu hinterfragen. In einem fachübergreifenden kulturgeschichtlichen Ansatz ziele die Tagung darauf, das kosmopolitische Zentrum, das Rom im beginnenden Cinquecento darstellte, aus verschiedensten Perspektiven zu beleuchten. Man wolle damit nicht nur einen Bezugsrahmen für

[1] Der Begriff wurde durch den Vortrag von Volker Leppin in die Diskussion eingebracht, angelehnt an Johannes Fried, Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik, München 2004.

Luthers spätere Erinnerungen gewinnen, sondern auch eine Lücke in der Forschung schließen, die für diesen spezifischen Zeitraum der Stadt bisher wenig Interesse entgegenbrachte. Die über weite Strecken negative Romwahrnehmung solle dabei nicht einfach durch eine ökumenisch friedfertige ersetzt werden, sondern durch ein differenziertes Bild der Stadt Rom um 1511, das auch der reformationshistorischen Forschung im Bereich der Theologie künftig als Anknüpfungspunkt dienen könne und müsse.

Die erste Sektion, welche die historische Reise Luthers in den Mittelpunkt stellte, wurde von einem Vortrag von Hans Schneider (Marburg) eröffnet, der auch im Folgenden immer wieder als Grundlage für neue Überlegungen und Diskussionen diente. Entgegen der konventionellen Datierung der Romreise auf November 1510 bis Januar 1511 schlägt Schneider auf der Grundlage neuer, meist abgelegener lokaler Quellen eine um ein ganzes Jahr verschobene Chronologie vor: Luther habe sich demnach im Herbst 1511 nach seinem Wechsel von Erfurt nach Wittenberg im Auftrag des Generalvikars der deutschen Augustiner-Reformkongregation Staupitz (und nicht gegen Staupitz, wie bisher angenommen) gemeinsam mit Johann von Mecheln auf den Weg nach Rom gemacht, um im „Staupitz-Streit" über die geplante Union der Reformkongregation und der sächsischen Ordensprovinz Weisungen des Generalpriors Aegidius von Viterbo einzuholen. Eine Neudatierung von Luthers Romreise stelle – abgesehen von Einzelaspekten, etwa, ob Luther Papst Julius II. in Rom hätte sehen können – vor allem bisherige Deutungsmuster in Frage. Diese haben unter dem Vorzeichen, dass Luther 1510 von Erfurt aus als Abgesandter der Staupitz-Opposition gereist sei, häufig einen ersten Autoritätskonflikt erkennen wollen. Solche reformationsteleologische Interpretationsansätze müssten durch eine Neudatierung hinterfragt werden und verdeutlichten die Schwierigkeiten, welche die ungesicherte Quellenlage zu Luthers Romreise erzeuge.

Mit dieser Problematik beschäftigte sich der zweite Vortrag der Sektion von Volker Leppin (Tübingen), in dem Luthers Erinnerungen an seine Romreise im Mittelpunkt standen. Hier zeigte sich, dass ältere Aussagen ein noch weitgehend positives Rombild transportierten. Der Deutungswandel von der *Sancta Roma* zur *sedes Diaboli* habe sich durch die sekundäre Interpretation seiner Erfahrungen ebenso wie durch den Anlass seiner Romreise vollzogen. Diesen sieht Leppin primär im spirituellen Bedürfnis einer Bußwallfahrt. Die Diskrepanz zwischen der Heiligkeit Roms, die Luther in die Ewige Stadt zog und an der er dort durch die gängigen Frömmigkeitspraktiken selbst partizipierte, und der späteren Erinnerung gerade der Unheiligkeit Roms, lasse neben einer legitimatorischen Überformung dieser Erinnerungsstücke auch ein für die Frömmigkeitswelt des Spätmittelalters typisches Spannungsverhältnis

zwischen den in Rom in besonderem Maße präsenten veräußerlichenden Frömmigkeitsformen und einer verinnerlichenden Frömmigkeitsintensivierung erkennen.

Die zweite Sektion stellte Rom als kosmopolitische Stadt und Sitz der Kurie in den Mittelpunkt. Aus stadtrömischer Perspektive beleuchtete Luciano Palermo (Rom) die Wirtschaftsgeschichte Roms zu Beginn des Cinquecento mit einem Fokus auf der „symbolischen Aufladung" dieses Wirtschaftssystems gerade auch im Prozess der Reformation, die zu einer Wahrnehmungsüberlagerung der realiter zu treffenden Unterscheidung zwischen der Stadt Rom und der Kurienfinanz führe. Rom habe sich aber keineswegs parasitär von der Papstfinanz genährt, wie in der Forschung oft postuliert, sondern habe im Gegenteil mit erheblicher Wirtschaftskraft zu den weltlichen Einnahmen der Päpste beigetragen. Anna Modigliani (Viterbo) sprach über die soziale Stratifizierung der römischen Bevölkerung und insbesondere der stadtrömischen Eliten. In einem Überblick über die Entwicklung dieser Bevölkerungsgruppe seit Nikolaus V. standen vor allem die komplexen Beziehungen zu Papsttum und kurialer Elite im Mittelpunkt. Inwiefern Luther diese beiden Gruppen, etwa in Form architektonischer oder repräsentativer Prachtentfaltung, zu unterscheiden wusste, müsse jedoch dahingestellt bleiben und wurde durch die zunehmende Verflechtung der beiden Eliten zu Beginn des 16. Jahrhunderts auch immer schwieriger.

Luthers engere römische Nachbarschaft, das Viertel zwischen den beiden Augustinerkonventen Santa Maria del Popolo und Sant'Agostino, stellte Arnold Esch (Rom) vor. In einem Überblick über die räumliche Strukturierung, den fortschreitenden „Bauboom" des frühen 16. Jahrhunderts und die soziale und landsmannschaftliche Zusammensetzung von Luthers römischen Nachbarn zeichnete Esch ein lebhaftes Bild vom Alltags-, Bau- und Wirtschaftsleben eines Rione mitten im Urbanisierungsprozess. Die beiden Augustinerkonvente selbst standen im Mittelpunkt des Beitrags von Anna Esposito (Rom), welche die soziale Zusammensetzung und anhand ihrer prominentesten Vertreter auch das kulturelle und gelehrte Milieu beider Konvente rekonstruierte und darüber hinaus – der Quellenlage geschuldet primär für Sant'Agostino – auch einen Einblick in das Alltagsleben der Konventsmitglieder zu geben wusste, bis hin zum Speiseplan und dem wöchentlichen Besuch des Barbiers.

Zu Rom als administrativem Zentrum der Christenheit sprach zuerst Götz-Rüdiger Tewes (Köln) über Zugänge und Schranken zur kurialen Finanzwelt in der Renaissance. Beides sei in immer größerem Maße von verschiedenen Banken abhängig gewesen, die als „Dienstleister" große Teile finanzrelevanter Kurienangelegenheiten übernahmen. Exemplarisch wurde

dies an den Medici-Banken vorgeführt, sowohl für das Tagesgeschäft anhand einer vollständig und in Rekordzeit vom beauftragten Medici-Bankennetz besorgten Bullenexpedition als auch an einer bisher unbekannten, gegen die Fugger gerichteten Geschäftsfreundschaft mit der Welser-Handelsgesellschaft, die auch die nordalpinen Finanzbeziehungen zur Kurie nachhaltig beeinflusste. Das zunehmende Gewicht der Banken an der Kurienfinanz habe somit auch die Romwahrnehmung beeinflusst – positiv bei einem reibungslosen Ablauf, negativ dort, wo dieser Zugang zur Kurie fehlte oder nur unzureichend erfolgte.

Nelson H. Minnich (Washington) gab einen konzisen Überblick zum auch im frühen Cinquecento an der Kurie präsenten Konziliarismus-Diskurs. Ein Vergleich der früheren Schriften Cajetans mit den tatsächlichen Forderungen des Fünften Laterankonzils zeigte letztendlich, dass das Zusammentreffen mit Luther 1518 wohl eher Cajetans persönliche Position erkennen lasse als die der Konzilsbulle *Pastor Aeternus*. Luthers spätere Zurückweisung der Autorität der Kirchenkonzile sei somit durch Cajetans Überinterpretation der Bulle stärker geleitet gewesen als durch das Fünfte Laterankonzil und seine Schriften selbst.

Hatte Arnold Esch bereits einen Überblick über die deutschen Nachbarn Luthers in Rom gegeben, so untersuchte Ludwig Schmugge (Zürich/Rom) das deutsche kuriale Umfeld, dem Luther hätte begegnen können. Ausgehend von den verschiedenen Aussagen Luthers und seiner Zeitgenossen zum persönlichen Zweck seiner Romreise – das Ablegen einer Generalbeichte sowie die umstrittene Supplik um eine Studienerlaubnis – stellte Schmugge die in Frage kommenden Ämter und Kontaktpersonen an der Kurie, an der Schnittstelle zwischen Papsthof und Bittstellern und auf Grundlage der Pönitentiarie-Register auch die möglichen Mitpetenten Luthers vor. Über den hypothetischen Knotenpunkt Luther erfolgte somit eine Konturierung der deutschen Kolonie in Rom, zu dessen kurial geprägter „upper ten", so das Fazit, der Augustinermönch Luther jedoch kaum Zugang gehabt haben dürfte.

Auch wenn Luther den Papst ungeachtet der Datierung wohl nicht persönlich in Liturgie und Zeremoniell hat erleben können, führte Jörg Bölling (Göttingen) anhand bisher unpublizierten handschriftlichen Materials das Papstzeremoniell dieser Jahre vor. Das Jahr 1511 stelle dabei einen Wendepunkt dar: Erst danach forderte der päpstliche Zeremoniar Paris de Grassis – teils erfolgreich – grundlegende Änderungen von Zeremonien, insbesondere bezüglich des Messritus und der eucharistischen Verehrung, die erstaunliche Parallelen zu Luthers Neuordnung in der *Formula missae* von 1523 und seinem deutschen Messbuch von 1526 erkennen lassen. Analog zu Luthers Vorstellung einer deutlicheren Einbindung der Gemeinde setzte Paris auf eine

humanistisch reflektierte Gesamtwirkung der im Gottesdienst erkennbaren äußeren Zeichen und weniger auf die scholastisch begründete private Frömmigkeit des Einzelnen.

Giampiero Brunelli (Rom) analysierte die zunehmende Militarisierung des Papsttums, die zumindest in der Wahrnehmung der Zeitgenossen einen Höhepunkt in der persönlichen Anwesenheit Julius' II. beim Ferrara-Feldzug 1510/11 fand. Die einhergehende Strukturierung von Verwaltung und Finanzierung dieser landsmannschaftlich vielgestaltigen Söldnertruppen offenbare eine fortschrittliche Militärpolitik des Della-Rovere-Papstes, die zu den weniger mittelalterlichen Seiten Roms im beginnenden Cinquecento zu zählen sei.

Die Sektion „Theologie und Frömmigkeit" wurde von Andreas Rehberg (Rom) eröffnet, der das religiöse Leben in Rom aus zwei Perspektiven betrachtete: der des frommen Pilgers – und somit auch Luthers selbst – und der des Stadtrömers, deren jeweilige Perzeption der religiösen Angebote deutlich zu unterscheiden seien. Die stadtrömische Bevölkerung – so ein erstes Fazit – tendierte zu einer weitgehend exzessfreien und pragmatisch zu nennenden Frömmigkeitsausübung, die sich etwa im sozial-religiösen Engagement für Bruderschaften und Hospitäler äußerte und brachte – hierin dem späteren Reformator nicht unähnlich – den kurialen Auswüchsen ein gewisses Misstrauen entgegen.

Michael Wernicke OSA (Würzburg) betrachtete mit Aegidius von Viterbo, seit 1506 Generalprior des Augustiner-Eremitenordens, eine der Persönlichkeiten in Rom, die für Luther wohl besondere Bedeutung hatten. Herauszustellen seien Egidios eigene Reformbemühungen, die auf eine urchristlichen Vorstellungen verhaftete Ordensreform zielten und deren Abhängigkeiten von Egidios Geschichtsvorstellungen und humanistischen Interessen der Referent aufzeigte.

Die Reformbemühungen im Umfeld der Römischen Kirche selbst und insbesondere des Fünften Laterankonzils, das in dieser Hinsicht trotz aller zeitgenössischen Hoffnungen als gescheitert betrachtet werden müsse, wurden von Laura Ronchi (Rom) thematisiert. Sie untersuchte eingehend zwei Texte aus dem unmittelbaren Umfeld des Konzils, den *Libellus ad Leonem X* von Vicenzo Quirini und Paolo Giustiniani sowie *De reformandis moribus oratio* von Francesco Pico della Mirandola, die im Gegensatz zum Konzil konkrete – wenn auch theoretische – auf ältere Reformvorstellungen eingehende Reformprogramme darstellten.

Auf einer ideengeschichtlichen Ebene beschäftigte sich Jörg Lauster (Marburg) mit dem Renaissanceplatonismus des 15. und 16. Jahrhunderts, der von Florenz aus mit einem seiner Hauptvertreter, Marsilio Ficino, auch frömmigkeitsgeschichtlich zu gesamtitalienischer Bedeutung kam. In Rom sei der

Renaissanceplatonismus bis ins späte 16. Jahrhundert hinein zwar nicht als philosophische Schulrichtung angelangt, aber als kulturelle Prägekraft, die sich auch in den gelehrten und bildenden Künsten niederschlug.

Die Sektion „Musikalisches Leben" versammelte mit den Vorträgen von Adalbert Roth (Rom) und Sabine Meine (Venedig) zwei komplementäre Beiträge zur geistlich-religiösen Musik des päpstlichen Rom sowie zur weltlichen Musik der Palazzi und Straßen: Die franko-flämische Vokalpolyphonie sei seit Sixtus IV. ein wesentlicher Bestandteil der päpstlichen Selbstdarstellung geworden und habe das Kollegium der päpstlichen Kapelle zu einer der führenden musikalischen Institutionen der Renaissance gemacht. Dass Luther eine Gelegenheit gefunden habe, diese zu rezipieren, sei unabhängig von der Datierung der Romreise jedoch sehr unwahrscheinlich. Wahrscheinlicher sei dies für die weltliche Musik der vielen Höfe, die als „Ventilsitte" gerade in Rom florierte. In der theoretischen Auseinandersetzung im humanistischen Kontext, aber auch als eigenständige, in Form der *Frottole* manifeste Musikkultur der Kurtisanen habe die weltliche Musik im Rom des beginnenden 16. Jahrhunderts eine Blütezeit erlebt.

Die Sektion „Kunst, Kultur, Wissenschaft" wurde von Carla Frova (Rom) eröffnet, die sich dem *studium urbis* und somit dem institutionellen Aspekt des „intellektuellen" Rom widmete. Bereits vor der Reform durch Leo X. sei eine zunehmende Einflussnahme der Päpste bei Personalentscheidungen spürbar geworden, der Gegensatz zwischen *studium urbis* und *studium curie* somit zu Luthers Zeiten bereits kaum mehr relevant gewesen, weswegen die im Folgenden aus dem spärlichen Quellenmaterial identifizierten Lehrenden auch keiner solchen Zuordnung unterworfen wurden. Im Kontext des universitären Rom sei zudem auch das häufig übergangene Studium der Mendikanten in den Blick zu nehmen. Der vorwiegend thomistischen Ausrichtung der römischen Lehrstühle setzte Vincenzo De Caprio (Viterbo) einen komplexen Überblick über die humanistische Kultur im Rom der Jahrhundertwende und darüber hinaus entgegen, insbesondere der humanistischen Literaturproduktion, die in vieler Hinsicht einen Sonderfall der italienischen Literaturgeschichte darstelle, deren Höhepunkt jedoch zu Zeiten von Luthers Romreise bereits überschritten war. Den „Deutschen" in diesem Milieu widmete sich Michael Matheus (Rom). Ausgangspunkt waren wiederum die deutschen Bruderschaften des Campo Santo Teutonico und der Santa Maria dell'Anima, deren Quellen sich als Basis für eine Verflechtungs- und Netzwerkanalyse eigneten, wie an einigen prominenten Vertretern unter den studierten oder professionell schriftkundigen und hauptsächlich an der Kurie tätigen Nordalpinen vorgeführt wurde. Deren Werdegang und Vernetzung in die humanistischen Kreise Roms akzentuiere die bisher unterschätzte Bedeutung

Roms als Studienort, begründet auch durch außeruniversitäre wissenschaftliche Anlaufstellen wie die Vatikanische Bibliothek.

Ob sich die Bauten und die zeitgenössische Kunstproduktion Roms dem jungen Luther tatsächlich so verschwenderisch präsentierten, wie seine spätere Stilisierung zur „Hure Babylon" suggerierten, fragte Arnold Nesselrath (Rom). Der Überblick über die Mirabilia Roms in der Wirkungszeit Raffaels und Michelangelos zeige, dass die römische – oder präziser – die päpstliche Bildwelt zu diesem Zeitpunkt noch die des „heiligen Roms" war, die zudem die hohe Kultur des Papsttums und weniger ihre Suche nach Pomp widerspiegele. Aus architekturgeschichtlicher Perspektive führten Hans W. Hubert (Freiburg) und Pier Nicola Pagliara (Rom) abschließend die Großbaustellen Roms um 1510 vor. Hubert konzentrierte sich dabei auf die Baustelle, die so häufig direkt mit Luthers Reform in Verbindung gebracht wird, den Neubau der Peterskirche. Wie diese einem Rombesucher zwischen 1506 und 1514 erscheinen musste, wie ihre Finanzierung erreicht und inwiefern sie diskutiert und kritisiert wurde, beleuchtete Hubert komplementär zur Wahrnehmung des Neubaus in Luthers Thesen. Pagliara hingegen ordnete das päpstliche Bauvorhaben in den weiteren Kontext der Großbaustelle Rom ein, deren Vereinnahmung älterer Standorte, Baustrukturen und Materialbestände durch die Renaissancearchitektur vor allem am Beispiel des Palazzo della Cancelleria demonstriert wurde.

Im Gesamten betrachtet zeichnete das interdisziplinäre und ausgesprochen runde Tagungsprogramm ein differenziertes, umfassendes und lebendiges Bild der Stadt Rom im beginnenden 16. Jahrhundert, das reformations-, kultur- und stadtgeschichtliche Fragestellungen miteinander verband, wenn auch mit ausgesprochenem Fokus auf letztere. Die von einem Ereignis wie Luthers Romreise ausgehende, breite kulturgeschichtliche Annäherung an Rom ist somit auch als großes Verdienst der Tagung zu benennen, auch wenn etwa das im Tagungstitel genannte „kosmopolitische" Zentrum – dem Anlass entsprechend – zugunsten der deutschen Präsenz in der Stadt leicht zurückfiel. Der Quellenlage ist es anzulasten, dass die Reise selbst hingegen trotz der vielen konstruktiven und ergebnisführenden Diskussionen um Datierungs- und Detailfragen sowohl in ihrem Verlauf als auch in ihrer Bedeutung für die spätere Abkehr Luthers von der Römischen Kirche durch den immer wieder zitierten „Schleier der Erinnerung" bedeckt bleibt. Der im kommenden Jahr erscheinende Tagungsband vermag diesen Schleier nicht gänzlich zu heben, mit Sicherheit wird er jedoch die von den Veranstaltern benannte Forschungslücke zur römischen Geschichte in vorreformatorischer Zeit in vielen bedeutenden Aspekten schließen können.

Christina Mayer

CIRCOLO MEDIEVISTICO ROMANO 2010

26. Januar: Fabien Faugeron, Il ventre di Venezia: le sfide del rifornimento alimentare di una metropoli tardo medioevale, stellt die Lebensmittelversorgung Venedigs am Ende des Mittelalters vor, der es gelang, große Hungersnöte von der Lagunenstadt abzuwenden. Die reiche Quellenlage erlaubt es, die Phasen der öffentlichen Versorgungspolitik Venedigs, den großen Radius der Getreideimporte und die diversen dabei involvierten Personenkreise zu rekonstruieren. Außerdem werden das Konsumverhalten und die Ernährungsweise der Venezianer beleuchtet.

1. März: Anna Modigliani, Gli spazi del carnevale e la progettualità pontificia da Paolo II a Leone X, untersucht die komplexen Verbindungen, die zwischen der Ausrichtung des Karnevals in Rom und den urbanistischen Projekten der Päpste von Paul II. bis Leo X. in der Tiberstadt bestanden. Die Päpste der Renaissance sahen im Karneval ein öffentliches *spectaculum*, das kraft seines symbolischen Gehalts einen Ausdruck der Macht darstellte und für das geeignete Örtlichkeiten benötigt wurden. Die daran beteiligten Gruppen (der päpstliche Hof, die kommunale Führung etc.) nutzten Plätze, Straßen und Bauten wie den Palazzo Venezia, dem Zielort des über die Via del Corso führenden Pferderennens, mit dem der römische Karneval eine neue, höfische Konnotation erhielt.

12. April: Cécile Caby, Parola profetica, equilibri di potere e carriera ecclesiastica: a proposito della raccolta di *iudicia sive premonita* dell'agostiniano Adam de Montaldo, analysiert eine bislang kaum beachtete Schrift prophetischen Inhalts des aus Ligurien stammenden Augustiners und päpstlichen Schreibers Adam de Montaldo. Das Werk aus der 2. Hälfte des 15. Jh. enthält zahlreiche Bezüge auf Päpste und Potentaten seiner Zeit (Ludovico Sforza „il Moro", Sixtus IV., Innocenz VIII.). Eine astrologische Prognose betraf König Alfons von Sizilien, der ein Kreuzzugsgelübde gegen die Türken nicht eingehalten hatte. Nur diese fand eine weitere Verbreitung.

10. Mai: Brigide Schwarz, *Ad exaltationem Romane Urbis et Curie nostre decorem.* Lo *studium Romanae curiae* e lo *studium Urbis* nei secoli XIV e XV, stellt neue Quellen und neues methodisches Rüstzeug für die Aufarbeitung der ersten 170 Jahre der 1303 gegründeten römischen Stadtuniversität und des um einige Jahrzehnte älteren Kurienstudiums vor. Für ihre Rekonstruktion – die demnächst als Monographie erscheinen wird – stützt sie sich auch auf Listen mit den Biogrammen von ca. 700 Studenten und Professoren, die großenteils aus dem Repertorium Germanicum und dem Nachlaß Hermann Dieners geschöpft sind. Aufgrund rigoroser Beachtung der Regeln des Kirchenrechts, der Kanzleiregeln und des *Stilus cancellariae* sowie der Funktionsweise der kurialen Behörden ergeben sich zahlreiche neue Erkenntnisse.

9. Juni: Igor Mineo, I linguaggi della repubblica tra Medioevo e Rinascimento, reflektiert über das Republik-Verständnis in Italien bei mittelalterlichen und humanistischen Autoren. Sein Ausgangspunkt ist die wohlbekannte Debatte zwischen Hans Baron und Quentin Skinner um die richtige Deutung des sich in Florenz um 1400 anbahnenden neuen Politikverständnisses („civic humanism"), zu der 1995 James Hankins Stellung nahm. Mit Hasso Hofmann geht Mineo dagegen zu Autoren des 14. Jh. wie Marsilio von Padua und die Juristen Bartolo und Baldo zurück, die sich um die „Rationalisierung" des republikanischen Herrschaftsmodells bemüht haben. Mineo schließt seinen Vortrag mit Äußerungen Machiavellis und Guicciardinis.

14. Oktober: Maria Alessandra Bilotta, L'illustrazione dei manoscritti giuridici in Francia meridionale nel XIV secolo e il mondo mediterraneo. Contatti e influenze, spürt der Zirkulation der Miniaturmaler und der illuminierten Handschriften zwischen den geographischen Räumen Provence, Languedoc, Katalonien und Norditalien im 14. Jh. nach. Dank ihrer Forschungen in französischen, italienischen und deutschen Bibliotheken kann Bilotta neue Beispiele der südfranzösischen Buchkunst präsentieren, die belegen, wie sehr der Buchmarkt sowie die wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen zwischen den genannten Gegenden florierte. Die Folge war eine bemerkenswerte „osmosi sociale, culturale, artistica e istituzionale nell'insieme delle regioni del

Midi della Francia", die nicht zuletzt der hohen Mobilität von Pilgern, Studenten und Professoren zu danken war.

16. November: Marco Di Branco, Roma o Costantinopoli? L'immagine di Roma nei geografi arabi medievali, beschäftigt sich mit dem Rom-Bild arabischer (und persischer) Geographen des Mittelalters, die bereits seit längerem von bedeutenden Orientalisten untersucht werden. Es zeigt sich dabei eine bemerkenswerte Konvergenz in der islamischen Literatur bezüglich der Verwechslung zwischen Rom und Konstantinopel, die sich vor allem darin äußerte, daß eigentlich nach Byzanz gehörende topographische Informationen jetzt auf die Stadt Rom bezogen wurden. Der Vortrag gibt erste Antworten zu den Hintergründen dieser Rezeptionsprozesse.

6. Dezember: Mirko Vagnoni, La sacralità dei sovrani normanni di Sicilia, stellt seine Untersuchungsergebnisse zum monarchischen Selbstverständnis am sizilianischen Normannenkönigshof zwischen 1130 und 1189 vor. Im Besonderen analysiert er die politisch konnotierten offiziellen Darstellungen der normannischen Könige Roger II., Wilhelm I. und Wilhelm II. Vagnoni hinterfragt die ihm ungeeignet erscheinenden Interpretationsmuster der Christus-Imitation und der Deutung als *rex et sacerdos* in der Literatur und sieht den König in diesen Bildern lieber als „von Gott gekrönt" (*a Deo coronatus*).

ANZEIGEN UND BESPRECHUNGEN

Übersicht

1. Allgemeines 432
2. Festschriften – Gesammelte Aufsätze – Kongreßakten 438
3. Historische Hilfswissenschaften 475
4. Mittelalter (chronologisch) 485
5. Frühe Neuzeit (chronologisch) 533
6. 19. und 20. Jahrhundert (chronologisch) 554
7. Italienische Landesgeschichte (Nord-, Mittel-, Süditalien) 575

Dizionario Storico dell'Inquisizione, diretto da Adriano Prosperi con la collaborazione di Vincenzo Lavenia e John Tedeschi, Pisa (Edizioni della Normale) 2010, 4 Bde., XXXII/517, XVIII/1151, XVIII/1724, XXXVI/466 S., ISBN 978-8-8764-2323-9, € 260. – Dem Leitungsteam um Adriano Prosperi, Vincenzo Lavenia und John Tedeschi kommt das besondere Verdienst zu, kurz nach der Jahrtausendwende erkannt zu haben, dass nach Jahrzehnten der intensiven Forschung zur Geschichte der Inquisition in Mittelalter und Neuzeit und insbesondere seit der Öffnung des Archivs der römischen Inquisition 1998 das Bedürfnis nach einem Hilfsmittel zur systematischen, schnellen und zuverlässigen Information so dringlich geworden ist, dass demgegenüber die berechtigten Bedenken zurücktreten müssen, dass es kaum möglich ist, dem Anspruch gerecht zu werden, möglichst umfassende, endgültige Antworten anzubieten. Seit 2003 wurden systematisch Wissenschaftler ersucht, sich mit Beiträgen am Dizionario Storico dell'Inquisizione (DSI) zu beteiligen. Das Ergebnis ist eine Leistung der scientific community: Allein das Verzeichnis der Namen der Wissenschaftler, die einen oder mehrere Einträge geschrieben haben, füllt sieben Seiten (Band 1). Die ersten drei Bände (A-D, E-O, P-Z) enthalten die Einträge, die Personen, Orte und Begriffe zur Geschichte der Inquisition in Mittelalter und Neuzeit betreffen. Die Einträge sind formal nach dem Muster anderer wissenschaftlicher Lexika gestaltet: Auf die Nennung des Stichworts folgt die Erklärung. Am Ende der Einträge wird auf andere Stichwörter im DSI und auf weiterführende bzw. grundlegende Literatur verwiesen;

die Einträge schließen mit der Nennung des vollen Nachnamens des Autors. Bei der Einrichtung des Werkes wurde auf größtmögliche Benutzerfreundlichkeit geachtet: Jedem der drei ersten Bände sind ein Verzeichnis der jeweiligen Einträge mit Angabe des jeweiligen Autors, die Aufschlüsselung der verwendeten Siglen, ein Verzeichnis der in Siglen zitierten Werke und ein Abkürzungsverzeichnis vorangestellt. Der vierte Band des DSI folgt dieser Anordnung und verzeichnet alle Einträge der Bände eins bis drei mit Angabe der Autoren und enthält ferner die notwendigen Verzeichnisse („Apparati"), um die Benutzbarkeit des DSI zu gewährleisten: eine rund 340-seitige Bibliographie sowie getrennte Verzeichnisse der Namen und der Orte. Alleine der Umstand, dass das DSI die sonst so mächtige und die Inquisitionsforschung in fast zwei unabhängig, allzu oft unverbunden von einander arbeitende Forschungsgebiete trennende Epochengrenze überschreitet, verdient höchste Beachtung, denn es gibt – von eher dünnen Überblickswerken abgesehen – kein Kompendium neueren Datums, das epochenübergreifend über die Geschichte der Inquisition informiert. Aus der Sicht eines Mediävisten wird man vielleicht ein gewisses Übergewicht auf Seiten der Stichwörter, die die neuzeitlichen Inquisitionen betreffen, feststellen können; andererseits überrascht das DSI mit so nützlichen Einträgen wie dem 19-seitigen, in mehrere Abschnitte unterteilten Überblick über die Forschung („Storiografia"). Ebenso mag man beobachten, dass bisweilen in den epochenübergreifenden Artikeln wie z.B. „Processo", „Pena capitale", „Relapso" die mittelalterliche Ketzerinquisition weniger ausführlich behandelt wird. Indes verbietet es sich, aus solchen und anderen stillen Beobachtungen eine offene Kritik zu formulieren: Gemessen an dem enormen Nutzen dieses wissenschaftlichen Nachschlagewerks wird Kritik im Detail schnell zur unangemessenen Beckmesserei. Das DSI wendet sich nicht allein an Spezialisten, sondern ausdrücklich auch den größeren Kreis gebildeter, historisch Interessierter; doch selbst als Spezialist wird man viele Einträge mit hohem Gewinn lesen können. Das Dizionario Storico dell'Inquisizione ist als wissenschaftliches Standardwerk ein unentbehrliches Hilfsmittel für jeden, der sich mit der Geschichte der Inquisition in Mittelalter und Neuzeit beschäftigt. Wolfram Benziger

Erinnerungstage: Wendepunkte der Geschichte von der Antike bis zur Gegenwart, hg. von Etienne François und Uwe Puschner, München (Beck) 2010, 454 S., 30 Abb., 5 Grafiken, ISBN 978 3406577529, € 29,95. – Von der Schlacht im Teutoburger Wald (9 n. Chr.) bis zum 9. November 1989 werden in diesem Hagen Schulze gewidmeten Band zweiundzwanzig „Erinnerungstage" der Weltgeschichte geschildert. Mit dem Rückgriff auf diesen Begriff möchten die Hg. auf die Vielschichtigkeit und Differenziertheit der Er-

innerungskulturen hinweisen, geht es ihnen „um die kollektiven Erinnerungen in ihrer Ganzheit“ (S. 16). Wichtig ist ihnen auch die weite Öffnung der zeitlichen Perspektive, um zu zeigen, wie sich die moderne Erinnerungskultur erst im Zusammenhang einer zweitausendjährigen Geschichte einordnen und erklären lässt. Die Beiträge wollen Anregungen zum Nachdenken geben über die Art und Weise, wie im Laufe der Zeit Gesellschaften nachträglich ihre Vergangenheit erleben und deuten. Joachim Ehlers macht in seinem Beitrag (Gedenken und Gedenktage im Mittelalter, S. 55–65) darauf aufmerksam, dass Gedächtnis, Erinnerung und Gedenken im Mittelalter den öffentlichen Raum viel stärker als heute bestimmten: „intensiver, anspruchsvoller und fordernder konstituierten sie zentrale Inhalte sowohl des kollektiven als auch des individuellen Bewusstseins. Vergangenes konnte auch im rituellen Handeln vital erneuert und in Beziehung zur Gegenwart gesetzt werden“(S. 55). Auffällig ist die europäische Dimension vieler Erinnerungstage, die sich von Beginn an auf europäische Ereignisse beziehen wie den Westfälischen Frieden (Etienne François, S. 111–126), die Leipziger Völkerschlacht (Uwe Puschner, S. 145–162) oder den 9. November 1989 (Hermann Rudolph, S. 371–388). Auf eine geografische Öffnung des Untersuchungsraumes wurde ebenfalls großer Wert gelegt, wie die Auswahl zahlreicher Erinnerungstage dokumentiert, deren Ursprung außerhalb Deutschlands liegt. Die Spannbreite reicht von der Schlacht an der Milvischen Brücke am 28. Oktober 312 (Alexander Demandt, S. 41–54), die mit der sogenannten konstantinischen Wende gleichgesetzt wird, über den 24. Oktober 1929, an dem mit dem New Yorker Börsencrash die große Weltwirtschaftskrise begann (Harold James, S. 239–258) bis hin zur Bombardierung der baskischen Stadt Gernika am 26. April 1937 durch deutsche und italienische Kampfflugzeuge, die zum Symbol des faschistischen Terrors gegen Zivilisten wurde (Christiana Brennecke, S. 287–304). Die Hg. zeigen, dass im Mittelpunkt der Erinnerungstage weniger das mit einem festen Datum verbundene faktische Ereignis steht, sondern eher das Ergebnis zweier Metamorphosen: „Die erste Metamorphose machte aus dem geschichtlichen ein „historisches“, die zweite Metamorphose aus dem „historischen“ ein „erinnerungswürdiges“ Ereignis, wobei zugleich meistens beschlossen wurde, seiner an einem bestimmten Tag und in regelmäßigen Abständen zu gedenken“ (S. 19). Zahlreiche Beiträge beschäftigen sich mit diesem mitunter langen Prozess, dessen Erfolg von der gesellschaftlichen Akzeptanz abhängig ist, wie vor allem der Beitrag von Heinz Duchhardt (S. 357–369) zum Europatag zeigt. Wiederkehrendes Thema ist auch die „geteilte Erinnerung“, mit der sich u.a. Arnold Esch (S. 93–109) am Beispiel der Plünderung und Verwüstung Roms durch die Truppen Kaiser Karls V. – geschätzten 14000 deutschen Landsknechten, 5000 Spaniern und 2000 Italie-

nern – vom 6. Mai 1527 bis zum 17. Februar 1528 auseinandersetzt. Hinsichtlich der „Erinnerung" des *Sacco di Roma* unterscheidet er zum einen die geteilte Erinnerung der unmittelbar beteiligten Zeitgenossen aus ihrem jeweiligen Blickwinkel, aber auch die Erinnerung der Nachwelt, die sich ein Bild des Ereignisses macht (lieux de mémoire). „Geteilte Erinnerung" zeige sich auch in national und konfessionell eingefärbten Wahrnehmungen und Sichtweisen. Während der *Sacco di Roma* in Italien zu den „archetipi storiografici", den Stereotypen gegenwärtiger „Erinnerung" zähle, habe er in Deutschland nicht zu einem präsenten Erinnerungsort werden können – die Erinnerung aus Perspektive der Täter sei weit weniger eindringlich als die der Opfer.

Kerstin Rahn

Gerhard Oberkofler, Samuel Steinherz (1857–1942). Biographische Skizze über einen altösterreichischen Juden in Prag, Innsbruck (Studienverlag) 2008, 187 S., ISBN 978-3-7065-4513-6, € 24,90. – Der aus dem burgenländischen (damals ungarischen) Güssing stammende Samuel Steinherz bearbeitete in den Jahren zwischen 1894 und 1914 die ersten drei Bände der nach Absprache mit dem Kgl. Preußischen Institut in Rom von Österreich übernommenen 2. Abteilung der Nuntiaturberichte aus Deutschland. Bevor Steinherz der Ruf Theodor von Sickels aus Rom ereilte, hatte er sich die notwendigen Grundlagen für seine Editionstätigkeit durch ein umfassendes Geschichtsstudium in Graz (dort 1881 Promotion, Thema: Die italienische Politik K. Ludwigs I. von Ungarn in den Jahren 1342–1352) angeeignet, v.a. aber durch die Teilnahme am renommierten (XV.) Kurs (1883–85) des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, dem auch Paul Fridolin Kehr als außerordentliches Mitglied angehörte (S. 17). Zudem hatte sich Steinherz profunde Kenntnisse der alten Sprachen erworben (S. 11, 13), die ihm bei seinen Forschungen zu speziellen kanonistischen Fragen und bei den Nuntiaturakten (Hosius verfasste seine Relationen auf Latein!) zugute gekommen sind. Die Arbeit an den Korrespondenzen der Nuntien Stanislaus Hosius und Zaccaria Delfino (1560–65) aus dem Pontifikat Pius' IV. gestaltete sich schwieriger als zunächst angenommen, da die zu edierenden Quellen nur zum geringen Teil im vatikanischen Archiv überliefert sind und deshalb umfangreiche und zeitintensive Recherchen durch Steinherz u.a. in Florenz und Krakau durchzuführen waren. Die Editionsleistung von Steinherz (im übrigen der einzige Bearbeiter der Nuntiaturberichte aus Deutschland, dessen Vorname sich auf dem Titelblatt abgekürzt findet!) wurde äußerst positiv gewürdigt, etwa von Pastor und Ottenthal („noch besser als die analogen des preussischen Instituts", S. 46). Ab 1901 lehrte Steinherz, der sich 1895 habilitiert hatte, an der Deutschen Universität in Prag, wo er im Studienjahr 1922/23 das Rektorat erhielt. Nachdem deutsch-

nationale Studenten wegen seiner jüdischen Abstammung massive und anhaltende Proteste organisiert hatten, trat er von seinem Amt zurück (S. 91). 1942 wurde Steinherz, seit 1928 emeritiert, zusammen mit seiner Frau nach Theresienstadt deportiert, wo er noch im selben Jahr an seinem 85. Geburtstag starb. Oberkofler zeichnet in seiner biographischen Studie v. a. die universitären und intellektuellen Milieus der österreichisch-ungarischen Monarchie und der Tschechoslowakei im Übergang von Republik zur Nazidiktatur, die die Karriere von Steinherz geprägt haben, nach, z. T. in Exkursen, die sich an bestimmten Punkten stark vom eigentlichen Thema entfernen. Auch wenn manche Argumentationslinien des Vf. nur schwer nachzuvollziehen sind oder Charakterisierungen eine besondere subjektive Färbung zu erkennen geben wie beispielsweise die Bemerkungen zu Pius V. („unbarmherziger Großinquisitor", S. 22) oder Pastor („erzkatholisch", S. 44), treten die zentralen Aspekte der Vita des Historikers Samuel Steinherz, dessen Schicksal erst in den letzten Jahren bekannt wurde, deutlich hervor. Dem Band ist ein Schriftenverzeichnis von Samuel Steinherz beigegeben, auf ein Register wurde leider verzichtet. Dieses würde das Auffinden der zahlreichen, in diesem Band erwähnten Hochschullehrer erleichtern. Ein Dokumentenanhang enthält einige interessante Texte, v. a. die Würdigung Theodor von Sickels als Direktor des Österreichischen Historischen Instituts in Rom, erschienen als Beilage der „Neue Freie Presse" vom 3. Mai 1908 (S. 163–168), wo Steinherz Sickels Verdienste um die Nuntiaturberichte unterstreicht und dessen Forschungen und Fragestellungen zum Konzil von Trient würdigt. Alexander Koller

Michael Feldkamp, Geheim und effektiv: über 1000 Jahre Diplomatie der Päpste, Augsburg (Sankt-Ulrich) 2010, 208 S., ISBN 978-3-86744-150-6, € 22. – Das Werk bietet eine Übersicht über die päpstliche Diplomatie und ihre Entwicklung von der Spätantike bis zur Gegenwart. Dem Leser, der auf diesem Gebiet wenig Kenntnisse hat, wird die Thematik einfach und überblicksartig näher gebracht. In diesem populärwissenschaftlichen Werk werden daher Detailaspekte kaum behandelt, was bei so einer weiten Zeitspanne auch kaum möglich ist. Leider tauchen dabei auch kleinere historische Ungenauigkeiten auf. So waren die politischen Verhältnisse in Italien im Frühmittelalter zwar teilweise nicht eindeutig, dennoch war Sutri niemals eine oströmisch-byzantinische Stadt, sondern wurde lediglich in die Auseinandersetzungen der Langobarden mit den Byzantinern verwickelt (Luitprand bot sie 728 Papst Gregor II. an – ein erster Schritt zur Schaffung des *Patrimonium Petri*). Allerdings versucht der Autor ohnehin vielmehr große Entwicklungen im historischen Zusammenhang zu erläutern. Interessant sind dabei einige Originalzitate aus Papstreden und Äußerungen hoher vatikanischer Diplomaten, die die Stellung

des Heiligen Stuhles und seine Beziehungen zu anderen politischen Mächten näher beleuchten. Die päpstliche Diplomatie versuchte sich auf die historischen Gegebenheiten mittels des mittelalterlichen Gesandtschaftswesens, der Errichtung der Nuntiaturen, aber auch der modernen Papstdiplomatie mit den Reisen des Pontifex und seinen Stellungnahmen zu politischen Ereignissen exakt einzustellen. Der interessierte Leser findet in der knappen Bibliographie Hinweise zu weiterführender Literatur. Christine Maria Grafinger

Anne-Marie Körte/Maaike de Haardt (Hg.), The Boundaries of Monotheism. Interdisciplinary Explorations into the Foundations of Western Monotheism, Studies in Theology and Religion (STAR) 13, Leiden-Boston (Brill) 2009, 247 S., ISBN 9789004173163, € 95. – Seit den Terroranschlägen am 11. September 2001 und dem Attentat auf den Filmemacher und Journalisten Theo van Gogh am 2. November 2004 verschärften sich auch in den Niederlanden öffentliche Debatten um den islamischen Fundamentalismus und regten zugleich ein intensives wissenschaftliches Nachdenken über den Nexus von Monotheismus und Gewalt an. Die virulente Frage aufgreifend, inwieweit die traditionellen monotheistischen Religionen durch ihren Anspruch auf Wahrheit und moralische Überlegenheit gegenwärtige interreligiöse Konflikte beeinflussen, geht es in diesem Band jedoch nicht um eine Rechtfertigung gegenüber Kritiken am Monotheismus. Angesichts dessen, dass biblische Texte und bibelbasierte Glaubenstraditionen sowohl exkludierend als auch inkludierend gedeutet und wahrgenommen werden können, geht es vielmehr um die Ergründung der Bedeutung des biblischen Monotheismus für „die moderne westliche Kultur" (S. 1). Mehrere niederländische Theologen, Religionswissenschaftler und -philosophen haben sich in einer Forschergruppe aus unterschiedlichen Perspektiven mit dieser Thematik befasst und präsentieren hier ihre Ergebnisse. Die ersten beiden Beiträge beschäftigen sich historisch-exegetisch anhand altjüdischer Glaubensvorstellungen mit den Grundlagen des biblischen Monotheismus und zeigen, dass wesentliche Elemente bereits in Alt-Israel präsent waren. In der hebräischen Bibel lässt sich nach Bob Becking (S. 9–27) eine zunehmende Akzeptanz der Idee, den Erlösergott Jahwe als einzigen Gott zu verehren, greifen, doch ein rein monotheistisches Glaubenssystem hatte sich zu jener Zeit noch nicht durchgesetzt. Vor diesem Hintergrund nimmt auch Patrick Chatelion Cornet (S. 28–52) die Diskussion um den jüdischen Messianismus noch einmal auf und argumentiert, dass sich Jesus von Nazareth sehr wohl auch selbst als Messias und als göttlich wahrgenommen haben könnte. Auf einen weiteren inkludierenden Aspekt des biblischen Monotheismus geht Jacqueline Borsje (S. 53–82) ein, indem sie ihren Blick auf „übernatürliche Wesen" richtet, denen in der Bibel und in irischen

Texten seit der Christianisierung der Insel durch, neben oder ohne Gott Einfluss auf den Menschen zugeschrieben wird. Die übrigen Beiträge des Sammelbandes untersuchen exemplarisch die Bedeutsamkeit biblisch fundierter Glaubensvorstellungen in der modernen westlichen Gesellschaft. Konkret geht es dabei um die Wahrnehmung des antiken griechischen Polytheismus, die Bert Blans und Marcel Poorthuis (S. 83–105) am Beispiel der deutschen Romantik behandeln; um den Einfluss auf das Einheitsdenken in der westlichen Philosophie und Postmoderne (René Munnik, S. 106–128, insbesondere Thomas von Aquin, Immanuel Kant, Donna Haraway, Alfred North Whitehead); um die Diskussion über gendergeprägte, von der Schöpfergottidee sowie vom Dualismus beeinflusste Denkweisen (Maaike de Haardt, S. 129–153) und über das der Bibel inhärente Exklusivitätsdenken (Kune Biezeveld, S. 154–173). Zur Sprache kommen darüber hinaus auch Aspekte wie der Wahrheitsanspruch und die dialogische Struktur biblischer Texte (Akke van der Kooi, S. 174–191) oder das Spannungsfeld, das sich aus dem Bekenntnis zum einen Gott angesichts eines kulturellen Pluralismus ergibt und das Erik Borgman (S. 192–210) anhand von Salman Rushdies „Our World Haunted by Furies" und in Auseinandersetzung mit Johann Baptist Metz' „neuer" Politischer Theologie eingehender analysiert. Der Band leistet einen wichtigen Beitrag, einseitiger Fundamentalkritik am biblischen Monotheismus differenzierte Sichtweisen entgegenzusetzen. Er geht auf die Heterogenität und Polyvalenz biblischer Texte ein und spürt an ausgewählten Beispielen ihrem Einfluss nicht nur auf religiöse Glaubensvorstellungen und -praktiken, sondern auch auf (post)modernes Denken nach. Kordula Wolf

Roma – Praga. Omaggio a Zdeňka Hledíková, a cura di Kateřina Bobková-Valentová e Eva Doležalová, Bollettino dell'Istituto Storico Ceco di Roma. Supplemento 2008, Praha – Rím (Istituto Storico Ceco di Roma) 2009, 463 S., Abb., ISBN 978-80-87271-14-8. – In dieser Festschrift beschäftigen sich Historiker und Kunsthistoriker mit den mitteleuropäisch-römischen Kontakten. Beiträge zur politischen Geschichte, archäologische und kunsthistorische Untersuchungen vom Mittelalter bis in die jüngste Vergangenheit zeigen die enge Verbindung Böhmens und Mährens zu Italien und zu Rom. Eine besondere Nähe zur Ewigen Stadt war nicht nur zur Zeit der Krönung Karls IV. (1355) gegeben, sondern römische Einflüsse sind in dieser Epoche auch in Prag nachweisbar. In den Fresken des *Speculum humanae salvationis* im Kreuzgang des Prager Benediktinerklosters Emmaus wie auch in der Kopie der Madonna von S. Maria in Aracoeli in der S. Veitskirche sind römische Vorbilder erkennbar. Anhand einiger Fallbeispiele böhmischer Städte wird gezeigt, dass Rom auch im Spätmittelalter das bevorzugte Ziel der Pilger aus die-

sem Raum blieb. Daneben war Aachen ein beliebtes mitteleuropäisches Zentrum für Strafwallfahrten, aber zugleich auch ein häufig besuchtes Marienheiligtum und ein Ort, an dem regelmäßig Reliquien ausgestellt wurden. In der Frühneuzeit machten sich nicht nur Geistliche und Adelige, sondern auch Kaufleute, Handwerker und Studenten trotz großer finanzieller und physischer Belastung auf den Weg nach Rom. Zuvor ließen sie sich einen Reisepass ausstellen und beschafften sich ein Empfehlungsschreiben. Ziel war nicht nur der Besuch der Pilgerbasiliken mit den Reliquien, sondern auch die Teilnahme an verschiedenen kirchlichen Feierlichkeiten und Prozessionen und die Hoffnung, Angehörige des päpstlichen Hofes oder sogar den Heiligen Vater zu treffen. Der Beschreibung der römischen Sehenswürdigkeiten des katholischen Studenten Sigismund von Puchov steht die Kosmographie des protestantischen Adeligen Friedrich von Donín gegenüber, der ein reichhaltiges Panorama in drei Ebenen wiedergibt: in weltlicher, geistlicher und päpstlicher Sicht. Im sog. Gästebuch (1326 Einträge) des Schweizergardisten Hans Hoch (1577–1660) – dem bekanntesten Romführer seiner Zeit – ist zwischen 1635/38 und im Jubeljahr von 1650 die Mehrzahl der tschechischen Kunden nachweisbar. Im 18. Jh. besuchten die mitteleuropäischen Adeligen auf ihren Kavalierstouren Venedig, Florenz und Rom. Einige wagten auch eine Reise nach Neapel zur Besichtigung touristischer Sehenswürdigkeiten, wie Pompei, eine Besteigung des Vesuv oder ein Ausflug zu den Phlegräischen Feldern von Pozzuoli. Graf Karl Maximilian Kagers von Stampach geriet in der Peterskirche beim Versuch, den Papst aus der Nähe zu sehen, mit einem Schweizergardisten in Streit und erstach diesen. Mit Hilfe eines Kardinals konnte er unerkannt die Basilika verlassen und in die Heimat fliehen, wo er sich dann nach dem Verkauf seines Erbteiles in ein Kloster zurückzog. Das Interesse der tschechischen Adeligen an der romanischen Literatur und Kultur zeigt sich auch in der jahrelangen Tätigkeit des Savoyers Catharinus Dulcis (1540–1626) als Sprachlehrer und Erzieher böhmischer, ungarischer und österreichischer Adeliger. Der römische Einfluß, besonders der Stil Francesco Borrominis, ist in vielen Bauten des Architekten Johann Blasius Santini-Aichel – wie an der Fassade des Kolowrat-Palais in der Prager-Kleinseite, der Schlosskirche von Reichenau oder in der besonderen Gestaltung der als Zentralbau angelegten St. Anna-Kapelle in Jungfern-Breschan – erkennbar. Die unterschiedlichen, sehr interessanten Beiträge dieses Bandes fügen sich wie Mosaiksteine zu einem Gesamtbild, das nicht nur politische und diplomatische Verbindungen Mitteleuropas zu Italien, sondern auch den kulturellen Austausch zwischen beiden Regionen dem Leser lebendig vor Augen führt. Christine Maria Grafinger

Wilhelm Kurze, Scritti di storia toscana. Assetti territoriali, diocesi, monasteri dai longobardi all'età comunale, a cura di Mario Marrocchi, Biblioteca storica pistoiese 16, Pistoia (Società pistoiese di storia patria) 2008, VI, 483 S. – Der Bd. vereinigt die 20 Aufsätze und Vorträge, die Wilhelm Kurze von 1997 bis zu seinem plötzlichen Tod im Januar 2002 zum Druck gebracht hat. Hinzu kommt – neben einer kurzen Studie von 1991 – der wichtige Entwurf „La Toscana come parte del regno longobardo" (S. 13–61), zwei zusammengehörende, bisher unveröffentlichte Vorträge aus dem Jahr 1984. Inhalt und Anliegen der Beiträge werden von Mario Marrocchi in der Einleitung knapp charakterisiert; eine sorgfältige Auflistung (S. 9–11) nennt die ursprünglichen Druckorte. Mit diesem Band liegen die Studien zur Geschichte der Toskana, die Kurze parallel zum Lebenswerk des „Codex diplomaticus Amiatinus" erarbeitete, vollständig vor. 1989 und 2002 waren bereits zwei Sammlungen mit den Veröffentlichungen aus den Jahren 1964–1987 und 1988–1995 erschienen (QFIAB 71, S. 1020f.; 83, S. 483–485). In allen Bänden sind die ursprünglich auf Deutsch publizierten Aufsätze ins Italienische übersetzt. Die hier vereinten Studien und Skizzen sind im wesentlichen nach Kurzes Pensionierung und während des Ringens um die historische Einleitung zum Codex diplomaticus Amiatinus entstanden (vgl. QFIAB 85, S. 770–772). Vielleicht tritt deshalb seine Eigenart als Geschichtsforscher in dieser Sammlung besonders deutlich hervor und macht die innere Kohärenz seiner verschiedenen Objekten und Themen gewidmeten Beiträge sichtbar. Aus Gesprächen ist mir in Erinnerung geblieben, wie Wilhelm zu großen Synthesen eher auf Distanz ging: Zentrale Aussagen schienen ihm oft der Vielfalt und den Widersprüchen der vergangenen Lebenswirklichkeiten nicht gerecht zu werden, denen er in seinen Forschungen begegnete; Befunde erschienen überinterpretiert, das, was die Quellen nicht oder nicht direkt boten, zu wenig bedacht. Kurzes „Ja – aber" war jedoch nie ein Plädoyer für eine positivistische Beschränkung auf die Aussagen des überlieferten Materials. Er übte Kritik an Arbeiten, die nicht versuchten, aus der punktuellen Forschung in allgemeine Horizonte vorzustoßen. Denn erst in diesem Versuch erschließe sich dem Forscher, was er wirklich in Händen hat und was sich ihm auch da entzieht, wo reiche Archivbestände vorliegen. Nach Kurzes Überzeugung muß die Überlieferung als solche zuerst einmal verstanden werden, sowohl in dem, was sie wirklich enthält, als auch in dem, was sich aus einem konkreten Bestand und aus seinen Lücken an Realitäten und Tendenzen abzeichnet – das methodologische Problem hat er mehrfach explizit erörtert. So führen auch in diesem Band tabellarisch-statistische Analysen von Archivbeständen sowie die Verdeutlichung der Befunde in Kartenskizzen und Diagrammen zu neuen Einsichten. Manche erheben nur den Anspruch auf Plausibilität, aber sie dienen als Schlüssel zum Verständnis wei-

terreichender Probleme. Im vorliegenden Band wird Kurzes Fragehorizont deutlich in Aufsätzen wie „Federico II e l'Italia: le grandi signorie monastiche tra Chiesa e Impero (Italia Centrale)" (S. 103–138), „Monasteri e comuni in Toscana" (S. 139–163), „Monasteri in Toscana e monachesimo in Europa" (S. 165–187), im zusammenfassenden Blick auf den Problemkomplex „Monasteri e nobiltà nella Toscana medievale" (S. 189–204) oder in der Frage nach der „Presenza monastica in Toscana prima degli insediamenti dei mendicanti" (S. 229–251). Der bislang unveröffentlichte Beitrag von 1984 (s. o.) mag Kurzes Annäherung an große historische Fragen illustrieren. Es geht letztlich um die inneren Strukturen des Langobardenreichs. Ein erster Vortrag „La fondazione dei monasteri" stellt die Klöster zusammen, die von den Königen selbst oder von ihren Helfern mit königlicher Unterstützung gegründet und dotiert wurden: in chronologischer Schichtung und geografischer Verteilung. Dabei tritt klar hervor, dass in der Toskana mit König Liutprand (712–744) eine neue Phase, eine aktive königliche Politik beginnt. Zahlreiche neue Gründungen werden gezielt an verkehrstechnisch wichtige Punkte gesetzt, mit Besitzungen an den großen Fernstraßen ausgestattet, sollen helfen, die Domanialgüter unter der Kontrolle des Königs zu halten. Auf dieser Basis beleuchtet der zweite Vortrag „Austria-Neustria e Tuscia" die Anstrengungen der letzten Langobardenkönige, die Toskana fest mit den Machtschwerpunkten nördlich des Apennin zu einer stabilen Einheit zu verschmelzen. Im schlußendlichen Scheitern dieser Bemühungen sieht Kurze einen Hauptgrund für den raschen Zusammenbruch der Langobardenherrschaft unter dem Angriff der Karolinger. So wirken die beiden Vorlesungen wie eine frühe Skizze zu der geplanten, aber nicht geschriebenen Geschichte der langobardischen Herrschaft in Italien. Durch die Konzentration seiner Forschungen auf die Toskana ist Wilhelm Kurze noch mehr von einem Phänomen betroffen, das auch andere deutschsprachige Mediävisten registrieren, die sich mit Italien befassen: In den gängigen Diskursen der deutschen Geschichtswissenschaft finden auch wichtige Veröffentlichungen oft nur marginale Beachtung, es sei denn, sie greifen unmittelbar in die „Reichsgeschichte" ein. Für den leidenschaftlichen Historiker und Forscher, der Kurze gewesen ist, war die hohe Wertschätzung und die menschliche Freundschaft, die er bei italienischen Kollegen und Geschichtsfreunden fand, eine Entschädigung. Diese Wertschätzung, Freundschaft und Humanität bezeugen die Geleitworte und Einleitungen zu den Aufsatzsammlungen und der schöne Band, der aus einem Kolloquium zum Gedächtnis an Wilhelm Kurze hervorgegangen ist (QFIAB 89, S. 551f.). Doch sehen die italienischen Freunde Wilhelm nie nur als Einzelperson, sondern stets auch als Vertreter der deutschen Geschichtswissenschaft und insbesondere als Angehörigen des Deutschen Historischen Institut in Rom und seiner bis zum Beginn des

20. Jh. zurückreichenden Tradition der Toskana-Forschung und der Erschließung der reichhaltigen Archive Italiens. Hagen Keller

Hans-Ulrich Schiedt (Hg.), Verkehrsgeschichte – Histoire des transports, Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte 25, Zürich (Chronos) 2010, 472 S., ISBN 978-3-0340-1034-4, € 38. – Der Tagungsband der im Titel genannten Gesellschaft vereint 5 Einleitungen und 32 Beiträge, die ein reiches chronologisches und thematisches Panorama entfalten: von der Antike bis in die neueste Zeit, von Straßen über Wasserwege, Transportmittel, Eisenbahn- und Flugzeugbau, von flächendeckendem Experiment mit Elektroautos, von Nahverkehrsnetzen bis hin zu Pendlerwesen und Tourismus. Aus diesem weiten Fächer von Beiträgen sollen aus Platzgründen hier nur die Italien direkt oder indirekt betreffenden Aufsätze vorgestellt werden. – Jean-François Bergier, der kurz nach der Tagung verstorbene Doyen der Schweizer Geschichtswissenschaft, stellt fest, daß die früher auch von ihm vertretene These, nach der die großen, Entdeckungsfahrten des 15. Jh. die wirtschaftliche Bedeutung des transalpinen Verkehrs geschmälert hätten, nicht mehr zu halten sei, und betont, daß die Frage nach dem Verhältnis von Nah- und Fernverkehr, nach der Unterhaltung der Straßen, aber auch nach Technik, Organisation und Kosten der Transporte sowie deren Rückwirkungen auf die Alpenbevölkerung noch weitgehend der Beantwortung harre. Wie das gänzliche Fehlen von Klagen demgegenüber zeige, habe die Frage der öffentlichen Sicherheit in den Alpen offenbar zu keiner Zeit ein Problem dargestellt (S. 23–33). – Holger Müller legt dar, daß die Pässe für die Römer erst durch die Alpenfeldzüge des Augustus gesichert worden seien (S. 39–52). – Heinz E. Herzig relativiert die Feststellung des Lyoner Bischofs Irenaeus (ca. 174–189 n. Chr.) über die Sicherheit auf den Straßen des römischen Reiches durch den Hinweis, daß man ähnliche Topoi schon bei griechischen Rednern finde und im übrigen doch auch Grabinschriften kenne, die vom Tod durch Straßenräuber berichteten (S. 53–58). – Sabine Bollinger stellt fest, daß die Römerstraßen dem neuzeitlichen Chausseenbau nur gelegentlich als Vorbild dienten (S. 59–81). – Marie-Claude Schöpfer Pfaffen beantwortet die Frage, ob es eine Verkehrspolitik im Mittelalter gegeben habe, dahingehend, daß diese aus einer Summe kleinräumiger Initiativen bestanden habe (S. 71–81). – Reto Furter stellt die jährlichen Transportmengen zusammen, die vom 14.–19. Jh. die großen Alpenpässe passierten, und konstatiert, daß der Brenner und Mont Cenis bis zum Jahre 1500 die wichtigsten Alpenübergänge gewesen seien (S. 109–119). – Hans-Ulrich Schiedt referiert über Experimente des 18.–19. Jh. bezüglich der Trag- und Zugkraft von Lasttieren und des Rollwiderstands unterschiedlich geformter Wagenräder auf verschiedenem

Straßenuntergrund (S. 121–136). – Max Baumann schildert das Flußschiffgewerbe auf der Aare und dessen Untergang durch die Konkurrenz der Eisenbahn (S. 137–147). – Gérard Duc zeigt, daß die 1882 eröffnete Gotthardbahn nur durch die Übernahme der deutschen Tonnen-Kilometer-Tarife mit der 1867 eröffneten Brennerbahn, die sich gleichfalls nach ihnen richtete, konkurrieren konnte. Während zu Beginn der 1880er Jahre jährlich etwa 80000 Tonnen den Gotthard überquerten, passierten den neueröffneten Eisenbahntunnel im Jahre 1883 464000 Tonnen und um die Jahrhundertwende bereits 1000000 Tonnen. Davon entfielen etwas über 50% auf Ferntransit, d.h. 10% weniger als die schweizerische und die deutsche Seite bei der Aushandlung der Tarife veranschlagt hatten. Im Vergleich mit dem Brenner, so der A., passierten den Gotthard-Tunnel dreimal mehr Waren. – Michèle Merger berichtet über die 1990–2005 erarbeiteten, aber inzwischen auf Eis gelegten Pläne für eine Intercity-Strecke Lyon-Turin, die als Teilstück einer künftigen Strecke Lissabon-Kiew projektiert war (S. 449–463). Thomas Szabó

La mobilità sociale nel Medioevo, a cura di Sandro Carocci, Collection de l'École Française de Rome 436, Rome (École Française de Rome) 2010, 620 S., ISBN 978-2-7283-0888-0, € 70. – Der Titel dieses Sammelbandes könnte bei deutschen Lesern die Erwartung wecken, es mit einer Gesamtdarstellung zur sozialen Mobilität zu tun zu haben. Wie der Herausgeber Sandro Carocci in seiner Einleitung klarstellt, handelt es sich bei diesem Band mit 22 Beiträgen indes um die Ergebnisse des letzten Treffens eines vierteiligen Tagungszyklus zum Thema „La conjoncture de 1300 en Méditerranée occidentale", das vom 28. bis 31. Mai in der Villa Mondragone bei Frascati von der Università di Roma Tor Vergata ausgerichtet wurde. Die Veranstaltungsorte Madrid, Rom und Paris der Tagungsreihe stecken bereits den weitgehend auf das Mittelmeer bezogenen Raum ab, dem diese Initiative in besonderem Maße verpflichtet ist. Nachdem die vorausgegangenen drei Colloquia sich den Themen Hungersnöte, Kredit und Handel angenommen haben, galt das Hauptaugenmerk nun dem Thema der sozialen Mobilität, zu der die Autoren einen Fragenkatalog als Leitschnur erhalten hatten, dessen Anspruch es war, der Mobilitätsforschung neue Wege zu erschließen, indem Aufstieg nicht mehr nur als Übergang von einer Klasse in eine andere, sondern auch als Wechsel von Identitäten (auch ganzer Gruppen) begriffen wird. Mobilität – stets in zwei Richtungen möglich – war kein Elitenphänomen, sondern läßt sich auch in Arbeiterschichten und bei der Landbevölkerung beobachten. Der erste Teil ist der Frage nach den Methoden und neuen Herangehensweisen gewidmet. François Bougard spürt den Hierarchisierungstendenzen im Früh- und Hochmittelalter nach, während Élisabeth Crouzet Pavan die literarischen Quellen des

12. und 13. Jh. auswertet. Im Duecento zeigen sich die ersten Folgen der gesteigerten Geldwirtschaft auch in der sozialen Reflexion. Christopher Dyer diskutiert das Beispiel England von 1200 bis 1350. Alessandra Molinari führt in die Möglichkeiten ein, über den archäologischen Befund zu Aussagen über soziale Prozesse zu gelangen. Der Teil II des Bandes stellt einzelne soziale Gruppen in besonderen geographischen Räumen vor: die bürgerlichen Schichten der Städte Aragons und Südfrankreichs (Carlos Laliena Corbera), der Verwaltungsapparat im Königreich Sizilien zur Zeit der Anjou (Serena Morelli), der Adel auf der iberischen Halbinsel, wo sich auch eine städtische hidalguía ausbildete (Pascual Martínez Sopena), die Finanzeliten in Frankreich (John Drendel), die Kaufleute im kommunalen Italien und im Mittelmeerraum (Giuseppe Petralia) und schließlich die von einer großen Vielfalt der Berufe und Stände geprägten Handwerker (Donata Degrassi) sowie die Lohnarbeiter (Franco Franceschi) in italienischen Städten. Unverzichtbar für den gesellschaftlichen Aufstieg erweist sich die Abkehr von der Handarbeit und die Aufnahme von Aktivitäten, die sich – wie das Notariatswesen und die öffentliche Verwaltung – als besonders attraktiv für Aufsteiger aus den Unterschichten erweisen konnten. Teil III ist den Kanälen und Indikatoren des Aufstiegs gewidmet, zu denen der Kirchendienst (Jorge Díaz Ibáñez), die trotz aller Anstrengungen auch von städtischer Seite bei Klerikern und Laien doch immer noch sehr unterschiedlich ausfallende (Schul-)Bildung (Étienne Anheim – François Menant), das zunehmend von Söldnern dominierte Kriegswesen (Alessio Fiore), das Erbrecht (exemplifiziert an Beispielen aus Katalonien: Lluis To Figueras), Heirat, die die Rolle der Frau insgesamt berührt (Kathryn L. Reyerson), Landgewinnung (im Königreich Valencia: Antoni Furió e Ferran Garcia-Oliver) und die Bereitschaft zur Migration (Paolo Grillo) gehören. Karrieren allein über Bildung blieben aber vielbeachtete Ausnahmen: Man denke nur an den Aufstieg Cola di Rienzos, des Sohns einer Wäscherin, zum Stadtherrn von Rom (1347) und den des Johannes Gerson (1363–1429), Sohn einer Bäuerin, zum Professor der Theologie und Kanzler der Universität Paris (S. 357–359, 378). Dem Ansatz der Veranstaltungsreihe gemäß werden die ökonomischen Faktoren privilegiert; politische „Transmissionsriemen" wie Fürstendienst (z.B. 191, 225, 397) und Fraktions- und Klientelbindungen mit transversalen Auswirkungen (S. 427, 434) fehlen aber nicht und werden besonders in zwei Aufsätzen vertieft. Giuliano Milani thematisiert das Gewicht der öffentlichen Hand in den italienischen Kommunen um 1300, führt aber die gesteigerte Mobilität in den Rängen der städtischen Verwaltungen auf die letztlich ökonomisch bedingte Umverteilung der Finanzmittel zurück. Allein in Bologna lasse sich ein Anstieg von neun städtischen Beamten im Jahre 1209 auf über 1000 im Jahre 1288 feststellen (S. 412f.).

Luigi Provero beschreibt vasallatische und klientelare Bindungen. Wie es bei einem so großem Thema nicht anders zu erwarten ist, bleiben auch nach der stets anregenden Lektüre dieses Tagungsbandes noch einige Fragen offen, zu denen auch Jean-Claude Maire Vigueur in seinem Schlußwort Stichworte – wie das des noch zu vertiefenden Problems der Identitätsstiftung sozialer Gruppen – bietet. Andreas Rehberg

Netzwerke im europäischen Handel des Mittelalters, Tagung vom 11. bis 14. März 2008 des Konstanzer Arbeitskreises für Mittelalterliche Geschichte, hg. von Gerhard Fouquet/ Hans-Jörg Gilomen, Vorträge und Forschungen Bd. LXXII, Ostfildern (Thorbecke) 2010, 397 S. ISBN 978-3-7995-6872-2, € 52. – Die Beiträge des aus einer Frühjahrstagung des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte im Jahr 2008 hervorgehenden Bandes loten die Brauchbarkeit des in den Sozial- und Wirtschaftswissenschaften angewandten Netzwerk-Konzeptes für die Untersuchung des Groß- und Fernhandels, von Handelsgesellschaften und Handelssystemen im Zentraleuropa des 12. bis 15. Jh. aus. Ziel ist die Intensivierung des Dialoges zwischen den „beiden Wirtschaftsgeschichten" (Arnold Esch), jener der Historiker und jener der Wirtschaftswissenschaftler. Die Beiträge bündeln sich zu sechs Themenfeldern: die Definition von Netzwerken, die Entstehung und Entwicklung von Netzwerken, ihre Funktionsmechanismen, ihre Vor- und Nachteile, ihre Grenzen und schließlich ihr Zerfall. Nach der Einführung durch Gerhard Fouquet (S. 9–20) denken Stephan Selzer und Ulf Christian Ewert über Konzepte, Anwendungen und Fragestellungen zu Netzwerken im europäischen Handel des Mittelalters nach (S. 21–48). Anschließend folgen Beiträge zum Themenkomplex des hansischen bzw. italienischen Fernhandels. Kurt Weissen (S. 213–228) beschreibt das deutsche Handelsnetzwerk der Florentiner Banken in Rom von 1410 bis 1470 und zeigt, dass eine wesentliche Basis für die Bildung von Netzwerken das Vertrauen in die Haftungsfähigkeit der Teilhaber war. Italienische Kurienbanken und Gesellschaften vergesellschafteten sich aus diesem Grund nur mit Landsleuten im engsten Sinne. Deutsche Partner, gegen die Forderungen nur schwer gerichtlich durchgesetzt werden konnten, blieben so weitgehend außerhalb der italienischen Netzwerke. Thomas Ertl (Das Seidennetzwerk. Zur Organisation des Seidenhandels in Europa im späten Mittelalter, S. 263–282) beschreibt eine, wegen des Mangels schriftlicher Quellen häufig schwer greifbare, netzwerkartige Struktur des spätmittelalterlichen Seidenhandels. Die Ursache sieht er in einem relativ kleinen – Produktion und Handel von Seidenstoffen in dieser Epoche kontrollierenden – Personenkreis und auch in dem Luxuscharakter des Produkts. Im 13. und 14. Jh. hatten die Luccheser *setaioli* in Lucca und anderen Städten eine marktbeherr-

schende Stellung inne. Sie organisierten die Produktion im hierarchischen Verlagssystem und steuerten den Handel in längerfristig angelegten Netzwerken landsmannschaftlicher und familiärer Prägung. Arnold Esch (Italienische Kaufleute in Brügge, flandrisch-niederländische Kaufleute in Rom, S. 245–262) beschreibt das Fließen der Warenströme zwischen Rom und dem Nordwesten Europas (vorrangig jedoch die Importe nach Rom) auf der Basis dicht überlieferter, römischer Zollregister aus der 2. Hälfte des 15. Jh. und macht auf Desiderate der Forschung aufmerksam. Im abschließenden „Versuch einer Bilanz" (S. 341–364) resümiert Hans-Jörg Gilomen, auch bei dieser Tagung seien die Entstehungsbedingungen und der konkrete Vorgang der Netzwerkbildung „noch weitgehend unerhellt" (S. 351) geblieben, weil Netzwerke erst in den Quellen fassbar würden, wenn sie bereits entstanden seien. Gegenüber zentralen und hierarchischen Strukturen böten Netzwerke eine Vielzahl an Vorteilen wie die Senkung der Transaktionskosten, die flexible und rasche Umstellung bei Marktveränderungen und auch die Ausschaltung der Konkurrenz im Innern des Handelsraums mit Hilfe eines rigorosen Gästerechts. Zu den Nachteilen zähle unter anderem Langsamkeit in der strategischen Neuausrichtung des gesamten Netzwerks. Netzwerke zerfielen, wenn sie eine kritische Größe erreichten, da der sanktionsbewehrte Reputationsmechanismus mit zunehmender Teilnehmerzahl seine Wirkung verliere und der Zusammenhalt gemeinsamer kultureller Prägung verblasse. Auch die geringe Kapitalausstattung und die unentwickelten Institutionen der Finanzierung seien als Hauptfaktoren des Niedergangs zu nennen. Wie auch bei dieser fruchtbringenden Tagung erkennbar, lohnt die Auseinandersetzung mit Modellen, hier dem Netzwerkmodell, um wichtige historische Aspekte, in diesem Fall des Handels, besser verstehen zu können. Kerstin Rahn

Ines Heiser/ Andreas Meyer (Hg.), Aufblühen und Verwelken. Mediävistische Forschungen zu Kindheit und Alter, 4. Tagung der Arbeitsgruppe „Marburger Mittelalterzentrum (MMZ) Marburg, 17. November 2006, Leipzig (Eudora-Verlag) 2009, 158 S., Abb., ISBN 978-3-938533-28-4, € 24,90. – Am 3. April 1473 erhielt der renommierte Frankfurter Künstler und Buchdrucker Erwin von Stege zusammen mit seiner Frau von der päpstlichen Pönitentiarie in Rom die Erlaubnis, Eier, Butter und Milchprodukte während der Quadragesima und anderer Fastentage *propter senium et infirmitates* verzehren zu dürfen. Das vorgerückte Alter des Ehepaares und nicht zuletzt die Verdienste Steges, der sich auch in fürstlichen Finanzgeschäften und der Diplomatie bewährt hatte, haben sich sicherlich positiv auf die Gnadengewährung ausgewirkt. In seinem Beitrag „*Adeo etate provectus et complexionis debilis existat* – Fastendispense für Greise" (S. 97–143) richtet Mathias Klipsch den

Blick auf Menschen des 15. Jahrhunderts, die vor dem Heiligen Stuhl ihr fortgeschrittenes Alter als Begründung für eine Fastendispens anführten und erörtert Fragen wie: Wie drückt sich das Altsein in Suppliken aus? Wie eindeutig fassbar sind entsprechende Bezeichnungen? In welcher Wechselbeziehung stehen Fasten und Alter? Zusammen mit dem Aufsatz von Ines Heiser (Generationenkonflikte? Erbrecht und Elternfürsorge in der mittelhochdeutschen Literatur, S. 145–158), die zur Darstellung des Verhältnisses zwischen Jugend und Alter Erbvorgänge vor allem in der mittelalterlichen deutschen Literatur untersucht, wird so im vorgelegten Band das Alter als „Randzeit des menschlichen Lebens" beleuchtet. Während die Kindheitsgeschichte „einen nicht mehr wegzudenkenden Strang der Mediävistik" (S. 8) bilde, scheine das Alter ein von der Forschung vernachlässigtes Thema zu sein. Lücken in der mediävistischen Altersforschung im interdisziplinären Zusammenspiel zu schließen – das ist das formulierte Ziel der Herausgeber. In diesem Rahmen wird jedoch auch die Kindheit im Mittelalter nicht vernachlässigt. Rainer Atzbach (Das sogenannte „Kinderdefizit" als Phänomen der Archäologie des Mittelalters, S. 11–26) untersucht die als „Kinderdefizit" bezeichnete These einer Unterrepräsentation von Kindergräbern auf Nekropolen im frühen Mittelalter. Er schlussfolgert, dass sich auch an archäologischen Befunden (v. a. Fundgattung Schuhe) ein säkularer Trend der Zunahme des prozentualen Kinderanteils zwischen dem frühen und dem späten Mittelalter abzeichne. Eva Schlotheuber (S. 27–53) beschäftigt sich mit Kindheit und Erziehung im Spiegel der spätmittelalterlichen, (auto)-biographischen Literatur und veranschaulicht die Bedeutung der anthropologischen Vorstellungen für das Verständnis der realen Lebenswelt der Kinder. Carola Föller (Das Kind in der Ordnung der Welt. *Infantia* und *pueritia* in den Enzyklopädien des 13. Jahrhunderts, S. 55–74) betont den Wert der sog. „kleinen" Enzyklopädien des 13. Jahrhunderts (u. a. *Speculum maius* des Vinzenz von Beauvais), um zum einen die Stellung von Kindheit und Erziehung innerhalb der von den Enzyklopädisten entworfenen Ordnung der Welt wahrzunehmen und so die Kindheit gleichsam durch mittelalterliche Augen zu sehen, zum anderen um Differenzen zu den heute gängigen Definitionen von Kindheit zu erkennen. Monika Rener (*Immarcescibilis pulchritudo florum*. Die unvergängliche Schönheit der Blumen, S. 75–86) stellt die Heiligenvita als Quelle für die Pädagogik des Mittelalters vor, während Andreas Meyer (Luccheser Schulleben im frühen 13. Jahrhundert. Eine Blütenlese, S. 87–96) sich in seinem – durch edierte Dokumente aus Luccheser Notarsregistern angereicherten – Beitrag auf aktuelle Probleme des Schullebens im 13. Jahrhundert am Beispiel Lucca's bezieht. Kerstin Rahn

Luigi Samarati (a cura di), Lodi tra il Barbarossa e la Lega Lombarda. Atti del convegno, Lodi 8–15–22 novembre 2008, Quaderni di Studi lodigiani, Lodi (Edizioni dell'„Archivio Storico Lodigiano") 2010, VI+247 S., Abb. – Kaiser Friedrich I. Barbarossa ist für die Italiener eine ambivalente, polarisierende Figur. Für die Mailänder gilt er als Symbol einer erdrückenden Fremdherrschaft, in Como, Pavia, Lodi sowie anderen zur Stauferzeit tatsächlich oder vermeintlich kaiserfreundlichen Kommunen gilt der Rotbart dagegen als Förderer der eigenen Stadtentwicklung. Eine besonders positives Barbarossabild pflegt die lombardische Stadt Lodi und kann hierbei auf eine bis in das 13. Jh. reichende Tradition zurückgreifen. Der Stauferkaiser ist hier etablierter Bestandteil der kommunalen Festkultur, wenn jedes Jahr am 3. August der Neugründung der Stadt durch den Kaiser gedacht wird, der 1158 die alte, nur zwei Jahre zuvor von Mailand zerstörte Stadt in einiger Entfernung zum ursprünglichen Standort als Neu-Lodi wieder aufbauen ließ. Zum 850-jährigen Jubiläum feierte Lodi 2008 mit einer Reihe von Veranstaltungen, darunter auch eine wissenschaftliche Tagung, deren Beiträge hier anzuzeigen sind. Der Titel des Tagungsbandes „Lodi tra il Barbarossa e la Lega Lombarda" verdeutlicht die Spannungspole dieses Verhältnisses der Stadt zum Staufer, das durchaus Schwankungen ausgesetzt war, vor allem durch den Beitritt der Stadt zur *Lega Lombarda* und den politischen Umschwung in Oberitalien nach der römischen Katastrophe von 1167. Diese Vorgänge im Kontext der staufischen Italienpolitik sind von der Forschung schon länger aufmerksam analysiert worden, so dass der vorliegende Band eher eine Bestandsaufnahme darstellt, in einzelnen Aspekten aber durchaus auch neue Akzente setzt. Neben dem Vorwort des Bürgermeisters Lorenzo Geruni, der die identitätsstiftende Tradition und besondere Aktualität des Staufers als Stadtgründer herausstellt, vereint der Bd. 8 Beiträge, von denen jedoch nur 5 schwerpunktmäßig die Zeit Friedrichs I. thematisieren. Franco Cardini, ausgewiesen u.a. durch seine sehr erfolgreiche italienische Barbarossabiographie, entwickelt in seinem Einführungsbeitrag „Lodi, l'Imperatore Federico I e la Lega Lombarda" auf 56 Seiten einen gut lesbaren Abriss der gesamten Italienpolitik bis hin zum Kreuzzug und Tod des Kaisers. Ferdinand Opll, ebenfalls Barbarossaspezialist und exzellenter Kenner der Stadtgeschichte Italiens, nimmt Friedrich Barbarossa als Städtegründer in den Blick und vergleicht die politischen Rahmenbedingungen, rechtlich-verfassungshistorischen Aspekte, aber auch die spezifische Rolle des Kaisers bei den Neu- bzw. Wiederbegründungen der Städte Lodi (1158), Alessandria / Caesarea (1183) und Crema (1185). Allen drei Fällen ist eine besondere politische Symbolik und Relevanz gemein, doch konzentriert sich Opll vor allem auf die Unterschiede, die sich keinesfalls nur auf die Quellenlage beziehen, die für Neu-Lodi durch die Chronik Otto Morenas als eine

der Leitquellen für die Italienzüge des Staufers im Vergleich zu den beiden anderen Gründungen sehr viel dichter dokumentiert ist. Während es sich bei Neu-Lodi um die Translation der alten Stadt bzw. konkrete Neugründung einer kaiserlichen Stadt mit neuem Territorium unter persönlicher Beteiligung des Kaisers handelt, stellt Opll den gänzlich anderen Charakter, die besondere politische Symbolik sowie die durch die Wiederannäherung zwischen Mailand und dem Kaiser durch den Konstanzer Frieden ab 1183 völlig veränderten politischen Rahmenbedingungen der beiden anderen Fälle mit einigen interessanten Beobachtungen heraus. So fand die fiktive Neugründung mit verändertem juristischen Status der bereits im Frühjahr 1168 von der *Lega Lombarda* gegründeten Symbolfeste Alessandria als nunmehr kaiserliche Stadt Caesarea Ausdruck in einer symbolischen Vertreibung der Bewohner und ihrer Rückführung durch einen kaiserlichen Gesandten. Die Transformation des noch 1160 vom Kaiser zerstörten *castrum* Crema in eine eigene Stadt wurde dagegen mit Genehmigung Mailands vollzogen, auch wenn mit der Rückführung der Cremasken in die Stadt durch den Kaiser und die Investitur der Conti di Crema-Camisano im Mai 1185 dem Kaiser hier eine spezifische politisch-symbolische Rolle zukam. Zwei Beiträge sind militärhistorischen Aspekten gewidmet. Aldo Settia behandelt Organisation, Struktur, Bewaffnung und Rolle der im Vergleich zu anderen Städten kleineren Lodeser Truppenkontingente in den Jahren 1158–1167 sowie die taktischen, operativen und organisatorischen Aspekte einzelner Kampfaktionen, etwa während der Belagerung bzw. Verteidigung Lodis bzw. während der Belagerung und Zerstörung Mailands, oder den Einsatz Lodeser Kavallerie außerhalb Lodis als militärischer Verbündeter Friedrichs I. Sein Schüler Fabio Bargigia konzentriert sich auf die Praktiken und Techniken der Zerstörung einer Stadt als vermeintlich charakteristisches Merkmal der Italienzüge Barbarossas, sei es als angedrohte oder wie im Falle Mailands oder Tortonas tatsächlich durchgeführte Maßnahme. Ferner beleuchtet er das Schicksal der Vertriebenen und die Rolle der Verbündeten des Kaisers in der Organisation und Logistik derartiger keinesfalls spontaner, sondern mit erheblichem Aufwand betriebener Zerstörungsmaßnahmen. In dem sehr quellenorientierten Beitrag, der keinesfalls ein „argomento sostanzialmente ignorato" (S. 189, Anm. 2) behandelt, hätte man sich freilich eine Heranziehung und Diskussion neuer Arbeiten gewünscht (z.B. Berwinkel 2007; Görich 2001). Alessandro Caretta behandelt ein wenig bekanntes Ereignis der Zerstörung des Kloster S. Pietro de Laude veteri durch Mailänder Truppen im Mai 1193 als die gleichsam „terza distruzione di Laus". Cosimo Damiano Fonseca widmet sich der Verbindung zwischen *civitas* und Bischofskirche sowie der für Lodi identitätsstiftenden Translation der Reliquien des Stadtpatrons S. Bassino in den Neubau der Kathedrale, die unter Beteiligung des

Kaisers, des Gegenpapstes Viktor IV. sowie zahlreicher Fürsten im November 1163 vollzogen wurde. Weitere, eher kultur- und stadttopographisch orientierte Beiträge runden den Band ab. Massimo Montanari entwirft ein Panorama der mittelalterlichen Kochkunst mit besonderem Schwerpunkt auf der „area padana" mit Beobachtungen zur repräsentativen Funktion einzelner Speisen (Fleisch, Fisch, Brot, Käse, Pasta, Saucen), ihrem Vorkommen und – soweit fassbar – ihrer Verbreitungs- und Zubereitungsformen. Luisa Giordano versucht die spärlichen topographischen Hinweise des 12. Jh. (etwa auf das *palatium episcopi*, das *palatium imperatoris* oder die *casa consularia consulum*) für Neu-Lodi in dem frühesten Stadtplan von Agostino Petracino (1648) sowie im heutigen Stadtbild festzumachen, um zumindest einzelne Aspekte der 1158 wiederbegründeten Stadt in ihrer ältesten Phase zu rekonstruieren, und stellt die Frage nach dem möglichen Modellcharakter der Anlage Neu-Lodis für spätere Neugründungen vor allem für die *bastides* in Frankreich. Kai-Michael Sprenger

Claudia Zey/Claudia Märtl (Hg.). Aus der Frühzeit europäischer Diplomatie. Zum geistlichen und weltlichen Gesandtschaftswesen vom 12. bis zum 15. Jahrhundert, Zürich (Chronos) 2008, 382 S., ISBN 978-3-0340-0927-0, € 35. – Undici sono i consistenti contributi raccolti in questo volume e che costituirono l'oggetto di un seminario internazionale organizzato a Zürich nel 2007 sulla storia della diplomazia nel tardo Medioevo con una significativa espansione geografica, dall'Italia al regno di Aragona a quello germanico, alla Francia all'Inghilterra alle zone dell'Europa sud-orientale. Ad essi introduce l'ampio intervento delle curatrici volto a collocare all'interno del dibattito storiografico questa specifica ‚*ars*' della comunicazione nelle sue molteplici forme, funzioni e linguaggi, nel suo aspetto tradizionale e nei termini innovativi che i vari contesti spingono ad introdurre (Claudia Märtl/Claudia Zey, Aus der Frühzeit europäischer Diplomatie? Einleitung, pp. 9–21). Al centro di ogni operazione si colloca la diplomazia curiale particolarmente influente attraverso le sue forme proprie e la sua struttura; a queste rivolgono un'attenzione specifica l'intervento di Rudolf Schieffer (Die päpstliche Kurie als internationaler Treffpunkt des Mittelalters, pp. 23–39) che spazia in un ambito cronologico ampio, dall'Alto Medioevo al periodo della riforma, con l'obiettivo di illustrare il polo di attrazione rappresentato dalla sede papale. A questo contributo seguono quelli più specifici e legati a situazioni concrete di Harald Müller (Gesandte mit beschränkter Handlungsvollmacht. Zu Struktur und Praxis päpstlich delegierter Gerichtsbarkeit, pp. 41–65), di Stefan Weiß (Delegierte Herrschaft. Innozenz VI., Kardinal Albornoz und die Eroberung des Kirchenstaates, pp. 67–84) incentrato sulla ben nota figura del legato di Inno-

cenzo VI, e di Birgit Studt (Anspruch und Wirklichkeit. Der Wandel von Handlungsspielräumen und Reichweite päpstlicher Diplomatie im 15. Jahrhundert, pp. 85–118) che entra nel merito delle diversità e convergenze tra pratica e teoria nei rapporti diplomatici nel sec. XV. Due i contributi volti a cogliere gli aspetti propri della diplomazia imperiale, di quella di Federico II a cura di Knut Görich (Die Reichslegaten Kaiser Friedrichs II., pp. 119–149) e di quella di Federico III in relazione con i legati norimberghesi delineata da Franz Fuchs/Rainer Scharf (Nürnberger Gesandte am Hof Kaiser Friedrichs III., pp. 301–330) con il supporto di un numero consistente di documenti archivistici. Le coordinate geografiche si dilatano con gli altri contributi: al complesso intreccio di aspetti politici, sociali economici con l'ambiente islamico rivolge l'attenzione Nikolas Jaspert (Interreligiöse Diplomatie im Mittelmeerraum. Die Krone Aragón und die islamische Welt im 13. und 14. Jahrhundert, pp. 151–189), delle varie funzioni di quella francese si occupa Martin Kintzinger (Voyages et messageries. Diplomatie in Frankreich zwischen Familiarität und Funktion, pp. 191–229), a quella inglese Arnd Reitemeier (Das Gesandtschaftswesen im spätmittelalterlichen England, pp. 231–253), mentre Jean-Marie Moeglin (Strukturelle Aspekte der spätmittelalterlichen Diplomatie. Die Verhandlungsnormen am Anfang des Hundertjährigen Krieges, pp. 255–275) punta la ricerca sul periodo della guerra dei cento anni su ambedue i fronti, francese e inglese; chiude questo panorama europeo Oliver Jens Schmitt (Grundzüge des südosteuropäischen Gesandtschaftswesens im 15. Jahrhundert, pp. 277–299). Tutti questi articoli trovano una sintesi nella singolare conclusione di Werner Maleczek (Aus der Frühzeit europäischer Diplomatie. Zusammenfassung, pp. 331–353), che apre pure ulteriori spunti di ricerca, e sono corredati da un indice dei nomi propri e di luogo indispensabile per utilizzare con profitto il vario contenuto del corposo volume.

Mariarosa Cortesi

Economie et religion. L'expérience des ordres mendiants (XIIIe–XVe siècle), sous la direction de Nicole Bériou et Jacques Chiffoleau, Collection d'histoire et d'archéologie médiévales 21, Lyon (Presses universitaires de Lyon) 2009, 809 S., ISBN 978-2-7297-0817-7. – Una raccolta di contributi sui problemi pratici della vita economica delle comunità monastiche, che tra gli ideali di perfezione coltivavano quello della povertà; su come questa scelta si conciliava con la necessità di provvedere alle risorse per il soddisfacimento dei bisogni materiali di esistenza. La gestione delle disponibilità economiche poteva anche includere beni fondiari e conoscere sviluppi di una certa complessità pure in relazione alle nuove realtà economiche dei contesti urbani senza mettere in gioco le regole di vita alle quali erano votati. I mezzi per vivere

le comunità dei vari ordini li avevano cercati nella questua, ma nel 1274 una costituzione conciliare ne concesse l'autorizzazione solo ad alcuni di loro. Queste tematiche e l'interesse che hanno suscitato trovano illustrazione in un'attenta bibliografia ragionata. Al loro approfondimento il contributo di questo volume contribuisce in modo cospicuo non soltanto per il notevole apporto documentario nella varietà delle esperienze vissute in concreto. Venti sono gli interventi all'interno di una vasta area territoriale europea che nel loro numero si mostra tuttavia prevalentemente interessati a realtà francesi ed italiane. Da apprezzare sia nelle pagine introduttive le informazioni sulla genesi e sugli obiettivi del volume, sia le efficaci conclusioni che, insieme all'elemento unificatore formale della lingua – tutti i contributi sono o redatti o tradotti in francese – conferiscono compiutezza all'opera, la compiutezza anche sostanziale di un prodotto come pianificato, concordato tra gli autori. Per quanto sull'argomento gli studi non mancassero, si maturò la convinzione che per confronti su tratti comuni o specifici fosse essenziale il recupero di tutte quelle fonti che in vario modo potevano contribuire a chiarire il quesito di base del rapporto con i beni terreni. Beni, come accerterà la ricerca, non soltanto frutto delle questue giornaliere autorizzate dal Concilio. Infatti la parte del leone delle entrate la fanno i lasciti *mortis causa*, che peraltro creano problemi sulla loro conciliabilità con la *Regola*: hanno i Mendicanti la capacità di succedere? La *quaestio* nella seconda metà del Trecento era ancora controversa. Se, contro l'autorità di Clemente V e non senza „piccoli adattamenti della *Regola*", si conclude in modo affermativo è perché „la realtà economica obbligava molti conventi al compromesso e persino ad abbandonare la pratica degli ideali originari": ormai non si sarebbe potuto tornare indietro, anche perché i Mendicanti s'erano inseriti così saldamente nelle comunità urbane da diventare un punto di riferimento per l'identità e la religiosità civica. La costruzione di conventi e di chiese, finanziata grazie ai lasciti, appariva ormai determinante nella formazione del paesaggio cittadino. I contributi concordano che col tempo l'entrata della questua resterà trascurabile di fronte ad altre più remunerative e certe, tanto da arrivare, per esempio a Verona, a venir esercitata appena due volte l'anno nel contado; in Toscana, in segno dell'umiltà reclamata dalla *Regola*, ad opera di tutti i Francescani „come minimo due volte l'anno porta a porta". Ma che, almeno in Italia centrale, già dalla metà del Duecento chiedere l'elemosina non fosse considerato l'elemento caratterizzante dei Mendicanti lo conferma l'unico contributo su fonti figurative, mentre gli altri si valgono di quelle scritte, la varietà delle quali è criterio determinante per la suddivisione del volume in quattro parti. Nella prima le fonti interne, quelle provenienti dagli archivi dei conventi, le altre utilizzano fonti „esterne", tra le quali assumono importanza le seriali che documentavano le risorse non casuali. Altri contri-

buti sono raccolti sotto il titolo di „pratiche, norme, dibattiti". In chiusura la parte su „circolazione delle ricchezze: oggetti, cambi, intermediari". La necessità di amministrare i beni che si accumulano comporta la costituzione di archivi che, come a Treviso nel XIV e XV secolo, si espandono in modo analogo a quelli pubblici urbani. In coincidenza con una diversificazione delle fonti, molte delle quali vengono opportunamente pubblicate, prende rilievo una periodizzazione con una fase iniziale del movimento e una successiva che muove dalla prima metà del Trecento. Nella sua ricchezza di testimonianze e di idee il quadro dei contributi raccolti apre a nuove linee della ricerca sull'economia della povertà volontaria. Nelle pagine conclusive qualche riflessione sulla natura dell'elemosina e di certe entrate per cerimonie e servizi religiosi e se si possano ricondurre alla più larga categoria del dono. Hannelore Zug Tucci

Balcani occidentali, Adriatico e Venezia fra XIII e XVIII secolo / Der westliche Balkan, der Adriaraum und Venedig (13.–18. Jahrhundert), a cura di/hg. von Gherardo Ortalli e/und Oliver Jens Schmitt, Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Schriften der Balkan-Kommission 50, Venezia-Wien (Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften) 2009, 402 S. mit 5 Kt., ISBN 978-3-7001-6501-9, € 55. – Die politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen quer über die Adria haben während der letzten Jahrzehnte des europäischen Zusammenwachsens eine hohe Attraktivität ausgeübt, Blicke auf die historische Dimension waren 2006 Gegenstand einer Tagung, die in Wien und in Venedig maßgeblich von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und dem Istituto veneto di scienze, lettere ed arti organisiert worden ist. Die 17 Beiträge zeugen von inhaltlicher Vielfalt, hier müssen auswählende Hinweise genügen, zumal da eher die östlichen Bezugspunkte im Vordergrund stehen. Der Einführung dient der Überblick von Ortalli, Beyond the coast – Venice and the Western Balkans: the origins of a long relationship (S. 9–25). Die allmähliche Ausbreitung der Besitzungen der Republik nach Südosten schildert Momčilo Spremić, Trattative serbo-veneziane per la Zeta nel XV secolo (S. 27–37). Die Rolle Serbiens im Handelsgefüge der Venezianer erläutert Desanka Kovačević-Kojić, La Serbie dans l'économie de Venise au XVème siècle (S. 39–52). Dubrovnik war als Hafen und Markt eine wichtige Kolonie Venedigs, bevor es an Ungarn abgetreten werden musste und sich dann zu einer starken Konkurrenz mitten in der Interessensphäre der Republik entwickelte; die Einstellung der abhängigen Bevölkerung skizziert Zdenka Janeković Römer, Ragusan views of the Venetian rule (1205–1358) (S. 53–76). Die mannigfachen Verbindungen Venedigs mit dem Balkan illustriert Schmitt, Das venezianische Südosteuropa als Kommunikationsraum (ca. 1400–ca. 1600) (S. 77–101); hier

ebenfalls zu nennen ist Egidio Ivetic, Venezia e l'Adriatico orientale: connotazioni di un rapporto (secoli XIV–XVIII) (S. 239–260). Seit dem 14. Jh. waren es der Druck und das Vordringen der Türken, wodurch dort die politische Situation bestimmt wurde; einen zeitlichen und räumlichen Ausschnitt davon bespricht Ermanno Orlando, Tra Venezia e Impero ottomano: paci e confini nei Balcani occidentali (secc. XV–XVI) (S. 103–178); dazu gesellt sich Josip Vrandečić, Islam immediately beyond the Dalmatian coast: the three reasons for Venetian success (S. 287–307). Geographische, ethnische, linguistische, kulturelle Aspekte – mit dem Blick auf italienische Präsenz – werden zusammengefasst von Michele Metzeltin, Le varietà italiane sulle coste dell'Adriatico orientale (S. 199–237). Im Vordergrund des Interesses – von Venedig aus gesehen – standen die Hafenstädte, doch waren diese selbstverständlich nicht isoliert; das unterstreicht Ferit Duka, Coast and hinterland in the Albanian lands (16th–18th centuries) (S. 261–270). Belange des Fernhandels – allerdings in einer Zeit, da dieser für die Venezianer nicht mehr seine einstige Vorrangstellung im öffentlichen Leben einnahm – werden thematisiert in den beiden letzten Beiträgen: Vera Costantini, Commerci ed economie nell'Adriatico d'Età moderna, und Suraiya Faroqhi, Die Osmanen und die Handelswege der Adria, 16.–17. Jahrhundert (S. 363–372, 373–387). Personen- und Ortsnamen werden in den beiden Registern nachgewiesen.

Dieter Girgensohn

Hubert Houben/Kristjan Toomaspoeg (a cura di), L'Ordine Teutonico tra Mediterraneo e Baltico. Incontri e scontri tra religioni, popoli e culture. Atti del convegno internazionale (Bari, Lecce, Brindisi, 14–16 settembre 2006), ActaTheutonica 5. Saggi e testi/Università del Salento 40, Galatina (Congedo) 2008, 403 S., Abb., ISBN 978-88-8086-812-5, € 45. – Der an der Universität Lecce lehrende Mediävist Hubert Houben hat sich durch eine Vielzahl von Abhandlungen längst einen Namen als profunder Kenner der Geschichte des Deutschen Ordens im Mittelmeerraum gemacht. Mit der Gründung des Centro di studi sulla Storia dell'Ordine Teutonico nel Mediterraneo (seit 2007 Centro Interdipartimentale di Ricerca sull'Ordine Teutonico an der Universität Lecce) hat Houben vor zehn Jahren ein Forum ins Leben gerufen, das sich nicht nur als zentrale Plattform der Deutschordensforschung im Süden Europas etabliert hat, sondern auch mit einer Reihe einschlägiger und viel beachteter Publikationen aufwarten kann. Der vorliegende Band versammelt die überarbeiteten Vorträge einer internationalen Tagung, die im September 2006 in Bari, Lecce und Brindisi stattgefunden hat und dem Deutschen Orden zwischen Mittelmeerraum und Baltikum gewidmet war. Etwas unglücklich erscheint lediglich die Wiedergabe des italienischen „Baltico" mit „Baltikum",

ein Begriff, der sich in der deutschen Sprache erst seit dem Ersten Weltkrieg durchgesetzt hat und somit geographische Bezüge impliziert, die nicht mit dem mittelalterlichen Kontext des Tagungsthemas korrelieren. „Ostseeraum" wäre hier wohl der passendere Terminus gewesen. Am Ende der deutschen und englischen Vorträge findet sich jeweils eine italienische Zusammenfassung, während die italienischen Texte mit einem deutschen Resümee versehen wurden. Eingeleitet wird der durch einen Orts- und Namensindex erschlossene Band mit einer Bilanz des Altmeisters der Deutschordensforschung, Udo Arnold (Bonn), über „Zwanzig Jahre Internationale Historische Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens", in der nicht nur ein Fazit von zwei Jahrzehnten erfolgreicher Kommissionsarbeit gezogen, sondern Entnationalisierung und Internationalisierung der Forschung als größte Errungenschaft auf dem Weg zur Gewinnung wissenschaftlichen Nachwuchses herausgehoben werden. Bilanz zieht auch Kristjan Toomaspoeg (Lecce), Autor einer umfassenden Monographie über den Deutschen Orden auf Sizilien, mit Blick auf die Erforschung der Geschichte des Ordens im Mittelmeerraum. Raffaele Licinio (Bari) beleuchtet unter Rückgriff auf Rechnungsbücher der Ballei Apulien aus der ersten Hälfte des 15. Jh. wirtschaftsgeschichtliche Aspekte der Präsenz des Deutschen Ordens in der *Terra di Bari*. Mariella Intini (Lecce) untersucht anhand von überlieferten Oblationen Zahl, soziale Herkunft und Verbreitung von Familiaren des Ordens in der *Terra di Bari*. Barbara Bombi (Oxford) gelingt eine partielle Neubewertung der Auseinandersetzungen des Deutschen Ordens in Livland mit Erzbischof Friedrich von Riga zu Beginn des 14. Jh. Mit einer Reihe sehr beachtenswerter Überlegungen und einer neuen Perspektive auf die Präsenz des Deutschen Ordens im Burzenland vermag der ungarische Historiker Zsolt Hunyadi (Szeged) aufzuwarten. Bernhart Jähnig (Berlin) lenkt unseren Blick auf ein wenig beachtetes Kapitel der Geschichte Preußens, nämlich auf Veränderungen in den Lebensformen der prussischen Urbevölkerung unter der Herrschaft des Deutschen Ordens. Hubert Houben (Lecce) beschäftigt sich mit den Beziehungen des süditalienischen Fürsten Raimondo del Balzo Orsini zu Preußen und dem Deutschen Orden. Giulia Rossi Vairo (Rom) skizziert ihr Forschungsprojekt einer umfassenden Bestandsaufnahme von Kunst und Architektur des Deutschen Ordens in Italien. Juhan Kreem (Tallinn/Reval) berichtet über die wechselvollen Beziehungen des Deutschen Ordens in Livland zur estnischen Landbevölkerung. Licht in das komplizierte Beziehungsgeflecht des Ordens in Livland zu den benachbarten russischen Fürstentümern bringt die Abhandlung des estnischen Historikers Anti Selart (Tartu/Dorpat). Austacio Busto (Bari) vertieft in Anlehnung an seine Dissertation ausgewählte Befunde der archäologischen Grabungen rund um den Torre Alemanna, Mittelpunkt eines Wirt-

schaftshofs des Deutschen Ordens in der Capitanata (Apulien). Beschlossen wird der Band durch einen Werkstattbericht der Archäologen Adrian Boas und Rabei Khamissy (Haifa) über die Ausgrabungen in der Deutschordensburg Montfort/Starkenberg im Heiligen Land. Vielleicht hätte man den Übersetzungen ins Deutsche hie und da ein noch aufmerksameres Lektorat angedeihen lassen können, doch soll dies nicht den überaus positiven Gesamteindruck des ertragreichen und zu weiteren Forschungen anregenden Werkes schmälern. Jan-Erik Beuttel

Von der Ordnung zur Norm: Statuten in Mittelalter und Früher Neuzeit, hg. von Gisela Drossbach, Paderborn-München-Wien (Schöningh) 2010, 385 S., 11 Abb., ISBN 978-3-506-76707-3, € 78. – Das Recht in Norm und Praxis während des späteren Mittelalters und der Neuzeit bis zum 18. Jh., aber auch die Gesellschaft mit ihren inneren Regelungen für das Zusammenleben der Menschen sind ohne Statuten nicht vorstellbar. Das wird durch die in diesem Band veröffentlichten Referate eines Münchener Colloquiums von 2006 vielfältig unterstrichen. Seit der Entfaltung dieser Art von Kodifikation in Italien, worauf Peter Landau (Über die Wiederentdeckung der Gesetzgebung im 12. Jahrhundert, S. 13–15) und Kenneth Pennington (Roman law, 12th-century law and legislation, S. 17–38) in einleitenden Beiträgen hinweisen, haben sich die Statuten in alle Länder Europas ausgebreitet und viele Lebensbereiche durchdrungen. Die Vielfalt spiegelt sich in den 24 Aufsätze samt dem abschließenden Resümee der Hg. wider. Am Beginn steht die Kirche: Im Augustinerchorherren-Stift Saint-Ruf zu Avignon folgten auf die seit der Anfangszeit im 11. Jh. aufgezeichneten *Consuetudines* Reformstatuten des 15. (Ursula Vones-Liebenstein), in den preußischen Bistümern des Deutsch-Ordens-Landes gibt es sie mehrfach im 14.–15. Jh. (Arno Mentzel-Reuters), Synodalstatuten dienten dazu, das Wenige, was die großen Reformkonzilien an Erneuerung für die kirchlichen Institutionen brachten, in die Fläche auszubreiten (Heike Johanna Mierau). Andreas Meyer weist auf päpstliche Kanzleiregeln hin (die den Namen „Statut" allerdings nicht getragen haben), Tilmann Schmidt (Kirchenstaatsstatuten im 13. und 14. Jahrhundert, S. 109–114) auf die intensivste Berührungszone zwischen kirchlicher Sphäre und weltlicher Macht in Mittelitalien, wo in den päpstlichen Städten das ursprüngliche lokale Gewohnheitsrecht genau so in Statuten kodifiziert und danach durch Beschlüsse der Gremien fortentwickelt wurde wie im sogenannten kommunalen Italien. Das findet eine Fortsetzung – nach Ausblicken auf „Landesherrliche Ordnungen" – durch zwei Referate im Abschnitt „Städtische Einrichtungen": Robert Gibbs lenkt die Aufmerksamkeit auf die mittelalterliche Hochburg der Jurisprudenz und skizziert die Frühphase von deren Statutengesetzgebung

(The 13th- and 14th-century illuminated statutes of Bologna in their socio-political context, S. 183–200), Mario Ascheri gibt einen Abriss des Phänomens (Statutory law of Italian cities from Middle Ages to Early Modern, S. 201–216). Über die Frage, ob städtische Kodifikationen in Deutschland zu Recht als Statuten bezeichnet werden können, obwohl der Begriff selbst gar nicht gebräuchlich sei, entspinnt sich eine Diskussion zwischen Felicitas Schmieder (Stadtstatuten deutscher Städte? Einige Überlegungen im europäischen Vergleich, S. 217–223) und Hans-Georg Hermann (Vielerlei Zungen: Intervention zum Beitrag Felicitas Schmieder, S. 225–228): Die gründliche Prüfung ergebe, dass die Gesetzbücher der nordalpinen Städte dieselbe Grundsubstanz aufweisen wie diejenigen im klassischen Statutenland Italien. Dem wichtigen Aspekt der Statuten an den Universitäten, wo die Theoretiker des Rechtes direkt mit diesen Aufzeichnungen für die alltägliche Praxis konfrontiert wurden, behandelt William J. Courtenay, Legislation and practice. The role of statutes at the medieval University of Paris (S. 229–234). Weitere Abschnitte sind dem Adel und den Bruderschaften gewidmet. Anna Esposito, Statuti confraternali italiani del tardo Medioevo: aspetti religiosi e comportamentali (S. 297–309), und Thomas Frank, Rechtsgeschichtliche Anmerkungen zu spätmittelalterlichen Bruderschaftsstatuten in Deutschland und Italien (S. 311–325), bieten prägnante Zusammenfassungen des Wissensstandes. Insgesamt bringt der Band einen breiten Überblick über diese wichtigen Rechtsaufzeichnungen. Dieter Girgensohn

Vito Piergiovanni (a cura di), Corsari e riscatto dei captivi. Garanzia notarile tra le due sponde del Mediterraneo. Atti del convegno di studi storici, Marsala, 4 ottobre 2008, Studi storici sul notariato italiano 14, Milano (Giuffrè) 2010, XVIII, 220 S., ISBN 88-14-15277-2, € 30. – Das Thema „Freibeuter und Freikauf von Gefangenen" ist unter dem Aspekt der Rechtsgeschichte, den die „historischen Studien über das italienische Notariat" hauptsächlich verfolgen, unmittelbar mit der Entwicklung des Kriegsrechts und damit des Völkerrechts verbunden, da die Rechtmäßigkeit der Freibeuterei fast immer mit der Theorie vom *bellum iustum* und die Notwendigkeit, auch mit Piraten zu verhandeln, um Gefangene freizukaufen, mit dem Hinweis auf die christliche Nächstenliebe und Barmherzigkeit begründet wurde. Der Tagungsband enthält neben den üblichen Grußadressen folgende Beiträge: Antonio Buscaino, La guerra corsara dei trapanesi, S. 1–45 erschließt den Zugang zu Material aus den Archiven von Trapani, zu dessen Auswertung er mit seinem Beitrag ermuntern möchte. – Carlo Carosi, Redimere captivos – Appunti sugli atti notarili di riscatto (sec. XVI), S. 47–74 beschreibt auf der Grundlage edierter Quellen aus Sizilien aus dem 16. Jh. die Schwierigkeiten und Modalitäten, unter denen Ge-

fangene freigekauft wurden, und fügt seinem Beitrag die Edition von drei Notariatsinstrumenten bei. – Giulio Cipollone, Il „Captivus / Asir" tra diritto e dovere umanitario al tempo di Crociata e Gihād, S. 75–111 gibt auf der Grundlage seiner langjährigen Forschungsarbeit einen konzisen Überblick über den rechtlichen und den humanitären Aspekt der Gefangenschaft in den religiös begründeten kriegerischen Auseinandersetzungen in Kreuzzug und Dschihad. – Maura Fortunati, Captivi, riscatti ed assicurazione alla vigilia dei Codici, S. 113–134 verfolgt die Entwicklung von Versicherungspolicen, die im Fall der Verschleppung einer Person den in der Police benannten Begünstigten eine finanzielle Leistung zusicherten, und sieht darin einen Vorläufer von Versicherungen auf immaterielle Güter wie z.B. von Lebensversicherungen. – Paola Massa, Il riscatto dei „captivi". Temi sociali e problematiche finanziarie, S. 135–149 sieht die Gefangennahme und den Freikauf der ca. 1–1,5 Millionen Menschen, die die barbaresken Korsaren 1530–1780 verschleppt hatten, im Zusammenhang eines wirtschaftlichen Konkurrenzverhältnisses und bezeichnet sie als „Instrument der Enteignung von Profiten zwischen den einander gegenüberliegenden Küsten" (S. 147) des Mittelmeers. – Beatrice Pasciuta, „Mori, Turchi et altri infidili": corsari e guerra da corsa in Sicilia fra norme e dottrina, S. 151–177 beschreibt die Entwicklung des Kriegsrechts gegen die Piraten im Königreich Sizilien zwischen dem 14. und dem 16. Jh. und stellt in einem Anhang die entsprechenden Erlasse zusammen. – Carlo Pennazzi Catalani, Gli atti notarili per la messa in corsa, S. 179–195 untersucht die notarielle Beurkundung der Freibeuterbriefe vor allem im Spätmittelalter. – Vito Piergiovanni, La redemptio captivorum: spunti dalla scienza giuridica medievale e moderna, S. 197–210 zeichnet die Entwicklungslinien nach, die von der rechtlichen Würdigung des Piraten- und Freibeuterkrieges bis zur Entwicklung des neuzeitlichen Völkerrechts führen. – Alfonso Assini, Un contributo documentario genovese alla redemptio captivorum, S. 211–216 ediert eine Urkunde, mit der Andrea Doria 1553 einem türkischen Gefangenen die Freiheit und freies Geleit gewährte. – Enzo Motta, Ricordo di Antonio Buscaino, S. 217–220 schließt den Tagungsband mit einem Nachruf auf Antonio Buscaino, der im Verlauf der Drucklegung verstarb. Wolfram Benziger

Giovanna Petti Balbi/Giovanni Vitolo (a cura di), Linguaggi e pratiche del potere. Genova e il Regno di Napoli tra Medioevo ed Età moderna, Centro interuniversitario per la storia delle città campane nel Medioevo. Quaderni 4, Salerno (Laveglia) 2007, 421 pp., ISBN 88-88773-65-0, € 30. – Il volume, frutto di un seminario organizzato nell'ambito di un „Progetto di Rilevanza Nazionale" (PRIN) dal titolo „Linguaggi e culture politiche nell'Italia del Rinascimento", raccoglie cinque saggi sulla storia di Napoli e quattro su quella di

Genova. Giovanni Vitolo ha preso in esame le forme del conflitto politico-sociale nel mezzogiorno angioino-aragonese, analizzando alcuni momenti conflittuali e soffermandosi sul linguaggio e sui termini che definiscono l'identità dei guelfi e dei ghibellini, e che descrivono i rapporti dei baroni con la monarchia e quelli tra la città e il territorio. Si tratta di un linguaggio politico estremamente duttile, che assegna valore semantico alle parole a seconda del contesto, spesso forzandone gli stessi significati. Il denso saggio di Roberto Delle Donne si concentra sul commento Quattrocentesco di Goffredo di Gaeta ai *Ritus Regiae Camerae Summarie Regni Napoli*, una raccolta di consuetudini sulla fiscalità. Il sapere economico e giuridico di Goffredo è descritto in termini di cultura alta e dunque in contrapposizione con quelle prassi di razionalizzazione dell'amministrazione fiscale che gli studi di Mario Del Treppo hanno indicato provenire dallo strumentario dei mercanti. Francesco Senatore tratteggia un quadro piuttosto complesso della ritualità a Capua, distinguendo tra cerimonie reali, cerimonie in cui veniva ribadito il legame tra la città e la Corona e cerimonie della città. Nel complesso Senatore offre un quadro dei canali di comunicazione esistenti e delle possibilità degli scambi tra centro e periferia, intesi come poli che interagivano tra loro, piuttosto che come elementi caratterizzati da un rapporto di subordinazione. Giuliana Vitale si è occupata della storia degli ordini cavallereschi della Nave e del Nodo in età angioina. L'analisi dei testi – in prevalenza quelli statutari – e della ritualità è collocata nel quadro di una dettagliata ricostruzione storica. Il saggio di Piero Ventura ha come oggetto la cittadinanza napoletana tra XV e XVII secolo e approfondisce soprattutto questioni relative alla sua concessione, alle sue prerogative e al suo ruolo politico. Nella prima parte vengono prese in esame le tipologie della cittadinanza (la divisione in cavalieri e cittadini) e il ruolo della Regia Camera della Sommaria nel controllo dei requisiti fiscali di chi aspirava a divenire cittadino. È nella seconda parte del lavoro che emerge un'analisi dei linguaggi, soprattutto nella trattazione della rivolta del 1647 e nel riferimento alle cronache, che mostrano una dilatazione semantica del termine cittadino. I saggi di argomento genovese hanno uno spazio minore all'interno del volume rispetto a quelli su Napoli. Giovanna Petti Balbi ha studiato le biografie di Tommaso e Giano Campofregoso, dogi di Genova tra il 1421 e il 1448, e il loro progetto di costruzione di un casato. Vorrei osservare che se si può parlare di una tendenza a rafforzare il proprio lignaggio, si tratta pur sempre di sforzi che operano all'interno di una struttura repubblicana, con la quale anche i membri più forti della famiglia devono fare i conti. Ciò non sminuisce l'importanza dei Campofregoso, che agirono sul piano politico dentro e soprattutto fuori da Genova, a causa dei frequenti esili: proprio di questi movimenti al di fuori del contesto locale e sulla capacità di costruire reti e di

intessere rapporti in tutta la penisola sappiamo ancora troppo poco. Silvana Fossati Ratieri si è soffermata brevemente su due lettere che segnano una tappa importante nell'interruzione dei rapporti tra genovesi e catalani nel 1456, poco prima della guerra. Si tratta della lettera di Alfono d'Aragona al doge di Genova, Pietro Campofregoso, e della risposta di quest'ultimo. Valeria Polonio ha studiato la figura dell'arcivescovo Pileo De Marini (1400–1421), attraverso l'analisi di alcuni dei suoi testi, redatti in contesti diversi: quando il vescovo si relazionava alla chiesa locale, quando era coinvolto in questioni che riguardavano la chiesa universale e quando entrava in rapporto con i poteri temporali. La vicenda del presule si snoda all'incrocio di questioni rilevanti, come quelle conciliari, o quelle temporali, che lo vedono coinvolto nei conflitti con il re di Francia, Carlo VI, che negli stessi anni aveva la signoria di Genova. Il saggio di Paola Guglielmotti riprende e discute uno spunto di Angelo Torre sullo studio della documentazione relativa al territorio, che non dovrebbe essere intesa come un mero riflesso di quest'ultimo, ma piuttosto come un prodotto che tende a modificare la realtà stessa. Sulla base di uno spoglio degli atti notarili della Val Polcevera tra X e XIII secolo la studiosa ha seguito l'occorrenza e lo sviluppo di alcuni termini: *vallis*, *districtus*, *comitatus* e *territorium*. In conclusione però Guglielmotti presenta una serie di riserve a considerare unicamente la documentazione notarile che non dà conto della presenza di chi viveva e percorreva il territorio, pur non essendo un abitante e inoltre non dice nulla dello status dei suoi abitanti, che godevano, in quanto *ianuenses*, di diritti e privilegi di cui si potevano servire quando viaggiavano nei territori lontani. Il volume riporta nelle conclusioni di Giuseppe Petralia anche quegli aspetti delle fasi di elaborazione e di discussione della ricerca che non sempre si trovano nelle edizioni degli atti dei convegni e che tuttavia possono essere molto utili. Riprendiamo una sollecitazione di Mario Del Treppo formulata nella discussione. È possibile cercare attraverso lo studio comparativo del caso napoletano e di quello genovese una matrice comune dei linguaggi, una koinè ampia, anche sotto il profilo geografico? I singoli saggi offrono qua e là alcuni spunti, ma forse un impegno maggiore nella comparazione tra Genova e Napoli, sia dal punto di vista delle metodologie, che dei temi, avrebbe potuto portare a risultati ancora più interessanti e avrebbe reso più organico il volume. Carlo Taviani

Noblesse et états princiers in Italie et en France au XVe siècle, études réunis par Marco Gentile et Pierre Savy, Collection de l'École Française de Rome 416, Rome (École Française de Rome) 2009, 434 S., ISBN 978-2-7283-0839-2, € 55. – Absicht dieses Sammelbandes ist, das sich innerhalb des Prozesses spätmittelalterlicher Staatsgründungen zwischen fürstlicher

Zentralgewalt und landsässigem Adel herausbildende Verhältnis aufzuzeigen: ein als wichtig erachtetes, doch bisher sowohl von der Frankreichforschung als auch im Hinblick auf die sich formenden italienischen Prinzipaten vernachlässigtes Thema, herrscht doch in der Nord- und Mittelitalien betreffenden Geschichtsschreibung die „kommunale Tradition" vor, die Tendenz, als konstituierendes Element der Fürstenstaaten die Rolle der Städte hervorzuheben, während als dialogierende Protagonisten des französischen Raumes Königtum und Fürsten einander gegenüber gestellt zu werden pflegen. Die Autoren der vorliegenden vierzehn Kongreßberichte sind sich darin einig, daß hier wie dort Bedeutung und Funktion des Adels nicht genügend gewürdigt worden sind und wollen an Hand exemplarischer Erforschung des einen oder anderen in den Grenzregionen des französischen Königreichs und in den zum Imperium gehörenden Gebieten Gestalt annehmenden oder bereits existierenden Fürstenstaaten diese Forschungslücke schließen. Daß dafür das 15. Jh. – eine für die politische Entwicklung beider Mächte so unterschiedliche doch unzweifelhaft belangreiche historische Phase – gewählt worden ist, wird damit begründet, daß dies der Zeitraum ist, in dem die italienischen Prinzipate, dank derer es erstmals wieder zur Ausformung größerer Staatsgebilde kommt, den Höhepunkt ihres Reifeprozesses erreichen, während sich im französischen Raum, durch besonders heftige Konflikte zwischen König und Fürsten gekennzeichnet, die Vormachtstellung des Souveräns und seine direkte Intervention auch in bis dahin von der Krone unabhängigen Gebieten ankündigt. Bezeichnend ist, daß schon jetzt *de iure* der kaiserlichen Oberhoheit unterstehende Herrschaftsbereiche, wie die Herzogtümer Lothringen und Savoyen sowie die burgundischen Staaten, in die französische Einflußsphäre mit einbezogen werden. Hinsichtlich des einen der im Titel genannten Akteure, der „noblesse" – einer durch Geburt, Lebensstil und Waffenhandwerk gekennzeichneten sozialen Schicht – wird auf die Polysemie dieses Terminus besonders im spätmittelalterlichen/frühneuzeitlichen Italien verwiesen, Terminus, der in den italienischen Beiträgen deshalb nicht mit einem vagen „nobiltà", sondern mit einem präziseren „aristocrazia signorile" wiedergegeben wird. Trotz aller unbestreitbaren Differenzen zwischen den einzelnen hier untersuchten „états princiers" – und nicht nur deshalb, weil neben den weltlichen auch geistliche Fürstentümer, Lüttich und Trient und sogar die „Papal States" mit einbegriffen sind – bemüht man sich, diese auf einen Nenner zu bringen mit der Definition als unabhängiger fast souveräner in ihrer Ausdehnung beschränkter und zu einem gewissen Grade territorial und administrativ vereinigter Formationen, kurz „états ‚monarchiques', mais non royaux", deren essentiale Macht in den Händen eines Individuums, des Fürsten, liegt. Bei allen Unterschieden der Ausgangssituationen zeigt es sich, daß für eine derartige Staatsgründung und

-erhaltung ein bereits vorhandenes Prestige der zum Fürsten avancierten Persönlichkeit – sei es als Oberhaupt eines Adelshauses den Nebenlinien gegenüber (Herzogtum Savoyen, Markgrafschaft Saluzzo), als Exponent der ghibellinischen Faktion (Pallavicini, Visconti-Sforza) oder schlechtweg als „seigneur naturel" – unerläßlich war: persönliche Relationen, die vertraglich untermauert werden. Dabei spielt das Lehnsrecht noch immer eine wichtige Rolle (Burgund, Saluzzo, Mailand). Dazu kommen in Saluzzo Apanagen für die Kadetten, die Stipulierung von Kontrakten in Burgund, Allianzen mit dem Adel der Auvergne, Verwandtschaftungen. Abgesehen von der Situation im Fürstbistum Trient und in der Grafschaft Tirol, die von einer langen Serie von Fehden heimgesucht werden, scheinen Widerstände und offene Oppositionen dem Fürsten gegenüber mehr Ausnahmezustände zu sein. Es zeigt sich, daß ein ersprießliches Miteinander in starkem Maße abhängig ist von der Fähigkeit desselben, den Adel in eine hierarchisch geordnete Struktur einzubinden und ihn verantwortungsvoll und auch zu dessen Vorteil an der Administration des Staatswesens teilhaftig werden zu lassen. Auf diese Weise tritt er weniger als hemmender mit dem Fürsten in Kompetition stehender Faktor auf, sondern, wie u.a. die Burgund, Mailand und vor allem Lothringen gewidmeten Beiträge erhellen, als interagierende Triebkraft, ja als „Eckpfeiler des Fürstenstaates". Eine Kohäsion, die besonders im französischen Raum faßbar wird und hier stark ausgeprägt im Herzogtum Bretagne unter der Dynastie Montfort durch Frequentation des Hofes, Aufstiegsmöglichkeiten, soziale Verhaltensweisen, Rituale, Aufnahme in Ritterorden. Alles in allem also ein positives Klima, trotz unvermeidlicher „Diskontinuitäten in der Kontinuität", die natürlich kaum in den kurzfristige Zeitspannen fokalisierenden als vielmehr in den sich über mehrere Generationen hinweg erstreckenden Untersuchungen zutage treten.

Hannelore Zug Tucci

Le concile de Perpignan (15 novembre 1408–16 mars 1409). Actes du colloque international (Perpignan, 24–26 janvier 2008), sous la direction de Hélène Millet, préface de Raymond Sala, Études roussillonnaises 24/2009–2010, Canet (Éditions Trabucaire) 2009–2010, 226 S., ISBN 978-2-84974-104-7, € 30. – Die Kirchengeschichte des späten Mittelalters kennt zwei Konzilien, die beide nicht den allerbesten Ruf genießen. Sowohl das Konzil von Pisa (1437) als auch dasjenige von Perpignan (1408/09) gingen als sogenannte *Conciliabula* in die Geschichte ein – Kirchenversammlungen, denen der Ruch von Illegitimität, ja gar von Häresie anhaftete. Um der 600. Wiederkehr dieses Ereignisses in Perpignan zu gedenken, fand unter Federführung von Hélène Millet im Januar 2008 ein internationales Kolloquium statt, dessen ambitionierte Zielsetzung die Handschrift dieser derzeit wohl besten Kennerin der (französi-

schen) Kirchengeschichte des Spätmittelalters verrät: Das Konzilsereignis sollte der bloßen Lokalgeschichtsforschung entrissen, seine Bedeutung für die Kirche insgesamt sichtbar gemacht werden. Die Verwirklichung dieses Ansinnens darf als geglückt gelten. Vorliegender Tagungsband enthält neben 19 Aufsätzen auch die französische Übersetzung der Einberufungsbulle und eine Liste der Konzilsteilnehmer, letztere die Frucht langjähriger prosopographischer Forschungen der Herausgeberin. Vier großen Themenkomplexen wurde Beachtung geschenkt. Nach einer profunden Einleitung von Hélène Millet (Une Église entre deux papes et trois conciles, 13–22) steht zunächst die Frage im Mittelpunkt, weshalb ausgerechnet Perpignan zum Austragungsort des Konzils bestimmt wurde. Luzide Ausführungen von Gilbert Larguier (Pourquoi Benoît XII choisit-il Perpignan pour tenir un concile?, 31–37) und Carole Puig (Perpignan au début du XVe siècle, 47–57) machen mit der Stadt und ihrer übergeordneten Bedeutung für Benedikt XIII. vertraut. Dieser hatte nach gescheiterten Verständigungsbemühungen mit dem „römischen" Papst Gregor XII. das Konzil im Juni 1408 noch von Italien aus als Generalkonzil einberufen – das erste allgemeine Konzil seit der Versammlung von Vienne 1311/12 – ohne noch einmal in die unsichere Residenzstadt Avignon zurückzukehren. Neue politische und topographische Gegebenheiten führten zu Änderungen in Administration und Zeremoniell: diese Modifikationen sind Gegenstand des zweiten Themenkomplexes. Welche Innovationen im päpstlichen Zeremoniell zu verzeichnen waren, erläutert beispielsweise Jean-Baptiste Lebigue (L'*ordo* du concile de Perpignan, 57–69). Ergänzend hierzu sind die Ausführungen von Philippe Perrier (Le concile de Perpignan d'après la Chronique de Martin de Alpartil, 69–79) zur Konzilschronik des Martin von Alpartil heranzuziehen, die sich zwar stark parteiisch präsentiert, nichtsdestotrotz aber glaubwürdig über die Geschehnisse in Perpignan berichtet, wo eine geglückte Verbindung innovativer und traditioneller Elemente zu verzeichnen ist. Ein dritter Themenkomplex widmet sich der politischen Positionierung der dem Lager Benedikts XIII. zuzurechnenden Königreiche. Hier wird ein weiter Bogen von Aragon, Navarra, der Gascogne und Savoyen über Schottland bis hin zu Kastilien gespannt. Hervorzuheben sind die Beiträge von Stéphane Péquignot (À bonne distance. Le pouvoir royal aragonais et le concile de Perpignan, 85–93) und Maria Narbona Carceles (La valse-hésitation de la Navarra entre les conciles de Perpignan et de Pise, 107–119), die überzeugend begründet, weshalb sich unter den Konzilsteilnehmern kein einziger Vertreter Navarras fand. Neuland betritt Claire Ponsich mit einem Aufsatz, dessen Gegenstand die noch größtenteils unediert im aragonesischen Kronarchiv schlummernde Korrespondenz der Königinwitwe Yolande de Bar ist (La correspondance de Yolande de Bar, reine veuve d'Aragon. Une source sur Benoît XIII et le concile, 93–107).

Mit immerhin einem Kardinal, fünf Erzbischöfen, sieben Bischöfen und zehn Äbten – allesamt in Perpignan präsent – pflegte sie einen regen Briefaustausch, aus dem eine fortschreitende Entfremdung von der Politik Benedikts XIII. ersichtlich wird. Ein letzter Themenkomplex widmet sich Fragen der Rezeption. Flocel Sabaté äußert sich zur (verzerrten) Wahrnehmung des Konzils durch die Historiographie und beschreibt die seit dem 19. Jh. innerhalb der Regionalforschung einsetzenden Bemühungen, zu einer Neubewertung der Person Benedikts XIII. und damit auch des von ihm einberufenen Konzils beizutragen (La place du concile de Perpignan dans l'histoire, 187–198). Mit dem vorliegenden Band steht nun ein umfangreicher, sich auf der Höhe der Forschung bewegender Überblick über ein nahezu vergessenes Konzil zur Verfügung, der freilich weniger als End- denn als Ausgangspunkt weiterer Forschungen zu begreifen ist. Noch viele Aspekte gilt es mit Blick auf die vom 15. November 1408 bis zum 16. März 1409 tagende Versammlung zu vertiefen – so beispielsweise die Rolle des Vinzenz Ferrer oder das Agieren der Kardinäle Benedikts, die trotz ihres Entweichens nach Pisa weiterhin umfangreiche Kontakte zum Papst „ihrer" avignonesischen Obödienz unterhielten. Und irgendwann werden diese und andere Forschungen hoffentlich in der lang ersehnten „neuen" Geschichte des Großen Abendländischen Schismas münden. Ralf Lützelschwab

Enea Silvio Piccolomini nördlich der Alpen. Akten des interdisziplinären Symposiums vom 18. bis 19. November 2005 an der Ludwig-Maximilians-Universität München, hg. von Franz Fuchs, Wiesbaden (Hassarowitz) 2007, ISBN 1434-8578, 227 S., € 36. – Die Beiträge des Bandes, der sich den nördlich der Alpen verbrachten Jahren von 1431 bis 1455 des Enea Silvio Piccolomini (Papst Pius II.) widmet, stellen im Wesentlichen die ausgearbeiteten Vorträge eines interdisziplinären Symposiums dar, das im November 2005 in München stattgefunden hat. Ausrichter der Tagung war die Willibald-Pirckheimer-Gesellschaft für Renaissance- und Humanismusforschung in Zusammenarbeit mit dem „Projektforum Mittelalter und frühe Neuzeit an der Ludwig-Maximilians-Universität". Anlass des Symposiums war dabei der – in Europa vielerorts gedachte – 600. Geburtstag Eneas im Jahr 2005, wobei speziell für den Tagungsort München eine ganze Reihe von konkreten Erinnerungsspuren ausfindig gemacht werden können: angefangen von den persönlichen Kontakten des Sienesen zu den bayerischen Herzögen Wilhelm (†1453) und Albrecht III. (†1460); über München als Aufbewahrungsort wichtiger Handschriften der Werke des Enea Silvio; bis hin zu der wissenschaftsgeschichtlich nicht unbedeutsamen Tatsache, dass die Stadt an der Isar seit Georg Voigt (1827–1891), dem Verfasser einer bis heute noch nicht ersetzten Biografie des Enea Silvio,

ein Zentrum der Piccolomini-Forschung war und bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Davon zeugt namentlich die an diesem Ort entstandene und unlängst im Rahmen der Monumenta Germaniae erschienene kritische Edition seines historiographischen Hauptwerks, der „Historia Austrialis" (Eneas Silvius Piccolomini, Historia Austrialis. Teil 1, Einleitung von Martin Wagendorfer, 1. Redaktion herausgegeben von Julia Knödler. Teil 2, 2. und 3. Redaktion herausgegeben von Martin Wagendorfer, MGH SS rer. Germ., N.S. 24, Hannover 2009). Weitere moderne Editionen der Werke des Enea Silvio, die ebenfalls in München entstanden sind, sind mittlerweile gefolgt („Pentalogus", „Dialogus"). – Die Beiträge des Bandes werden eröffnet von Benedikt Konrad Vollmann, der sich der Thematik „Der Literat Enea Silvio Piccolomini" annimmt (S. 9–19), und der auf anschauliche Art und Weise dem „intransigenten Erneuerer der päpstlichen Suprematie und Autorität" das „erfreulichere Bild" des gewandten, allem Neuen aufgeschlossenen, persuasiven Literaten, der um die vielfältigen Möglichkeiten der Macht des Wortes wusste, gegenüberstellt. Martin Wagendorfer, einer der derzeitigen Hauptakteure auf der „Großbaustelle Enea Silvio" (Markus Wesche, Rezension von: Eneas Silvius Piccolomini: Historia Austrialis. Teil 1, Einleitung von Martin Wagendorfer, 1. Redaktion herausgegeben von Julia Knödler. Teil 2, 2. und 3. Redaktion herausgegeben von Martin Wagendorfer, Hannover: Hahnsche Buchhandlung 2009, in: sehepunkte 9 (2009), Nr. 12 [15. 12. 2009], URL: http://www.sehepunkte.de/2009/12/16359.html) beschäftigt sich mit „Enea Silvius Piccolomini und die Wiener Universität" (S. 21–52). Im Unterschied zur älteren Forschung, die – trotz seiner bekannten Stellung als „Portalfigur" des nordalpinen Humanismus – nur geringe Beziehungen Piccolominis zur Alma mater Rudolphina in Rechnung stellen wollte, arbeitet Wagendorfer heraus, dass zum einen Briefe des Sienesen zumindest als Einzelstücke sehr wohl in Universitätskreisen und insbesondere bei den Artisten kursierten und dass zum anderen zumindest partielle Kontakte des Humanisten zu führenden Mitgliedern der Wiener Universität als gesichert gelten dürfen. Julia Knödler, neben Martin Wagendorfer eine der Herausgeberinnen der bereits erwähnten modernen Edition der „Historia Austrialis", stellt über eben dieses Werk Überlegungen zur Entstehung an (S. 53–76) und kommt dabei zu dem Schluss, dass die erste Fassung – sichtlich geprägt von der Kaiseridee und von Vorstellungen vom monarchischen Papat – von Piccolomini im Herbst 1453 entworfen worden sei, die zweite Redaktion hingegen habe er, in neuer Ausrichtung, als kaiserlicher Kreuzzugsprediger geschrieben; und auch in der nächsten Überarbeitungsstufe, so Knödler, haben die konkreten Umstände der Entstehungszeit ihre Spuren hinterlassen. Dass es ihn nicht reue auf der Synode von Basel gewesen zu sein (*Non me paenitet in synodo Basiliensi*

fuisse) – die berühmte Bemerkung des Sienesen gehört bekanntlich zu den Schlüsselsätzen der Enea-Biografik. Vor diesem Hintergrund beschäftigt sich Simona Iaria mit Enea Silvio Piccolomini und dem Basler Konzil (S. 77–96) und analysiert dabei zahlreiche Schriften (*De gestis concilii*, *Libellus dialogo rum*) und Briefe aus der Basler Zeit des Protagonisten, Werke, denen, wie die Autorin ausführt, allesamt die konziliare Perspektive eigen ist und deren Lektüre zum Zeitpunkt ihrer Entstehung in Kreisen verbreitet gewesen sei, in denen ein intensives Engagement für die Kirchenreform (weniger für die Humaniora) vorherrschte. Duane Henderson äußert sich zu „Entstehung und Überlieferung des sogenannten Dialogus pro donatione Constantini" (S. 97–120) und stellt dabei fest, dass diese Schrift, die er soeben in einer modernen Edition vorgelegt hat (Eneas Silvius Piccolomini, Dialogus, hg. von Duane R. Henderson, MGH, Quellen zur Geistesgeschichte des Mittelalters 27, Hannover 2011), nach Weihnachten 1453 und spätestens vor dem 12. April 1457 geschrieben, in unvollendeter Form von seinem Autor – so Henderson – „wiederentdeckt" und am 31. Mai 1457 mit einer neuen Einleitung versehen worden sei. Markus Wesche geht in einer (mit zahlreichen Abbildungen versehenen) Untersuchung über „Aufkommen päpstlicher Medaillen und Ereignismünzen im 15. Jahrhundert" dem Zusammenhang von Herrscherbild und Türkenkreuzzug nach (S. 121–141) – letzteres nach Johannes Helmrath nicht nur das Lebens-, sondern auch das Todesthema des späteren Papstes –, und kann unter anderem konkrete Niederschläge politisch-religiöser Visionen des Pontifex auf Kreuzzugssmünzen ausfindig machen. Klaus Arnold schließlich beschäftigt sich mit „Enea Silvio als Erzieher" (S. 144–157). Dabei behandelt er vor allem Eneas ausführlichen Traktat über die Erziehung der Kinder, den dieser 1450 dem damals zehnjährigen Ladislaus Postumus, dem nachgeborenen Sohn König Albrechts II. und künftigem König von Böhmen und Ungarn, gewidmet hat. – Der schmale, aber inhaltlich dichte Band liefert wichtige Bausteine zur vielschichtigen Lebens-, Werk- und Wirkungsgeschichte des Enea Silvio Piccolomini. Er tut dies – seiner Konzeption gemäß – in Konzentration auf die Zeit *vor* dem Pontifikat. Mag sein, dass dieser Pontifikat in seinem Höchstmaß an Dramatik, Theatralik und Stilisierung schwer zu überbieten, ja dass am Ende wirklich so etwas wie ein „Kunstwerk" (Erich Meuthen, TRE 26, 1996, S. 652) dabei herausgekommen ist. Erfreulicher ist die davorliegende Zeit allemal. Jörg Schwarz

Gaetano Platania/Matteo Sanfilippo/Péter Tusor (Hg.), Gli archivi della Santa Sede e il Regno d'Ungheria (secc. 15–20). Studi in memoriam del professor Lajos Pásztor archivista ungherese dell'Archivio Segreto Vaticano, Collectanea Vaticana Hungariae I, 4, Budapest-Roma (Università degli

studi della Tuscia, Centro studi sull'età dei Sobieski e della Polonia moderna) 2008, XVII, 319 S., ISBN 978-963-9206-56-4. – Der Sammelband vereinigt Einzelstudien zur ungarischen Geschichte, wobei den Herausgebern daran liegt, die Vielfalt möglicher Forschungsthemen aufzuzeigen, für die das Vatikanische Archiv, die Vatikanische Bibliothek und weitere römische Archive bisher nicht ausgeschöpftes Quellenmaterial bereithalten. Der zeitliche Rahmen reicht vom 15. Jh. bis in die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg; der Themenbereich umfaßt vom Schicksal von Rompilgern des Spätmittelalters und der unglücklichen Ehe einer siebenbürgischen Fürstin über die Zeit der Konfessionalisierung und der Türkenkriege bis zu den Beziehungen zwischen Staat und Kirche im 19. Jh. und zu den Problemen der Seelsorge bei den Auswanderern in Nord-Amerika. Von historiographischem Interesse sind zudem die Beiträge über den Erforscher und Editor römischer Archivalien Vilmos Fraknói, in dem auch die Forschungsbedingungen vor der allgemeinen Öffnung von Archiv und Bibliothek geschildert werden (Christine Maria Grafinger, Ricerche di Vilmos Fraknói nel Vaticano), und zur Geschichte der Nuntiatur in Ungarn und ihrem Archiv aus den Jahren 1920–39 (Tomislav Mrkonjić, Archivio della Nunziatura Apostolica in Ungheria). Für begrenzte Zeitspannen liegen in den „Nuntiaturberichten aus Deutschland" und in den „Instructiones Pontificum Romanorum" Ungarn betreffende Quellen in edierter Form vor. Ergänzt um Akten aus vielen weiteren Fonds boten diese einen Grundstock für die Beiträge über die päpstliche Politik zur Zeit der türkischen Eroberungen und der Ausbreitung reformierter Lehren im 16. Jh. (Alexander Koller, „Circondato da turchi et heretici". Il regno d'Ungheria nel Cinquecento visto dai nunzi pontifici) und der krisenhaften Regierung des späteren Kaisers Matthias (Silvano Giordano, „Dignitas et salus tua nobis summopere cordi est". Mattia II, re d'Ungheria e Paolo V nelle carte vaticane) sowie für die Darstellung der spannungsreichen Beziehungen zwischen der sich wieder festigenden katholischen Kirche und dem Papsttum in den Jahrzehnten vor Innozenz XI. (Péter Tusor, L'Ungheria e il Papato tra riforma tridentina e guerre turche). Für weitere Studien stehen die großen Bestände an nicht edierten Nuntiaturberichten zur Verfügung, deren Auswertung selbst bei der Behandlung bekannter Themen, wie es die militärischen Ereignisse nach der Befreiung Wiens sind, neue Perspektiven eröffnen können (Gaetano Platania, Il lucchese Francesco Buonvisi, nunzio a Vienna, e l'impresa di Buda attraverso gli archivi della Santa Sede). Auch der Überblick über die für Ungarn zuständige Wiener Nuntiatur und ihre Amtsträger im 19. Jh. zieht diese Amtskorrespondenzen heran (Rupert Klieber, Die Nuntien in Wien im langen 19. Jh.: Promotoren des Ultramontanismus in Österreich und Ungarn?). Neue Möglichkeiten zeigt daneben der Aufsatz über eine Dispenssache aus der griechisch-katholischen Kirche, der die

unklare juristische Situation eines unierten Bischofs vor Augen führt. Hierfür konnten in dem erst seit kurzem zugänglichen Archiv des Heiligen Offiz entscheidende Akten aufgefunden werden (István Baán, The Dispensation's Process of Parthenius, Greek Rite Bishop of Munkács). Der Band ist zugleich dem Gedächtnis an den langjährigen, sehr verdienten Archivar des Vatikanischen Geheimarchivs Lajos Pásztor gewidmet und enthält eine Bibliographie seiner Schriften, die, beginnend 1937, auch die Publikationen aus der Zeit vor der Emigration des Autors enthält. Rotraud Becker

Paroles de Négociateurs. L'entretien dans la pratique diplomatique de la fin du Moyen Âge à la fin du XIXe siècle. Études réunies par St. Andretta, St. Péquignot, M.-L. Schaub, J.-Cl. Waquet, Chr. Windler, Collection de l'École Française de Rome 433, Roma (École Française de Rome) 2010, 446 S., ISBN 978-2-7283-0879-8, € 42. – Wie und mit welchen „Worten" haben Unterhändler in der Frühen Neuzeit verhandelt? Waren die Formen des Verhandelns, die Sprachen- und Wortwahl der Akteure, die Verschriftlichung des Verhandelten beliebig, oder folgte man bestimmten Vorgaben, Normen und Mustern? Diese Fragen gehören zu den im anzuzeigenden Buch behandelten Problemen. Der Sammelband geht auf die Studientage zurück, die ein von Jean-Claude Waquet initiierter, internationaler Arbeitskreis in den Jahren 2005–2007 in Rom und Paris veranstaltete. Im Mittelpunkt steht das (mündliche) Verhandeln, die „Kunst des Wortes" in der diplomatischen Praxis vom späten Mittelalter bis zur Zeit um 1900, wobei neben Europa auch die außereuropäische Welt gebührende Berücksichtigung findet. Die gewählte Veranstaltungsform des kontinuierlich tagenden Arbeitskreises, zu dem jeweils ergänzend Referenten zu bestimmten Spezialgebieten eingeladen wurden, verleiht dem Sammelband eine viel größere inhaltliche Kohärenz, als es bei Tagungsbänden, die auf einen einzigen Veranstaltungstermin zurückgehen, in der Regel der Fall ist. Angesichts des „polymorphen" Gegenstandes (Waquet), der in einer weit über die Frühe Neuzeit hinausreichenden *longue durée* betrachtet wird, versuchten die Veranstalter der Studientage und Hg. des Bandes, durch eingehende thematische Vorüberlegungen und die Entwicklung von Leitfragen die von den einzelnen Autoren untersuchten 18 Beispielfälle jeweils für die Offenlegung von Strukturen und Transformationsprozessen des Verhandelns und der diplomatischen Praxis nutzbar zu machen. Dies gelingt im vorgelegten Werk, das Aufsätze arrivierter Fachhistoriker mit Beiträgen von Nachwuchsforschern aus verschiedenen Ländern geradezu ideal verbindet, auf vortreffliche Weise. Eine Einleitung aus der Feder Jean-Claude Waquets und ein gemeinsames Fazit aller Hg. arbeiten die zentralen Fragestellungen, Problemlagen und Ergebnisse der Veranstaltungsreihe heraus. Ein Personennamenregister und Zusammenfas-

sungen der Beiträge in der jeweiligen Sprache des betreffenden Aufsatzes (Übersetzungen der Resümees wären hilfreich gewesen) runden diesen dreisprachigen französisch-italienisch-englischen Band ab. Geographisch werden in den Einzelstudien berücksichtigt Spanien, Portugal, Frankreich, Italien, die Schweizer Eidgenossenschaft, Brandenburg, Russland, Nordafrika, Persien und das Inkareich, wobei Frankreich und Italien (namentlich Mailand, Neapel, Venedig sowie das Papsttum) am stärksten vertreten sind. Hinsichtlich der Verhandlungspunkte, die bei den analysierten Beispielen erörtert wurden, ist festzuhalten, dass sowohl politische und konfessionelle Konflikte als auch Handelsinteressen betroffen waren. Ferner werden Genderaspekte und Fragen der Interkulturalität thematisiert. Allen Beiträgen gemeinsam ist, dass sie ein direktes Aufeinandertreffen von Unterhändlern (auch Fürsten) und eine damit verbundene verbale Interaktion zum Gegenstand haben. Neben dem eigentlichen Verhandeln ging es dabei auch um Repräsentation und Information. Als ein Grundsatz für das diplomatische Verhandeln im frühneuzeitlichen Europa lässt sich der Respekt vor dem Anderen ausmachen, während die Französische Revolution und die USA ihre Normen zu den universellen Werten der Menschheit erhoben. Methodisch steht das Problem des Zugangs zu mündlich in der Vergangenheit geführten Verhandlungen im Zentrum, wofür die erhaltenen diplomatischen Aktenstücke nebst Privatkorrespondenzen und Tagebuchaufzeichnungen der Akteure etc. gewisse (letztlich jedoch begrenzte) Rekonstruktionsmöglichkeiten bieten. Im Gegenzug lassen sich allerdings im Hinblick auf die schriftlichen Quellen durchaus bestimmte Strategien der Berichterstattung ausmachen, deren Offenlegung auch neue Interpretationschancen für diese Quellen bietet. Der vorgelegte Band leistet einen wichtigen Beitrag zu der gerade in den letzten Jahren ins Blickfeld der Forschung gerückten Thematik der Verhandlungsformen und ihrer Träger, der (formell oder informell mit Verhandlungen befassten) diplomatischen Akteure (bis hin zu ihrer Gestik). Es ist zu begrüßen, dass der Arbeitskreis mit einem neuen Thema („Diplomatenspiegel") fortgesetzt werden konnte. Guido Braun

Luigi Blanco/Gianna Del Bono (a cura di), Il sapere della nazione. Desiderio Chilovi e le biblioteche pubbliche nel XIX secolo. Atti del convegno, Trento, 10–11 novembre 2005, Biblioteche e bibliotecari nel Trentino 3, Trento (Provincia autonoma di Trento, Soprintendenza per i beni librari e archivistici), 2007, XVII, 268 S., ISBN 978-88-7702-181-6. – 2005 fand in Trient eine Tagung zum 100. Todestag von *Desiderio Chilovi* statt, der 1835 in einem kleinen Ort zwischen Bozen und Trient geboren wurde. Von 1861 bis zu seinem Tod war Chilovi in verschiedenen Funktionen tätig – als Schreiber, Katalogisator, Bibliothekar bis hin zum Leiter der berühmten *Marucelliana* und schließlich

der *Biblioteca Nazionale Centrale* in Florenz, wo er 1905 starb. Der Band versammelt die Beiträge des Symposiums, die neben der Biographie Chilovis vor allem den professionellen und kulturellen Kontext seiner Zeit beleuchten: zum einen das Bibliothekswesen der *Italia liberale* wie z. B. verschiedene Arten von Bibliotheken oder die Entwicklung des Bibliothekarsberufes, zum anderen die verschiedenen Orte der institutionalisierten nationalen Identität auf einer im weitesten Sinne kulturellen Ebene (Schule und Heer, aber auch weitgehend verfehlte Chancen zur Generierung und Transferierung nationaler Werte und Ideen wie Archive, Bibliotheken und Theater). Neben dieser gesamtitalienischen Ebene steht die Untersuchung der gleichen Aspekte im Ambiente des Trentino, der Heimat Desiderio Chilovis. Mehrere Aufsätze beschäftigen sich mit Bibliothekarspersönlichkeiten im Spannungsfeld zwischen der Habsburger Monarchie und dem entstehenden italienischen Staat, mit der Geschichte der *Biblioteca comunale* in Trient und schließlich mit der Archivlandschaft Trentino und deren „Bewohnern", den Archivaren. Die Figur Desiderio Chilovis erweist sich in mancherlei Hinsicht als ungewöhnlich für seine Zeit. Sein Berufsleben (1861–1905) deckte sich weitgehend mit der *Italia liberale*, der inneren Konstruktion des italienischen Nationalstaates nach der „heroischen" Phase des *Risorgimento*. Anders als viele Berufskollegen, die nach 1861 aus den verschiedensten Gründen im Archiv- und Bibliotheksdienst sozusagen als „Erbe" aus vorunitarischer Zeit verblieben waren, war Chilovi Bibliothekar aus Neigung und freier Entscheidung, dessen Anliegen es zeitlebens war, die Professionalität seines Berufs weiterzuentwickeln und auch im internationalen Kontext zu verankern. Diese europäische Ausrichtung seines Denkens, grundgelegt in der eigenen Ausbildung in Bozen, Trient, Wien und Florenz und fortgeführt im ständigen Austausch mit Fachkollegen, erlaubte Chilovi die Vision eines Verbundsystems der verschiedensten Bibliotheken, verbunden durch eine gemeinsame kulturelle und identitätsstiftende, eine nationale Funktion. Besonderes Augenmerk legte der Bibliothekar dabei – im Gegensatz zu den vielen politischen Funktionären, mit denen er in ständigem Kontakt stand – auf die Bevölkerung auf dem Land, die z. B. durch *biblioteche ambulanti* einen verstärkten Zugang zur Schriftlichkeit erhalten sollte – in Zeiten immer noch eklatanter Analphabetismusquoten eine vorausschauende Maßnahme. Überhaupt fungierte Desiderio Chilovi in seiner Tätigkeit als Bibliothekar als effektiver Multiplikator mit Verbindungen nicht nur zur Fachwelt, sondern auch zu Politik und Verlagswesen. Die Modernität in Chilovis Berufsauffassung bestand in der Idee, die Institution „Bibliothek" nicht mehr nur als Ort der Konservierung von Wissen zwischen Buchdeckeln anzusehen (was das für die Benutzung bedeutet, kann man noch heute und sicher gegen Chilovis Vorstellungen in der *Biblioteca Nazionale Centrale* in Florenz erle-

ben, wenn die Herausgabe eines Buches mit dem Hinweis *siamo una biblioteca di conservazione* abgelehnt wird), sondern als effektive Instrumente einer geographisch wie sozial möglichst flächendeckenden Verbreitung von Wissen, eben des *sapere nazionale*. Die Realität der *Italia liberale* sah in dieser Hinsicht leider anders aus: das *Ministero della Pubblica Istruzione*, nach seinem ersten Dienstsitz in Rom auch *Minerva* genannt, dem auch viele Bibliotheken unterstanden, besaß lange Zeit keine eigene Bibliothek. Breiten Schichten blieb der Zugang zur gedruckten Schriftlichkeit schon aufgrund der teilweise katastrophalen Schulsituation verschlossen, ganz zu schweigen von den Archiven, die überhaupt erst ab dem 19. Jh. langsam ihre behördliche Funktion durch eine kulturell-wissenschaftliche ergänzten und qualifizierten Forschern Zutritt gewährten. Somit zeigt sich an der erratischen Figur Desiderio Chilovis ganz deutlich die Kluft zwischen modernen Ideen und statischer Realität – damit leistet dieser Sammelband einen wichtigen Beitrag zur Problematik der Identitätsfindung und -stiftung im italienischen Nationalstaat vor dem 1. Weltkrieg. Bibliotheken und noch mehr die Archive standen bisher kaum im Blickpunkt der Forschung in dieser Hinsicht, so daß nun ein weiterer Baustein in der Erforschung der kulturellen Institutionen in ihrer Bedeutung für das *fare gli italiani* vorliegt. Es wäre zu wünschen, daß solche Bausteine in nicht allzuferner Zukunft auch für andere Personen und Regionen vorgelegt würden, so daß mittelfristig auf dieser Basis auch eine Synthese der Forschungsergebnisse erfolgen könnte. Camilla Weber

Marina Benedetti/Daniela Saresella (a cura di), La riforma della Chiesa nelle riviste religiose di inizio Novecento, Studi di storia del cristianesimo e delle chiese cristiane 13, Milano (Edizioni Biblioteca Francescana) 2010, XII, 367 pp., ISBN 978-88-7962-195-5, € 21. – Il pontificato di Pio X è sempre stato al centro di vivaci dibattiti da parte degli studiosi, in particolare alcune questioni chiave affrontate da papa Sarto, come la lotta contro il modernismo, la riforma istituzionale della Chiesa e le vicende del movimento cattolico in Italia. Nel corso dell'ultimo decennio sono emerse importanti novità sul piano della ricerca rispetto a queste problematiche; un decisivo impulso in questo senso è stato determinato dalla disponibilità di nuove fonti primarie conservate presso l'Archivio Segreto Vaticano, di cui sono stati pubblicati i relativi inventari da parte di Sergio Pagano e Alejandro Mario Dieguez. A questi hanno fatto seguito una serie di importanti studi: tra questi si segnala l'opera di Mario Casella su Pio X e la riforma dei seminari a Roma del 2001, così come i corposi atti di un convegno su Pio X curati da Gianni La Bella pubblicati nel 2003. Di grande importanza è, inoltre, il contributo di Carlo Fantappiè del 2008 che, rispetto al pontificato di Pio X, ha messo in luce gli importanti mutamenti

introdotti da questo pontefice nella struttura ecclesiastica (come segnalato da un intervento di Gianpaolo Romanato – già autore di un interessante lavoro su Pio X del 1992 – apparso nelle pagine de „l'Osservatore Romano"). In questo contesto, l'opera curata da Marina Benedetti e Daniela Saresella offre un significativo contributo per la comprensione delle questioni accennate. Nel collocare questo lavoro all'interno della storiografia su papa Sarto, Daniele Menozzi richiama la ricostruzione offerta negli anni Novanta da Roger Aubert su Pio X, definito dallo storico e teologo belga un papa „così conservatore sotto molti punti di vista, ma nello stesso tempo uno dei più grandi riformatori della storia". Questa tesi fu in seguito sviluppata da Giovanni Vian, secondo il quale nella linea di papa Sarto non vi fu una mera giustapposizione tra le istanze restauratrici e quelle riformatrici, bensì una finalizzazione delle seconde alle prime. Rispetto a quanto detto il volume qui recensito „introduce – sempre secondo Menozzi – un ulteriore elemento, vale a dire l'indagine sulle tendenze espresse dal mondo cattolico in ordine alle opportune o necessarie trasformazioni ecclesiali" (p. 332). In questo caso al centro dell'indagine sono le riviste religiose del primo Novecento, oggetto di un convegno svoltosi a Milano il 3 e il 4 giugno 2008, le cui relazioni sono confluite negli atti del medesimo incontro ora pubblicati nei tipi delle Edizioni Biblioteca Francescana. L'opera prevede una parte introduttiva (di Grado Giovanni Merlo e delle stesse curatrici) e l'utile richiamo al contesto generale in cui si inserisce la riforma della Chiesa di papa Sarto (di Giovanni Vian). Viene quindi affrontato da Dieguez il rapporto tra Pio X e la stampa dell'epoca sulla base dalla documentazione vaticana. In quest'ultimo intervento emerge che il papa, in taluni casi, sostenne anche economicamente alcune testate cattoliche nella misura in cui riteneva questo strumento imprescindibile per difendere i principi della sana dottrina in un momento di generale confusione e sbandamento. L'appoggio finanziario non comportava, però, una piena condivisione da parte di Pio X dei metodi virulenti di lotta, tollerati dal pontefice come il male minore. Le vicende di alcune delle principali riviste di area cattolica (e non solo) sono prese in esame nei successivi contributi: tra questi si segnalano la rivista „Studi Religiosi" (Ilaria Biagioli), la „Rivista storico-critica delle scienze teologiche" (Rocco Cerrato), ma anche quelle legate al movimento cattolico come „Cultura Sociale" (Daniela Saresella) e altre come „Le Missioni Cattoliche" (Elisa Giunipero) o „Roma e l'Oriente" (Giorgio Del Zanna), dedicate la prima all'evangelizzazione dei paesi extraeuropei e la seconda all'incontro con il cristianesimo orientale. I casi relativi ad altre pubblicazioni del periodo e ulteriori aspetti inerenti al tema principale del volume sono poi affrontati da Alfonso Botti, Samuele Nicoli, Annibale Zambarbieri, Fabrizio Chiappetti, Fulvio De Giorgi, Maria Luisa Cicalese, Natale Spineto e Marina

Benedetti. È indubbiamente merito del convegno e di questi atti l'aver fatto emergere la grande varietà di esperienze e vicende che, legate alle riviste prese in esame, descrivono un universo molto composito che conferma l'arbitrarietà di molte definizioni del modernismo come movimento unitario. Ma proprio tale frammentarietà ripropone – come osservato da Agostino Giovagnoli (p. 347) – la questione della difficoltà di una lettura unitaria delle istanze ispiratrici più profonde di questa vicenda. Di grande interesse sono anche gli interventi della tavola rotonda finale di Daniele Menozzi, Bruna Bocchini Camaiani, Alfredo Canavero e Agostino Giovagnoli che, oltre a ben sintetizzare i risultati dei lavori congressuali, offrono importanti riflessioni sullo stato della ricerca e possibili ipotesi di future indagini in materia. In conclusione, facendo riferimento a quanto osservato da Dieguez, sebbene Pio X non amasse la stampa – nel volume è riportata la sua battuta: „Oh la pensava bene quel patriarca di Venezia che ristucco e infastidito dai giornali ripeteva: ‚Se divento papa li proibisco tutti'" (p. 17) – papa Sarto morì, si può dire, proprio „a causa della lettura dei giornali": „Scoppiata la prima guerra mondiale, il *guerrone* [...] egli fu gravemente scosso, tanto che i suoi famigliari lo rimproverarono ‚di non star a leggere i giornali che dopo stava male'".

Massimiliano Valente

Claudia Globisch/Agnieszka Pufelska/Volker Weiß (Hg.), Die Dynamik der europäischen Rechten. Geschichte, Kontinuitäten und Wandel, Wiesbaden (VS Verlag für Sozialwissenschaften) 2011, 317 S., ISBN 978-3-531-17191-3, € 39,95. – Der Sammelband präsentiert die Ergebnisse einer Tagung, die das Villigster Forschungsforum zu Nationalsozialismus, Rassismus und Antisemitismus e.V. im Jahr 2009 anläßlich des 70. Jahrestages des Beginns des Zweiten Weltkriegs veranstaltet hat und die der Diskussion „der verschiedenen extremen rechten Parteien und Organisationen vornehmlich in Europa" (S. 12) gewidmet war. Der italienische Fall wird dabei zwar nur peripher behandelt, gleichwohl ist das Grundanliegen – nämlich die Brauchbarkeit des Faschismusbegriffs zur Erfassung der modernen europäischen „Rechten" zu untersuchen – auch für die Italienforschung von Interesse. Der Band besteht aus fünf Teilen: Zunächst wird die Frage diskutiert, ob der Nationalismus als Bruch mit der europäischen Aufklärung zu qualifizieren sei, ob daher Faschismus und Nationalsozialismus als Strömungen der Gegenaufklärung anzusehen seien (Zeev Sternhell und Ulrich Bielefeld). Im zweiten Teil werden die „rechten" Strukturen und Ideologien in Osteuropa behandelt, nämlich in Ungarn (Magdalena Marsovszky), Polen (Tomasz Konicz) und Rußland (Andreas Umland). Dann werden die entsprechenden Strukturen und Ideologien in Westeuropa skizziert, und zwar zunächst in bezug auf Europa insge-

samt (Michael Minkenberg) und dann anhand der Fallbeispiele Deutschland und Großbritannien (Andreas Klärner) sowie Frankreich und Schweiz (Gilbert Casasus). Im vierten und umfangreichsten Teil werden grenzüberschreitende Semantiken der europäischen „Rechten" diskutiert, wie sie im Antisemitismus, Antiziganismus und Antiamerikanismus zum Ausdruck kommen: Michael Werz betrachtet die USA als „Zerrspiegel der Moderne" und spielt damit auf mentale Differenzen zwischen Alter und Neuer Welt als Ursache für antiamerikanische Tendenzen in Europa an. Ausgehend von der „Kritischen Theorie" erörtert Detlev Claussen die Frage, ob der Antisemitismus überhaupt eine Ideologie sei, d.h. ob er in einem Kausalzusammenhang vom „Gedanken" zur „Tat" stehe. Klaus Holz untersucht die antisemitische Verbrüderung der europäischen Rechtsextremen, und Claudia Globisch behandelt den „Ethnopluralismus" und sein Verhältnis zum Antisemitismus. Anschließend befassen sich Volker Weiß mit dem deutsch-islamischen Verhältnis in historischer Perspektive und Wolfgang Wippermann mit dem Rassenmord an den Roma und seiner Leugnung im Nachkriegsdeutschland. Die Beiträge des fünften Teils sind schließlich explizit der Frage nach der Brauchbarkeit des Faschismusbegriffs zur Erfassung der spannungsgeladenen und widersprüchlichen Kräfte der europäischen „Rechten" gewidmet. Unter diesem Aspekt analysieren zunächst Axel Schildt die faschismustheoretischen Ansätze in der deutschen Geschichtswissenschaft und Agnieszka Pufelska den Faschismusbegriff in Osteuropa nach 1945. Den Schlußpunkt setzt Roger Griffin mit seinen Ausführungen zur europäischen Rechtsextremismusforschung. Eine wesentliche Erkenntnis des Sammelbandes lautet, daß gegenwärtig „kaum eine der rechtsradikalen Parteien noch eindeutig diktatorische oder autokratische Politikkonzepte vertritt … Dies trifft vor allem auf die besonders erfolgreichen Parteien in Belgien, Österreich, Frankreich und Italien zu. Sie wollen die Demokratie nicht abschaffen …" (Minkenberg, S. 117). Wenn dem so ist, dann kann der Faschismusbegriff nach Meinung des Rezensenten nicht zur Anwendung auf die europäische „Rechte" geeignet sein, denn Führerprinzip und Diktatur sind konstitutive Elemente des Faschismus als Epochenphänomen. Die Leitfrage des Sammelbandes, ob es heute in Europa faschistische Tendenzen gibt, wäre demnach klar zu verneinen, obgleich die Hg. der Auffassung sind, daß „die Epoche des Faschismus in Europa keineswegs 1945 zu Ende ging." (S. 15) Wie ist die wissenschaftliche Qualität der einzelnen Beiträge einzuschätzen? Dazu schreiben die Hg.: „Manche der Tagungsbeiträge sind bewusst essayistisch oder polemisch verfasst, um das behandelte Thema pointiert darzustellen und eine weitere Diskussion anzuregen." (S. 15) Das Urteil der Leser wird kaum besser ausfallen.

Michael Thöndl

Thomas Frenz, Abkürzungen. Die Abbreviaturen der Lateinischen Schrift von der Antike bis zur Gegenwart, Bibliothek des Buchwesens 21, Stuttgart (Hiersemann) 2010, X, 217 S., ISBN 978-3-7772-1014-8, € 148. – Auf den ersten Blick verspricht das Werk eines ausgewiesenen Paläographen und Diplomatikers wie Thomas Frenz über die Abbreviaturen – ein bekanntes und schwieriges Phänomen handschriftlicher Überlieferung – eine wissenschaftlich profunde Darstellung, nicht unbedingt eine kurzweilige Lektüre. Gehört schon die Paläographie zu den unterschätzten, weil als handwerklich definierten „Hilfswissenschaften", so gelten die Abkürzungen „meist als lästige Nebenaufgabe der Paläographie" (S. 1). Allerdings ist die Beschäftigung mit Abbreviaturen nicht nur notwendige und ständige Aufgabe eines quellenbasiert arbeitenden Historikers, sondern bestimmt jede wissenschaftliche Forschung und darüber hinaus – in einem hohen und noch wachsenden Umfang – unser Alltagsleben. Diesem Phänomen widmet der Autor in seiner Einleitung (S. 1–9) breiten Raum, als Historiker streicht er aber besonders die Gebiete heraus, die aus historischer Sicht eine Beschäftigung mit Abkürzungen sinnvoll und notwendig machen (S. 4–6). Eine kommentierte Literaturübersicht und eine Klassifizierung der wichtigsten Abkürzungsarten (S. 10–16) schließen die Einleitung ab. Der Hauptteil behandelt in chronologischem Ablauf und in klarer Strukturierung den Gebrauch von Abkürzungen von der Antike bis ins 21. Jh. (S. 17–182). Schon die Antike bietet ein differenziertes Abkürzungssystem, das von der altrömischen epigraphischen Suspension über Nasalstriche und „-bus-" bzw. „-que-Suspensionen", Kontraktionen (vor allem die „Nomina-Sacra-Kürzungen") bis zu den „Notae juris" und zu den „Tironischen Noten" reicht (S. 17–52). Nach einem kurzen Exkurs über die graphischen Formen der Abkürzungen und die Möglichkeit der Schriftkürzung durch Ligaturen (S. 53–62) schließt sich die besonders interessante Darstellung der vielfältigen Abkürzungssysteme der frühmittelalterlichen Lokalschriften an (S. 63–81), die im Wesentlichen die antiken Kürzungssysteme übernahmen und ausbauten. Nach der programmatischen Reduzierung von Abkürzungen in der karolingischen Minuskel erlebten die Abbreviaturen in der gotischen Schrift eine neue Blüte (S. 82–117). Die ausufernden Abkürzungen werden vom Vf. in überaus überzeugender Weise in den Kategorien Suspension, Kontraktion, Nasalstrich/r-Haken/Silbenkürzungen und fachspezifische Abkürzungen systematisiert. Der Buchdruck übernahm prinzipiell die Abkürzungen, schränkte sie aber vornehmlich aus wirtschaftlichen Überlegungen (Verringerung des Typenrepertoriums) sehr schnell ein. Besonders aufschlußreich ist das kurze Kapitel zur Übernahme lateinischer Abkürzungen in volkssprachlichen Texten (S. 122–127), ein Forschungsgebiet, das in Zukunft sicher noch viele Möglichkeiten bietet. Im Zusammenwirken von Buchdruck, Dominanz

der kürzungsärmeren humanistischen Schrift und steigendem Anteil von Texten in den Volkssprachen geht der Einsatz von Kürzungen in der Frühen Neuzeit stark zurück. Eine Ausnahme bilden dabei aber lateinische Schriften, vor allem die *scrittura bollatica* der päpstlichen Behörden (S. 128–143). Nach einem Exkurs über Zahlen und Symbole als Abkürzungen (S. 144–165) endet der chronologische Hauptteil mit der pointierten Darstellung der komplexen Abkürzungspraxis in der Gegenwart. Die vom Vf. vorgestellten zahlreichen Beispiele aus der Alltagssprache machen die aktuelle Problematik gut deutlich. Weit entfernt von regelgerechten Abkürzungsbildungen dominieren (werbewirksame) Wortspiele und Modeerscheinungen des sogenannten modernen Lifestyl, wie Komposita aus einer *littera singularis* und einem vollständigen Bestandteil (O-Saft, O-Ton) oder Icons im SMS-Verkehr. Eine Zusammenstellung von Hilfsmitteln zur Auflösung von Abkürzungen, ein überschaubares Literaturverzeichnis und Register der Personen, wichtigen Sachbegriffe und einiger Abkürzungen runden das Werk ab. Dem Vf. ist es gelungen, ein komplexes Phänomen wissenschaftlich fundiert und zugleich lesbar darzustellen. Besonders überzeugend (und wohl der langjährigen universitären Lehrpraxis geschuldet) ist die gute Mischung von Beschreibung und Beispielen, wobei sich der auf den ersten Blick überraschende Verzicht auf das Nachzeichnen von Kürzungen, Ligaturen etc. zugunsten der konventionellen Typographie mit einigen ausgewählten „Sonderzeichen" als sehr lohnenswert herausstellt. Der bewußt epochenübergreifende Ansatz macht deutlich, daß es sich bei Abkürzungen um ein zeitloses Phänomen menschlicher Schrift- und Gestaltungssysteme handelt. Besonders bemerkenswert ist, daß man das vorliegende Werk in weiten Teilen als anregende Lektüre auffassen kann, die einem aber gleichzeitig profunde Kenntnisse über die Entwicklung der Abbreviationssysteme und zahllose paläographische Details vermittelt. Zu fragen ist allerdings, warum bei einem Werk über Abkürzungen der lateinischen Schrift lateinische Zitate mit einer deutschen Übersetzung angeboten werden müssen. Insgesamt handelt es sich bei dem vorliegenden Werk um eine hervorragende und kurzweilige Darstellung, deren Lektüre für einen breiten Leserkreis gewinnbringend ist, auch wenn der hohe Preis sicher viele Interessenten vom Kauf abhalten wird. Thomas Hofmann

Notare und Notarssignete vom Mittelalter bis zum Jahr 1600 aus den Beständen der Staatlichen Archive Bayerns, erfasst und bearbeitet von Elfriede Kern, unter Mitwirkung von Walter Jaroschka, Albrecht Liess und Karl-Ernst Lupprian, Sonderveröffentlichungen der Staatlichen Archive Bayerns 6, München (Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns) 2008, 703 S., Abb. – Der im wörtlichen wie im übertragenen Sinne schwergewichtige Band

reproduziert fast 2900 Notarssignete und stellt damit „die bisher umfangreichste Sammlung in Druck und Bild" dar (S. 11). Ihr liegt eine Datenbank zugrunde, die 8446 Urkunden von 2867 Notaren erfasst. Diese Notariatsinstrumente mussten in den Beständen der bayerischen Staatsarchive erst einmal einzeln ermittelt werden, eine Aufgabe, der sich die Bearbeiterin Elfriede Kern seit den 1960er Jahren unterzogen hatte. Inzwischen wurden die Angaben zu den Urkunden und den Notaren in der erwähnten Datenbank zusammengefasst, die Signete digitalisiert. Albrecht Liess verdeutlicht in seiner Einführung, dass die Sammlung jedoch (noch) nicht vollständig ist, da die Urkundenbestände der fränkischen Staatsarchive Bamberg, Nürnberg und Würzburg nur bis zum Jahr 1400 aufgenommen sind. Er kündigt einen zweiten Band an, der die Notariatsurkunden dieser Archive aus den Jahren 1401 bis 1600 sowie biographische Daten zu den Notaren enthalten soll (S. 12f.). Die Signete sind fortlaufend durchnummeriert in chronologischer Reihenfolge abgebildet, wobei Bildgröße und -qualität kaum Wünsche offenlassen. Jedem Signet sind Angaben zum Notar beigegeben: Name, Herkunft (meist: Kleriker der Diözese X; nur 111 sind Laien), Autorisation (durch Kaiser und/oder Papst), eventuelle akademische Grade (von 148 Notaren) und Devisen (von 477 Notaren) sowie die Laufzeit in den Urkundenbeständen. Die Urkundensignaturen sind in einer numerischen Liste im Anhang nachgewiesen; eine weitere Liste verzeichnet sie geordnet nach Archiven und Beständen. Ein Index der Personen und Orte erschließt das Material für biographische und für geographisch eingegrenzte Fragestellungen, wobei allerdings zu beachten ist, dass als „Orte" hier nur Namensbestandteile erfasst sind, nicht jedoch die Herkunftsbistümer der Notare und erst recht nicht die Ausstellungsorte der Urkunden. Dies ist zu bedauern, da solche Angaben weitere und nicht unwichtige Fragestellungen eröffnen würden. Denn dass auch Notare aus Frankreich, Italien und weiteren europäischen Ländern von Portugal bis Schweden in der Sammlung vertreten sind (vgl. S. 14), erklärt sich daraus, dass die Urkundenbestände bayerischer Empfänger natürlich auch Notariatsinstrumente nichtbayerischer Aussteller enthalten; die Rezensentin beispielsweise konnte davon profitieren, dass die Datenbank eine ganze Reihe von Urkunden nachweist, die an der päpstlichen Kurie ausgestellt worden sind. Vielleicht könnten also im zweiten Band Verzeichnisse der Herkunftsdiözesen und der Ausstellungsorte nachgeliefert werden. Dort wird sicherlich auch der eine oder andere verlesene Notarsname richtiggestellt werden. Diese Bemerkungen ändern jedoch nichts an der Tatsache, dass hier eine imponierende Menge an Bild- und Namenmaterial bereitgestellt wird, das selbstverständlich weit über die Grenzen Bayerns hinaus von Interesse ist und dazu beitragen kann, der Urkundenforschung und der Rechtsgeschichte neue Impulse zu geben. Christiane Schuchard

Valerio Giovanni Moneta, Santi e monete. Repertorio dei santi raffigurati sulle monete italiane dal VII al XIX secolo, Il Filarete. Pubblicazioni della Facoltà di Lettere e Filosofia dell'Università di Milano 267, Milano (LED Edizioni Universitarie) 2010, 408 S., 89 Taf. + CD, € 48,50. – Il volume qui segnalato si presenta come il primo repertorio completo delle monete, coniate all'interno dell'attuale territorio italiano in età medioevale e moderna, che rappresentino santi o altre figure religiose (in primo luogo Cristo e la Vergine) ed è arricchito da un abbondante materiale iconografico e da una esaustiva bibliografia. I santi raffigurati sono ben 185, mentre altri 13 sono semplicemente citati nella legenda; di ognuno di loro, nella prima parte del volume, si traccia un breve profilo biografico e si analizza l'iconografia. In parecchi casi (Cristo, Maria, ma anche s. Giovanni Battista, s. Marco o altri celebri personaggi della storia della santità) nel corso del tempo, e a seconda delle zecche, il modo di rappresentare l'immagine religiosa ha subito notevoli variazioni. Da questo punto di vista, l'opera costituirà un importante e utilissimo strumento di lavoro per gli storici dell'arte, in quanto parecchi dei santi rappresentati sulle monete hanno goduto di culti locali e per periodi relativamente brevi. Scarso è perciò l'apparato iconografico che possa essere messo in relazione con loro e difficile di conseguenza l'identificazione, resa invece molto più facile, in gran parte dei casi, dalla legenda impressa sulla moneta. Questa prima parte è a sua volta suddivisa in 15 sezioni, secondo una partizione che, per quanto riguarda i santi, richiama quella proposta da André Vauchez nel suo volume sulla Santità basso-medievale (Cristo, Maria, Giuseppe, Giovanni Battista, Apostoli ed evangelisti, Vescovi, Martiri, Santità femminile, Santi laici, Santi dinastici, Santi papi, Santi appartenenti al clero regolare, Arcangeli e angeli, Temi e figure del Vecchio e del Nuovo Testamento, Santi nominati ma non rappresentati). La seconda parte del volume è costituita da un indice, in ordine alfabetico, delle zecche italiane che hanno coniato monete che presentano, nell'immagine o nella legenda, i santi personaggi elencati nella prima parte. È questa la sezione che fornisce agli storici la più interessante serie di indicazioni; è da questo indice, infatti, che si possono ricavare immediatamente informazioni sulla diffusione del culto di un santo, nei suoi rapporti col potere che ne ha voluto rappresentare l'immagine, ma anche il radicamento del culto in una realtà locale e il suo valore „identitario". Non stupisce, da questo punto di vista, la costante presenza di s. Marco sulle monete veneziane dalle prime attestazioni (XII secolo) fino alla caduta della Serenissima, né quella di s. Giovanni Battista nella monetazione fiorentina fino all'annessione al Regno d'Italia. Per lo storico è certo motivo di riflessione lo scarso rilievo assunto, nella monetazione, dai santi dinastici: anche se, in apparenza, sarebbe stato interesse delle famiglie cui appartenevano e che detenevano il potere, presentarsi attraverso le mo-

nete come „beatae stirpes“, cioè come famiglie strettamente collegate, attraverso i loro santi, alla divinità, essi non sono praticamente mai riusciti a sostituire i culti precedenti. La forza della tradizione si legge anche in altri episodi: come è noto gli Angiò, come tutta la Casa di Francia, hanno favorito in ogni modo il culto di Celestino V e fondato numerosi conventi per l'Ordine che a Celestino deve il suo nome. Eppure solo la zecca dell'Aquila – la città in cui riposa ancor oggi il corpo di Pietro da Morrone – conia durevolmente monete con l'immagine del santo papa, presente nella zecca di Napoli unicamente con un conio di Giovanna II. Il meritorio lavoro di Valerio Moneta si presenta dunque come un validissimo contributo alla storia della moneta, della santità e del potere. Giulia Barone

Die Papsturkunden des Hauptstaatsarchivs Dresden. Bd. 1: Originale Überlieferung, Teil 1: 1104–1303, bearbeitet von Tom Graber, Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2009, 379 S., ISBN 978-3-7752-1903-7, € 88. – Der Band, der Bestandteil des *Codex diplomaticus Saxoniae* ist, publiziert nach dem Vorbild des Göttinger Papsturkundenwerkes (für die Zeit bis 1198) und des so genannten *Censimento* (1198–1417) 157 im Original erhaltene Urkunden der Päpste von Paschalis II. bis Bonifaz VIII., die zum weit überwiegenden Teil an sächsische Empfänger adressiert sind. Sie werden sämtlich im Hauptstaatsarchiv Dresden aufbewahrt, wobei auch die dortigen Deposita des Domkapitels von Meißen und des Benediktinerklosters Pegau zu Buche schlagen. In der Edition finden sich drei Fälschungen und eine verunechtete *Littera*, zwölf Stücke wurden aus anderen Quellen rekonstruiert, weil die Originale seit dem Zweiten Weltkrieg verschollen sind. Da die Mehrzahl der wiedergegebenen Papsturkunden nach 1200 ausgefertigt wurde, folgt die Einrichtung der Edition weitgehend den Gepflogenheiten des *Censimento*, d. h. es werden insbesondere auch die Kanzleivermerke auf Vorder- und Rückseite der Schriftstücke verzeichnet. Aus den Korrektur- und Taxvermerken entspringt wertvolles Material für den Geschäftsgang und die Prosopographie der Kurie. Dementsprechend beschließen Indizes der kurialen Vermerke mit systematischen Rubriken den Dokumentationsteil des Bandes. Auf vier Tafeln werden grafische Elemente, etwa von Kreuzen oder Taxvermerken, als Nachzeichnungen geboten; der Aufwand hierfür dürfte mittlerweile höher sein als ein digitales Schwarzweißfoto der jeweiligen Stellen einzubinden. Ein chronologisches Verzeichnis der Urkunden, Verzeichnisse der Provenienzen, von Incipit und Explicit, der Sanktionsformeln, der in den Urkunden zitierten Quellen (Bibelstellen, Konzilskanones, ein juristischer Kommentar und ein Horaz-Zitat), schließlich der vorhandenen Siegel erschließen den Band in vorbildlicher Weise; ein sehr detailliertes Namenregister komplettiert dieses Instrumenta-

rium. Die Überlieferung des 12. Jh. ist mit zehn Stücken spärlich. Aus der reicheren Ernte der folgenden gut 100 Jahre stechen als Aussteller Innozenz III. mit 18 und Innozenz IV. mit 43 Urkunden hervor. Erwartungsgemäß haben sich Privilegien und *litterae cum serico* (109) in höherer Zahl erhalten als päpstliche Mandate (37 *litterae cum filo canapis*, dazu 11 unsichere Fälle). Aus der Zeit vor 1198 sind nur zwei zusammengehörende Mandate Cölestins III. aus dem Jahre 1196 zu verzeichnen (Nr. 8f.). Auffällig ist die Zahl der im Original überlieferten Mandate, insbesondere von Delegationsmandaten, die sich im Archiv einer der Parteien erhalten haben. Normalerweise wurden diese *litterae cum filo canapis* von den Petenten einem oder mehreren Richtern zugestellt, die vom Papst mit der Führung des Prozesses beauftragt worden waren. Meist sind sie nur kopial oder als Insert in weiteren Schreiben des Rechtsstreits überliefert. Die Existenz der Originalmandate im Archiv der Veranlasser wirft die Frage auf, ob diese von den Richtern zurückgefordert oder ob sie schlicht niemals ausgehändigt wurden, weil die Streitsache zwischendurch anderweitig geregelt oder nicht mehr aktuell war. Ein Hinweis auf Spezialliteratur, welche die zugehörigen Prozesse behandelt, wäre nicht nur in solchen Fällen insbesondere für den auswärtigen, an allgemeinen Fragen interessierten Benutzer hilfreich. Die Intensität der diplomatischen Kommentierung ist gegenüber den Sacherläuterungen enorm. Sie lässt die tiefe Vertrautheit des Bearbeiters mit der päpstlichen Diplomatik und den Kanzleigepflogenheiten ebenso erkennen wie mit den präsentierten Beständen, denen sich Tom Graber zum Teil bereits in seiner 2001 von der Universität Leipzig angenommenen Dissertation widmete. Hin und wieder auftretende sperrige Sprachschöpfungen wie eine „sorgfältig eradierte erste Zeile“ (S. 101) nötigen zum Schmunzeln, schmälern aber nicht den Wert dieser verlässlichen Edition, die nicht nur dem sächsischen Landeshistoriker vorzügliche Dienste leisten wird.

Harald Müller

Raffaella Crociani/Massimiliano Leardini/Marco Palma (a cura di), I manoscritti datati di Grottaferrata, Subiaco e Velletri, Manoscritti datati d'Italia 20, Firenze (SISMEL – Edizioni del Galluzzo) 2009, 82, 60 S., Abb. + 1 CD-ROM, ISBN 978-88-8450-342-8, € 108. – Mit vorliegendem Band, der die Katalogisate der datierten Hss. der Provinz Rom (außerhalb des römischen Stadtgebietes) umfaßt, ist die Reihe der „Manoscritti datati d'Italia“ auf 20 Veröffentlichungen angewachsen. Gemäß den Regeln des Projekts, die im Vorwort aufgeführt sind („Norme generali“), werden insgesamt 58 Katalogisate von datierten lateinischen Hss. (bis zum 31. Dezember 1500) bzw. von Hss., deren Schreiber oder Entstehungsort eindeutig fassbar sind, präsentiert. Eine Hs. befindet sich in der Biblioteca Comunale von Velletri, zwei in der Biblioteca del

Collegio Internazionale di San Bonaventura in Grottaferrata, vier in der Abbazia di San Nilo in Grottaferrata, die restlichen 51 in der Biblioteca Statale del Monumento Nazionale del Monastero di Santa Scolastica, wobei sich die Provenienzen auf Santa Scolastica und Sacro Speco erstrecken. In der Tradition der Reihe werden zunächst die einzelnen Handschriftenbestände und ihre Geschichte beschrieben (S. 1–24), es folgen die klaren und exakten Handschriftenkatalogisate (S. 25–53), an denen die hohe Professionalität der Bearbeiterinnen und Bearbeiter abzulesen ist. Aus dem Bestand von Subiaco werden weiterhin 14 Handschriften kurz aufgeführt, deren Datierung – zu Recht – angezweifelt wird (S. 55–58). Die Benutzung des Katalogs wird durch eine umfangreiche Bibliographie (S. 59–65), mehrere Indizes (S. 67–82) und 60 hochwertige Schwarzweiß-Abb. erleichtert. Die beigefügte CD-ROM, die erfreulich einfach zu benutzen ist, ergänzt die Abb. um weiteres Bildmaterial. Zweifelsohne handelt es sich, wie im Übrigen auch bei den Vorgängerbänden, um einen hochwertigen Handschriftenkatalog. Die einleitenden Kapitel zu den einzelnen Beständen liefern darüber hinaus auf fundierter Basis Detailkenntnisse über die Bestandsgeschichte der Bibliotheken. Es stellt sich allerdings die Frage, welchen Sinn es macht, vier völlig unterschiedliche Handschriftenbestände (wohl aus rein geographischen Überlegungen) in einem Band zusammenzufassen. Die durch das Gesamtprojekt vorgegebene Beschränkung auf die datierten Hss. ermöglicht zwar verlagstechnisch die relativ zügige Herausgabe zahlreicher Katalogbände, die Erkenntnisse über Charakteristika der einzelnen Bestände sind auf der Basis des vorliegenden Materials allerdings sehr eingeschränkt. Dies betrifft sowohl den Inhalt als auch die Entstehungszeit der Hss.: Auf der Basis der datierten Hss. wäre für Subiaco – nur für diesen Fall sind aufgrund der signifikativen Menge an Hss. Aussagen überhaupt möglich – zu konstatieren, daß der Anteil an profaner Literatur verschwindend gering wäre und daß sich der Bestand überwiegend (über 75%) auf die Zeit von 1450 bis 1500 konzentrierte. Die Erschließung datierter Hss. erfordert Spezialkenntnisse und hohen zeitlichen Aufwand bei der detaillierten Sichtung des Bestands. Es wäre wünschenswert und für die Forschung ertragreicher, diese Ressourcen für die Erschließung des gesamten Handschriftenbestands einer Bibliothek einzusetzen, wie es im Übrigen in vielen Fällen ja parallel geschieht. Die Nutzung der technischen Möglichkeiten bietet darüber hinaus die Chance, die handschriftliche Überlieferung als kulturelles Vermächtnis im Datenbankformat auf nationaler oder übernationaler Ebene zu erschließen (an dieser Stelle sei auf das vorbildhafte Schweizer Gesamtprojekt der *e-codic*es verwiesen: http://www.e-codices.unifr.ch/de), sofern der kultur- und wissenschaftspolitische Wille dazu besteht. Thomas Hofmann

Le schede dei manoscritti medievali e umanistici del Fondo E. A. Cicogna, a cura di Angela Caracciolo Aricò con la collaborazione di Nicoletta Baldin, Lorenzo Bernardinello, Elena Bocchia, Matteo Donazzon, Chiara Frison, Norbert Marcolla 1–2, Medioevo e Rinascimento, Materiali 1, Venezia (Centro di studi medievali e rinascimentali „E. A. Cicogna") 2008–09, XXXV, 449 u. 352 S., ISBN 978-88-9654-301-6, 978–88–9654–304–7; Carlo Campana, Cronache di Venezia in volgare della Biblioteca nazionale Marciana. Catalogo, Medioevo e Rinascimento, Materiali 2, Padova-Venezia (Il Poligrafo, Centro ...) 2011, 244 S., ISBN 978-88-7115-675-0, je € 50. – Das Zentrum, das sich – unter der Leitung von Angela Caracciolo Aricò – vorwiegend der Vergangenheit Venedigs annimmt, hat in den zehn Jahren seines Bestehens eine rührige Publikationstätigkeit entfaltet. In der Reihe „Ritratti" sind biographische Skizzen von Paul Oskar Kristeller, Giuseppe Billanovich sowie Remigio Sabbadini erschienen und unter dem Titel „Testi" bisher drei Bde. mit venezianischen Chroniken, über die im nächsten Jahrgang dieser Zeitschrift berichtet werden soll, dazu kommen die hier anzuzeigenden Handschriftenverzeichnisse. Emmanuele Antonio Cicogna (1789–1868) war einer der fruchtbarsten Historiker Venedigs im 19. Jh. Sein Leben lang hat er Zeugnisse für die große Vergangenheit seiner Heimat gesammelt: Bücher und Handschriften, speziell die Inschriften in Kirchen und Profangebäuden mitsamt möglichst umfassenden Informationen über die dort gewürdigten Personen, etwa auf den unzähligen Grabsteinen. Davon zeugen vor allem der 1847 veröffentlichte „Saggio di bibliografia veneziana" – mit fast 1000 Seiten – und das Werk „Delle inscrizioni veneziane" mit der ausgiebig kommentierten Präsentation des zusammengetragenen Materials, dessen sechs erschienene Bde. (1824–53) aber wohl nicht einmal die Hälfte des Gesamten erfassen. Seiner Sammelleidenschaft kam das riesige antiquarische Angebot zustatten, als wegen der Zeitläufte – neben anderem – Archivalien und literarisches Gut vieler verarmter Familien des Venezianer Adels und des Bürgertums auf den Markt gelangten. Cicogna hat selbst ein detailliertes Verzeichnis seiner insgesamt 4120 Handschriften angelegt, bevor er seine Bibliothek der Stadt Venedig schenkte; sie ist jetzt Teil der Biblioteca del Museo Correr. Aus diesem Katalog werden nun die Beschreibungen des älteren Bestandes abgedruckt und mit erläuternden Anmerkungen versehen, stets mit Angabe der heutigen Signatur. Für die Handschriften der Correr-Bibliothek existiert bisher kein gedrucktes Inventar, sehr hilfreich ist nun die Übersicht über einen ihrer größten Fonds. Das Verzeichnis wird durch ein Personenregister erschlossen. Zusätzlich wäre die Konkordanz der aktuellen Nummern mit den alten nützlich gewesen, außerdem sehr wünschbar ein Index der Titel anonym überlieferter Werke, wenn nicht sogar ein Sachregister, besonders im Hinblick auf die so zahlreichen Venezianer Chroniken, denn die

meisten werden schlicht Cronaca veneta genannt. – Diesen Reichtum in den Beständen der Marciana führt Campana vor Augen: Sein Katalog enthält 280 Nummern allein aus dem Bereich der Volgare-Texte. Nicht alle waren schon in den gedruckten Handschriftenkatalogen der Marciana erfasst, so dass diese präzisen neuen Beschreibungen höchst willkommen sind. Chroniken im venezianischen Idiom gibt es seit dem 14. Jh., und – abgesehen von den nicht wenigen einfachen Abschriften – bis ins 18. haben Autoren sich bemüßigt gesehen, neue Texte aus älteren zu kompilieren; noch aus dem 19. Jh. stammen Transkriptionen mittelalterlicher Werke wie etwa der Chronik Antonio Morosinis, die für die ersten Jahrzehnte des 15. Jh. eine vorzügliche Informationsquelle darstellt. Wertvoll sind die Angaben über die Herkunft der Codices (bei einer erklecklichen Zahl taucht „Phillipps" auf dank den Verkäufen im 19. und den Ankäufen im 20. Jh.), eine Reihe der früheren Besitzer wird im Anhang eigens vorgestellt. Die Indices erschließen das Material einwandfrei. Solche Hilfsmittel sind unerlässlich, will man es einmal wagen, die früheren Versuche einer übersichtlichen Ordnung im Wildwuchs der venezianischen Chronistik (selbstverständlich unter Einschluss von deren lateinischem Teil) wieder aufzunehmen. Dieter Girgensohn

Pietro De Leo/Rita Aiello/Rita Fioravanti (a cura di), Il patrimonio librario della Certosa dei Santi Stefano e Brunone e sue dipendenze alla fine del XVI secolo (Codice Vat. Lat. 11276, cc 22r–151v), Soveria Mannelli (Rubbettino) 2010, X, 503 S., ISBN 978-88-498-2157-4, € 22. – In den Jahren zwischen 1599 und 1603 wurde ein Bestandsverzeichnis der Bücher des Kartäuserklosters Serra San Bruno erstellt, das im Codex Vat. Lat. 11276 vollständig überliefert ist. Bei der minutiös durchgeführten Verzeichnung ging es nicht darum, einen Bibliothekskatalog zur Dokumentation oder Nutzung der Bestände zu erstellen, sondern um ein Auftragswerk der Kongregation des *index librorum prohibitorum* mit dem Ziel der Sichtung des Bestands im Hinblick auf die Vernichtung oder Separierung häretischer oder verdächtiger Werke. Unabhängig von diesem, oder vielleicht gerade wegen diesem Zweck liegt uns heute ein „Katalog" auf außergewöhnlich hohem Niveau vor, der einen Einblick in einen ungewöhnlich reichen Buchbestand eines Kartäuserklosters am Ende des 16. Jh. ermöglicht (es handelt sich um ca. 2500 bibliographische Einheiten), darüber hinaus aufgrund der signifikanten Bestandsgröße Untersuchungen über Bestandsschwerpunkte und -lücken erlaubt und schließlich die Basis bietet für kulturgeschichtliche Rückschlüsse auf das Maß der Literarisierung der Klostergemeinschaft und der abhängigen Pfarreien und Orte im Umland. Die Einführung von Pietro De Leo (S. I–X) skizziert das Editionsprojekt, deutet aber auch die künftigen Forschungsmöglichkeiten an, die sich aus dem Ver-

zeichnis ergeben. Exemplarisch seien an dieser Stelle nur einige aufgeführt: Interessant wären weitergehende Untersuchungen im Hinblick auf den nicht unbeträchtlichen Anteil von Cinquecentinen in Volgare und in spanischer Sprache, auf die Rolle der politischen und kulturellen Hispanisierung des *Regno* im 16. Jh., auf den Anteil und den Autorenkanon klassischer Werke (Cicero steht bei weitem an erster Stelle, generell ist ein deutlicher Schwerpunkt in der lateinischen Literatur zu erkennen, aus der griechischen Literatur sind Aristoteles und Äsop, daneben Fachautoren wie Euklid und Galen vertreten, weite Bereiche wie Epos, Tragödie und Platonismus fehlen völlig; der Einfluß des griechischen Kulturumfelds Süditaliens ist ziemlich gering), auf den geringen Anteil klassischer und zeitgenössischer historiographischer, politischer und juristischer Werke, auf die 1599 noch fehlende klösterliche Zentralbibliothek und die Verteilung der Bücher auf die einzelnen Zellen (mit persönlichen Vorlieben) oder auf die beträchtliche Anzahl von Büchern im Besitz von Säkularklerikern und Laien im klösterlichen Territorium. Um die Fragen nach gemeinsamen Entwicklungslinien und auffälligen Sonderwegen auf methodisch gesicherter Basis beantworten zu können, ist allerdings die Erschließung von vergleichbaren Verzeichnissen eine unverzichtbare Voraussetzung. Einen besonders interessanten Forschungsgegenstand stellen die Listen der separierten Bücher dar (insgesamt 93 Titel, S. 274–294). 43 Titel werden ausdrücklich als „suspensi donec expurgentur" bezeichnet, 50 Bücher sind aus konservatorischen oder inhaltlichen Gründen separiert. Von den 43 zu expurgierenden Werken sind allerdings nur 13 im *Index des livres interdits*, dir. Jesús Martínez De Bujanda, 11 Bde., Quebec 1984–2002 aufgeführt. Ob man eventuell bei der Aussonderung in Serra San Bruno besonders rigoros vorging, läßt sich nur unter Heranziehung von Vergleichsmaterial beantworten; möglicherweise kann auch die laufende Auswertung der Akten der Index-Kongregation Aufschlüsse bieten. Leider führt das Verzeichnis keine Bücher auf, die wegen ihres häretischen Inhalts vernichtet wurden. Belegt ist eine umfangreich öffentliche Bücherverbrennung am Erscheinungsfest 1600 in Santa Severina. Ob bei den verbrannten Büchern auch Exemplare aus dem Kartäuserkloster enthalten waren, lässt sich aus den Quellen nicht klären (vgl. Antonio Maria Adorisio, Riforma Tridentina in Calabria. Un rogo di libri ereticali a Santa Severina, Rivista Storica Calabrese n.s. 8 (1987), S. 263–279). Den Hauptteil des Werks stellen die Edition und die bibliographische Aufbereitung des Verzeichnisses dar. Die Einträge sind von bemerkenswerter bibliographischer Genauigkeit, für den überwiegenden Teil der Titel konnte von den Bibliothekarinnen Rita Aiello und Rita Fioravanti, die seit Jahren mit dem Altbestand der Biblioteca Casanatense bestens vertraut sind, moderne Titelaufnahmen ermittelt werden. Zum Nachweis der Ausgaben wurde, soweit möglich, auf inter-

nationale Verbundkataloge verwiesen. Gerade der Vergleich der modernen Katalogisate mit den Buchbeschreibungen der Handschrift zeigt die exzellente Qualität des „Katalogs" von 1599. Zur Veranschaulichung des Buchbestands, der sich aufgrund des verheerenden Erdbebens von 1783 und der politischen Ereignisse nicht mehr *in loco* befindet, sind die Titelseiten von 15 Werken nach Exemplaren der Biblioteca Casanatense abgebildet. Hervorzuheben ist schließlich der detaillierte Index der Autoren bzw. der Titel der anonymen Werke, der die Benutzung der Edition bedeutend erleichtert. Auf den ersten Blick scheint die Edition eines Bibliothekskatalogs eines kalabresischen Klosters aus dem ausgehenden 16. Jh. auf eine lokal- und bibliotheksgeschichtliche Spezialstudie hinzuweisen. Der reiche und differenzierte Buchbestand, die hervorragende Qualität der Verzeichnung und nicht zuletzt die Einbindung des Werks in die Arbeit der Index-Kongregation ermöglichen aber eine Fülle von Fragestellungen unter buch- und bibliotheks-, kirchen-, sozial- und kulturgeschichtlichen Aspekten, so daß die Lektüre auch über die Lokalgeschichte hinaus einen Gewinn darstellt. Die Titelbeschreibungen des „Katalogisierers" von 1599 und die bibliographischen Identifizierungen der beiden Kolleginnen sind von gleich hoher Qualität, das präzise und kenntnisreiche Vorwort von Pietro De Leo regt mit den zahlreichen bibliographischen Angaben zu weitergehender Beschäftigung an. Nicht immer sind die Werke der in Italien sehr beliebten „comitati nazionali" anläßlich besonderer Jahrestage von überzeugender Qualität, das vorliegende Werk kann aber uneingeschränkt empfohlen werden, zumal bei dem sehr ökonomischen Preis. Die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Klosterbestände sind ein entscheidender Baustein in unserer kulturellen Überlieferung. Es ist zu hoffen, daß diese Edition Nachahmung finden wird. Thomas Hofmann

Thomas Ertl, Alle Wege führten nach Rom. Italien als Zentrum der mittelalterlichen Welt, Ostfildern (Thorbecke) 2010, 304 S., Abb., ISBN 978-3-7995-0861-2, € 24,90. – Thomas Ertl lässt keinen Zweifel aufkommen, dass er das mittelalterliche Italien als „internationales" Kontakt- und Kommunikationszentrum versteht. Hier kreuzten sich zwischen 1000 und 1500 „Wege, Waren, Menschen und Ideen" (S. 7) in ungeheurer Dichte. Auf knapp 300 Seiten gelingt es dem Mediävisten die Geschichte der italienischen Halbinsel in größere Zusammenhänge einzubinden, ohne gleichzeitig den Anspruch einer Regionengeschichte oder chronologischer Ereignisgeschichte zu verfolgen und den zahlreichen politikgeschichtlichen Darstellungen eine weitere hinzuzufügen. Vielmehr versucht er geschichtsinteressierten Lesern schlaglichtartig das Wirken von Italienern in der Welt sowie im Wechselspiel deren Wirken in Italien näher zu bringen. Seine Darstellung bleibt hierbei stets eng am Einzel-

fall, um allgemeingültige Entwicklungen anhand einzelner Personen lebendig werden zu lassen. Dass lediglich Mythen und Ereignisse aneinander gereiht werden, vermeidet Ertl dadurch, dass er immer auch Bezug auf Forschungsergebnisse nimmt, indem er dezidiert auf verbleibende Unsicherheiten, Lücken in der Überlieferung, Aussagemöglichkeiten von Quellen (S. 165f.) oder gern tradierte, aber letztlich erst im 19. Jh. geprägte Legenden (S. 144) eingeht. Dass es ein einheitliches „Italien" im Mittelalter weder in politischer, noch in wirtschaftlicher oder ethnischer Hinsicht gegeben habe, wird an mehreren Stellen betont. Dennoch begründet Ertl seine Formulierung „*die* Italiener" (S. 287) damit, dass eine Abgrenzung gegenüber dem als „kulturlos" empfundenen nordalpinen Raum und gegenüber den Griechen sowie den heidnischen Muslimen im Süden doch zu einer Art Zusammengehörigkeitsgefühl geführt habe. Nachdem eingangs mit den Wegen nach Italien (S. 15–29) die spätantike und mittelalterliche Infrastruktur der italienischen Halbinsel (Landwege mit Alpenpässen und Seewege) skizziert wurde, folgen schließlich – kapitelweise – thematische Annäherungen an die Phänomene des kulturellen und kommunikativen Austauschs über Länder-, Sprach- und Kulturgrenzen hinweg. Ausgangs- und Endpunkt bildet nicht zuletzt Rom, dessen Mythos als Hauptstadt der Welt (S. 52) sowohl mit der Bedeutung Italiens für die römisch-deutschen Könige verknüpft wird als auch mit den Kommunikationsstrukturen religiöser Orden (S. 143ff.). Wenn Ertl am Beispiel des Zisterzienserordens dessen Bedeutung für kulturübergreifenden Austausch von Gebrauchsgegenständen, Schriften oder Fertigkeiten erläutert und seine Bedeutung für die „mentale und agrarische Landerschließung" (S. 146) tritt allerdings der Italienbezug seitenweise zugunsten allgemeinverständlicher Kontextualisierung zurück. An anderer Stelle wird das gleiche Phänomen mit Handelsstraßen und der der Bedeutung von Fernhandelskaufleuten für europaweiten Kulturtansfer (S. 245) in Verbindung gebracht. Verknüpft werden die religiöse und die wirtschaftliche Sphäre jedoch nicht. Deren Überschneidungsmöglichkeiten skizziert allerdings das gelungene Kapitel zu den Asienreisen der Gebrüder Polo, das christliche Missionare, zum muslimischen Glauben konvertierte Abenteurer und geschäftstüchtige Kaufleute zusammenbringt. Warum das Zusammenleben der Universitätsnationen mit einem Beispiel aus Paris erläutert werden muss, erschließt sich nicht ohne weiteres, auch wenn das entsprechende Kapitel mit dem Hinweis schließt, an der – eigentlich im Vordergrund stehenden – Universität Bologna seien die Verhältnisse sicher nicht anders gewesen (S. 209). Das Buch ist gut geschrieben. Es bedient sich mit Blick auf eine breite Leserschaft einer modernen Sprache, was dann allerdings mitunter dazu führt, dass von der „Holding" des Francesco di Marco Datini gesprochen wird. Hervorzuheben ist abschließend, dass Ertl Begriffe wie „stabilitas loci" (S. 154),

die „septem artes liberales“ (S. 198f.) oder die „goldene Horde“ (S. 183) genauso wie „Cismontani“ und „Ultramontani“ (S. 206f.) im Fließtext in aller gebotenen Kürze erklärt und für jedes Kapitel eine knappe Auswahlbibliographie mit aktueller Literatur anbietet. Zusammen mit Quellenausschnitten – in Übersetzung – entsteht auf diese Weise ein kurzweiliges Lesebuch zur italienischen Geschichte des Mittelalters. Zumindest ein Stück der Faszination Italiens überträgt sich auf diese Weise beim Lesen. Britta Kägler

Elke Goez, Geschichte Italiens im Mittelalter, Darmstadt (WBG) 2010, 288 S., ISBN 978-3-89678-678-4, € 29,30. – Die Geschichte Italiens im Mittelalter zu erzählen ist wegen der Vielgestaltigkeit der Halbinsel ein schwieriges Unterfangen. Unterschiedliche Stränge – zumindest für Süditalien, Rom und Oberitalien – müssen separat verfolgt, bisweilen miteinander verwoben und dann wieder in ihrer Individualität erhalten werden. Kürzungen und Vereinfachungen sind dabei unvermeidlich. So liegt die individuelle Leistung einer gut lesbaren Überblicksdarstellung vor allem in der gut begründeten, den Erzählfluss erhaltenden Selektion von Ereignissen und Räumen, die trotz der unvermeidbaren Fragmentierung einen roten Faden erkennen lässt. Die Vf. trägt dem Rechnung, wenn sie ihr einleitendes Kapitel mit dem Hinweis abschließt: „Die überbordende Fülle des Berichtenswerten, dem Pluralismus der italienischen Geschichte geschuldet, der hier kein Zeichen von Schwäche, sondern von unerschöpflichem Reichtum ist, zwingt zur Auswahl und zur Verknappung“ (S. 16). Nicht nur hier knüpft sie in Formulierung und Ansatz an Werner Goez und dessen „Grundzüge der Geschichte Italiens in Mittelalter und Renaissance“ von 1975 (ebenfalls WBG, hier S. 12), an: „Wir handeln von einer echten Vielfältigkeit. Pluralismus ist in der Geschichte oft gleichbedeutend mit Schwäche. Er kann aber auch Ausdruck überquellenden Reichtums sein“. Das Buch von Elke Goez folgt auch im Aufbau nahezu exakt dem Vorgängerbändchen. So ist die Aufteilung in 15 Kapitel, die je wechselnden Regionen gewidmet sind, fast unverändert. Lediglich das Kapitel 14 im Vorgängerbuch über „Politik und Wirtschaft im späteren Quattrocento“ fehlt, dafür ist Kapitel 7 über „Ober- und Mittelitalien im sogenannten Investiturstreit“ eingefügt, dessen Inhalt wiederum in ganz ähnlicher Form bei W. Goez schon in Kapitel 5 behandelt wird. Nur in Einzelfällen werden Passagen in andere Kapitel verschoben. Die geringfügige Änderung der Kapitelüberschriften (1. „Italia – Grundsätzliche Fragestellungen“ statt „Grundfragen und Voraussetzungen, 3. „Zwischen Skylla und Charybdis: Byzanz und die Langobarden“ statt „Byzantiner und Langobarden“, 6. „Süditalien unter den Normannen“ statt „Die Normannen“) vermittelt fast den Eindruck, der Verlag habe bemänteln wollen, dass es sich bei dem hier zu besprechenden Buch weniger um eine eigenstän-

dige Publikation als um eine überarbeitete und teilweise aktualisierte Neuauflage handelt. Dem Eindruck entspricht es auch, dass an keiner Stelle das Vorgängerbuch erwähnt wird – außer im Literaturverzeichnis, wo es gleichgestellt neben anderen Titeln erscheint. Wörtliche Zitate werden im Buch in Anführungszeichen, der zitierte Urheber in Klammern kenntlich gemacht. Die Entlehnungen aus W. Goez dagegen sind sämtlich nicht gekennzeichnet. Soviel zur Richtigstellung: Die Vf. übernimmt nie ganze Sätze unverändert aus dem Vorgängerbuch. Sogar alle wörtlichen Quellenzitate, die W. Goez in Anführungszeichen markiert, werden hier leicht variiert stets in indirekter Rede wiedergegeben (u.a. 38, 116, 231, bei W. Goez resp. 33, 86, 238). Satzstücke und markante Wörter bleiben häufig unverändert, exemplarisch ist die oben zitierte Passage der Einleitung. Trotz der Beschränkung auf leichte Überarbeitungen ist das Buch sehr gut lesbar, klug gegliedert und mit der Einschränkung zu empfehlen, dass manche Neuansätze, die die Forschung seit Erscheinen des Buches von W. Goez bereichert haben, leider ignoriert werden. Hier wären Chris Wickhams Forschungen zur Konfliktführung oder Walter Pohls Studien zu den Langobarden zu nennen. Auch die Beschreibung des *Incastellamento* (71=W. Goez 66) ist veraltet. Aldo A. Settia, Pierre Toubert und Paolo Cammarosano haben schon vor 20 Jahren interne Auslöser, soziale und ökonomische Beweggründe angeführt. Eine nur dürftig aktualisierte Bibliographie sowie ein Namens- und Ortsregister beschließen das Buch, das trotz aller Einschränkung überaus lesenswert ist. Allein, der Verlag hätte ehrlicherweise deutlich machen können, wie eng das Buch dem älteren Exemplar folgt.

Florian Hartmann

Mischa Meier/Steffen Patzold, August 410. Ein Kampf um Rom, Stuttgart (Klett-Cotta) 2010, 259 S., ISBN 978-3-608-94646-8, € 19,10. – Audiatur et altera pars – in dem Wissen, dass ein Ereignis stets unterschiedliche Wahrnehmungen und folglich Deutungen hervorrufen kann, beherzigt die Rechtsprechung diese Vorgabe üblicherweise, um der juristischen Wahrheit auf den Grund zu gehen. Mit Blick auf die Geschichte erweisen sich die Dinge jedoch komplizierter, auch wenn das juristische Ideal grundsätzlich für die Rekonstruktion der historischen Wahrheit gelten mag, so es diese denn gibt. Die Geschichtswissenschaft, insbesondere die Rezeptionsforschung hat längst erkannt, dass gerade diese unterschiedlichen Perspektiven auf ein Ereignis ihr eigenes Erkenntnispotenzial besitzen, nämlich dann, wenn sie zum Spiegel der Zeit- und Standortgebundenheit bzw. der funktionalen Rezeption historischer Zusammenhänge werden und mehr über ihre zeitgenössischen Autoren als über die Faktizität der Ereignisse selbst vermitteln. Nicht die Fakten, sondern die jeweiligen Kontexte, in denen die Fiktionen über diese tatsächlichen oder

vermeintlichen Fakten entstehen, nicht wie es gewesen ist, sondern warum und wie es gedeutet wurde, definiert dann die Fragestellung. Als lohnende Objekte eines solchen Ansatzes erweisen sich insbesondere die gleichsam welthistorischen Ereignisse. Pünktlich zur 1600-jährigen Wiederkehr der Eroberung Roms durch Alarich am 24. August 410 haben der Althistoriker Mischa Meier und der Mediävist Steffen Patzold gemeinsam über die Wirkungen dieses Ereignisses am Übergang von der Antike zum Mittelalter nachgedacht und stellen in einem Streifzug durch die historiographische und z. T. auch literarische Rezeption recht unterschiedlichen Deutungsperspektiven vor, die der Fall Roms im Jahre 410 in Laufe der Jahrhunderte erfahren hat. Schon der Titel des Bandes verweist nicht nur auf eine der wohl erfolgreichsten Bearbeitungen des Stoffes (Felix Dahns 1876 erschienener gleichnamiger gelehrter Professorenroman), sondern auch auf die im Prolog des Bandes („Ein Ereignis – Viele Geschichten") thematisierte Schwierig- bzw. Unmöglichkeit, aus der Menge der über 1600 Jahre entstandenen Verarbeitungen so etwas wie einen historisch wahren verlässlichen Kern herausfiltern zu können. In einer bewusst und zugegebenermaßen subjektiven, keinesfalls vollständigen Auswahl nehmen sie insgesamt 21 Autoren und deren Darstellungen dieses Ereignisses genauer in den Blick. In einem ersten Teil (Zeitgenössische Deutungen) lassen sie an christlichen Autoren Hieronymus, Augustinus, den spanischen Kirchenhistoriker Orosius sowie als einen der wenigen paganen zeitgenössischen Autoren zu dem Ereignis, den aus Gallien stammenden Reichsbeamten Rutilius Namatianus, zu Wort kommen. Am Anfang dieser Gruppe steht Claudius Claudianus, der sein Epos *de bello gothico* bereits im Jahre 402 und somit einige Jahre vor dem Fall Roms verfasst hat, dessen panegyrischer Entstehungskontext anlässlich eines Sieges über die Goten aber betont, wie unerwartet für die Zeitgenossen nur wenige Jahre später Alarich über die *Urbs* hereinbrechen sollte. Schon diese durchaus repräsentative Auswahl an zeitgenössischen Textzeugnissen unterschiedlichsten literarischen Anspruchs und Intention, die zudem an verschiedenen Orten mit mehr oder weniger Distanz zum Geschehen und in sehr diversen gesellschaftlich, politisch und auch religiösen Kontexten entstanden, mag die Heterogenität auch späterer Deutungen des Ereignisses verständlich machen, das schon von den Zeitzeugen als Gottesstrafe und Teil der christlichen Heilsgeschichte, aber auch als Beweis für die Minderwertigkeit der christlichen Religion bzw. als Konsequenz für die Aufgabe der alten heidnischen Götter gedeutet wurde. Ebenso divers sind die Perspektiven in der zweiten Gruppe, der Historiographen. In einem weiten zeitlichen wie geographischen Bogen von der Spätantike bis in das 16. Jh. werden u. a. die oströmischen Geschichtsschreiber Sokrates, der pagane Zosimos, Prokop, ferner Jordanes mit seiner Gotengeschichte, aber auch Isidor von

Sevilla, Otto von Freising sowie der Italiener Flavio Biondo, der deutsche Humanist Franciscus Irenicus und der Schwede Johannes Magnus mit ihren individuellen Deutungen und Kontextualisierungen des Falls von Rom vorgestellt, die von einer teilweisen Marginalisierung aus byzantinischer Perspektive über christlich-teleologischen Deutung bis hin zu einer historisch absurden ethnozentrischen Interpretation durch den schwedischen Gotizismus des 16. und 17. Jh. reichen konnten, der Alarichs Eroberung als geradezu identitätsstiftendes und moralisch beispielhaftes Moment der schwedischen Geschichte verklärte. Die dritte und letzte Gruppe ist den Historikern gewidmet, wobei hier neben Hauptwerken der Aufklärungshistoriographie wie Edward Gibbons monumentaler „History of the decline and Fall of the Roman Empire" (1776) auch Klassiker der eher populären, literarischen Bearbeitung des Stoffes (Felix Dahn, Ferdinand Gregorovius), Aufbereitungen für den Schulunterricht (August Wilhelm Grube, 1852), völkische Vereinnahmungen (Wilhelm Capelle, 1928) oder aber neuere wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit dem Ereignis (Herwig Wolfram, 2005 Michael Kulikowski, 2007) betrachtet werden. Zu jedem Autor liefern die Vf. eine komprimierte biographische Skizze sowie gelungene Ausführungen zum politischen, gesellschaftlichen, kulturellen oder wissenschaftlichen Entstehungskontext des Werkes. Bei der Anzahl an behandelten Autoren auf 240 Textseiten ist dies eine beachtliche Leistung, zumal es den beiden Autoren gelingt, jeweils Geschichte zu erzählen und nicht schematisch die einzelnen Positionen nach Handbuchmanier abzuarbeiten. Hierdurch wird der Band zu einem echten Lesebuch, dessen pointierte Kapitelüberschriften auch den Laien neugierig machen auf zentrale Momente – etwa bei dem als „Katholik mit Migrationshintergund" bezeichneten Isidor von Sevilla: „Vergangenheitsbewältigung eines Vertriebenen" oder bei Flavio Biondo, Franciscus Irenicus und Johannes Magnus augenzwinkernd zu den Blüten des Gotizismus: „Sind wir nicht alle Goten?" Selbstkritisch betonen die Vf., weder Vollständigkeit erzielen zu können, noch eine kritische Rezeptionsgeschichte vorlegen zu wollen. Der Band verzichtet bewusst auf einen Anmerkungsapparat, eine eingehende Referenz auf aktuelle mediävistische Diskussionen zur Rezeptionsgeschichte (z.B. Otto G. Oexles Vorschlag einer „Gedächtnisgeschichte des Mittelalters", 2009), auf Ausflüge in die breite kunsthistorische Rezeption aber auch auf eine ausführliche Wertung dieser heterogenen Berichte. Es war nicht der Anspruch der Vf., „dem Leser eine einzige, allein seligmachende Geschichte vorzusetzen", sondern mit ausgewählten Beispielen diverser religiös, politisch oder aber ethno-kulturell bis national motivierter Interpretationen dafür zu sensibilisieren, „wie sich Menschen im Laufe von 1600 Jahren der Eroberung Roms im Jahr 410 immer wieder neu sinnstiftende Ausdeutungen angeeignet haben". Diesen Anspruch lösen sie in

einem gut geschriebenen Buch ein, nicht mehr, aber auch nicht weniger, und ironisch selbstbewusst geben sie im Epilog allen, die nach der Lektüre immer noch wissen wollen, wie es eigentlich gewesen ist, die faktographische Schnittmenge ihrer Auswahl in einem trockenen Regest, frei von „zeitgebundenen Deutungen, Projektionen oder Instrumentalisierungen", zur Kenntnis: „Am 24. August des Jahres 410 eroberte ein Heer unter der Führung eines Generals namens Alarich die Stadt Rom. Drei Tage lang plünderten Alarichs Soldaten die alte Hauptstadt des Römischen Imperium. Am 27. August zogen sie wieder ab". Spätestens hier beginnt man sich dann wieder stärker für die Fiktionen als die Fakten des Kampfes um Rom zu interessieren, um die es in dem Band geht. Ein Literaturverzeichnis mit ausführlichen Hinweisen auf Editionen der Originaltexte und ausgewählte Sekundärliteratur sowie ein Register runden den Band ab. Kai-Michael Sprenger

Ulrich Nonn, Die Franken, Stuttgart (Kohlhammer) 2010, 177 S., ISBN 978-3-17-017814-4, € 18,80. – Die Ursprünge der Franken, die nach der Konsolidierung des fränkischen Reiches unter König Chlodwig I. (482–511) für mehr als 400 Jahre die führende Kraft in Westeuropa waren, liegen weitgehend im Dunkeln. Römische bzw. gallo-romanische Autoren bezeichneten in der zweiten Hälfte des 3. Jh. erstmals germanische Stämme wie die Amsivarier, Salier, Sugambrer, Tenkterer und Usipeter als Franken. Mit der frühen fränkischen Geschichte und deren Erforschung befasst sich ausführlich U. Nonn. Seine Darstellung reicht von den ersten Erwähnungen in den Quellen bis zum Tod König Childerichs († 482), des Vaters König Chlodwigs. Sie geht damit zeitlich den bereits in der Reihe erschienenen Bänden über die Merowinger (E. Ewig) und Karolinger (R. Schieffer) voraus. Einleitend behandelt U. Nonn das Aufkommen und die mittelalterlichen Deutungen des Frankennamens, die einzelnen Stämme und deren Siedlungsgebiete zwischen Rhein, Weser, Lahn und dem heutigen Ijsselmeer sowie die ältesten Belege für die *Francia*, das Land der Franken, das zwischen den Stammesgebieten der Sachsen und Alemannen lag und archäologisch der rheinwesergermanischen Kultur zugeordnet wird. Im Einzelnen verfolgt er die politische Geschichte des 4. und 5. Jh. und untersucht die wiederholten Züge der Franken bzw. fränkischer Stämme in das Römische Reich sowie das allmähliche Ausgreifen in den Nordwesten Galliens und entlang des Rheins. Die wechselvolle Beziehung zu den Römern und der gallo-romanischen Bevölkerung wird dabei ebenso deutlich, wie die noch vorhandene Heterogenität der Franken, die sich beispielsweise in deren militärischen Einsatz für und gegen die Hunnen zeigt. Gleichermaßen verdeutlicht U. Nonn den allmählichen Aufstieg der Salfranken und ihres Königtums. Schließlich zeichnet er Lebensformen und Kultur der ersten Franken sowie

den bereits früh aufkommenden Mythos einer trojanischen Abstammung nach. Seine Forschungssynthese besticht durch zwei Vorgehensweisen: Zum einen verknüpft die Darstellung geschickt zentrale Quellenpassagen in deutscher Übersetzung, Zitate aus der Literatur und eigene Wertungen, so dass die oft schwierige Forschungslage und die damit zusammenhängenden wissenschaftlichen Kontroversen auch für ein breites Publikum anschaulich und nachvollziehbar werden. Auf diese Weise wird zum Beispiel verständlich, warum es ein „verwirrender Befund" (S. 18) und in der Forschung strittig ist, ob es sich bei den frühen Franken um einen „festgefügten Stammesverband", einen „eher lockeren Stammesbund" oder aber um einen „‚Stammesschwarm' (R. Wenskus)" (S. 19) handelt. Zum anderen eröffnen die Einbeziehung archäologischer Funde und deren wissenschaftliche Auswertung neue Erkenntnisse, insbesondere zu den Lebensumständen der frühen Franken, die in den Schriftquellen nur spärlich dokumentiert sind. Zur Orientierung der Leser sind der Monographie fünf Karten, eine Zeittafel und eine Abbildung sowie zum weiteren Selbststudium ein Verzeichnis der Quellen und wichtiger Literatur beigegeben.

Swen Holger Brunsch

Giuseppe Cremascoli/Antonella Degl'Innocenti (a cura di), Enciclopedia Gregoriana. La vita, l'opera e la fortuna di Gregorio Magno, Archivum Gregorianum 15, Firenze (SISMEL – Edizioni del Galluzzo) 2008, XXXV, 380 S., Abb., ISBN 978-88-8450-317-6, € 220. – Gregor der Große, Papst und Kirchenvater, gilt neben Augustinus zu Recht als eine derjenigen Persönlichkeiten, die durch ihre Schriften das europäische Mittelalter maßgeblich mitgeprägt haben. Rund 8000 erhaltene Handschriften zeugen noch heute von dem immensen Ansehen, das der Papst und Kirchenlehrer genoss. Ein spezielles Nachschlagewerk, das profunde Einblicke in Person, Werk, historische Zusammenhänge und das Nachleben Gregors ermöglicht, liegt nun vor. Aufgrund der Initiative des *Comitato Nazionale per le Celebrazioni del XIV centenario della morte di Gregorio Magno (604–2004)* konnte der Band in Quartformat in vergleichsweise kurzer Vorlaufzeit erscheinen (angefügt sei an dieser Stelle, dass vorliegende Enzyklopädie als 15. Bd. der Reihe *Archivum Gregorianum* konzipiert ist, man mit anderen Worten schwerlich ein weiteres Jubiläum finden dürfte, das in den letzten Jahrzehnten quantitativ und qualitativ derartig hoch stehende Forschungsleistungen initiierte). Die *Enciclopedia Gregoriana* präsentiert sich als Frucht der Zusammenarbeit von 73 Gelehrten, wobei die Vf. sowohl der Gruppe der Nachwuchswissenschaftler als auch den arrivierten Größen des Fachs angehören. Ein kurzes Vorwort der beiden Editoren erläutert die Genese und Zielsetzungen des Bandes. Vorgeschaltet ist ebenfalls eine ausgesprochen nützliche Auflistung aller Werke Gregors mit Verweisen

auf die jeweiligen kritischen Editionen und Übersetzungen – letztere sind nach Sprachen geordnet und erlauben so bereits erste Rückschlüsse auf die aktuelle Rezeption der Werke des Kirchenlehrers. Für die Auswahl der 267, nicht nur an ein Fachpublikum gerichteten Einträge maßgeblich waren die großen Linien im Leben und Werk Gregors. So verfügt jede seiner erhaltenen Schriften über einen eigenen Eintrag, der wie im Falle der *Dialogi* seinerseits noch in mehrere größere Abschnitte unterteilt sein kann. Ein internes Verweissystem ermöglicht das schnelle Auffinden zusätzlicher Informationen in anderen Kapiteln. Die einzelnen Stichworte erscheinen zwar auf Italienisch, doch wurden die korrespondierenden Artikel in der Muttersprache des jeweiligen Vf. abgedruckt, so dass sich neben sehr vielen italienischen auch einige englische, französische und deutsche Beiträge finden. Am Ende jedes Beitrags findet sich eine Bibliographie, die die wichtigsten Monographien und Artikel zur Thematik anführt. Als Glücksgriff darf die Verpflichtung von Adalbert de Vogüé, des weltweit wohl besten Kenners der Geschichte des frühen (benediktinischen) Mönchtums gelten, der sieben Einträge, von „ascesi" bis hin zu „preghiera", auf der Grundlage jahrzehntelanger eigener Forschungen beisteuerte. Diese – und nicht nur diese – Artikel dürften für lange Zeit maßgeblich bleiben. Das Fortleben Gregors ist Gegenstand von Lemmata wie „Epitomi e florilegi", wo – ausgesprochen benutzerfreundlich – die erhaltenen Textzeugen aufgelistet werden. Aspekte der Rezeption finden sich unter den Rubriken „Fortuna della figura di Gregorio Magno" (Mittelalter) bzw. „Storiografia" (Neuzeit). Der Nutzer des Lexikons tut gut daran, sich mit der im Anhang befindlichen Liste der Lemmata vertraut zu machen. Um dem Reichtum an Informationen tatsächlich gerecht zu werden, braucht es etwas Fingerspitzengefühl – der Komplex „gregorianische Exegese" verfügt so beispielsweise über keinen eigenen Eintrag, sondern wird (zugegebenermaßen nicht gänzlich unlogisch) unter der Rubrik „Bibbia" mit abgehandelt. Einträge zum theologischen Denken Gregors, seinen ekklesiologischen Vorstellungen, zur Abhängigkeit von anderen Kirchenvätern, zu Spiritualität, Liturgie und Hagiographie zeichnen ein nahezu erschöpfendes Bild des theologisch-geistigen Horizonts. Artikel zum Wirtschafts- und Rechtssystem, zur Kirchenorganisation, zu häretischen Bewegungen und Orten bzw. Personen, die für Gregors Biographie von besonderer Bedeutung sind, ermöglichen eine profunde historische Kontextualisierung. Natürlich sind auch 267 Lemmata nicht in der Lage, das Phänomen „Gregor" in seiner ganzen Breite abzudecken, jeder Benutzer wird anderes vermissen. Es sollte freilich angemerkt werden, dass eine mehrbändige enzyklopädische Erschließung Gregors auch nicht in der Absicht der Hg. lag. Der wissenschaftliche Wert der einzelnen Artikel schwankt naturgemäß, doch ist allenthalben das Bemühen spürbar, nicht allein den aktuellen Forschungsstand zusammen-

zufassen, sondern darüber hinaus auch Perspektiven für weitere Forschungen zu eröffnen. Summa summarum: ein wichtiger Band, der Vita und Opera Gregors mustergültig erschließt und auf den die Forschung zukünftig mit Gewinn zurückgreifen dürfte. Der *Enciclopedia Gregoriana* ist trotz des exorbitanten Preises weite Verbreitung zu wünschen. Ralf Lützelschwab

Hervé Oudart, Robert d'Arbrissel ermite et prédicateur, Istituzione e società 14, Spoleto (Centro Italiano di Studi sull'Alto Medioevo) 2010, XXXIII, 501 S., ISBN 978-88-7988-423-5, € 56. – Jacques Dalarun prägte mit seinen Arbeiten zu Robert d'Arbrissel maßgeblich das Bild des Wanderpredigers und Gründers der Gemeinschaft von Fontevrault in der jüngeren Forschung. Mit Blick auf die existierenden Robert-Viten bemerkte er pointiert: „Eine mittelalterliche Vita scheint eine bestimmte Person zunächst ganz deutlich zu zeigen; analysiert man sie jedoch genauer, ist sie die radikalste Verneinung des Individuums." (Dalarun, Erotik und Enthaltsamkeit, Frankfurt/M. 1987, S. 114). Und tatsächlich waren es weder Roberts Persönlichkeit, noch seine Spiritualität, mit denen sich die Forschung der letzten beiden Jahrzehnte vornehmlich befasste. Man richtete den Blick vielmehr auf die institutionelle Verfasstheit seiner Gründung in Fontevrault, in der ab 1115 eine Frauen- neben einer Männergemeinschaft existierte, wobei die Männer einer Äbtissin unterstellt waren. Vorliegende Monographie wählt einen anderen Zugang. Ausgehend von der Prämisse, Roberts Werdegang sei immer und überall vom eremitischen Element geprägt gewesen, wird diese Art der Existenz minutiös nachverfolgt. Grundlage der Ausführungen bildet dabei die *Historia magistri Roberti fundatoris Fontis Ebraudi* aus der Feder des Baudri von Bourgueil, ein Text, wohl 1116 entstanden, der in der Forschung keinen guten Leumund besitzt und der durch vorliegende Untersuchung rehabilitiert werden soll. Relativiert werden damit zugleich die Aussagen der zweiten, zeitgleich entstandenen Vita, dem *Supplementum*. Die Untersuchung zerfällt in zwei große Abschnitte, behandelt im ersten Teil die Lebensphase von der Geburt Roberts um 1046 bis ins Jahr 1095/96 mit den ersten eremitischen Erfahrungen im Wald von Craon, und richtet den Blick im zweiten Teil auf die Erfahrungen nach dem Verlassen der dortigen Kanonikergemeinschaft bis zu seinem Tod 1116. Methodisch wird der Weg der Detailanalyse beschritten: die Aussagen Baudris werden mit denjenigen zeitgenössischer juristischer und hagiographischer Quellen konfrontiert. Im Grunde kann die gesamte Monographie daher als ausführlicher Kommentar der Robert-Vita des Baudri von Bourgueil gelesen werden. In den vergleichenden Blick geraten zum einen der lokale Adel und die hohe Geistlichkeit, zum anderen die zeitgleich agierenden Eremiten wie Stephan von Muret, Stephan von Obazine oder Bernhard von Tiron. Dieses Vorgehen überzeugt durch-

aus, doch eignet der detailverliebten Interpretation des in Kleinstabschnitte zerlegten Baudri-Textes mitunter der Charme einer überaus bemühten Seminararbeit. Zu Recht wird dem Bedeutungsgehalt einzelner Worte bzw. Formulierungen große Beachtung geschenkt, doch fragt man sich mitunter, weshalb zu deren Interpretation vor allem (spät)antike und frühmittelalterliche Texte herangezogen wurden. Weshalb verzichtete man auf die ausgesprochen aussagekräftigen Lexika bzw. Wörterbücher des hohen Mittelalters? Die Werke des Papias, Remigius von Auxerre und vor allem Osberns von Gloucester hätten sich angeboten. Ratlos macht auch der Blick auf die Bibliographie, in der auf nahezu sämtliche deutschen Titel zu den Eremitengemeinschaften des 11. und 12. Jh. verzichtet wurde. Stark ist die Arbeit immer dann, wenn biblischen Vorbilder für das im hagiographischen Text Dargestellte zu benennen und zu erläutern sind. Deutlich wird, wie gekonnt mit biblischen Zitaten oder Assoziationen gespielt wird und weshalb Robert – dem Ideal der *imitatio Christi* verpflichtet – Zeit seines Lebens auf den Abtstitel verzichtete und denjenigen des *magister* favorisierte. Der wohl größte Verdienst der Arbeit besteht darin, den Widerspruch zwischen beiden Viten im Bereich der institutionellen Verfasstheit von Fontevrault wenn nicht ganz aufgelöst, so doch relativiert zu haben. Sprachliche Analyse und der Blick auf andere Quellengattungen wie Klosterchartulare mit ihrem Korrektivpotential verdeutlichen in der Tat, dass Baudris Text in weiten Teilen glaubwürdig ist und er das harsche Verdikt, mit dem er in den vergangenen Jahrzehnten verurteilt wurde, nicht verdient hat.

Ralf Lützelschwab

Thomas Gregor Wagner, Die Seuchen der Kreuzzüge. Krankheit und Krankenpflege auf den bewaffneten Pilgerfahrten ins Heilige Land, Würzburger medizinhistorische Forschungen. Beiheft 7, Würzburg (Königshausen & Neumann) 2009, 330 S., ISBN 978-3-8260-4073-3, € 48. – Am 8. September 1227 brach der deutsche Kaiser Friedrich II. nach mehrmaligem Mahnen Papst Gregors IX., sein Kreuzzugsgelöbnis endlich zu erfüllen, mit seiner Flotte von der Hafenstadt Brindisi in Apulien zur bewaffneten Pilgerfahrt auf. In Otranto endete der Kreuzzug dann, da innerhalb der kaiserlichen Truppen eine verheerende Seuche ausgebrochen war. Auch der Kaiser hatte sich angesteckt, begab sich in der Hoffnung auf Genesung unverzüglich zu den heißen Quellen von Pozzuoli und wurde daraufhin vom Papst mit dem Bann belegt – ein Beispiel, wie Seuchen politische und geschichtliche Verläufe beeinflussen können. Dem Aufruf des Konzils von Clermont (1095) folgend, machten sich über zwei Jahrhunderte hinweg riesige Heereszüge auf den Weg zur Befreiung Jerusalems, das jedoch nur ein Bruchteil der bewaffneten Pilger wirklich erreichte. Für die immensen Verluste unter den Kreuzfahrern – nach heutigen Schätzungen über-

lebte nur jeder Fünfte – waren in erster Linie Krankheiten und Seuchen wie Malaria, Dysenterie, Fleckfieber, Typhus und Wundsepsis verantwortlich, die sich vor dem Hintergrund fehlender Klimaanpassung der Pilger, Strapazen und Entbehrungen des Lebensstils sowie unhygienischen Lagerbedingungen um so schneller entwickeln konnten. Wagner will mit seiner, aus einer Dissertation an der Universität Würzburg hervorgegangenen, Monographie„einen Einblick in die Heeresorganisation, die logistischen Probleme der Heerführer und die Lebensverhältnisse zur Zeit der Kreuzfahrerstaaten" (S. 12) geben. Auch geht es ihm um die Berücksichtigung von Fragen nach der Wahrnehmung von Krankheit und Schmerz und den zeitgenössischen Vorstellungen über den menschlichen Körper. Sein Anliegen ist auch, die von zeitgenössischen Autoren häufig sehr allgemein geschilderten und mit Hilfe der Miasmentheorie des Hippokrates erklärten epidemischen Krankheiten der Kreuzzugsheere mit aller gebotenen Vorsicht medizinhistorisch zu klassifizieren. Das Buch gliedert sich in vier Hauptkapitel: Im ersten Kapitel geht es um die Kreuzfahrerverluste durch Krankheiten und die Vorstellungen von Lagerhygiene vom Altertum bis zu den Kreuzzügen sowie die Rolle der Kreuzzüge für die Entwicklung der medizinischen Heeresversorgung. Im Mittelpunkt des zweiten Kapitels steht der Wissensaustausch zwischen christlich-lateinischen, griechisch-orthodoxen und arabischen Traditionen, die medizinischen Behandlungen in den erzählenden Quellen und die Pflege im Hospitalkomplex des Johanniterordens in Jerusalem, die als „Zusammenspiel medizinischer Kunst mit spirituellen Heilmitteln" (S. 106) beschrieben werden. Im dritten Kapitel beschäftigt sich der Autor mit den epidemiologischen Bedingungen der Kreuzfahrerstaaten, d.h. mit den Entbehrungen der Kreuzfahrer durch Hunger, Auszehrung und Erschöpfung, den epidemiologischen Bedingungen der fränkischen Heereszüge im Heiligen Land und den Gefahren für die Pilgerheere in Belagerungsperioden. Die erhöhte Mobilität dieser Zeit schuf letztlich auch die Bedingungen für die größere Verbreitung der Epidemien. Im letzten Hauptteil wendet er sich Berichten und medizinischen Traktakten über die Kreuzzüge zu, die er im Hinblick auf Krankheiten und deren Verlauf untersucht. In fünf abschließenden Abschnitten werden die Ergebnisse der Studie auf den Punkt gebracht. Dem Autor ist es gelungen, eine grundlegende, sachkundige und quellenfundierte Studie zu einem bislang von Medizinhistorikern und Geschichtswissenschaftlern wenig berücksichtigten Thema vorzulegen. Kerstin Rahn

Hüseyin Eryüzlü, Die Italienpolitik Friedrich Barbarossas und die Auseinandersetzung mit der Kurie, Hamburg (Diplomica) 2009, 93 S., ISBN 978-3-8366-8259-6, € 38. – Ein eigenes Buch zu publizieren ist heute vergleichsweise einfach. Zahlreiche Verlage locken mit kostenfreien Angeboten, eigener

ISBN und effizientem Vertrieb. Die Versuchung, derart schnell zu einer ersten mehr oder weniger wissenschaftlichen monographischen Veröffentlichung zu kommen, ist offensichtlich ebenso groß wie der gefühlte Publikationsdruck am Beginn mancher zumindest intendierten wissenschaftlichen Karriere. Die beachtliche Menge an Haus- oder Examensarbeiten, die zwischenzeitlich aus dem Netz gegen Gebühr zu beziehen sind, spricht Bände. Doch diese Form der Veröffentlichung erfolgt zumeist an einer fachkundigen Redaktion vorbei auf eigene Faust der Autoren und führt nicht selten eher ins wissenschaftliche Abseits anstatt die Basis einer ernstzunehmenden Publikationsliste zu legen. Dies wirft grundsätzliche Fragen auf, mit denen sich zwangsläufig auch der Wissenschaftsbetrieb auseinanderzusetzen hat, nicht zuletzt mit Blick auf die zunehmend von den Autoren wahrgenommenen und ernstzunehmenden Möglichkeiten des Plagiats oder oft nur schwer zu verifizierender Entlehnungen. Die hier anzuzeigende Publikation einer 2008 an der Universität Augsburg angenommenen Examensarbeit für das Lehramt im Fach Geschichte ist offensichtlich ebenfalls ohne jegliche wissenschaftlich-redaktionelle Kontrolle Dritter entstanden und ein bezeichnendes Beispiel für die oben angesprochene grundsätzliche Problematik. Schon das selbstgesteckte Ziel der Arbeit, zentrale Problemfelder der Italienpolitik des Stauferkaisers Friedrich I. Barbarossas zu beleuchten sowie „über die politischen Herrschaftsverhältnisse in Oberitalien Erkenntnisse zu gewinnen und zu entschlüsseln, aus welcher Kraftquelle heraus der intensiv betriebene Konflikt zwischen dem Deutschen Reich und seinen italienischen Bewohnern entsprang", wird nicht ansatzweise eingelöst. Stattdessen bieten die 89 Seiten Text ein streng chronologisch-faktographisches Referat der für die Italienpolitik bzw. die Auseinandersetzungen des Alexandrinischen Schismas wichtigsten Ereignisse bis 1177, die in knappen und zumeist unkritischen Beschreibungen ohne eine erkennbare Problematisierung positivistisch abgehandelt werden. Ebenso fehlt eine inhaltliche Schwerpunktsetzung, ein wirkliches Verständnis für das Potenzial dieser Themen sowie die Kenntnis wichtiger neuerer Literatur zu den zahlreichen Einzelfragen dieser Konflikte. In den einschlägigen Handbüchern und nicht zuletzt in den Regesten, die inzwischen für den gesamten behandelten Zeitraum online gestellt sind (http://regesten.regesta-imperii.de/), können diese Ereignisse besser und mit Blick auf manche Forschungsdiskussion auch ertragreicher nachgelesen werden. Gerade an diesem Punkt aber treten die zum Teil gravierenden methodischen Mängel der Arbeit besonders drastisch hervor. So sind dem Vf. diese Regesten offensichtlich gar nicht bekannt, wenn er mit Verweis auf die 1977 im Kontext des Stauferjahres erschienene, eher populäre Barbarossabiographie Helmut Hillers die Festkrönung Barbarossas 1155 in Pavia noch auf den 17. April setzt und von einer Selbstkrönung des Kaisers zum *Rex Longo-*

bardorum ausgeht, obwohl die Itinerarforschung diesen terminlichen Irrtum bei Otto von Freising schon länger vor Hiller korrigiert hat (vgl. Regesta Imperii IV, 2, Nr. 286 zum 24. April 1155). Um das Gröbste zu vermeiden hätte hier schon ein Blick in die inzwischen 4. Aufl. der Barbarossabiographie Ferdinand Oplls gereicht, die der Vf. in seinem ganze 28 Titel umfassenden Sekundärliteraturverzeichnis zwar aufführt, aber offensichtlich nicht wirklich benutzt hat. Stattdessen bezieht sich der Vf. bei seinen Nacherzählungen immer wieder unkritisch auf zum Teil längst überholte, bisweilen auch populäre Literatur, wie etwa auf die bereits 1908 von Hanny Brentano publizierte Biographie Barbarossas, die vom Autor in dem 2006 besorgten unveränderten Nachdr. der Originalausgabe benutzt und – zumindest gewinnt man den Eindruck – als „neuere" Biographie angesehen wurde, denn jeglicher Hinweis auf das tatsächliche Alter dieses Textes fehlt im Literaturverzeichnis. Wichtige Leitquellen für die Italienpolitik, nicht zuletzt die *Gesta Friderici* Otto von Freisings bzw. Rahewins, werden in veralteten Editionen zitiert – z.B. „Perk, G. H. u.a. (Hg.) Freising, Otto von. Thaten Friedrichs. Leipzig 1883", womit wohl die von Horst Kohl besorgte und 1883 in der Reihe „Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit" erschienene Übersetzung gemeint ist – oder aber direkt über die Sekundärliteratur benutzt, was zu sehr eigenwilligen, teilweise nicht mehr nachvollziehbaren Quellenzitaten sowie einem völlig unzureichenden gerade nur 5 Titel umfassenden „Quellenliteratur"-Verzeichnis führt, in dem sich dann auch echte Fremdkörper finden wie Wilhelm von Giesebrechts Geschichte der deutschen Kaiserzeit. Neben diesen grundsätzlichen handwerklichen und eklatanten methodischen Fehlern stören häufige terminologische Ungereimtheiten („Letzter Feldzug der schismatischen Zeit", „Stauferische Politik" und „stauferischer König", „Lega Lombardia", „Beziehungsgefecht") oder die unkritische Übernahme keinesfalls sicherer und in der Forschung durchaus kontrovers diskutierter Sachverhalte wie z.B. die angeblich exakt belegte Gründung der Universität von Bologna im Jahr 1119 (ohne Quellenverweis). Besonders ärgerlich und auch verwerflich sind aber die hier anzuzeigenden zum Teil wortwörtlichen Übernahmen, die der Autor dem Leser ohne entsprechende Kenntlichmachung als eigene Ergebnisse oder zumindest Formulierungen suggeriert. Ein Beispiel möge diesen Vorwurf verdeutlichen: Auf S. 43 resümiert Eryüzlü: „Nach den gescheiterten Versuchen mit dem Kaiser in Verhandlungen zu treten, brachte Venedig von Byzanz, der Kurie und den Normannen unterstützt, bereits 1164 den Veroneser Bund zustande." Der Vf. verweist hierbei völlig unzureichend auf S. 289 des 1992 von Alfred Haverkamp herausgegebenen Sammelbandes zu Friedrich Barbarossa (Vorträge und Forschungen Bd. XL), nicht aber auf den von dort „zitierten" Aufsatz von Reinhard Härtel, in dem sich die entsprechende Passage fast wortgleich findet und der in dem Literaturverzeichnis sinniger-

weise fehlt (Härtel: „Nach fehlgeschlagenen Versuchen, mit dem Kaiser in Verhandlungen einzutreten, brachte Venedig im Frühjahr 1164 mit oströmischem Geld und wohl auch mit kurialer Unterstützung den Veroneser Bund zustande und befreite sich so aus der kaiserlichen Umklammerung"). Ähnlich verfährt der Vf. auf S. 89 mit einem zudem ungenauen Verweis auf eine Publikation Stefan Weinfurters, aus der er ebenfalls mit wortgleichen Übernahmen seine eigenen Schlussbetrachtungen ohne entsprechende Kenntlichmachung aufwertet. Bei anderen Formulierungen der Arbeit ergeben sich zumindest starke Verdachtsmomente, etwa wenn Titelüberschriften wie „Ursprung der Zwietracht" (S. 82) all zu deutliche Anklänge an das mit „Die Wurzeln der Zwietracht" übertitelte Schlusskapitel in Johannes Laudages Habilitationsschrift zum Alexandrinischen Schismas erkennen lassen, die dann auf weiten Strecken „zusammengefasst" wird. Auch wenn nicht eindeutig zu klären ist, inwieweit der Vf. hier bewusst oder einfach nur oberflächlich agiert haben mag, so erfüllt die Arbeit keinesfalls das wissenschaftliche Niveau, das man von einer Staatsexamensarbeit und ihrer ja keinesfalls nötigen monographischen Publikation erwarten darf. Mit dieser Beobachtung sind wir aber wieder bei dem eingangs gestreiften grundsätzlichen Problem angelangt. So wird man auch fragen müssen, wie genau hier die akademischen Betreuer hingesehen haben und ob nicht zumindest der Diplomica Verlag in Hamburg, trotz eines eigenen Lektorats, künftig deutlich gründlicher prüfen sollte, was in das Programm einer „sorgfältig recherchierten Fachliteratur" aufnimmt, für die der er ausdrücklich wirbt. Die Mediävistik bringt dieses Buch jedenfalls nicht weiter. Kai-Michael Sprenger

Ferdinand Opll, Zwang und Willkür. Leben unter städtischer Herrschaft in der Lombardei in der früheren Stauferzeit, Wien [u. a.] (Böhlau) 2010, 274 S., Abb., ISBN 978-3-205-78499-9, € 35. – Spätestens mit Ferdinand Güterbocks Studien zum „dispotismo dei vicari imperiali" in Piacenza (1937) ist der spezifische Quellenwert von Zeugenverhören für die Geschichte der staufischen Italienpolitik als Ergänzung zu den historiographischen sowie urkundlichen Quellen der kaiserlichen Kanzlei stärker in den Blick der Forschung gelangt. Doch auch jenseits der Reichsgeschichte hat die moderne Mediävistik mit zunehmender Relevanz kulturhistorischer Fragestellungen diese „Ego-Dokumente" für sich entdeckt, in denen „gewöhnliche Menschen zu Worte kommen, die sonst nie eine Chance hätten, in eine historische Quelle hineinzufinden und sich der Nachwelt vernehmlich zu machen" (Arnold Esch), und die uns in individuellen Erinnerungen ihre spezifischen alltäglichen Lebenswelten sowie ihre Wahrnehmung der großen Politik vermitteln. Genau hier aber liegen auch die Probleme. So ist dieses Erkenntnispotenzial neuerdings nicht unumstritten; für Johannes Fried etwa sind wegen ihrer zumeist fehlen-

den Kontrollmöglichkeiten „mittelalterliche Zeugenaussagen (...) für die Ereignisgeschichte ohnehin unbrauchbar." Im Wissen um diese grundsätzlich schwierigen Verifizierungsmöglichkeiten hat Ferdinand Opll in der anzuzeigenden Monographie die Aussagen von insgesamt 80 Zeugen in den Blick genommen, die im November 1184 in der Auseinandersetzung zwischen den Städten Pavia und Piacenza um die Vorherrschaft über fünf in ihrem *Contado* bzw. im Grenzgebiet beider Kommunen liegenden Orte Mondonico, Monticelli (Pavese), Olmo, Parpanese und San Marzano vernommen wurden. Obwohl der Ausgang des Streites nicht überliefert ist, bieten die bereits 1909 von Luigi Cesare Bollea edierten Aussagen schon wegen ihrer ungewöhnlichen Länge eine Fülle an Einzelinformationen, die der Vf. für die drei miteinander verbundenen Ebenen der Reichspolitik und -geschichte, der kommunalen Lebenswirklichkeiten und der individuellen Schicksale einer lokalen Erlebniswelt untersucht. Opll stellt zunächst die „Gewährsmänner" der Dokumente vor, wobei neben den im Auftrag des kaiserlichen Kanzlers Gottfried handelnden Richtern und Notaren vor allem die vernommenen Zeugen behandelt und in einem eigenen Anhang zusammengestellt werden. Dies bedeutet gerade für prosopographische Forschungen eine erhebliche Erleichterung gegenüber der alten Edition Bolleas, in der ein Register wie auch eine entsprechende Auszeichnung der Namen im Text fehlte. Opll betont zu Recht, dass es sich bei den Zeugen meist um Vertreter der konsularischen Führungsschicht der beiden Städte sowie der umstrittenen Orte handelt, und relativiert damit die bisweilen an derartige Zeugenverhöre gerichteten Erwartungen, die Geschichte(n) des „kleinen Mannes" in einer „oral history" des Mittelalters rekonstruieren zu können. Opll fragt nach der Zuverlässigkeit der individuellen Erinnerungen, die teilweise bis zu 50 Jahre zurückreichen und regelmäßig an besonders markanten, überregional bedeutsamen Ereignissen der jüngeren Vergangenheit (z. B. die Belagerung Alessandrias, die Zerstörung Mailands, Tortonas und Cremas, der Friede von Venedig und die Gründung der Lega Lombarda) sowie mit konkretem Bezug auf die streitenden Kommunen und strittigen Ortschaften an einzelnen Amtsträgern festgemacht werden, von denen vor allem der Piacentiner Podestà Arnold Barbarvaria von Dorstadt sowie der Piacentiner Konsul Guglielmo de Malvicino wegen ihrer Brutalität hervorstechen. Mit Blick auf die zumindest chronologische Zuverlässigkeit dieser Erinnerungen konstatiert Opll hierbei ein erstaunlich hohes Maß an Übereinstimmung mit anderweitigen Überlieferungen zu diesen Funktionsträgern. Auf der Basis dieser Überlegungen behandelt der Vf. die Maßnahmen der Herrschaftsausübung, welche die schwierigen Rahmenbedingungen der fünf Orte unter städtischer Herrschaft definierten, die gleichsam zwischen die Fronten der konkurrierenden Ansprüche Pavias und Piacenzas geraten waren, unter fünf Hauptaspekten:

Aufbau lokaler Verwaltungsstrukturen; Regelungen zur Ausübung der Herrschaft und zu jurisdiktionellen Vorgehensweisen; Belastung der Beherrschten durch persönliche Dienstleistungen und finanzielle Verpflichtungen; herrschaftliche Regelungen zu wirtschaftlichen Normen; Vorkehrungen zur persönlichen Sicherheit. In einem eigenen Kapitel skizziert Opll ferner die politischen Positionen der konkurrierenden Städte Pavia und Piacenza sowie ihre wechselnden Bündnissysteme mit Mailand als der wichtigsten Metropole der Lombardei oder aber dem Kaiser und ordnet somit die Details der Zeugenerinnerungen in den größeren Kontext der Italienpolitik ein. Regesten zu den insgesamt 14 protokollierten Zeugenvernehmungen, eine Auflistung der vernommenen Zeugen und der erwähnten Piacentiner und Paveser Konsuln sowie eine Zusammenstellung der wichtigsten wörtlichen Aussagen zur politischen Entwicklung der fünf Orte, zu den wichtigsten Abgabenarten, zu Arbeitsverpflichtungen bei Befestigungsarbeiten, zur Beherbergungspflicht, zum Brückenbau und -geld, zu Einsetzung von Ortskonsuln, zur Gerichtsbarkeit, zu Maßen und Münzen, zu militärischen Dienstleistungen, zu Frondiensten oder Fluchtmöglichkeiten im Kriegsfall erleichtern die Benutzung dieser Quelle. Gerade angesichts des derzeit in der Forschung nicht unumstrittenen Erkenntnispotenzials dieser Quellengattung hätte man sich zwei Aspekte etwas ausführlicher gewünscht: zum einen die Auseinandersetzung mit den Ergebnissen einschlägiger landesgeschichtlicher Arbeiten vor allem der jüngeren italienischen Mediävistik, die sich intensiv mit ähnlichen Zeugenverhören, deren Quellenwert und ihren jeweiligen Entstehungskontexten beschäftigen – etwa Giangiuseppina Valsecchi (1989) zu Bergamo, Ivo Musajo Somma (2003) zu Piacenza, Enrico Faini (2008) zu Tuscia, Angelo Baronio (1984 und 2008) zu Leno, aber auch mit den einschlägigen Studien Chris Wickhams; zum anderen eine etwas ausführlichere Behandlung der prozessualen Abläufe derartiger Vernehmungen und der juristischen Funktion der *dicta testium*, die grundsätzlich in einem argumentativen Kontext im Zusammenspiel zwischen Richter und Zeugen und meist nach einem zwischen den streitenden Parteien zuvor abgestimmten Fragenkatalog entstanden und daher mit einem funktionalen Erkenntnisinteresse sowie einem per se begrenzten inhaltlichen Rahmen korrespondierten, innerhalb dessen die Zeugen überhaupt ihre Erinnerung argumentativ oder nach bestimmten, zur Untermauerung der eigenen Position entwickelten Erinnerungsstrategien formulieren konnten. Die schwierige Analyse dieser Aspekte macht die Quellenkritik derartiger Zeugenverhöre mit Blick auf die Ereignisgeschichte zwar nicht leichter, scheint aber zum Verständnis von Form, Funktion und vermeintlichen Redundanzen, etwa als Folge von unter einzelnen Zeugengruppen abgestimmten Argumentationen, oder aber der „Originalität“ und Authentizität einzelner Aussagen von beson-

derem Interesse. Ungeachtet dieser Addenda hat Opll eine Arbeit von erheblicher landeshistorischer Relevanz vorgelegt, in der auf der Grundlage der individuellen Erinnerungen der Betroffenen die harten Lebensbedingungen im kleinräumigen ländlichen Umfeld und die Beziehungen der beiden konkurrierenden Städte Pavia und Piacenza zu ihrem *Contado* sehr plastisch hervortreten, den diese mit ähnlich differenziert entwickelten Herrschaftssystemen und z. T. durch willkürlich anmutende Zwangsmaßnahmen ihrem Anspruch unterwarfen, wie er gerade auch für den „dispotismo dei vicari imperiali" überliefert ist. Nicht zuletzt hat Opll hiermit sehr überzeugend eine Lanze für die faszinierende und mit Blick auf ihre unterschiedlichen Erkenntnispotenziale durchaus ernstzunehmende Quellengruppe der Zeugenverhöre gebrochen, in denen gerade die singulär erinnerten Einzelschicksale die Auswirkungen der „großen" Politik im Kleinen spiegeln können, wie das eines Zeugen aus Mondonico, der sehr lebendig erinnert, wie er während der Brandschatzung seines Ortes durch kaiserliche bzw. Paveser Truppen im September 1167 wortwörtlich bis aufs letzte Hemd ausgeraubt wurde. Kai-Michael Sprenger

Jennifer Kolpacoff Deane, A History of Medieval Heresy and Inquisition. Critical Issues in World and International History, Lanham [u. a.] (Rowman & Littlefield Publ.) 2011, VII, 319 S., Abb., ISBN 978-0-7425-5576-1, € 20,98. – In acht Kapiteln behandelt Deane, Professorin an der Universität von Minnesota, die großen Themen der Geschichte der mittelalterlichen Häresien sowie ihrer Bekämpfung von kirchlicher und weltlicher Seite: von den Anfängen des Katharismus im 12. Jh. über die Geschichte der Waldenser, die Anfänge und die Etablierung der Ketzerinquisition, die Spiritualen, den Mystizismus, die Hexerei, Wyclif und die Lollarden in England bis zu Jan Hus und den Hussitenkriegen im Böhmen des 15. Jh. Über einzelne Wertungen mag man streiten, insgesamt jedoch bewegt sich die Darstellung im Rahmen der derzeit in der Forschung akzeptierten Sichtweisen. Dem selbstgesetzten Ziel – „die hauptsächlichen Themen und Aspekte im Zentrum der aktuellen Diskussion über Häresie und Inquisition nachzuzeichnen" (S. 8) – wird diese gut lesbare, sachlich fundierte und umsichtig geschriebene handbuchartige Darstellung vollauf gerecht. Die insgesamt gelungene Auswahl der Abbildungen und der aus anderen Publikationen übernommenen Karten unterstützt die didaktische Ausrichtung des Bandes, wobei allerdings ausgerechnet die erste Karte, die Europa um 1250 darstellt (S. 9), wenig informativ ist. Die Vorschläge zur weiterführenden Lektüre am Ende eines jeden Großkapitels geleiten den Leser zuverlässig zu den wichtigen englischsprachigen Beiträgen der jüngeren Forschung. Ein Index, der Personen, Orte und Begriffe verzeichnet, rundet den Band ab.

Wolfram Benziger

Olaf B. Rader, Friedrich II. Der Sizilianer auf dem Kaiserthron. Eine Biographie, München (C.H. Beck) 2010, 592 S., ISBN 978-3-406-60485-0, € 29,95. – Kaiser Friedrich II. (1194–1250) spaltete die Meinungen der Zeitgenossen wie kein anderer: zwischen „Staunen der Welt" (*stupor mundi*), „größter unter den Fürsten der Erde" (*principum mundi maximus*), Ketzer und Antichrist lautete ihr Urteil. Seit Jahrhunderten wurde der Stauferherrscher sowohl von deutscher als auch von italienischer Seite für politische Zwecke vereinnahmt. Wohl auch aus diesem Grunde hat seine schillernde Persönlichkeit rege Aufmerksamkeit in der historischen Forschung gefunden. Ernst Kantorowicz, David Abulafia, Wolfgang Stürner und Hubert Houben legten wichtige Biographien des letzten großen Staufers vor. Nun stellt sich der Berliner Historiker Olaf Rader im vorliegenden Buch erneut die Frage, wer der mythenumrankte Kaiser eigentlich wirklich war. Unter drei großen Themenbereichen – Herrschaften, Leidenschaften und Feindschaften – geht der Vf. in rhetorisch erfrischender Weise der schillernden Persönlichkeit Friedrichs II. auf die Spur und versucht den „Schleier der Zuschreibungen und Konstruktionen" (S. 15) um den Staufer zu lüften. Im ersten Kapitel beleuchtet Rader die wichtigsten Etappen der verschiedenen „Herrschaften" Friedrichs II. als *rex Sicilie, ducatus Apulie et principatus Capue* ab 1198, als römisch-deutscher König ab 1212 und *imperator Romanorum* ab 1225. Dabei gelingt es ihm, den Leser durch die Verbindung von mythenhaften Legenden, noch unbekannten Quellen und aktuellen Forschungsergebnissen längst vergessen geglaubte „neue" oder auch einfach nur menschliche Seiten an der Gestalt Friedrichs II. entdecken zu lassen. So berichten beispielsweise die *Annales Mediolanenses Minores* für das Jahr 1212 etwas gehässig, daß sich Friedrich bei seiner Flucht vor den Mailändern im Fluß Lambro „nasse Hosen" (*balneavit sarabulum*) geholt hätte (S. 77), wie immer dies zu interpretieren ist. In ähnlicher Weise spürt der Vf. auch den „Leidenschaften" des Staufers für das weibliche Geschlecht, die Dichtung und die Wissenschaften, insbesondere der Falknerei, nach. Der dritte Teil ist den „Feindschaften" des Stauferkaisers, also vor allem seinen Aktivitäten als Kriegsherr und Kreuzfahrer, der Auseinandersetzung mit seinem Sohn König Heinrich VII. und dem langewährenden Kampf mit dem Papsttum gewidmet. Besonders erfreulich ist, dass Rader im Kapitel über die Deportation der sizilischen Sarazenen ins apulische Lucera, die ab den 1220er Jahren stattfand, auch erste Ergebnisse des interdisziplinären Projektes „Christen und Muslime in der Capinata (Lucera) im 13. Jahrhundert", das seit einigen Jahren am DHI Rom in Zusammenarbeit mit mehreren Universitäten und Forschungsinstituten Italiens und Deutschlands durchgeführt wird, miteinbezieht. Diese anregende Mischung aus aktueller Forschungsdebatte, zeitgenössischen Quellen und ernstzunehmenden Mythen auf hohem wissenschaft-

lichem Niveau zieht sich wie ein roter Faden durch das gesamte Werk. Daneben lässt Rader immer wieder allgemeine Informationen über die mittelalterliche Gesellschaft und Politik einfließen und macht dadurch diese faszinierende Welt auch einem interessierten Laienpublikum zugänglich. Die vorliegende Biographie über Friedrich II., die vor allem seine sizilische Prägung herausarbeitet, wird sicher noch viele Leser in ihren Bann ziehen. Julia Becker

Die Urkunden der lateinischen Könige von Jerusalem, bearb. von Hans Eberhard Mayer. Altfranzösische Texte erstellt von Jean Richard, Monumenta Germaniae Historica. Diplomata regum latinorum Hierosolymitanorum pars 1–4, 4 Bde., Hannover (Hahn) 2010, X, VI, VI, VI u. 1812 S., ISBN 978-3-7752-2100-9, € 340. – Hans Eberhard Mayer hat seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zunächst quasi im Alleingang, dann mit Schülern die seit dem Ende des Ersten Weltkriegs mit Ausnahmen wie Carl Erdmann darniederliegende deutsche Kreuzzugsforschung wieder auf hohes internationales Niveau gebracht. Aus seiner Feder stammen zahlreiche, zum Teil in Sammelbänden nachgedruckte Publikationen in deutscher und daneben besonders in englischer Sprache, allesamt wichtige Beiträge zur Forschung; von ihm stammt auch die wohl beste einbändige Geschichte der Kreuzzüge (10. Aufl. 2005). Als langjähriger Mitarbeiter der Monumenta Germaniae Historica hat er unter der Leitung von Theodor Schieffer zusammen mit diesem die Urkunden der burgundischen Rudolfinger ediert (1977) und sich damit auch als führender Diplomatiker erwiesen (der Zentraldirektion der MGH gehört er freilich nicht an). Die MGH haben drei weitere Bände mit von ihm verfaßten Arbeiten über allgemeine Themen der Kreuzzüge und der Kreuzfahrerstaaten publiziert und erfreulicherweise auch die Publikation seines vorliegenden Lebenswerkes übernommen, Ergebnis jahrzehntelanger Arbeit. Diesem vorausgeschickt hat er 1996 zwei Bände von über 1900 Seiten über die Kanzlei der lateinischen Könige von Jerusalem, die ebenfalls von den MGH veröffentlicht wurden. Hier hat er ausführlich über Kanzler und Hilfsdatare, Vizekanzler, Notare und Schreiber gehandelt und, soweit das möglich war, Schrift- und Diktatvergleiche durchgeführt. Eine Kanzlei mit eigenem Personal besaßen die Könige von Jerusalem nur bis 1222, als Friedrich II. Isabella, die Tochter Johanns von Brienne, heiratete. Die landfremden Nachfolger als Könige von Jerusalem, Staufer, Lusignan und Anjou, ließen ihre Urkunden von ihrem Kanzleipersonal als Herrscher von Deutschland, Süditalien und Zypern ausfertigen. Vf. schließt sich der „von Klewitz betriebenen Auflösung des Kanzleibegriffs“ nicht an (Die Kanzlei der lateinischen Könige von Jerusalem Bd. 2 S. 792) und hält zurecht daran fest, daß es sich bei der Kanzlei um eine, wenn auch kleine, „Behörde“, seit 1115 unter einem vom König ernannten

Kanzler handelte, der zwar Geistlicher war, freilich nicht aus der königlichen Kapelle hervorging (ebd. S. 803), wie es in der deutschen Reichskanzlei meist der Fall war, was bekanntlich zu mancherlei abwegigen Diskussionen geführt hat. Ausgefertigt wurden die Diplome, sofern es sich nicht um Empfängerausfertigungen handelte, von Notaren. Es waren wie die Kanzleileiter meist Franzosen, gelegentlich auch süditalienische Normannen, Italiener, Engländer und Lothringer. Von den Vollnotaren ging nur ein einziger aus der königlichen Kapelle hervor. Die Kanzlei war fast immer ein Einmannbetrieb, was die Feststellung der Diktatgruppen erleichtert. Die heute über zahlreiche europäische Archive und Bibliotheken im Original oder in Abschriften zerstreuten Urkunden zerfielen in feierliche und einfache Diplome sowie Mandate. In drei Bänden hat Vf. 870 Urkunden bearbeitet, davon 266 echte oder gefälschte Stücke im Volltext ediert, die übrigen, meist Deperdita und Konsense, in Regestenform. Aussteller sind die Herrscher von Gottfried von Bouillon bis zu Heinrich II. von Zypern (1096–1291), darunter die Königinnen und Regenten von Jerusalem. Drei Appendices enthalten Königseide, moderne Fälschungen und königsgleiche urkundliche Interventionen europäischer Herrscher (Bd. 3 S. 1445ff.). Die allgemeine Einleitung (Bd. 1 S. 1–92) bietet einen Überblick über den Urkundenbestand, eine Diplomatik der Königsurkunden (ausführlicher in den beiden Bänden über die Kanzlei), über die im Laufe der Jahrhunderts stark dezimierte Überlieferung (34% Originale, keine Registerüberlieferung und nur zwei Kopialbücher), über die Königskanzlei und andere Skriptorien, über Kanzler und Notare, über kanzleifremde Diktatoren und Schreiber, über die Urkundenformen, die äußeren Merkmale, die Sprache (bis 1225 ausschließlich Latein, dann auch Altfranzösisch; diese Texte hat Jean Richard bearbeitet), die inneren Merkmale, die Beglaubigungsmittel (vor allem Besiegelung), über das sich in den Diplomen äußernde Verhältnis des Königs zu den Seigneurien, über die Rechtsinhalte und über nicht aufgenommene Vorgänge (Verträge, Gesetze u.ä.). Die Editionsgrundsätze sind die der Diplomataausgaben der MGH, die in Einzelfällen den Erfordernissen angepaßt werden. Die Kopfregesten sind viel ausführlicher als bisher bei Editionen üblich und nähern sich gelegentlich Vollregesten, eine heute häufige Konzession wegen der zurückgehenden Lateinkenntnisse der Benutzer. Die Vorbemerkungen gehen weit über diplomatische Erklärungen hinaus und sind sehr reich an inhaltlichen Informationen, da, wie der Vf. zutreffend bemerkt (S. 88), „Diplomatik kein Selbstzweck sein darf, sondern immer auf allgemeine historische Resultate zielt." Das hat er in vorbildlicher Weise in Auseinandersetzung mit der internationalen Forschung getan, und so enthalten die oft seitenlangen Vorbemerkungen zahllose neue Erkenntnisse zu allgemeinen Fragen der Geschichte der Kreuzzüge und der Kreuzfahrerstaaten. Bei der Deutung

arabischer Ortsnamen in Palästina ergeben sich gelegentlich Probleme, da manche dieser Orte im heutigen Israel militärischen Aktionen 1948 zum Opfer fielen und eine Identifizierung nur mit Hilfe von Karten und Beschreibungen aus osmanischer Zeit und aus der Mandatszeit möglich ist. Der erste Band beginnt mit 18 rekonstruierten Deperdita Gottfrieds von Bouillon; auch unter seinen Nachfolgern überwiegen zunächst die Deperdita, die aus verschiedensten Quellen rekonstruiert und ausführlich kommentiert werden. Die Überlieferung der vollen Texte wird seit der zweiten Hälfte des 12. Jh. immer häufiger; unter Friedrich II., Konrad IV. und Konradin kann in der Mehrzahl der Fälle der volle Text ediert werden. Seit Hugo III. überwiegen dann wieder die Deperdita. Die Edition ist, wie Nachkollationen einzelner Urkunden aus dem Bestand des Johanniterarchivs in der National Library in Valletta bestätigen, von größter Präzision (zwei Kleinigkeiten: in Nr. 42 hat B weitere h: S. 166 Z. 47 *helemosinas*, S. 167 Z. 7 *horto*) Die drei Editionsbände werden erschlossen durch umfangreiche Namen-, Wort- und Sachregister, die zusammen mit dem Verzeichnis der Quellen und Literatur sowie einer Konkordanz mit Röhrichts Regestenwerk den vierten Band bilden. Es handelt sich um ein epochales Werk profunder Gelehrsamkeit, das für alle Zukunft Grundlage weiterer Forschungen sein wird. Peter Herde

Marco Guida, Una legenda in cerca d'autore. La vita di santa Chiara d'Assisi. Studio delle fonti e sinossi intertestuale, préface de Jacques Dalarun, Subsidia hagiografica 90, Bruxelles (Soc. des Bollandistes) 2010, IX, 255 S., ISBN 978-2-87365-027-7. – Die 2008 im Neudruck erschienene *Legenda sanctae Clarae virginis* zeichnet sich gegenüber der hundert Jahre älteren Edition zwar durch einen emendierten Text aus, gibt aber nach wie vor keine zufriedenstellende Antwort auf die Frage nach der Identität des Autors. Ein Problem, das Marco Guida nunmehr auf der Basis dieser korrekteren Version lösen will und, wie Jacques Dalarun in seinem Vorwort anerkennend hervorhebt, auf „unanfechtbare und definitive" Weise löst. Und das dank eines bisher niemals so gründlich vorgenommenen systematischen Studiums des Textes in seiner Totalität, einer akkuraten philologischen Arbeit minutiöser Quellenkollation und Analyse lexikaler und stilistischer Charakteristiken. Eine Untersuchung, die nicht ohne Bezugnahme auf die bei der Redaktion der *Legenda* bereits existierenden Klara betreffenden hagiographischen Materialien denkbar ist und gestattet, zu überprüfen, ob und inwieweit sie diese beeinflußt haben. Zu nennen sind vor allem die Akten des Kanonisierungsprozesses der Heiligen mit dem vorangehenden von Innozenz IV. an den Bischof von Spoleto gerichteten Brief *Gloriosus Deus* sowie die während des Prozesses verbalisierten und in der Kanonisierungsschrift *Clara claris praeclara* aufgenomme-

nen Zeugenaussagen. Quellen, die unter Hinzuziehung der einschlägigen Bibliographie im Eingangskapitel erörtert werden, ebenso wie die unterschiedlichen Hypothesen hinsichtlich der Urheberschaft der *Legenda* und die dafür ins Feld geführten Argumente: handelt es sich um ein Werk eines anonymen Literaten der römischen Kurie, des Bonaventura von Bagnoreggio oder aber des Vf. der *Vita* des Franz von Assisi, Thomas von Celano? Die vom Vf. zur Klärung dieses Fragenkomplexes eingeschlagene Methode einer synoptischen Konfrontation des Textes mit den präexistenten hagiographischen Materialien läßt einerseits erkennen, an welchen Stellen man es mit einer wortwörtlichen oder wenigstens sinngemäßen Abhängigkeit von der einen oder anderen Quelle zu tun hat – eine Abhängigkeit, die mittels unterschiedlicher Farbgebung und differenzierter Schrifttypen optisch sichtbar gemacht wird – und verdeutlicht andererseits eine weitgehende Autonomie des Autors von diesen Vorlagen, sei es, daß er Themen ausgelassen, modifiziert oder neu beigesteuert hat. Eine besondere Aufmerksamkeit ist der letzteren Kategorie, die Guida das *proprium* der *Legenda* nennt, gewidmet. Hierbei tritt die Originalität der Erzählung in ihrem ganzen Umfang zutage, liefert sie doch Informationen, die in den älteren hagiographischen Texten fehlen und in deren Besitz der Autor zum größten Teil direkt durch mündliche Aussagen der *socii* des hl. Franziskus oder der *sorores* der hl. Klara gelangt. Dieser mehr formalen Untersuchung folgt eine ausführliche inhaltliche Revision des Gesamttextes und der damit verbundene Versuch, zu klären, weshalb der Hagiograph bestimmte Stellen des vorgegebenen Materials ignoriert und vorzieht, bis dahin verborgen gebliebene Begebenheiten ans Licht zu bringen und welche Kriterien er dabei verfolgt. Ein Versuch auch, auf diese Weise der Sensibilität des Hagiographen näher zu kommen mit der Absicht, der *Legenda* endlich den Namen ihres Autors zuzuweisen. Kurz, dank aufmerksamer Lektüre wird evident, so Guida, daß die bisher zugunsten des *Anonymus* und des Bonaventura angeführten Motive keinen Rückhalt am Text finden und daß sie somit ihre Stichhaltigkeit verlieren. Überzeugend hingegen die zugunsten des Thomas von Celano zusammengetragenen Argumente, nicht zuletzt korroboriert durch die im 15. Jh. von der Peruginer Klarissin namens Battista Alfani vorgenommene als zuverlässig anzusehende italienische Übersetzung der *Legenda*, die im *incipit* den von Thomas an Alexander IV. gerichteten Brief enthält, mit dem dieser dem Papst die *Legenda* übermittelt, ein Brief, der in der nur als Kopie überlieferten Originalfassung fehlt. Fazit: mit dem Minoriten Thomas von Celano haben wir den „specialista dell'agiografia francescana e clariana" vor uns.

Hannelore Zug Tucci

Die Kampanische Briefsammlung (Paris lat. 11867), hg. von Susanne Tuczek (†), Monumenta Germaniae Historica, Briefe des späteren Mittelalters 2, Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2010, 352 pp., ISBN 978-3-7752-1852-8, ISSN 0948-9320, € 50. – Il volume, che contiene l'edizione di una raccolta di epistole del XIII secolo, è aperto da una sezione introduttiva, che, dopo la descrizione del ms., compilata da Matthias Thumser (pp. 3–21), si concentra sulla „Kampanische Briefsammlung", di cui si delineano i caratteri, ridimensionando il ruolo dell'arcivescovo Rainaldo di Capua (1199-ca. 1215), col quale, secondo Karl Hampe, era strettamente connessa la raccolta. Alle pp. 33–36 si riflette sulla possibile classificazione di alcune epistole come *Stilübungen*, condotta sulla base di una distinzione – che si pensava ormai superata, almeno per questo tipo di testi – tra „lettere reali" e „lettere fittizie". Segue un *excursus* sulla „sogenannte Capuaner Stilschule" (pp. 37–42), in cui si fa il punto, piuttosto sommario, su quella che Hampe definì „scuola capuana", ma che più propriamente va intesa come una linea stilistica attestata nella regione della Terra di Lavoro. Nelle pagine riservate ai criteri di edizione (pp. 43–47) si riflette sui problemi generati da una tradizione a *codex unicus*, ma senza dare pienamente conto dei criteri ortografici, e si offre una tavola di concordanze con le precedenti edizioni di alcune lettere, approntate da Hampe dal 1901 al 1929. L'edizione dei 232 documenti occupa le pp. 59–333: ogni testo è preceduto da un breve regesto, nonché da alcune notazioni sulla tradizione e sulla possibile contestualizzazione. L'edizione critica di epistole di questo tipo si presenta sempre molto complessa e difficile da gestire, a causa di due problemi principali: esse risultano generalmente prive di quasi tutti i riferimenti che possono fornire indizi su una precisa datazione o contestualizzazione; e, in testi tràditi da un solo codice è difficile fissare il limite per eventuali interventi correttorî o congetturali. Per il primo problema, si propone solo un esempio, tra i molti possibili. Per il doc. 14 si ipotizzano come mittente Innocenzo III e come destinatario Federico II, ma né nel regesto, né nelle note si forniscono chiarimenti esaustivi che possano rendere compatibile con queste ipotesi la presenza di espressioni come *vobis edicto precipimus* o *vestra procuret fidelitas* (p. 81 rr. 5 e 8–9). Partendo dalla stessa lettera si possono offrire un paio di esempi anche sul problema testuale: nella nota *i* di p. 81, si dichiara che la frase è „unklar", là dove, per evitare inspiegabili anacoluti, basterebbe sostituire con una virgola il punto di r. 5 e, secondo un principio di economia e spiegabilità paleografica, correggere lo „scilicet" di r. 3 in „si licet" (*si* sarebbe, d'altronde, in parallelo con quello del *colon* successivo). Questo atteggiamento rinunciatario si riscontra, però, a seguito immediato di una ricca serie di emendamenti, spesso inutili, se non peggiorativi; e a fronte di una miriade di *cruces desperationis*, disseminate altrove con abbondanza anche in passi facilmente

risolvibili, nonché di una prassi molto conservativa degli interventi operati da Hampe nelle sue edizioni. A quest'ultimo proposito si segnala solo l'acritico mantenimento, nel doc. 153, p. 255 r. 6, di „urinas", proposto sorprendentemente e fantasiosamente da Hampe („Hist. Vierteljahrschrift" 8 [1905] p. 531) come emendamento del sicuramente corretto „ruinas": un termine che ricorre anche in precedenza (p. 254 r. 24), con riferimento evidente ai resti di una villa di Nerone a Subiaco. Insomma, il volume mette, senz'altro meritoriamente, a disposizione una importante raccolta di testi, ma è evidente che il lavoro avrebbe avuto bisogno di ulteriori approfondimenti e di una revisione complessiva, impedite, purtroppo, dalla prematura scomparsa dell'editrice.

Fulvio Delle Donne

Il patto con Geoffroy de Villehardouin per il Peloponneso 1209, a cura di Andrea Nanetti con premessa di Gherardo Ortalli, Pacta Veneta 13, Roma (Viella) 2009, 74 S., 4 Taf., ISBN 978-88-8334-400-8, € 19. – Nach der Eroberung Konstantinopels durch die Truppen, die zu einem Kreuzzug aufgebrochen waren, im Jahre 1204 und der anschließenden Aufteilung des Byzantinischen Reiches unter die Sieger, welche die Dogen Venedigs veranlasste, hinfort die Würde des Herrschers dreier Achtel (*quarte partis et dimidie*) des unterworfenen Imperiums in den eigenen Titel aufzunehmen, sah sich die Republik vor einigen Schwierigkeiten, ihre Ansprüche in den ihr zugefallenen Territorien auch zu verwirklichen. Im Falle der Peloponnes hatte Geoffroy de Villehardouin, einer der prominentesten Anführer des Kreuzheeres, maßgeblichen Anteil an der Eroberung der Halbinsel und beherrschte sie faktisch. Für diese konfliktträchtige Situation fand man eine elegante Lösung: seine Belehnung mit dem allergrößten Teil, dafür musste er für sich und seine Nachfolger Lehnstreue gegenüber der Republik versprechen und die Entrichtung eines jährlichen Anerkennungszinses (drei golddurchwirkte Seidentücher). Wichtig für die Venezianer war die bleibende Sicherung von Stützpunkten für die eigenen Handelsverbindungen über See, sie nahmen für sich die bereits besetzten Städte Methóne und Koróne mit ihrem Hinterland (aber auch den Diözesen der dortigen Bistümer) in Anspruch; durch Jahrhunderte hindurch waren sie nun venezianische Kolonien und dienten den Schiffskonvois als vertrauenswürdige Häfen. Das Abkommen wurde im Juni 1209 auf der unmittelbar vor Methóne gelegenen Insel Sapiéndza durch einen Gesandten des Dogen Pietro Ziani geschlossen, der Treueid des Lehnsmanns geleistet, die Belehnung vollzogen; darüber legt eine Urkunde Zeugnis ab. Von dem kleinen Text (2 Druckseiten) sind zwei Kopien in die seit dem 13. Jh. von der Kanzlei geführte Sammlung der Pacta (erhalten im Staatsarchiv Venedig) eingetragen worden. Er war dem Sammeleifer von Gottlieb Lucas Friedrich Tafel und Georg Martin Tho-

mas nicht entgangen, stand also seit 1856 in deren Urkundenbuch zur Handels- und Staatsgeschichte Venedigs der Öffentlichkeit zur Verfügung. Nun gibt es eine neue Edition mit den Varianten der Handschriften und einigen Emendationen. Der Hg. hat einen ausführlichen Kommentar hinzugefügt; er beschäftigt sich kenntnisreich vor allem mit den Verhältnissen auf der Peloponnes. Ein Register ist nicht beigegeben, es wäre für die lange Einleitung nützlich.

Dieter Girgensohn

Bernd Schneidmüller, Grenzerfahrung und monarchische Ordnung. Europa 1200–1500, Beck'sche Reihe 1982. Geschichte Europas, München (C.H. Beck) 2011, 304 S., ISBN 978-3-4066-1358-6, € 14,95. – Die Intention dieser Reihe ist, wie es in einer Voranmerkung heißt, ein „europäischer", nicht „nationalstaatlicher Blickwinkel", was sehr zu begrüßen ist, aber doch voraussetzt, daß der Leser mit nichtdeutscher Forschung bekannt gemacht wird oder zumindest, wenn man beim Publikum keine Fremdsprachenkenntnisse erwartet, mit deutscher Literatur, die die Ergebnisse dieser Forschung rezipiert hat. Das ist jedoch leider vielfach nicht der Fall. Die Darstellung soll in einer „gedanklich und darstellerisch meisterhaften Synthese" von „drei historisch wirkmächtigen Ereignissen – dem Mongolensturm, dem Ausbruch der Pest und der Entdeckung Amerikas" ausgehend, „wichtige Entwicklungen der Ereignis-, Politik-, Sozial-, Religions- und Mentalitätsgeschichte" behandeln. „Rom und Byzanz, Kaiser und Papst, Wissenskultur und Erfahrung der Ohnmacht, Eintritt der Osmanen in die europäische Geschichte und Entdeckung neuer Wege in die Welt sind zentrale Bezugspunkte dieses faszinierenden Portraits des Spätmittelalters." Der Vf., bislang mit Arbeiten über das Früh- und Hochmittelalter hervorgetreten, versucht in seiner Darstellung, vielfach heterogene Elemente in sehr lockerer und vielfach forcierter geistiger Verknüpfung miteinander zu verbinden, was offensichtlich Kennzeichen „innovativer" Geschichtsschreibung ist. Eine Logik in derartigen Verknüpfungen und sprunghafter Gedankenführung ist oft nicht zu erkennen. Wie kann man etwa den „Aufbruch in neue Horizonte des Wirtschaftens, Lebens und Denkens" im 13. Jh. mit dem „Zusammenbruch der Kreuzfahrerreiche" in Zusammenhang bringen? (S. 76). Auch sonst werden Ereignisse und Entwicklungen miteinander verknüpft, die wenig oder gar nichts miteinander zu tun haben, wie S. 87 die Inquisition, über die kaum etwas gesagt wird, mit den Reisen der Mendikanten nach Ostasien? „Dieses Buch will die Unschärfe von Raum und Zeit aushalten" (S. 24). Der beschränkte zur Verfügung stehende Raum gestattet es nur, einige Punkte herauszugreifen. Was den Leser dieser Zeitschrift interessiert, die herausragende Bedeutung Italiens in dieser Epoche und die darüber existierende italienische Forschung, wird in diesem Buch von gelegentlichen

generalisierenden Bemerkungen (S. 26) abgesehen, kaum erwähnt. Humanismus und Renaissance als entscheidender italienischer Beitrag zu dieser Epoche werden überhaupt nicht behandelt. Lediglich Petrarca wird einige Male beiläufig erwähnt, besonders mit seiner angeblichen Besteigung des Mont Ventoux (S. 173f.), die nach der überzeugenden Untersuchung von Billanovich gar nicht stattgefunden hat, sondern eine literarische Erfindung ist. Kaum etwas findet sich auch über die epochale Bedeutung der italienischen Kommunen, einen der bedeutendsten Schwerpunkte internationaler Forschung. Am Beispiel der wohl am besten erforschten Stadt des Spätmittelalters, Florenz, hätten sich auf der Grundlage umfassender italienischer, amerikanischer, englischer und französischer Forschung präzise Angaben über „das europäische Bürgertum als neue soziale Gruppe" (S. 46) und über die vom Vf. nur ganz allgemein behandelten Fragen der Entwicklung von Verfassung, Gesellschaft und Wirtschaft, etwa auch über die, anders als vom Vf. S. 142 verallgemeinernd behauptet, geringen Auswirkungen der Pestepidemie auf die wirtschaftliche Entwicklung machen lassen. Die Arbeit von Fumi hätte ihm genauere Zahlen über die Bevölkerungsverluste gegeben. Wenn Vf. behauptet (S. 49), daß „der Adel ... die entscheidende Machtposition in der mittelalterlichen Gesellschaft" vor dem Bürgertum behielt, so trifft das für Mittel- und Norditalien keineswegs zu, zumal jeder Hinweis auf die Neuadelsgeschlechter oft geringer Herkunft in Norditalien fehlt, die mit kaiserlichen Titeln versehen bereits im 15. Jh. eine wichtige Rolle in der europäischen Politik spielten. Die Auseinandersetzungen zwischen dem Papsttum und dem Kaisertum, zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt (S. 60ff.) hätten unter Auswertung der umfassenden kanonistischen Forschung vertieft und differenziert dargestellt werden können. S. 115f. zählt der Vf. lediglich die kanonistischen Sammlungen auf. (Die Abdankung Cölestins V., S. 63, war im übrigen kanonistisch korrekt.) Die Auswirkungen des Aristotelismus, vor allem in seiner heterodoxen Form, auf die Auffassung von Herrschaft und Gesellschaft, „la naissance de l'esprit laïque", werden außer in einigen allgemeinen Bemerkungen (S. 66ff., 108) nirgends näher dargestellt. Es sind diese Entwicklungen, die heute das 13. Jh. als entscheidende Wende des Mittelalters erscheinen lassen. Und auch von der französischen, englischen, spanischen, nord- und osteuropäischen Geschichte erfährt der Leser wenig bis nichts, ebensowenig über Binnen- und Ostsiedlung; die Wirtschaftsgeschichte wird in einem Schlußkapitel isoliert dargestellt. Ein Vergleich etwa mit dem 2. Bd. des Schiederschen Handbuchs der europäischen Geschichte zeigt, was alles dem Leser vorenthalten bleibt. Die Geschichte Europas vom 13.–15. Jh. sieht der Vf. (S. 77) durch „drei Knoten" charakterisiert: den Mongolensturm, die Pestepidemie („biologische Seuche") und die „osmanische Reichsbildung", die überproportional ausführlich behan-

delt wird. In einer modernen Darstellung hätte die klimatologische Deutung der Mongolenexpansion durch Historiker der Annales (Chaunu u.a.) diskutiert werden müssen; die historische Klimaforschung wird nicht behandelt. Herzog Heinrich von Schlesien ist im übrigen nach dem Bericht des erst vor einiger Zeit entdeckten zuverlässigen C. de Bridia bei Liegnitz 1241 nicht gefallen, sondern er wurde gefangengenommen und hingerichtet (S. 82). Der Mißerfolg der Mongolen in Europa scheiterte im übrigen bereits vor den Nachfolgekämpfen an den überdehnten Nachschublinien und der dichteren Besiedlung Zentraleuropas. Das Problem der mißlungenen Versuche der Päpste, Koalitionen mit den Mongolen gegen die Mamluken zu organisieren, lag im wesentlichen daran, daß nach Kirchenrecht die Mission militärischen Bündnissen vorausgehen mußte. Diese Beziehungen hätten in der Vernetzung im gesamteuropäischen Rahmen – Krieg der Sizilischen Vesper, Bündnispolitik Aragons mit den Mamluken, Auseinandersetzungen Philipps IV. von Frankreich mit England, Flandern, Bonifaz VIII. und Eduards I. von England mit den Schotten – dargestellt werden müssen. Die Reise Barcaumas nach Europa (S. 90f.) im Auftrag von Arghun fand 1285–88 statt (Vf. gibt kein Datum an). Vf. stützt sich auf die mißlungene neueste deutsche Übersetzung von Toepel (2008) (vgl. P. Thorau, DA 66, 2010, S. 224f.) seines in syrischer Sprache abgefaßten Berichts (ed. Bedjan 1895), die den sicher nicht vom Übersetzer stammenden peinlichen Untertitel „Die Reise der Pilger Mar Yahballaha und Raban Sauma nach Europa" trägt; der Katholikos der Nestorianer Mar Jhabalaha III. kam jedoch nie bis Europa. Ein Hinweis auf die vollständigen oder teilweisen Übersetzungen von Altheim (deutsch, 1961), von Chabot (mit dem besten Kommentar, französisch, 1893/94), Wallis Budge (englisch, 1928), Montgomery (englisch, 1927) und besonders Borbone (italienisch, 2000) wäre für den Leser hilfreich gewesen. Warum Vf. übrigens die klassischen deutschen Werke von Spuler über die Mongolen nicht zitiert, bleibt rätselhaft. Auf die damals erörterten theologischen Fragen (Ausgang des Hl. Geistes ohne Eingehen auf die christologischen Differenzen) geht Vf. ebensowenig ein wie auf die späteren Gesandtschaften (Buscarello 1289/90, Zagan 1290). Gelungen sind die Ausführungen über die Verfassungsentwicklungen in gesamteuropäischer Sicht (S. 125ff.). „Ein Zusammenhang von Katastrophenerfahrungen und Ordnungsleistungen ist nur zu vermuten" (S. 126). Unzureichend ist auch das Kapitel über die europäische Expansion (S. 225ff.). Wenn Vf. auch hier nirgends auf die intensiven portugiesischen und spanischen Forschungen (Leite, Cortesão, Dias Dinis, Magalhães Godinho, Nunes Dias u.a.) und der Annales-Gruppe (bes. Chaunu) über die Verflechtungen der Entdeckungen mit den sozialen Gruppen Portugals nach Aljubarrota eingeht – Trägerschaft durch den Adel und erst seit 1469 durch „bürgerliche" Schichten – und über wichtige öko-

nomische Fragen wie den Mangel von Münzgold und Silber in einer sich immer stärker differenzierenden Wirtschaft, so hätte man wenigstens einen Verweis auf die die internationale Forschung rezipierenden deutschen Arbeiten (neben dem Bamberger Werk von Schmitt, das Vf. zitiert) von Hamann und Herbers (über die Kanaren) erwartet. Und ähnlich steht es mit Kolumbus. Schon bei der Rekonstruktion der Route der ersten Reise, die Vf. S. 243 in herkömmlicher Weise wiedergibt, sind die Forschungen der National Geographic Society mit Hilfe moderner Datenverarbeitung von Winden, Strömungen usw. zu anderen Ergebnissen gekommen, obschon hier das letzte Wort noch nicht gesprochen ist. Leider findet sich in der Darstellung jedoch nichts über die umfassende Diskussion gerade unter globalen Gesichtspunkten, die der 500. Jahrestag der Entdeckung Amerikas 1992 hervorrief und die sich in zahllosen Publikationen niederschlug (etwa Sales, Stannard, Clarke, Queseda, Comacho, Chiarelli, Carew, Quintana u.v.a. bis zum neuesten Werk Abulafias über Kolumbus 2008), wo teilweise von „amerikanischem Holocaust", Rassismus, Ökozid u.ä. und der Entwicklung des modernen Kapitalismus die Rede ist. Ich befürchte, daß sich die Leser dieses Bandes etwas anderes vorgestellt haben.

Peter Herde

Thierry Pécout (a cura di), Quand gouverner c'est enquêter. Les pratiques politiques de l'enquête princière (Occident, XIIIe–XVIe siècles). Actes du colloque international d'Aix-en-Provence et Marseille, 19–21 mars 2009, Romanité et modernité du droit, Paris (De Boccard) 2010, 627 S., Abb., ISBN 978-2-7018-0286-2, € 30. – Die *enquêtes* waren im Spätmittelalter häufig ergriffene administrative Kontrollmassnahmen, wodurch die Herrscher ihre Rechte und Besitzungen in einzelnen Gebieten überprüften. Die dazu vorhandenen Quellen wurden im Laufe des 20. Jh. von verschiedenen Autoren untersucht, so z.B. von Dieter Girgensohn, Norbert Kamp und Eduard Sthamer für Süditalien und Jean Glénisson für den westeuropäischen Raum. Die wichtigsten Tagungen zur Thematik wurden 2004 in Rom und 2009 in Aix-en-Provence und Marseille abgehalten; die Beiträge liegen jetzt im Druck vor. In der Einleitung des Bandes der Tagung von 2009 stellt Claude Gauvard (S. 9–19) die Gesamtproblematik dar, die in sechs verschiedenen Kapiteln durch spezifische Untersuchungen vertieft wird. Im ersten Teil wird die iberische Halbinsel behandelt: Portugal durch Aufsätze von Amélia Aguiar Andrade (S. 23–42) und Maria Filomena Coelho (S. 43–54), Aragon von Alexandra Beauchamp (S. 55–76), Navarra von Eloísa Ramírez Vaquero (S. 77–95) und Kastilien von Carlos Estepa Díez (97–114). Der zweite Teil nimmt das Königreich Frankreich, Savoyen und Dauphiné in den Blick. Enthalten sind Aufsätze von Frédéric Boutoulle (S. 117–131) zu Bordeaux, von Marie Dejoux

(S. 134–155) zur Languedoc, von Gaël Chenard (S. 157–168) zum Herrschaftsgebiet des Alfons von Poitiers (1250er und 60er Jahre), von Olivier Mattéoni (S. 169–181) zur Administration Ludwigs II. von Bourbon (1356–1410), von Aurelle Levasseur (S. 183–194) über die Dauphiné und von Nicolas Carrier (S. 195–207) zur Dauphiné und Savoyen. Der dritte Teil beschäftigt sich mit der italienischen Halbinsel: Jean-Paul Boyer (S. 211–237) beobachtet der Administration der ersten Könige Siziliens der Anjou-Dynastie in der Provence und in Süditalien, besonders aus dem Blickwinkel der Veränderungen des Status der königlichen Domäne, Serena Morelli (S. 239–256) bietet eine Gesamtstudie zur *inquisitio* im Königreich Sizilien in der zweiten Hälfte des 13. Jh., Armand Jamme (S. 257–284) behandelt den päpstlichen Staat im 13. und 14. Jh. Über Norditalien schreiben Riccardo Rao (S. 285–298) zu Stadtkommunen vom 12. bis zum 14. Jh. und Damien Broc (S. 299–314) zu Genua von 1363 bis 1404. Der vierte Teil untersucht die Provence unter der Anjou-Herrschaft, so Laure Verdon (S. 317–328) den Begriff der *usurpatio*, Thierry Pécout (S. 329–355) das Personal, das die *enquête* durchführte, und Michel Hébert (S. 357–384), Jean-Luc Bonnaud (S. 385–396), Philippe Jansen (S. 397–419), Anne Mailloux (S. 421–442) und Noël Coulet (S. 443–458) eine Reihe weiterer Einzelaspekte für die Jahre 1310–1370. Im fünften Teil werden Flandern (Marc Boone, S. 461–480), die Mark Brandenburg (Joachim Stephan, S. 481–492) und das Königreich Ungarn (Enikő Csukovits, S. 493–504) dargestellt, während der letzte Teil aus einem einzelnen Aufsatz besteht, in dem Damien Carraz (S. 507–531) die päpstlichen Kontrollmassnahmen in Bezug auf das Johanniterpriorat der Provence beleuchtet. Die Ergebnisse werden zusammgefaßt von Albert Rigaudière (S. 533–578). Die hier publizierten Vorträge kommen fast ausschliesslich aus dem französischen, italienischen und iberischen Raum, so dass sowohl die deutschsprachigen Länder und die britischen Inseln als auch die griechische Welt im Hintergrund bleibt. Verständlicherweise wird in diesem Band (schon wegen des Tagungsorts) der Fall der Provence recht ausführlich erforscht, während die anderen geographischen Beispiele oft nur relativ allgemein dargestellt werden. Somit bleibt noch Raum für weitere vertiefende Untersuchungen, jedoch bietet dieses Buch eine gute Basis für das Verständnis der *enquête* im allgemeinen. Kristjan Toomaspoeg

Pietro Silanos, Gerardo Bianchi da Parma († 1302). La biografia di un cardinale-legato duecentesco, prefazione di Agostino Paravicini Bagliani, Italia sacra 84, Roma (Herder) 2010, XXXVI, 512 S., Abb., ISBN 978-88-89670-51-4, € 69,43. – Treffend umreißt der Vf. schon im Untertitel, was den Leser auf den folgenden Seiten erwartet: die erste umfassende Biografie

eines Kardinals, der sich vor allem in seiner Tätigkeit als päpstlicher Abgesandter auszeichnete, aber auch an der Kurie Aktivitäten entfaltete. Die eigentliche Darstellung beginnt mit dem ersten von insgesamt fünf Teilen des Buches, der sich an die Einleitung, in der das Vorhaben und die sich daraus ableitende Struktur des Buches nachvollziehbar erläutert sowie ausgreifende Überlegungen zu den Problemen beim Schreiben einer Biographie thematisiert werden, anschließt. Darin zeichnet der Autor akribisch die Herkunft und den verzweigten familiären Hintergrund des späteren Kardinals nach. Zudem beleuchtet er die Situation in dessen Heimatstadt Parma. Der zweite Teil nimmt die Karriere Gerardos an der Kurie von ihren Anfängen als päpstlicher Kapellan und Kanzleischreiber bis zu seiner Tätigkeit als *auditor litterarum contradictarum* in den Blick. Dabei geht der Autor auch auf Gerardos Kontakte an der Kurie und seine Pfründen ein. Seinem Kardinalat widmet sich der dritte Teil. Hier stehen seine Kreation und Tätigkeit an der Kurie – vielleicht als Leiter der Kanzlei (S. 162–165) –, seine Promotion vom Kardinalpriester von SS. XII Apostoli zum Kardinalbischof von Sabina (1281), seine beiden Legationen im auf Süditalien beschränkten Königreich Sizilien und sein Wirken am päpstlichen Hof unter Bonifaz VIII. im Zentrum der Betrachtung. Den Abschluss bildet hier die Zusammenstellung der Familiaren Gerardo Bianchis (S. 319–329). Bilder des Kardinals und Zeugnisse der Erinnerung an ihn (wie auch das Testament) behandelt Abschnitt 4, ehe im fünften und letzten Teil die Stiftung der Zisterzienserabtei Valserena bei Parma durch den Kardinal thematisiert wird. In einem Anhang sind eine Auswahl von Dokumenten zur Förderung der Zisterze und Testamentsverfügungen des Kardinals. Ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Orts- und Personenregister beschließen den mit Bildmaterial (nach S. 252) versehenen Band. In großen Teilen der Darstellung folgt der Autor den Positionen der bisherigen Forschungen zum Kardinal, setzt aber auch neue Akzente. Die neu aufgeworfene Frage der Zugehörigkeit Gerardos zur *familia* des Kardinals Stefan Vancsa (S. 80) und die Auffassung, Karl II. habe den Kardinal als Nachfolger Cölestins V. favorisiert (S. 297), werden dabei sicher weiter in der Forschung diskutiert werden. Ob die erneute Behandlung eines schon lange geklärten Transkriptionsfehlers (s. S. 80 Anm. 39) und das Zitieren der Papstregister nach den Originalhandschriften auch dann, wenn die betreffenden Einträge im Druck vorliegen (etwa S. 115 Anm. 159=Reg. Alexandre IV Nr. 1935; S. 232 Anm. 153–155=Reg. Martin IV Nr. 570, 587f., 591; vgl. auch Tabelle 3.1 S. 115, wo für den Leser die Registereinträge schwer nachvollziehbar sind) tatsächlich notwendig war, bleibe dahingestellt. Die moderne Edition der Chronik des Saba Malaspina von Walter Koller sollte in jedem Fall der Ausgabe von Giuseppe del Re vorgezogen werden. Bei dem in der Kommission des Jahres 1282 vertretenen Kardinalpriester

von S. Lorenzo in Lucina handelt es sich nicht um den schon 1263 verstorbenen Hugo von Saint-Cher, sondern um Hugh of Evesham (Kardinal 1281–1287) (S. 184). Stärken hat die Arbeit vor allem da, wo sie aus Parmeser Archivmaterial schöpft, das die kuriale Überlieferung ergänzt. Doch in der Fülle des ausgebreiteten Wissens gelingt es nicht immer, den Protagonisten deutlich hervortreten zu lassen. Vor allem deshalb wäre eine Zusammenfassung wünschenswert gewesen, in der der Anteil Gerardo Bianchis an den Geschehnissen schärfer konturiert worden wäre. Insgesamt bietet der Band allerdings eine gute Basis zur weiteren Beschäftigung mit dem Kardinal.

Andreas Fischer

Stephan Selzer, Blau. Ökonomie einer Farbe im spätmittelalterlichen Reich, Monographien zur Geschichte des Mittelalters 57, Stuttgart (Anton Hiersemann) 2010, VII, 543 S., ISBN 978-3-7772-1092-2, € 178. – Bei Stephan Selzers gewichtiger Monographie ahnt man, die deutsche Mediävistik habe sich soweit verändert, daß ein Habilitant sich zutraut, mit Farbengeschichte im Spätmittelalter keinen Schiffbruch unter Kollegen zu erleiden. Nicht umsonst ist seine Einleitung eine methodologische Absicherung, daß sein Thema den höchsten wissenschaftlichen Ansprüchen unterliegt, auch wenn sie innerhalb der deutschen Historikerzunft noch Seltenheitswert hat. Die Studie rechtfertigt diesen methodologischen Ansatz vollauf. Sie schlägt eine Bresche in die fachübergreifende Interdisziplinität. Seltzer's geistige Väter beim Umgang mit den Farben als Subjekt in der Geschichte sind der amerikanische Kunsthistoriker John Gage und der französische Heraldik- und Symbolhistoriker Michel Pastoureau. Dennoch stehen nicht Farbtheorien sondern die Materialität der Farbe im Zentrum seines Buches. Es ist aber kein wirtschaftshistorisches Buch geworden, auch wenn sein Titel dieses insinuieren könnte. Gekonnt führt uns Selzer in das quellenbedingte Nadelöhr und findet in Bürgertestamenten, Zeremonien und Hofordnungen, Handelsbüchern und Verordnungen die Indizien, die ihm erlauben, den praktischen Stellenwert der Farbbenutzung und Bevorzugung für die Zeit von 1300 bis 1530 im spätmittelalterlichen Reich nachzugehen. Dabei entschied er sich für das Waidblau aus Thüringen. Es ist die dominierende Färbsubstanz im Mittelalter und mit seinem Niedergang im 16. und 17. Jh. bildet der Waid auch ein historisch abgeschlossenes Kapitel. Die Herkunft der Quellen geben ein schichtspezifisches Verhaltensmuster des Adels und Bürgertums bei ihrer Farbnutzung und Bevorzugung. Nicht die Modeneigung der Elite im 15. Jh., Schwarz zu bevorzugen, sondern erst der holländische Indigoimport im 17. Jh. verdrängt endgültig den Waidanbau. Selzer beendet etwa 1530 seine Studie, da zunehmend danach die „Einschwärzung" der Kleidung dominiert. Religion als Einflußfaktor der Farbnutzung gilt also

nicht nur für das Mittelalter. Die Einführung der Farbe Schwarz hat den Waidanbau nicht getroffen, da das Waidblau zu einem Grundfärbungsmittel für andere Textilfarben geworden ist. Selzer fragt zurecht, welchen Anteil des Textilkonsums von elitären Schichten im Vergleich zu unteren Schichten beansprucht wird. Die Quellen geben da wenig Anhaltspunkte. Da der Rückzug des Waidblaus im 16. Jh. ein zeitgleiches Phänomen ist, das in anderen europäischen Anbaugebieten ebenso auftritt, wäre hier ein Vergleich sehr reizvoll gewesen. Wird auf deutschem Gefilde das Indigo dämonisiert, so wird in England der Waid als keltisches Kulturgut umschrieben, das unbedingt gegen das fremde Indigo verteidigt werden muß. Eine 84-seitige Bibliographie zur Geschichte der Farbe im Mittelalter und 3 Indices schließen die Studie ab. Michel Pastoureaus neuestes Buch „Noir: Histoire d'une couleur" stand offensichtlich dem Autor nicht zur Verfügung, da es erst 2008 erschienen ist. Das aus Selzers Studie hervorgebrachte dynamische Bild der Farbbevorzugung und des Konkurrenzkampfes zwischen verschiedenen Färbsubstanzen ist eine wesentliche Bereicherung zur mittelalterlichen Geschichte der Farbe. Es ist eine zum großen Teil quantifizierbare Studie zu einer Fragestellung, die aus der mittelalterlichen Symbolgeschichte und nicht aus der Wirtschaftsgeschichte kommt. Darin liegt der Reiz dieser materialreichen und geistreichen Habilitationsschrift. Bei jeder zukünftigen Erforschung der Farben im Mittelalter wird man dieses Buch konsultieren müssen. Selzers Buch darf in keiner historisch orientierten Bibliothek fehlen. Mordechay Lewy

William J. Courtenay/Karl Ubl, Gelehrte Gutachten und königliche Politik im Templerprozeß, Studien und Texte/MGH 51, Hannover (Hahnsche Buchhandlung) 2010, XIX, 172 S., ISBN 978-3-7752-5711-4, € 20. – Das vorliegende Buch ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert: Zum einen ist es der schöne Beweis, dass man in der Wissenschaft nicht eifersüchtig gegeneinander, sondern einvernehmlich miteinander arbeiten kann, wenn man über den gleichen Gegenstand forscht. Als Karl Ubl und William J. Courtenay bemerkten, dass sie beide zunächst unabhängig voneinander zu den Quodlibeta des Jean de Pouilly arbeiteten, ist es ihnen gelungen, sich die Arbeit so aufzuteilen, dass ihre Bemühungen zu einer gemeinsamen Publikation führten. Zum anderen erschließt die sorgfältig und umsichtig besorgte Edition der bisher nicht veröffentlichten Quodlibeta II, q. 19 (*Utrum expediat simpliciter quod secreta cuiuslibet religionis revelentur pape*) und V, q. 15 (*Utrum, si aliquis sit confessus heresim et postea revocet in facie ecclesie dicendo se falsum dixisse, talis debeat dici relapsus*) sowie der *Consultatio altera* (*De facto Templariorum*), deren Autor noch nicht eindeutig bestimmt werden kann, wichtige Quellen für den bedeutsamen Prozess gegen die Templer und für die

Entwicklung des kanonischen Rechts, die bisher nicht ohne weiteres zugänglich waren. Schließlich ist die Einleitung nicht nur instruktiv, sondern vertritt vor allem in den von Ubl geschriebenen Kapiteln eigenständige Thesen: Die Verurteilung der Templer zum Tode ordnet Ubl in die allgemeine, sich verschärfende Entwicklung der Bestrafung von *haeretici relapsi* ein (Kap. 2.3). Den Verfasser der *Consultatio altera* sucht Ubl „nicht unter den Theologen, sondern unter den juristisch gebildeten Beratern des Königs (...), wie die häufigen Zitate aus dem römischen Recht unter Beweis stellen." Er hält Guillaume de Plaisians für einen „geeigneten Kandidaten" (S. 60). Das universitäre Gutachten vom 25. 3. 1308 untersucht Ubl nicht nur inhaltlich, sondern ordnet es in seinen Entstehungskontext ein und betont dessen Instrumentalisierung durch Philipp IV. Er sieht daher in dem Gutachten nicht so sehr eine Kritik am König, sondern als Teil einer „mehrgleisigen Propagandakampagne" (S. 28), mit der Philipp IV. die Unterstützung des Papsttums bei der Vernichtung des Templerordens herbeiführen wollte. Einerseits erkennt Ubl aufgrund des Inhalts die unabhängige Stellung der Gelehrten an. Andererseits betont er, dass der König „durch die neu entstandene Praxis der Befragung von Gelehrten (...) Herr des Verfahrens" blieb (S. 63). „Der König und seine Räte bestimmten darüber, welche Wirkung die gelehrten Stellungnahmen in der Öffentlichkeit entfalten sollten. (...) Es ist bezeichnend, daß nur das Quodlibet des Jean de Pouilly, der sich gegen die überwiegende Mehrheit der Doktoren stellte, den Dissens seiner Gegner überlieferte." (S. 64) Bezüglich der Stellung gelehrter Gutachten resümiert er: „Die Autorität gelehrter Gutachten war also in der Zeit Philipps des Schönen als ein Element königlicher Politik primär strategischer Natur und konnte sich erst nach den Krisen des 14. Jh. davon befreien. Das sorgfältig erarbeitete Register verzeichnet Stellen in der Bibel und in übrigen „Autoren und Werken", Namen und Begriffe. Wolfram Benziger

Cathleen A. Fleck, The Clement bible at the medieval courts of Naples and Avignon. A story of papal power, royal prestige, and patronage, Aldershot [u. a.] (Ashgate) 2010, 340 S., Abb., ISBN 978-0-7546-6980-7, £ 70. – Die Verbindungen zwischen den in Avignon residierenden Päpsten und den angevinischen Königen von Neapel waren traditionell eng. In beiden Städten wurde kulturelles Engagement mit hohem personellen, finanziellen und ideellen Aufwand gefördert. Dazu gehörte an prominenter Stelle auch Buchproduktion und -malerei. Die an der Universität von Saint Louis lehrende Kunsthistorikerin Cathleen Fleck beschäftigt sich in ihrer Arbeit mit einem der eindrucksvollsten Erzeugnisse neapolitanischer Buchmalerei des Trecento: der sogenannten Clemens-Bibel. Entstanden um 1320 für einen am Hof von Neapel tätigen Würdenträger, geht der heute gebräuchliche Name der Bibel auf Papst

Clemens VII. zurück, der vor 1405 die in der Handschrift zahlreich vorhandenen Wappen des Erstbesitzers durch sein eigenes Wappen ersetzen ließ und damit unmissverständlich seinen päpstlichen Besitzanspruch verdeutlichte. Was machte gerade diese Handschrift so interessant und begehrenswert? Die Autorin zeichnet die Geschichte der Clemens-Bibel im Zeitraum von c. 1320 bis 1424 in acht Kapiteln detailliert nach und liefert so die „Biographie" einer Handschrift, die für vielerlei unterschiedliche Legitimationsstrategien in Anspruch genommen werden konnte – stets abhängig vom jeweiligen Besitzer und der jeweiligen politischen Großwetterlage. Die Bibel – großformatig, von exzellenter Qualität, mit über 250 Miniaturen verschwenderisch illustriert –, ist zum ersten Mal 1340 im Besitz des Abtbischofs von Monte Cassino, Raymond de Gramat, konkret nachweisbar. Nach seinem Tod gelangte die Handschrift im selben Jahr infolge des von Benedikt XII. ausgeübten Spolienrechts in die päpstliche Bibliothek nach Avignon – der im 14. Jahrhundert mit rund 2000 Bänden wohl bedeutendsten Bibliothek des gesamten Abendlands. Ab 1369 ist gar ihr konkreter Aufbewahrungsort innerhalb des Palastes bekannt: ein Inventar erwähnt neben rund 50 anderen, in der Kapelle des für die Würdenträger vorgesehenen Traktes vorhandenen liturgischen Bänden, auch die Bibel. Während des Großen Schismas verblieb sie in Avignon, wurde um 1409 aber von Benedikt XIII. in sein Exil nach Peñiscola (Aragon) überführt. 1424 wurde sie vom letzten Vertreter des Avignonesischen Papsttums, Clemens VIII., dem aragonesischen König geschenkt. Danach verlieren sich ihre Spuren für rund 350 Jahre bis zum Ende des 18. Jh., als sie auf dem französischen Antiquariatsmarkt auftauchte, nach England verkauft und schließlich von 1816 an in Holkham Hall, der Residenz der Familie Leicester, verwahrt wurde. 1950 entschloss sich schließlich der finanziell notorisch klamme Earl of Leicester zum Verkauf der Handschrift, die heute in der British Library liegt. Insbesondere zwei umfangreiche, politisch interpretierbare Bilderzyklen sind es, denen in vorliegender Untersuchung besondere Beachtung geschenkt wird: in einem Stil ausgeführt, der Einflüsse des römischen Malers Pietro Cavallini verrät, kündet die Bebilderung des Buches Daniel im Alten und der Offenbarung im Neuen Testament von dem offensichtlichen Verlangen, die Heilige Stadt Jerusalem mit Rom gleichzusetzen. Hilfreich dabei ist die konsequente Darstellung des Jerusalemer Tempels in Gestalt des römischen Pantheon. Und man wird der Autorin gerne in ihrer Vermutung zustimmen, es könne sich hierbei um eine intendierte Visualisierung des Gegensatzes Jerusalem-Babylon versus Rom-Avignon handeln. Doch bleibt dies bloße Vermutung: sehr wahrscheinlich, jedoch kaum beweisbar. Überhaupt: Spekulationen liebt die Autorin. Mitunter verliert sie sich gar darin, beispielsweise wenn sie andeutet, Papst Benedikt XII. könnte („perhaps") mit Hilfe der Bibel eine Verbindung zu Rom

konstruiert und ihren hochgestellten Bewunderern damit gleichsam non-verbal seine Absicht zur Rückkehr in die Tiberstadt zu verstehen gegeben haben. Ob sich der Zisterzienserpapst als einer der Erbauer des trutzigen Papstpalastes in Avignon tatsächlich mit ernsthaften Rückkehrgedanken trug, wird in der Forschung freilich nach wie vor kontrovers diskutiert. Überhaupt die Forschung: auch wenn sich die Arbeit vornehmlich an Kunsthistoriker richtet, vermisst man doch schmerzlich einige einschlägige Titel – beispielsweise Vones zu Urban V., Jugie zum avignonesischen Kardinalat –, durch die der kulturelle Kontext eindrücklicher hätte zur Geltung gebracht werden können. Trotz aller Kritik – und hierzu gehört auch die sparsame Farbbebilderung, die nur weniges von der atemberaubenden Schönheit der Miniaturen erahnen läßt – gelingt es der Autorin, das legitimatorische Potential, das der Bibel innewohnt, mit Blick auf den jeweiligen Besitzer zu verdeutlichen. Kunst, Kultur, Patronage und Macht: insbesondere für die Zeit des Großen Abendländischen Schismas bleibt noch viel zu tun. Ralf Lützelschwab

Marek Daniel Kowalski, *Proventus camerae apostolicae debiti.* Oplaty duchowienstwa polskiego na rzecz papiestwa w latach 1417–1484, Medium aevum 2, Krakow (Historia Iagellonica) 2010, 292 S. (Englisches Summary S. 225–228), ISBN 978-83-62261-11-6, € 28. – Die Erforschung der päpstlichen Kammer hat seit den Arbeiten von Gottlob (1889) und Baumgarten (1897) keine wesentlichen Fortschritte mehr gemacht. Um so verdienstvoller ist das vorliegende Buch des Krakauer Kollegen Marek Kowalski, der sich seit Jahren mit diesem Dikasterium befasst und für die Jahre 1417 bis 1484 zu wichtigen, nicht nur für Polen zutreffenden Ergebnissen gelangt, die auch das Buch von Christiane Schuchard (vgl. QFIAB 81 [2001] S. 708f.) ergänzen. Marek hat alle Zahlungen aus den Erzdiözesen Gnesen und Lviv untersucht (für Benefizien und den Peterspfennig). Die polnischen Bischöfe erwiesen sich nach 1431 als pünktliche Zahler der geschuldeten Servitien, die Annatenzahlungen des niederen Klerus erfolgte, zumeist stark verzögert, zur Hälfte über die Kollektoren, zur Hälfte direkt an die Kurie. Vor 1450 waren das aber nur etwa 30 Zahlungen pro Jahr, danach im Durchschnitt nur noch die Hälfte. Insgesamt flossen aus Polen zwischen 1417 und 1484 129000 Goldgulden nach Rom, davon 62% aus den Servitien und 9% aus den Annaten direkt, sowie 29% über die Kollektoren. Marek kann zeigen, daß ein Drittel der von einem Kollektor eingetriebenen Gelder für deren Administration aufgebraucht wurde, für den Kollektor Giacomino Rossi (1427–1433) überstiegen die Einnahmen von 1900 Florinen sein Gehalt von 2920 Florinen beträchtlich. Insbesondere das Eintreiben der Annaten erweist sich als Verlustgeschäft, nicht jenes des Peterspfennigs. Ludwig Schmugge

Georg Strack, Thomas Pirckheimer (1418–1473). Gelehrter Rat und Frühhumanist, Historische Studien 496, Husum (Matthiesen) 2010, 383 S., ISBN 978-3-7868-1496-2, € 56. – Die Münchener Dissertation (2008) widmet sich auf der Grundlage einer „umfassende[n] Sichtung des vorhandenen Quellenmaterials" (S. 15) der Biographie eines Angehörigen der bekannten Nürnberger Familie Pirckheimer aus der Generation der Großeltern von Caritas und Willibald Pirckheimer; es war Thomas, der mit seinem Studium in Italien eine Familientradition begründete. Seine *peregrinatio academica* (1433–1447: Leipzig, Erfurt, Padua, Perugia, Pavia) ist ungewöhnlich gut dokumentiert. Als Doktor beider Rechte kehrte Thomas Pirckheimer aus Italien zurück und trat in die Dienste Herzog Albrechts III. von Bayern-München, dessen Kirchenpolitik sein „eigentliche[s] Tätigkeitsfeld" wurde (S. 60) und ihn wiederholt an die päpstliche Kurie führte. Auch für seine Heimatstadt Nürnberg übernahm er diplomatische Missionen. Ratskarriere und Kurientätigkeit erreichten ihren Höhepunkt unter Pius II., der Pirckheimer zum Referendar und Protonotar ernannte. Während des Fürstentages von Mantua 1459 nahm er als päpstlicher Referendar Suppliken entgegen, prüfte sie unter juristischen Gesichtspunkten und unterbreitete sie dem Papst zur Genehmigung. Da in diesem Zeitraum (anders als sonst) in den päpstlichen Supplikenregistern am Rande einer jeden Bittschrift der Name des zuständigen Referendars notiert worden ist, kann Strack nachweisen, dass Pirckheimer hauptsächlich für ganz bestimmte Petenten(-gruppen), meist aus dem deutschen Reich, tätig wurde, die ihn bereits kannten oder doch zumindest aus seiner Heimatregion stammten und ihn deshalb als Ansprechpartner wählten. 1464 verlor Pirckheimer jedoch den Rückhalt seiner Dienstherren, und es starben seine beiden wichtigsten Förderer an der Kurie, Kardinal Nikolaus von Kues und Papst Pius II. Er zog sich nach Regensburg zurück, wo er Domkanoniker und -kustos war; dort wirkte er unter anderem als Interessenvertreter des Domkapitels und als Ansprechpartner für päpstliche Gesandte, starb 1473 und wurde im Domkreuzgang begraben. Ebenso minutiös, wie Strack die Ämterlaufbahn Pirckheimers nachzeichnet, behandelt er auch dessen Pfründen„karriere", wobei sein besonderes Augenmerk den „sozialen Verflechtungen" (S. 173) gilt, die einerseits den Pfründenerwerb begünstigten, andererseits aber auch Rücksichtnahme auf die gelegentlich konkurrierenden Interessen seiner Dienstherren erforderten. In dem sich anschließenden Abschnitt „Thomas Pirckheimer und der Frühe Humanismus" analysiert Strack zunächst eine Sammelhandschrift aus Pirckheimers Besitz (London, British Library, Codex Arundel 138) mit Texten antiker Autoren, vor allem aber italienischer Frühhumanisten; Textsammlung und -verzeichnung bezeugen, so Strack, Pirckheimers Hinwendung zu „rhetorisch-humanistischen Bildungsinhalten" (S. 235). Für sich selbst übernahm er das Stilmittel der

Ironie als rhetorische Neuerung, und als erster Deutscher gestaltete er eine Obödienzerklärung nicht mehr in Anlehnung an eine Predigt, sondern an „die klassische Redeform" (S. 248). Literarische Ambitionen hegte er darüber hinaus nicht und war auch kein großer Briefschreiber; dennoch kann Strack Pirckheimers persönliche Bekanntschaft mit anderen deutschen Frühhumanisten nachweisen, für einige von diesen außerdem den „Besitz vergleichbarer Textsammlungen" (S. 251; vgl. auch Anhang II, S. 299–301). – In einem Anhang (I, S. 268–298) ediert er drei Reden Pirckheimers in lateinischer Sprache (eine Universitätsrede für den Neffen eines spanischen Kardinals; die Obödienzreden vor Nikolaus V. 1448 bzw. vor Pius II. 1458) sowie eine Reihe von Gesandtenberichten und schriftlichen Ratschlägen an die bayerischen Herzöge aus den Jahren 1459–1461 in deutscher Sprache, dazu einen Bericht des Kuriengesandten Thezeres von Fraunhofen an Herzog Ludwig von Bayern-Landshut (1457). – Dank dieser abgerundeten, gut lesbaren Arbeit hat Thomas Pirckheimer den ihm gebührenden Platz unter den gelehrten Räten des 15. Jh. und ein individuelles Profil erhalten; dieses ist geprägt durch seine „Spezialisierung auf Kuriengesandtschaften" (S. 264) und durch die außergewöhnlich hohe Position, die er am Hof Pius' II. erlangte. Christiane Schuchard

Thomas Ebendorfer, Diarium sive Tractatus cum Boemis (1433–1436), hg. von Harald Zimmermann, Monumenta Germaniae Historica. Scriptores rerum Germanicarum. Nova series 25, Hannover (Hahn) 2010, LIV, 342 S., ISBN 978-3-7752-0223-7, € 45. – Der Abschluss der Iglauer Kompaktaten (1436), mit denen der Religionskonflikt zwischen den böhmischen Hussiten und der römischen Kirche beigelegt wurde, stellt wohl den größten Erfolg des Basler Konzils dar. Die Einigung war das Ergebnis eines beispiellosen religiösen Dialogs über die hussitischen Glaubensartikel zwischen dem Konzil und den Hussiten, der in Debatten und Verhandlungen in Basel, Prag, Brünn, Stuhlweißenburg, und schließlich in Iglau ausgetragen wurde. Als Mitglied der Konzilsdelegationen nahm der Wiener Theologe Thomas Ebendorfer von Haselbach (1388–1464) an den zähen Verhandlungen teil und protokollierte ihren Verlauf in seinem ersten historiographischen Werk, dem „Diarium" oder „Tractatus cum Boemis". Das Werk, das eher eine Berichterstattung als ein „Tagebuch" im modernen Sinn darstellt, schildert die täglichen Handlungen der Konzilsgesandten, dokumentiert stilecht in scholastisch geprägtem Latein die Dogmengespräche und hält in Abschriften das offizielle Schrifttum der Verhandlungen fest. Trotz des eher trockenen Stils bietet Ebendorfers Diarium als Dokumentation des „Ringens um den rechten Text" eine durchaus spannende Lektüre, die in der neuen Edition durch den erprobten Kenner und Editor Ebendorfers, Harald Zimmermann, erstmals als voll- und eigenständiger Text

zur Verfügung steht. Zum Leitfaden für die Edition des ohnehin unikal überlieferten Werkes hat Zimmermann die Wiedergabe des Autographs in der Wiener Handschrift CVP 4704 gemacht, eine Lösung, die zwar selbstverständlich erscheint, die aber den Editor angesichts des nicht abgeschlossenen Redaktionsstandes des Werkes durchaus mit Problemen konfrontierte. Neben Korrekturen, Überarbeitungen und Ergänzungen hat Ebendorfer zahlreiche zusätzliche Textteile in seine Handschrift eingefügt, die eingeordnet werden mussten. Im Umgang mit diesen Überarbeitungsspuren unterscheidet sich Zimmermanns Edition in einer Reihe von Punkten von der früheren Edition durch Ernst Birk (1857). So leitet Zimmermann das Werk mit Ebendorfers nachträglich eingefügtem Gebet, Vorwort und Geleitbrief ein, während Birk die ersten zwei Textteile auslässt und den Geleitbrief an anderer Stelle einfügt. Andere Textbestände, die Birk in die Fußnoten abdrängt, werden von Zimmermann in den Haupttext inkorporiert. Vor allem ist hervorzuheben, dass Zimmermann Ebendorfers Abschriften der offiziellen Dokumente vollständig wiedergibt, die Birk mit Hinweis auf seine Edition der Parallelüberlieferung dieser Texte überspringt. Zu wünschen wäre allerdings ein Hinweis auf andere Editionen dieser Dokumente – der wiederum bei Birk zu finden ist. Als Ergebnis behält das Werk in der neuen Edition die narrative Form, die in der Handschrift belegt ist, und kann als eigenständiger Text gelesen werden. Ein weiterer Vorteil für den Leser der neuen Edition liegt in der Einführung einer historisch-chronologischen Gliederung des Werkes nach Gesandtschaften, die vom Autor selbst nur inkonsequent und teilweise auch falsch angelegt wurde. Wo Ebendorfer (und ihm folgend Birk) die erste Basler Gesandtschaft nach Prag 1433 unter dem Titel *Tractatus Prage* beschreibt, die zweite Gesandtschaft aber ohne Titel, die dritte fälschlich als *ambasiata quarta*, und die vierte wiederum ohne Kennzeichnung behandelt, greift Zimmermann in diese chaotische Struktur zugunsten einer klaren historischen Zuordnung der Gesandtschaften ein. Die Edition ist mit einem historischen Kommentar versehen und ist schließlich durch ein Stellenregister, ein Namenregister mit deutschen, tschechischen und lateinischen Namensformen und ein Glossar mit inhaltlichen Stichwörtern sowie seltenen aus dem Tschechischen latinisierten Wörtern gut erschlossen. Insgesamt ist somit für eine weitere Beschäftigung mit dieser wichtigen und interessanten Quelle wesentliche Grundlagenarbeit geleistet worden. Duane R. Henderson

Enea Silvio Piccolomini, *Germania*, a cura di Maria Giovanna Fadiga (Ministero per i beni e le attività culturali, IV, Edizione nazionale dei testi della storiografia umanistica, 5), Firenze (SISMEL) 2009, XXIII, 329 S., ISBN 978-88-8450-354-1, € 58. – Hier sei kurz auf eine neue Ausgabe von Enea Silvio Piccolominis *Germania* hingewiesen, von der eine kritische Edition durch

Adolf Schmidt von 1962 bereits vorlag. Die *Germania* des Enea Silvio Piccolomini, eine seiner erstaunlichen Länderkunden, entstanden 1457/58 in Form eines Brieftraktats, gibt sich als Antwort auf die – schon im vorreformatorischen Deutschland häufige – Kritik an den als ausbeuterisch empfundenen Praktiken der Papstfinanz, hier angeblich geäußert von Martin Mayr Kanzler des Erzbischofs von Mainz. Enea nutzt seine deutsche Landeskunde zugleich dazu, den blühenden Zustand des spätmittelalterlichen Deutschland und den sichtlichen Reichtum seiner Kirchen aus der Christianisierung und dem Wirken der römischen Kirche zu erklären und so die Argumentation der Gegenseite zu entkräften, ja umzukehren. In einer umfassenden Einführung verfolgt die Herausgeberin zunächst die Entstehungsgeschichte des Brieftraktats (mit Behandlung der zitierten *gravamina*), Auswahl und Anordnung der gebotenen landeskundlichen Informationen, die Wirkung der klassischen Geographie und Historiographie (Tacitus' *Germania* war zwei Jahre zuvor nach Italien gekommen!), und die Wirkung dieser neuen *Germania* ihrerseits auf die deutschen Humanisten. Die Edition folgt, nach sorgfältiger Sichtung der Handschriften, anders als A. Schmidt der autographen Handschrift (Vat. lat. 3886), S. 125, und erst in zweiter Linie der Reinschrift (Vat. lat. 3885), was Eneas Arbeitsweise sehr viel deutlicher hervortreten läßt (Proben seiner Änderungen im Text in tav. I–IV), und stellt den durch spätere Eingriffe besonders stark angetasteten Text der *Germania* wieder her. Im Sichtbarmachen der Arbeitsweise, im Nachweis der benutzten (antiken und mittelalterlichen) Autoren und im eingehenden Sachkommentar führt die neue Ausgabe über die bisher vorliegende hinaus.

Arnold Esch

Alfred Kohler, Expansion und Hegemonie. Internationale Beziehungen 1450–1559, Handbuch der Geschichte der internationalen Beziehungen 1, Paderborn-München-Wien-Zürich (Schöningh) 2008, ISBN 978-3-506-73721-2, XIV, 444 S., Abb., € 90. – Mit dieser Publikation liegt nun der erste Band des von Heinz Duchhardt und Franz Knipping hg. Handbuchs der Geschichte der internationalen Beziehungen vor (vgl. QFIAB 80 [2000] S. 774f. und QFIAB 88 [2008] S. 718–720). Am Beginn des von Kohler behandelten Zeitraums steht die Eroberung Konstantinopels durch die Osmanen, ein Faktum, das die expansionistischen Bestrebungen des türkischen Großreichs nach Südost- und Zentraleuropa und ins westliche Mittelmeer gefördert hat und das immer wieder als Epochenzäsur zwischen Mittelalter und Neuzeit genannt wird. Der Endpunkt der Darstellung bildet das Jahr 1559 mit dem Frieden von Cateau-Cambrésis, der für den Beginn der Hegemonie Spaniens in Europa steht, einer Macht, die selbst in den Jahrzehnten um 1500 eine großangelegte und erfolgreiche Expansionspolitik an den Tag legte und sich als Weltmacht etab-

lierte. Konstantinopel 1453 und Cateau-Cambrésis 1559 bilden somit einen sinnvollen und aussagekräftigen Rahmen für die zu behandelnde Thematik. Die italienischen Staaten nahmen in der Epoche zwischen der Mitte des 15. und der Mitte des 16. Jh. eine bedeutende Stellung ein. Die Verfestigung ihrer Beziehungen untereinander in Form ständiger Gesandtschaftsvertretungen begründete die moderne Diplomatie, wobei das päpstliche und venezianische Gesandtschaftswesen auf Grund ihrer universalkirchlichen bzw. merkantilen Erfahrungen und Kompetenzen eine besondere Rolle spielen sollten (S. 31ff., 400). Obwohl sich die italienische Staatenwelt nach dem Frieden von Lodi (1454) konsolidierte und ein prächtige Hofkultur entwickeln konnte, die auf ganz Europa ausstrahlte (S. 109f.), wurde sie spätestens mit dem Italienzug Karls VIII. 1494 zum Spielball auswärtiger Mächte und zum „Schlüssel der europäischen Hegemonie" (S. 334). Die Apenninhalbinsel entwickelte sich so zum zentralen Schauplatz des epochalen Gegensatzes zwischen den Häusern Habsburg und Valois, wobei auf Grund dynastischer Ansprüche v.a. das Königreich Neapel und das Herzogtum Mailand umkämpft waren. Dieser Antagonismus verlief in verschiedenen Wellen mit unterschiedlichen Protagonisten. Einen besonderen Schub erhielt er durch das Herrschaftsverständnis und die Politik Karls V. So hatten die Jahre zwischen 1516 und 1520 mit dem Regierungsantritt Karls in Spanien und im Reich eine weitreichende Bedeutung für die internationalen Beziehungen (S. 342-351), zu einem Moment, als die Reformation Luthers die konfessionelle Ordnung Europas zum Wanken brachte. Von der Krise der italienischen Staaten blieb auch der Kirchenstaat nicht unberührt. So lässt sich gerade bei den antiosmanischen Projekten des Apostolischen Stuhls die schwindende gesamteuropäische Bedeutung des Papsttums konstatieren (S. 2, 265). Obwohl an dieser Stelle in erster Linie die Italienbezüge dieser Publikation angesprochen wurden, soll nicht unerwähnt bleiben, dass auch die anderen europäischen Großräume gebührend berücksichtigt werden. Die Darstellung der internationalen Beziehungen und ihrer Akteure zwischen 1450 und 1559 durch Alfred Kohler verdient großen Respekt. Trotz der immensen Fülle und des Materials ist es dem Vf. gelungen, die großen Entwicklungslinien um 1500 anhand der Leitkategorien Dynastie, Expansion und Hegemonie überzeugend aufzuzeigen, die einmal mehr die klassische Epochenabgrenzung zwischen Mittelalter und Neuzeit in Frage stellen. Alexander Koller

Renaud Villard, Du bien commun au mal nécessaire. Tyrannies, assassinats politiques et souveraineté en Italie, vers 1470–vers 1600, Rome (École Française de Rome) 2008, VII, 912 S., ISBN 978-2-7283-0800-2, € 93. – Un libro di grande impegno sulla violenza nella vita politica dell'Italia centro-settentrio-

nale di questo „large XVIème siècle“, con la sua moltiplicazione di Stati e di prìncipi, spazi politici d'una certa omogeneità nelle loro legittimità incerte e spesso antagoniste, riconducibili per l'A. da un lato alla fluidità di strutture statali non ancora assestate, dall'altro a un clima carico di inquietudini politico-religiose. L'opera si inserisce felicemente nella tradizione della *thèse* di scuola francese, con la puntualità e l'estensione della ricerca, le riflessioni di ordine metodologico sulle scelte e sui criteri adottati. L'informazione è larghissima. La lista delle fonti, raggruppate in cinque tipi, dalle cronache a quelle normative e letterarie, e la bibliografia per quanto deliberatamente ristretta al massimo occupano più di cento pagine. Della criminalità politica viene data una sottile *catégorisation* che non si esaurisce nell'atto e nel gesto ma penetra in profondità. Un prudente tentativo di valutazione quantitativa delle violenze prese in considerazione per questo „secolo dell'assassinio politico“ 1470–1570 mette in rilievo le fasi più acute, con una tendenza generale ascendente fino a verso il 1500 seguita da una di segno opposto. In queste realtà politiche, quali emergono da una documentazione diretta, si colloca la figura del tiranno, la cui insistita immagine negativa prepara l'elaborazione della sua uccisione, un'immagine mostruosa che si impone e si diffonde a tutti i livelli assumendo varie forme. Incarnazione dei vizi, inversione di ogni valore, la sua rappresentazione è diversa da quella formulata dal pensiero politico, per il quale resta semplicemente un *mauvais prince*. I capitoli che si diffondono su questa immagine conducono alla seconda parte del libro, intitolata *La mise à mort*, che si apre con la critica a certi miti storiografici che si affidano a fonti specialmente narrative, condizionate da fantasie e pregiudizi da cui si è tratta l'impressione di una criminalità politica passionale, con la presentazione di complotti e cospirazioni come frutto di vendetta privata o di ambizione smodata, mentre dall'analisi di alcuni loro episodi a Firenze, a Milano e altrove si ricava un quadro diverso dei protagonisti, delle motivazioni, delle vicende. L'A. coglie delle interrelazioni e dà rilievo alle analogie e a qualche affinità di strutture favorita dalla frequenza delle comunicazioni, dalla grande circolazione delle notizie e da un linguaggio politico comune, da parallelismi che sembrano condurre ad una conformità di caratteri nello spazio politico considerato. La ricerca segue l'immagine del tiranno nei mutamenti della percezione che se ne aveva, nella quale prende corpo il desiderio di eliminarlo, il suo assassinio. Inteso come punizione celeste circoscritta nel tempo e nello spazio, la grande diffusione dei tiranni e della loro immagine, paragonabile al contagio di una malattia, porta a riflessioni su un possibile diritto al tirannicidio come forma di giustizia. Quando questa ondata criminale che ha per rapporto la diffusione del tiranno tende a diminuire Villard ne cerca la causa alla luce delle ripercussioni sull'area della sovranità. L'os-

sessione delle congiure fa posto a una loro valutazione più serena da parte del potere politico, che progressivamente impara ad apprezzarne il profitto che può trarne. Assistiamo ad un'inversione di tendenza, a una netta caduta dell'omicidio politico, che s'accompagna col graduale indebolimento del pensiero politico repubblicano, nell'accettazione della tirannide come unico rimedio contro la discordia e l'instabilità politica. Il principe tiranno, bersaglio delle violenze, ora scopre i vantaggi offerti da congiure svelate, reali o immaginarie e persino inventate, con le quali rafforzare la propria legittimità ed eliminare chi gli si oppone. Così „le pouvoir princière parvient à récupérer à son profit ces menaces pesant sur sa vie"; vuotando progressivamente lo spazio possibile di un'opposizione violenta il sovrano diventa l'unico legittimato a compiere atti violenti. Anzi, la violenza ora viene concepita come attributo necessario, irrinunciabile, del principe. Nella cancellazione delle congiure e la mutazione profonda dell'immaginario tirannico l'A. vede emergere una nuova forma di sovranità che troverà il suo compimento in un concetto astratto, quello di ragion di Stato. – Apprezzabile, con l'originalità della ricerca, la chiarezza del percorso del libro che non perde mai la padronanza della mole del materiale accumulato, grazie anche alla capacità di dargli un ordine formale convincente. Hannelore Zug Tucci

Maurizio Gattoni, Sisto IV, Innocenzo VIII e la geopolitica dello Stato Pontificio (1471–1492), Religione e società 52, Roma (Edizioni Studium) 2010, 223 S., ISBN 9788838241246, € 16. – Diese Studie beschäftigt sich mit der Politik Sixtus' IV., die eine neue Richtung hin zur Stärkung der Herrschaft und der wirtschaftlichen und militärischen Macht des Papsttums einschlug. Der Papstnepot übernahm seither auch die Leitung militärischer Unternehmungen. Die Annäherung an die Florentiner – Übertragung der Ausbeutung der Minen von Tolfa an die Medici – schlug nach Attacken in Umbrien und besonders der florentinischen Unterstützung von Città di Castello in eine feindliche Haltung um und gipfelte in der Exkommunikation von Lorenzo de' Medici als Feind des Heiligen Stuhles. In der Folge näherte sich das Papsttum stattdessen Siena, Neapel und der Republik Venedig an. Mit letzterer kam es jedoch ebenfalls zu erheblichen Spannungen und zu einer Verurteilung der Besetzung Ferraras. Die Politik Sixtus' IV. ist die der Aufrechterhaltung der Herrschaft – *dominium* – sie ging aber nie mit der Vernichtung eines Feindes oder einer politischen Macht – wie etwa der von Città di Castello – einher. Sein Nepot, Gerolamo Riario, setzte bei der Gewinnung der Romagna dementsprechend nicht nur auf militärische Aktionen sondern auch immer wieder auf Verhandlungen. Eine Strategie, die unter dem späteren Papst Alexander VI. nicht verfolgt wurde; bei ihm zeigt sich eine weitaus härtere, geradezu imperialistische Hal-

tung. Der Autor verwendete für seine Arbeit zahlreiche bislang unbekannte Quellen aus dem Vatikanischen, sowie italienischen, spanischen und portugiesischen Archiven. Im reichen Anmerkungsapparat sind ausführliche Informationen zu Personen und Ereignissen zu finden. Am Ende werden wichtige bibliographische Werke angeführt, in der Liste fehlt allerdings ein Hinweis auf die Studien von Armando Sapori, einem der bedeutendsten Kenner der wirtschaftlichen Aktivitäten und Außenbeziehungen von Florenz.

Christine Maria Grafinger

Metafore di un pontificato. Giulio II, 1503–1513. Atti del Convegno, Roma, 2–4 dicembre 2008, a cura di Flavia Cantatore, Myriam Chiabò, Paola Farenga, Maurizio Gargano, Anna Morisi, Anna Modigliani, Franco Piperno, RR inedita, saggi 44, Roma (Roma nel Rinascimento) 2010, 693 S., Abb., 1 CD, ISBN 88-85913-31-8, € 100. – Giulio II. La cultura non classicista. Sessione finale del Convegno „Metafore di un pontificato. Giulio II, 1503–1513", Viterbo, S. Maria in Gradi, 13 maggio 2009, a cura di Paolo Procaccioli con la collaborazione di Myriam Chiabò – Anna Modigliani, RR inedita, saggi 45, Roma (Roma nel Rinascimento) 2010, 180 S., ISBN 88-85913-55-5, € 32. – Julius II. ist als „papa guerriero" in die Geschichte eingegangen und hat durch seine Kunstaufträge an Raffael und Michelangelo die Hochrenaissance in Rom eingeleitet. Der politischen Rolle und dem Mäzenatentum des Papstes gilt allerdings nicht das Hauptaugenmerk der dreiteiligen Tagung mit dem Titel „Metafore di un pontificato: Giulio II (1503–1513)" (ein erster Band – „Giulio II e Savona" erschien 2009). Vielmehr haben die Organisatoren eine beachtliche Reihe von Beiträgen zusammengetragen, die den Pontifikat des streitsamen Papstes von weniger bekannten Blickwinkeln betrachten, wobei literatur- und kunstgeschichtliche Fragestellungen überwiegen. Es gelingt deshalb – anders als bei den vorausgegangenen Tagungen unter der Ägide der Associazione „Roma nel Rinascimento", die den Päpsten Sixtus IV. (1984), Martin V. (1992) und Alexander VI. (1999–2001) gewidmet waren – diesmal nicht, einen kohärenten Gesamteindruck des Wirkens Julius' II. zu bieten. Die politischen Taten des Pontifex werden von den Autoren mitgedacht, aber erhalten keinen eigenen Beitrag; die Sixtinische Kapelle wird nicht eigens behandelt, während dem Statuenhof im Belvedere und dem Tempietto Bramantes in S. Pietro in Montorio gleich mehrere Beiträge gewidmet sind (Flavia Cantatore, Rosanna Nicolò, Rita Bertucci). Bedauerlich ist auch, daß der Wirkung des Regiments Julius' II. auf die römische Bevölkerung (gestreift von Massimo Miglio) und die Wirtschaft in Rom (die doch nicht zuletzt durch die päpstlichen Bauaufträge profitiert haben muß) kaum nachgegangen wird, während man gleich zwei Beiträge zu den – eher bescheidenen –

Handelsbeziehungen zwischen Rom und dem Orient findet (Valeria Fiorani Piacentini, Paola Piacentini). Immerhin ist evident, daß die Ewige Stadt unter dem Della Rovere-Papst zu einem Treffpunkt und Wirkungsort großer Namen der Kunst und Kultur wird. Sehr detailreich fallen die Beiträge zu Architektur- und Kunstfragen aus (Matthias Winner, Simona Rinaldi, Claudio Falcucci, Lorenzo Finocchi Ghersi, Anna Cavallaro, Micaela Antonucci). Selbst ein „Zaungast" aus Neapel, der möglicherweise gerade unter dem Eindruck seines Romaufenthaltes 1507 vom Orgelbauer zum Architekten mutierte Giovanni Donadio, wird gewürdigt (Paola Carla Verde). Maurizio Gargano vergleicht die urbanistischen Verdienste der Päpste Alexander VI. und Julius II. und verneint eine Rivalität des letzteren mit seinem Vorgänger aus dem Hause Borgia, zumal die Gebrüder Sangallo und Bramante unter beiden in Rom tätig waren. Mehrere Persönlichkeiten aus dem kurialen Umfeld werden vorgestellt: die Kardinäle Bernardino de Carvajal (Isabella Iannuzzi) und Ägidius von Viterbo (Gennaro Savarese) sowie die Humanisten Raffaele Maffei (Rosanna Alhaique Pettinelli), Pier Francesco Giustolo (Rossella Bianchi), Jacopo Sadoleto (Francesco Lucioli) und Andrea Guarna (Chiara Cassiani). Obwohl sein Name mit der Capella Giulia verknüpft ist, blieb Julius' II. Verhältnis zur Musik – ganz anders als dies dann bei seinem Nachfolger Leo X. der Fall war – distanziert (Richard Sherr, Gregorio Moppi). Die antiquarischen und literarischen Interessen der Zeit werden vielfach beleuchtet (Concetta Bianca, Stefano Benedetti, Italo Pantani, Pietro Petteruti Pellegrino) und erhalten im Band „Giulio II. La cultura non classicista", was die volkssprachlichen Werke angeht, breiten Raum (Paolo Procaccioli, Paola Casciano, Paola Cosentino). Zur Außensicht auf die Persönlichkeit und das Regiment Julius' II. bieten sich die scharfsinnigen Beobachtungen Niccolò Machiavellis, Zeuge des Konklaves von 1503 (Maria Grazia Blasio, Frédérique Verrier Dubard, Alessandro Capata), und die Berichte der Botschafter der italienischen Höfe an (Alessandro Pontecorvi). Wie schon die Musik machte sich der Papst auch das Theaterwesen und die feierlichen Umzüge sowie die doppelte Dichterkrönung von 1512 propagandistisch zunutze (Siro Ferrone, Raimondo Guarino). Prophezeiungen und Reformprojekte der Zeit Julius' II. werden von Anna Morisi und Ottavia Niccoli vorgestellt. Man vermißt indes einen Beitrag zu den kritischen Tönen von Rombesuchern aus dem Norden. Bekanntermaßen widmete kein geringerer als Erasmus dem Della Rovere seinen sarkastischen Dialog *Julius exclusus e coelis* (S. 133, 357). Wohl zwei Jahre später als Erasmus (1511) weilte Martin Luther in Rom, der allerdings als noch frommer Katholik weniger an den künstlerischen Errungenschaften denn an den Ablässen interessiert war, wobei auch das frivole Hofleben in Rom Momente religiösen Eifers

und der Ablaßfrömmigkeit kannte, wie man – beiläufig, aber nicht minder interessant – aus den Berichten der Mantuaner Gesandten erfährt (S. 154).

Andreas Rehberg

Jutta Götzmann, Römische Grabmäler der Hochrenaissance. Typologie – Ikonographie – Stil, Beiträge zur Kunstgeschichte des Mittelalters und der Renaissance 13, Münster (Rhema) 2010, 324 S., Abb., ISBN 978-3-930454-41-9, € 62. – Bei der vorliegenden Studie handelt es sich um eine bereits im Jahr 2002 angenommene, für den Druck überarbeitete und aktualisierte Dissertation aus der Münsteraner Schule Joachim Poeschkes. Im Zentrum der akribisch recherchierten Arbeit steht die bislang noch nicht zusammenhängend untersuchte Typologie des römischen Wandgrabmals im ersten Drittel des 16. Jh. Nach einer ausführlichen, die später gewonnenen Ergebnisse bereits berücksichtigenden Einleitung (S. 1–53) folgen werkmonographisch angelegte Einzelanalysen der zentralen Grabdenkmäler (S. 57–267), deren oft komplizierte Entstehungsgeschichte unter Beachtung zahlreicher interessanter Aspekte (wie etwa stilistische oder ikonographische Alternativen) hier erstmals grundlegend nachvollzogen wird. Es folgt ein Dokumentenanhang (S. 268–284), in dem nicht nur teilweise unedierte Archivalien sondern auch sämtliche lateinische Inschriften der Denkmäler unter Auflösung der Abkürzungen (allerdings ohne Übersetzung) wiedergegeben werden. Ein Personen- und Ortsregister, sowie ein beachtliche 166 Schwarz-Weiß-Fotos umfassender Abbildungsteil beschließen den Band. – Vor dem Hintergrund der stark von Florenz geprägten römischen Sepulkralkultur des 15. Jh. arbeitet Götzmann zunächst deren wichtigste neue Entwicklungen heraus. Es handelt sich zum Einen um die Wiedergabe der bis dahin statuarisch aufgefassten Liegefigur eines Verstorbenen, der nun erstmals halb liegend, halb aufgerichtet mit in die Hand gestütztem Kopf in schlafähnlichem Zustand dargestellt wird. Der seit langem kontrovers geführten Diskussion über Herkunft, Bedeutung, Entwicklung und Verbreitung dieses neuen Figurentypus steuert Götzmann eine neue schlüssige Variante bei, indem sie die ums Jahr 1500 in Rom entdeckte antike Liegefigur einer Cleopatra/Ariadne ins Spiel bringt. Die heute in den Vatikanischen Museen befindliche Figur, die mit übereinandergeschlagenen Beinen ihren Kopf auf den angewinkelten Arm stützt, erregte bei den Zeitgenossen großes Aufsehen und wurde rasch von zahlreichen Künstlern durch Stiche und Nachzeichnungen rezipiert. Die zweite große Neuerung zeigt sich in der Ablösung der kleinteilig strukturierten, vielgeschossigen Fassadengestaltung des 15. Jh. durch die Übernahme des antiken Motivs des Triumphbogens: Die Grabdenkmäler erhalten nun eine große zentrale Bogennische, in der die Liegefigur des Verstorbenen ihren angemessenen Platz findet, sowie

seitliche Nischen, die Platz für figürliche Darstellungen bieten. Dieser neue Grabmalstyp einer sich aufrichtenden Figur in einer Triumphbogennische findet sich erstmals bei den zwischen 1505 und 1509 von dem Florentiner Bildhauer Andrea Sansovino geschaffenen Grabdenkmälern der Kardinäle Sforza und Basso della Rovere in S. Maria del Popolo, wenig später dann bei dem Doppelgrabmal für Kardinal Michiel und seinen Neffen in S. Marcello al Corso und schließlich bei dem nach 1521 entstandenen Armellini-Doppelgrabmal in S. Maria in Trastevere. Gleichermaßen Höhepunkt wie Abschluss dieser Entwicklung stellt das monumentale Grabdenkmal für Papst Hadrian VI. im Chor von S. Maria dell'Anima dar, das von dem Sieneser Architekten und Bildhauer Baldassare Peruzzi und seinen Mitarbeitern 1523 begonnen und – unterbrochen durch den Sacco di Roma 1527 – zu Beginn der dreißiger Jahre fertig gestellt wurde, und das zudem durch die erstmalige Verwendung von Buntmarmor bei Grabdenkmälern eine Vorreiterfunktion einnimmt. – Ihre umfassende Kenntnis archivalischer Quellen und einschlägiger Literatur erlaubt der Autorin präzise kunstgeschichtliche Analysen und zahlreiche weiterführende Beobachtungen im Rahmen ihrer entwicklungsgeschichtlich angelegten Studie, die auch als willkommene Ergänzung zu den in den letzten Jahren erarbeiteten Forschungsergebnissen zu frühneuzeitlichen Memorialstrategien in Rom (vgl. www.requiem-projekt.de) ist. Dass Götzmann dabei die kurialen Würdenträger und ihre Monumente nicht nur kunsthistorischen, sondern auch historischen Fragestellungen unterzieht, wie etwa nach persönlichem Umfeld und kirchenpolitischen Ambitionen, nach den Motiven der Auftraggeber und der Organisation der Künstler, nach der Bedeutung von Liturgie und Begräbniszeremoniell für den Standort der Grabdenkmäler, ist ihr besonders hoch anzurechnen. Eberhard J. Nikitsch

Michiel Verweij (Hg.), De Paus uit de Lage Landen. Adrianus VI, 1549–1623. Catalogus bij de tentoonstelling ter gelegenheid van het 550ste geboortejaar van Adriaan van Utrecht, Supplementa Humanistica Lovanensia 27, Leuven (University Press) 2009, XVI, 424 S., Abb., ISBN 978-90-5867-776-1, € 65. – Der anlässlich des 550. Geburtstages von Adriaan Floriszoon Boyens, dem späteren Papst Hadrian VI., herausgegebene Sammelband erschien begleitend zur gleichnamigen Ausstellung, die Ende 2009/Anfang 2010 in den belgischen Städten Löwen (Leuven, Louvain) und Utrecht präsentiert wurde. Die zweiteilige Publikation bietet zunächst acht Aufsätze, die auf niederländisch, englisch, deutsch und französisch einzelne Aspekte aus Leben und Werk des letzten nicht-italienischen Papstes vor Johannes Paul II. behandeln (S. 1–142). Es folgt ein schwarz-weiß bebilderter, durch ein Namensregister beschlossener Katalogteil (S. 143–411). Der Eröffnungsbeitrag von Michiel

Verweij (S. 1–17) skizziert knapp die entscheidenden Lebensstationen Hadrians und stellt sich der von der Forschung kontrovers diskutierten Frage, ob sein nur 18 Monate währender Pontifikat als misslungen und der zwischen zwei Medici-Päpsten offensichtlich unglücklich agierende Papst tatsächlich als unbedeutend bezeichnet werden kann. Verweij führt überzeugend aus, dass Hadrian als ein von der Spätscholastik geprägter, asketisch lebender Moraltheologe aus „Nieder-Deutschland" letztlich wenig Chancen hatte, seine einschneidenden Reformpläne im durchaus fremdenfeindlichen Rom der Hochrenaissance gegen den unwilligen Klerus durchzusetzen oder erfolgversprechende Maßnahmen gegen die sich im Reich abzeichnende Reformation zu ergreifen. Dem von der jüngeren Forschung allerdings mehrfach behandelten moraltheologischen Aspekt seiner Biographie widmet sich Martin W. F. Stone (S. 19–44) und bezeichnet Hadrian wohl zu Recht als „moral thinker of genuine ability and marked humanity". Neue mentalitätsgeschichtliche Quellen zu Hadrians überwiegend negativer Wahrnehmung in Rom erschließt Michiel Verweij (S. 45–57) mit der Edition auf den Papst gemünzter Spottverse, den sogenannten Pasquinaden, aus dem Nachlaß des 1542 verstorbenen Löwener Humanisten Gerard Geldenhouwer. Ergänzt werden diese Beiträge durch eine von Antoine Bodar (S. 59–67) zusammengestellte Übersicht der Bildnisse Hadrians. Die auf früheren thematisch verwandten Arbeiten basierende Studie von Jutta Götzmann (S. 69–92) über das Grabmal Hadrians VI. im Chor von S. Maria dell'Anima rekonstruiert und beschreibt kenntnisreich die Ereignisse um seinen Tod, die beiden Begräbnisse zunächst in Alt-St. Peter, dann in der Anima sowie die im Zusammenhang damit entstandenen Grabdenkmäler. Im Mittelpunkt steht die kunsthistorische Analyse des monumentalen, von Kardinal Wilhelm (van) Enckenvoirt gegen den Willen des Papstes gestifteten Epitaphs im Chor der Anima, das Götzmann mit Verweis auf das an gleicher Stelle befindliche Grabdenkmal des Kardinals als Teil dessen Konzeption sieht „das Gedenken an seinen Gönner mit der Sicherung der eigenen *memoria* zu verbinden". Den Zusammenhang zwischen päpstlicher Lebensweise und der figürlichen Darstellung der vier Kardinaltugenden an seinem Grabdenkmal erhellt István P. Bejczy (S. 93–106) in seiner konzisen philosophiegeschichtlichen Studie. Zwei weitere Aufsätze von Michiel Verweij illustrieren das heimatliche humanistische Umfeld des Papstes, zunächst anhand der Erstedition eines Briefwechsels mit dem gelehrten Juristen Frans van Cranevelt (S. 107–116), dann etwas ausführlicher in der Person des Dirk van Heeze (S. 117–142), seines bewährten Weggefährten und späteren Privatsekretärs, der vergeblich versuchte, Erasmus von Rotterdam gegen Luther einzunehmen und für die katholische Sache zu gewinnen. – Der anschließende umfangreiche Katalogteil bietet in unterschiedlichen Abteilungen sachverständig

kommentierte, teilweise zum ersten Mal gezeigte Exponate aus den Beständen der Königlichen Bibliothek von Belgien sowie der Löwener Universitätsbibliothek. Darunter befinden sich ebenso Handschriften und frühe Drucke von Hadrians wissenschaftlichem Werk wie auch Briefe Kaiser Karls V. und der Humanisten, zudem bildliche und schriftliche Zeugnisse aus Hadrians Pontifikat. Längere Exkurse widmen sich Hadrians flämischer „Entourage" in Rom sowie seinem Verhältnis zu Erasmus und Luther, seinem Tod und Begräbnis und seiner Nachwirkung bis heute. Eine beeindruckende Galerie nur wenig bekannter Bildnisse und Porträts Hadrians beschließt den detailreichen Band, der nicht nur aufgrund seiner Materialfülle der Forschung neue Impulse geben dürfte. Eberhard J. Nikitsch

Herbert Jaumann (a cura di), Diskurse der Gelehrtenkultur in der Frühen Neuzeit: Ein Handbuch, Berlin-New York (De Gruyter) 2011, 1054 S., ISBN 978-3-11-018901-8, € 169,95. – Jaumann, der mit seinem Handbuch der Gelehrtenkultur der Frühen Neuzeit (2004) eine verdienstvolle Sammlung biographischer Skizzen veröffentlichte, legt mit dem hier anzuzeigenden Opus 23 oftmals langwierige Untersuchungen zu „repräsentativen Diskursen der Gelehrtenkultur" vor. Den von überwiegend deutschen Autoren verfaßten Aufsätzen eignen unterschiedliche Erkenntnisinteressen. Eine erste Gruppe von Beiträgen ließe sich als Querschnitte zum Wissenszuwachs und zur Methodenentwicklung einzelner Disziplinen oder auch Teildisziplinen klassifizieren. Behandelt werden Mythographie (Jörg Jochen Berns), das Bemühen um die wissenschaftliche Fundierung der Bildkünste (Eric Achermann), der Wandel von Alchemie und okkulten Wissenschaften bis hin zur Entstehung der Chemie (Claus Priesner), Theorien zur Ursprache und die Versuche der Begründung einer Universalsprache (Gerhard F. Strasser), allgemeine Hermeneutiklehren (Reimund Sdzuj), Erdgeschichte und Paläontologie (Martin Schmeisser), Historiographie (Markus Völkel) sowie – als Teilbereich der politischen Theorie – Machiavellismus und Antimachiavellismus (Cornel Zwierlein). Daneben stehen verschiedene fächerübergreifend angelegte Untersuchungen wie die zur Ciceronianismus-Debatte (Jörg Robert), zur Kontroverse von Antiqui und Moderni (Martin Disselkamp), zum Widerstreit von Autopsie und (schriftlich überlieferten) Autoritäten, den Simone De Angelis im Hinblick auf Botanik und Anatomie nachzeichnet, zum Deutschen als Gelehrtensprache (Wolf Peter Klein) und zur Verdrängung der Dialektik durch die Rhetorik (Anita Traininger). Eine dritte Reihe von Texten fragt schließlich nach dem Spannungsverhältnis zwischen den Gelehrten bzw. dem von ihnen produzierten Wissen und ihrem jeweiligen sozialen Umfeld. Am Beispiel des umstrittenen Paracelsismus untersucht Hanns-Peter Neumann

die Wissenspolitik, d.h. die „restriktiven und distributiven Regulierungen", der Frühen Neuzeit. Konfessionalisierung und Konversion von Gelehrten sind das Thema von Kai Bremer und Hanspeter Marti. Ausgehend von den um 1700 in Holland lebenden Sozinianern beleuchtet Martin Mulsow Exilforschung und Ideenemigration, während Andreas B. Kilcher und Philipp Theisohn den Dialog von christlicher und jüdischer Gelehrsamkeit verfolgen. – Das überaus vielfältige Themenspektrum wird abgerundet durch einzelne Beiträge, deren Relevanz sich nicht ohne weiteres erschließt. Selbst wenn man der Poesie und Poetologie ihren gelehrten Anspruch zugesteht, möchte man bezweifeln, ob der Petrarkismus (Jörg Wesche) zu den zentralen Gelehrtendiskursen der Epoche zählte. Eher als Diskursfeld der Seelsorge denn als das der Gelehrsamkeit gibt sich die Psychagogik (Günter Butzer) zu erkennen, als das der (protestantischen) Theologie die Diskussion um unmittelbare göttliche Offenbarungen. Seitengleise dieser Art wären willkommener, ließe der Band nicht andererseits manch einschlägige Fragestellung vermissen. Angesichts der von fast allen Autoren thematisierten Auseinandersetzung mit der antiken Überlieferung wäre eine Einführung in die Geschichte von Editionskriterien und Kommentartechniken sinnvoll gewesen. Gegenteiligen Ankündigungen des Buchdeckels zum Trotz bleibt die Rechtswissenschaft weitestgehend ausgeklammert, wohingegen der für die Epoche grundlegende Konflikt von Text- und Realienwissenschaften lediglich von De Angelis angedeutet wird. Die Rivalität von Platonismus und Aristotelismus, der Stoizismus, die *theologia prisca*, das geozentrische Weltbild, aber auch sozialgeschichtliche Fragen wie die neuen Diskussionsforen (Akademien, wissenschaftliche Zeitschriften) und die verschärfte Zensur kommen in dem vorliegenden Band allenfalls am Rande zur Sprache. Sollten diese mithin gut bearbeiteten Problemkreise dem Wunsch nach eigenständigen Forschungsergebnissen geopfert worden sein selbst auf die Gefahr hin, daß dieses Handbuch sein Themengebiet nur schlaglichtartig ausleuchtet? – Ohne eine Wertung der einzelnen Beiträge vornehmen zu können, darf man diesen insgesamt ein hohes Niveau bescheinigen. Eine gewisse Fokussierung, sei es auf den deutschen Sprachbereich, sei es auf einzelne Konfessionen, dürfte der Leser bisweilen jedoch bedauern. Dem hätte eine internationalere Zusammensetzung des Autorenteams möglicherweise entgegengewirkt. Recht unterschiedlich kommt der wissenschaftliche Habitus der einzelnen Abhandlungen daher. Dem erfreulich theorieskeptischen Herausgeber, der sich sogar für den Diskursbegriff als „Konzession an den konventionellen kulturwissenschaftlichen Sprachgebrauch" entschuldigt, sind etliche Autoren mit quellennahen Ausführungen gefolgt, was nicht verhindert, daß der Leser mithin doch wieder auf breite Theoretisierungen von Selbstverständlichkeiten und die harten Krusten einer

Methodendiskussion stößt, welche ihm den Zugang zum Material eher verbauen als erleichtern. Der Versuchung, lieber geist- statt hilfreich zu sein, konnten nicht alle Autoren widerstehen. Handbücher fordern eine gewisse Selbstbescheidung – das ist nicht jedes Kollegen Sache. Wie auch immer, der Band bietet eine Fülle anregender Überlegungen und wird in der stetig voranschreitenden Erforschung der Wissenskulturen fraglos einen unübersehbaren Platz einnehmen. Ingo Herklotz

Stefano Tabacchi, Il Buon Governo. Le finanze locali nello stato della Chiesa (secoli XVI–XVIIII), I libri di Viella 65, Roma (Viella) 2007, 519 pp., ISBN 978-88-8334-241-7, € 38. – Il volume si apre con una serie di affermazioni alquanto impegnative – in aperta e polemica rottura con gli orientamenti di molta storiografia modernistica – ispirate all'esigenza di „prestare attenzione agli elementi sistemici dell'organizzazione politica" e di „fornire un'interpretazione complessiva" della storia dello Stato della Chiesa „ben ferma nel respingere ogni tentazione di dissolvere la corposa realtà istituzionale degli antichi Stati italiani in un pulviscolo di poteri disintegrati e pratiche sociali" (p. 12). In questa prospettiva, l'Autore ritiene essenziale porre l'accento „su due elementi assolutamente fondamentali per capire la storia dell'Italia moderna": da un lato il ruolo dell'integrazione degli attori politici e sociali all'interno dei diversi stati italiani fra XVI e XVIII secolo (ossia il rapporto dialettico fra i sovrani, i corpi territoriali, i ceti dirigenti urbani e la feudalità) e i suoi effetti in rapporto alla costruzione e alla gerarchizzazione del territorio; dall'altro le vie dell'integrazione politica, riconducibili al ruolo centrale dei „canali politico-amministrativi e politico-simbolici" che si esplicò nei „processi di unificazione dei ceti dirigenti locali in una classe dirigente ‚regionale'", nel ruolo della corte papale, nella „produzione di pratiche giuridiche che si sovrapponevano ai diritti consuetudinari", nella „letteratura promossa dai sovrani" (pp. 12–13). Il libro si concentra su un tema assai interessante e importante – quale il controllo sulle finanze locali esercitato dalla Congregazione del Buon Governo – ma che, di per sé, non appare in grado di fornire solide basi a generalizzazioni „sistemiche", pena la caduta in quelle forzature interpretative che l'Autore rimprovera sovente ad altri studiosi. In questo senso la rassegna che egli dedica al problema del controllo delle finanze delle comunità negli antichi Stati italiani appare frutto di un'impostazione metodologica che, rifiutando la dimensione della complessità, riduce la storia delle istituzioni di antico regime a una sorta di modellistica basata su caratteristiche formali e funzionali (lo stesso vale per una forzatura tipica della storiografia economica, quando accenna all'impossibilità di calcolare il „prodotto interno lordo" degli antichi Stati italiani, p. 45). Desta, ad esempio, più di una perplessità che Tabacchi cerchi di costruire una

comparazione fra istituzioni di controllo sulle finanze delle comunità nei diversi stati della Penisola senza dare il giusto risalto alle diverse scansioni cronologiche e ai differenti contesti politici, sociali e culturali in cui essi si collocarono. Se, infatti, non si pone in rilievo il ruolo degli eventi bellici in Italia centro-settentrionale a partire dagli anni Venti del Seicento non si possono comprendere i meccanismi delle finanze pubbliche e comunitarie nella Repubblica di Genova o nello Stato di Milano. Il tutto nel nome di una sorta di autonomia dell'„organizzazione amministrativa" quale „formidabile fattore di integrazione" (p. 35) che sembra di leggere fra le righe. Il cuore del volume tuttavia smentisce alcune delle sue premesse metodologiche più azzardate e si apre al lettore come una ricerca storica di alto livello, un'autentica miniera di dati e analisi sulle vicende delle finanze delle comunità dello Stato pontificio in età moderna, a partire dalla promulgazione della bolla *Pro Commissa* da parte di papa Clemente VIII nell'agosto 1592. Di fronte alla grave crisi economica e finanziaria che aveva investito il dominio temporale del papato, la bolla stabiliva l'obbligo per le comunità di trasmettere a Roma i loro bilanci preventivi e tutta una serie di misure volte a riorganizzare il funzionamento delle finanze comunitarie dell'intero Stato, anzitutto al fine di garantire il flusso delle tasse dovute alla Camera apostolica. Assai interessante è il fatto che, negli anni seguenti, motore dell'applicazione della bolla clementina fu il tesoriere generale Bartolomeo Cesi (figura chiave della gestione delle finanze pontificie sotto Clemente VIII) che seppe agire con risolutezza e duttilità al fine di imporre drastici riduzioni delle spese a carico delle comunità in una realtà sociale e istituzionale assai complessa e frastagliata qual era lo Stato pontificio. Il fatto stesso che le reazioni alle direttive romane furono assai differenti spinsero il Cesi ora a intervenire in prima persona, ora a inviare commissari camerali, ora a mandare visitatori, ora a rivolgersi ai governatori: ciò rimanda a una situazione ben poco riconducibile a rassicuranti modelli interpretativi basati sulla preminenza del centro sulla periferia mediata da asettici canali burocratico-istituzionali. Il pontefice affidò inoltre a una commissione formata da tre cardinali il compito di conoscere le cause tra le comunità e i loro debitori. Nei decenni successivi tale commissione si andò strutturando come Congregazione cardinalizia del Buon Governo, con giurisdizione sulle cause civili e penali delle comunità dello Stato pontificio, entrando a pieno titolo in quel sistema di governo attraverso le Congregazioni le cui competenze, come nota opportunamente l'Autore, erano segnate da confini assai mobili „e condizionati da una prassi amministrativa non sempre coerente, che favoriva lo sviluppo di legami informali tra le comunità e la burocrazia romana" (p. 154). In questo senso assai importanti e utili risultano le pagine dedicate all'analisi del ruolo e delle carriere dei cardinali, dei segretari e dei prelati che nel XVII e

XVIII secolo fecero parte della Congregazione del Buon Governo, nonché agli agenti delle comunità che operavano presso quest'ultima e che da essa erano scelti – per lo più secondo le dinamiche clientelari proprie della corte di Roma – con funzioni di meri tramiti delle pratiche amministrative. Così come decisamente innovativo e ricco di dati è il capitolo dedicato alle vicende delle finanze dello Stato pontificio nel corso della difficile congiuntura seicentesca. Nelle conclusioni, l'Autore riafferma la propria convinzione che la storia della Congregazione del Buon Governo dimostri, da una parte, che le istituzioni dell'età moderna non possono essere analizzate come fossero ancora quelle del periodo tardo-medievale e, dall'altro, che l'esercizio dell'attività di governo „rispondeva a finalità più ampie e si esplicava in pratiche amministrative variegate e non riassumibili sotto l'etichetta del *patronage*" (p. 417). Su tali presupposti egli giudica possibile costruire un „modello esplicativo più generale che analizzi il reale significato degli organi di governo attivi nella prima età moderna" (p. 418). Massimo Carlo Giannini

Giampiero Brunelli, Il Sacro Consiglio di Paolo IV, Studi di Storia moderna e contemporanea 4, Roma (Viella) 2011, 287 S., ISBN 978-88-8334-471-8, € 26. – Am 23. Mai 1555 wurde Gian Pietro Carafa zum Papst gewählt. In dankbarer Erinnerung an Paul III. nannte er sich Paul IV. Dessen Nepotismus ließ er wieder aufleben und kreierte seinen Neffen Carlo Carafa nicht nur zum Kardinal, sondern übertrug ihm bereits am 15. Juli 1555 die Zuständigkeit für alle laufenden Vorgänge von geistlichen und weltlichen Angelegenheiten. Paul IV. wollte dadurch die Verwaltung straffen, für die er sich mehr eingesetzt hat, als bisher angenommen wurde. Außerdem sollte ihm aber auch dadurch mehr Zeit bleiben für die Reform der Kirche, für die er sich stark engagierte. Das drückte sich auch dadurch aus, dass er an den Sitzungen des *Sanctum Officium* teilnahm, die er persönlich leitete. Brunelli verweist darauf, dass der Papst auch die Papstwahlregeln veränderte: Er verfügte, dass kein Kandidat gewählt werden dürfe, dessen Orthodoxie bezweifelt werde. Wird dennoch ein Häretiker oder Schismatiker gewählt, dann darf er das Papstamt nicht übernehmen. Bereits nach dem Tod Pauls III. hatte der damalige Kardinal Carafa die Wahl Reginald Poles mit diesem Argument verhindert. Das wurde nun festgeschrieben – offenbar im Hinblick auf Giovanni Morone, den Paul IV. wegen des Verdachts der Häresie hatte einkerkern lassen. Sonst überließ er die Verwaltung weitgehend seinem Nepoten. Aber dann kam ganz abrupt ein großer Umbruch. Am 27. Januar 1559 entließ Paul IV. nicht nur Carlo, sondern auch Giovanni Carafa aus allen ihren Ämtern und verbannte sie aus Rom. Von ihnen fühlte er sich hintergangen und trug seine Kritik vor allen römischen Kardinälen in einem Konsistorium vor. Die wichtigsten Abteilungen der Kurie erhiel-

ten neue Leiter. Dabei setzte er nicht mehr auf Mitglieder seiner Familie, sondern auf Menschen seines Vertrauens – ein früher Bruch mit dem Nepotismus! An die Stelle des Kardinalnepoten trat ein Gremium, das der Papst *Sacro Consiglio* nannte. Es wurde am 31. Januar 1559 gegründet. Am 3. Februar wurde es als oberste Entscheidungsinstanz bekannt gegeben. Es war als Hilfe für Paul IV. gedacht, dessen oberste Autorität natürlich erhalten blieb. Dieses Gremium ist bisher kaum beachtet und seine Arbeit noch nicht erforscht worden. Es ist das Verdienst von Brunelli, mit Hilfe bisher nicht herangezogener Akten die inhaltliche und formale Arbeit dieses Rates darzustellen. Der Papst berief zwei Kardinäle, denen er die Aufsicht über alle laufenden geistlichen und weltlichen Geschäfte anvertraute: Bernardino Scotti und Virgilio Rosario. Hinzu kamen ein juristischer Berater und als Sekretär Angelo Massarelli, der Sekretär des Konzils von Trient. Er ist bekannt dafür, dass er den Päpsten ergeben zuarbeitete. Da das Konzil von Paul IV. nicht weitergeführt wurde, konnte er in Rom diese Aufgabe übernehmen. Es gab keine regelmäßigen Sitzungen des neuen Gremiums, aber Massarelli hat wohl auch nach mündlicher Absprache mit Scotti und Rosario oder einem von beiden die Vorgänge bearbeitet. Das Gremium war gehalten, Camillo Orsini als Berater zuzuziehen. Dabei dürfte es um militärische Fragen gegangen sein, denn dieser römische Adlige war am 27. Januar 1559 – dem Tag der Entmachtung seiner Familie! – vom Papst zum Kommandeur der päpstlichen Truppen ernannt worden. Da Orsini jedoch am 8. April und Rosario am 22. Mai 1559 starben, berief der Papst am 22. Mai 1559 als neues Mitglied des *Sacro Consiglio* Kardinal Jean de Reuman und als Berater Bischof Alvise Lippomani und Giovan' Antonio Orsini, den neuen Kommandeur der päpstlichen Truppen. Brunelli zeigt, dass das Gremium mit den kurialen Behörden verhandelte, aber auch mit den Gouverneuren und mit Institutionen des Kirchenstaates. Viele Dokumente wurden ausgefertigt – die Konzepte sind in Rom erhalten. Das Gremium durfte mit päpstlicher Vollmacht entscheiden. Gelegentlich wurde noch die Zustimmung Pauls IV. ausdrücklich erwähnt. Es ging um Finanzfragen, um Personalentscheidungen, um zivile Rechtsfragen wie auch um strafrechtliche Entscheidungen. Formal gibt es verschiedene Ausfertigungen wie Mandate oder *patenti*, in denen unter anderem zeitlich befristete und zeitlich unbefristete Ernennungen verfügt wurden. Auch als Gnadenbehörde handelte der *Sacro Consiglio*, indem er sich für Milderung bei Gefangenen der Inquisition einsetzte. Der Autor zeigt, dass in allen Ländern Europas im 16. Jh. die Verwaltung gestrafft und verfeinert wurde. Er bringt dies in Beziehung mit den Entscheidungen Pauls IV. Dass nach seinem Neffen Carlo zwei Kardinäle denselben Auftrag erhielten wie dieser, zeigt, dass jetzt zwei Männer beauftragt wurden, die sich gegenseitig ergänzen, aber auch korrigieren konnten. In der Zeit ab Mai 1559 dürfte Lippo-

mani die Arbeit Massarellis besonders unterstützt haben. Wir erfahren, dass Ugo Boncompagni an den Sitzungen des *Sacro Consiglio* teilgenommen habe. Wenn er auch kein offizielles Mitglied des Gremiums gewesen ist, so dürften hier doch sein juristisches Wissen wie auch seine Kenntnisse als stellvertretender Leiter der Apostolischen Kammer gefragt gewesen sein. Er wäre damit die bedeutendste Person im *Sacro Consiglio* gewesen, denn er wurde später zum Papst gewählt und nannte sich Gregor XIII. Die letzten Dokumente dieses Gremiums wurden am 15. August 1559 ausgefertigt. Drei Tage später starb der Papst. Damit endete – nach gut sechs Monaten – die Tätigkeit dieses Rates. Die Nachfolger Pauls IV. beriefen dieses Gremium nicht mehr, sondern begnügten sich wieder mit einer einzigen Vertrauensperson für diese Aufsichts-, Kontroll- und Entscheidungsarbeiten. Gerhard Müller

Martin Kluger, Fugger – Italien. Geschäfte, Hochzeiten, Wissen und Kunst. Geschichte einer fruchtbaren Beziehung, Augsburg (Context-Verlag) 2010, 120 S., Abb., ISBN 978-3-939645-27-6, € 9,90. – Zahlreiche europäische Handelsunternehmen haben im ausgehenden Mittelalter und der beginnenden Frühneuzeit vom italienischen Fernhandel und dem ausgereiften Bankenwesen Oberitaliens profitiert. Das vorliegende Sachbuch nimmt mit den Fuggern die erfolgreichste Wirtschaftsdynastie dieser Zeit in den Blick. Nur wenige Generationen liegen zwischen dem unvermögenden Weber Hans Fugger, der sich 1367 im Zentrum der oberdeutschen Textilherstellung der Reichsstadt Augsburg niederließ, und dem beispiellosen Aufstieg seines Unternehmens. Die Stärke wie die Schwäche des schmalen, nur knapp 120 Seiten umfassenden Bandes, liegt in der notwendigen Verdichtung von Ereignisgeschichte. In weiten Teilen deskriptiv gehalten, wird die Darstellung hiermit ihrem Lesepublikum durchaus gerecht, denn die kurze Abhandlung richtet sich weniger an Wissenschaftler als an Studierende sowie ein breites Publikum interessierter Leser. Auf einen wissenschaftlichen Apparat wurde verzichtet, am Ende des Buches findet sich aber ein mehrseitiges Literaturverzeichnis, das eigenständige Publikationen zur Fuggerforschung und verwendete Literatur auf aktuellstem Stand zusammenstellt. In vier Hauptkapiteln, die chronologisch die infrastrukturelle Bedeutung der römischen Via Claudia, den Beginn von Handelskontakten der Fugger in Venedig und Rom sowie die Kunstförderung des Wirtschaftsunternehmens behandeln und in einem abschließenden Kapitel gezielt auf die Spuren der Fugger im südtiroler Raum verweisen, geht es um zwei Hauptaspekte: Wirtschaft und Handel, aber auch Kunst als Medium der Prestigebildung. Letztere bildet sowohl anhand von Beispielen im italienischen als auch im Augsburger und schwäbischen Raum einen Schwerpunkt der Darstellung, für den die Wirtschaftsentwicklung stellenweise zur Hintergrundfolie

wird; so z. B. wenn nachfolgende Generationen zunehmend den Lebensstil des Adels aufgreifen, Schlösser und Hofmarken erwerben. Dass Handelsgeschäfte dennoch bis ins 17. Jh. beibehalten wurden, findet keine Erwähnung. Ein Schwerpunkt liegt ohnehin auf dem 16. Jh. Diese Konzentration überzeugt, weil erst nach Jakob Fugger (1459–1525) neben Venedig, Rom und Mailand auch Florenz und Süditalien mit einer eigenen Faktorei in Neapel in den Blick rücken. Außerdem importierten die Fugger neben Wissen und Waren nun auch zunehmend Kunst. Um eine Formulierung Klugers aufzugreifen: die Fugger „importierten die italienische Renaissance" – was den zweiten Schwerpunkt, die finanzielle Förderung von Kunst und Künstlern erklärt. Selbst für die eigenen Söhne bestimmte Anton Fugger testamentarisch, dass sie neben Sprachkenntnissen in Italien auch die dortige Musik mit *ehrlichem exercicio* studieren sollten, was seinen Niederschlag in einer bedeutenden Sammlung von Notendrucken und Instrumenten fand. Trotz der gebotenen Kürze überrascht das Buch an zahlreichen Stellen. Bereits eingangs korrigiert es Mythen. So wird mit Blick auf die bereits seit langem international handelnden Venezianer und den erwartbaren Hinweis auf die Reisen der Brüder Polo sowie das ausgefeilte Bankenwesen in Oberitalien dezidiert zurückgewiesen, bei Jakob Fugger handele es sich um den ersten „global player" oder ihm sei eine Schlüsselrolle in der Entwicklung des Frühkapitalismus zuzuschreiben. Auch aktuellste Forschungsentwicklungen werden mit Angabe des entsprechenden Quellenfundes aufgegriffen; so etwa ein Schreiben aus dem Jahr 1473, das erst vor kurzem im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv entdeckt und 2009 von Peter Geffcken veröffentlicht worden ist, und das belegt, dass Jakob Fugger auch vor dem Tod seiner älteren Brüder nicht für eine geistliche Laufbahn, sondern ebenfalls für den Kaufmannsberuf vorgesehen worden war. Nicht trotz, sondern wegen der gelungenen Dichte, dem ansprechenden Format und zahlreicher Abbildungen, die über reine Bebilderung hinausgehen, lohnt sich die Lektüre des Bandes vor allem für den historisch interessierten Leser. Britta Kägler

Regina Dauser, Informationskultur und Beziehungswissen. Das Korrespondenznetz Hans Fuggers (1531–1598), Studia Augustana. Augsburger Forschungswissen zur europäischen Kulturgeschichte 16, Tübingen (Niemeyer) 2008, IX, 458 S., ISBN 978-3-484-16516-8, € 96. – Dass Korrespondenz über weite räumliche Distanzen dem Informationsaustausch dienen konnte, zugleich aber auch die „Konstitution und Regulation sozialer Beziehungen" (S. 5) ermöglichte, betont Regina Dauser gleich zu Beginn ihrer Studie. Sie deutet den Briefverkehr daher nicht als Form der Kommunikation von Abwesenden, sondern als fortwährenden Kontakt (S. 48). Als Hauptquelle liegt ihrer Analyse das „aigen copierbuech" Hans Fuggers (1531–1598) zugrunde, in dem ca. 4700

ausgehende Briefe zwischen 1566 und 1594 gesammelt sind. Es handelt sich ausnahmslos um Privatkorrespondenz und nicht um Geschäftsbriefe des Fuggerschen Handels (S. 25). Die Quellenanalyse basiert maßgeblich auf den Regesten zu den Briefen Hans Fuggers, die von Christl Karnehm und Maria Gräfin von Preysing 2003 erstellt worden sind, geht aber auch darüber hinaus, indem beispielsweise 35 Briefe an Herzog Wilhelm V. von Bayern aus dem Geheimen Hausarchiv der Wittelsbacher ergänzt werden. Den guten Kontakt zum bayerischen Herzog nutzte Fugger nicht zuletzt für medizinische Hilfe; so wurden wiederholt Leibärzte Wilhelms bei Erkrankungen innerhalb der Fuggerfamilie zu Rate gezogen. Der Herzog wiederum wandte sich an den leidenschaftlichen Gärtner Hans Fugger, wenn neue Gartenanlagen seiner Burg Trausnitz anzulegen waren (S. 103). Dieses herausgegriffene Beispiel zeigt, dass sich das Kopierbuch durch eine besondere thematische Vielfalt (militärische Nachrichten, Kredittransaktionen, Kindererziehung, medizinische Therapien u. v. a.) und ein breites Spektrum von Adressaten in weiten Teilen Europas auszeichnete, die vom einfachen Bediensteten des „Fugger-Imperiums" bis zum regierenden Erzherzog von Tirol reichten. Dausers Analyse berücksichtigt außerdem, dass Fugger Familienzweig erst wenige Jahrzehnte zuvor in den Adel aufgestiegen war. Hans Fugger eröffnet damit in eigener Person „Einblicke in eine Nahtstelle ständischen Umbruchs" (S. 9). Entscheidende Bezugspunkte der Studie sind neben dem Handel daher auch Höfe. Dauser skizziert in Folge dessen nicht nur die Biographie Hans Fuggers und den Fuggerschen Handel, sondern in einem eigenen kurzen Kapitel auch die Verbindungen der Fugger zwischen Patriziat und Adel. Sie greift hierbei auf Mörkes These der „Fuggerschen Sonderstruktur" zurück, die der Familie eine städtische und zugleich ständische Existenz zuweist (S. 20–24). Nach einer einleitenden Beschreibung des Netzwerks mit Hilfe einer Typologisierung (Verwandtschaft, Freundschaft, Landsmannschaft, Patronage) rücken im dritten Teil der Studie die Bedingungen des Informationstransfers, Formen der Nachrichtenpräsentation und ihre Rezeption in den Blick. Exemplarisch werden fünf Themen herausgegriffen. Neben vier zeitgenössischen Konfliktfeldern – dem niederländischen Aufstand mit seinem enormen Gefährdungspotential für den Fuggerschen Handel an erster Stelle, gefolgt von den Türkenkriegen, dem Kölner Krieg und schließlich dem Augsburger Kalenderstreit – werden auch die kaiserliche Politik und die Arbeit der wichtigsten Reichsinstitutionen als Gegenstand der Korrespondenz herausgegriffen (S. 163–299). Dauser gelingt es, die Ereignisse zunächst historisch zu kontextualisieren, um sie dann auf Bewertungslinien und Propagandapotential in der Korrespondenz Fuggers sowie auf den Nutzen für Absender und Adressaten zu untersuchen. Hierbei bezieht sie Überlegungen zur Vertrauensbasis zwischen den Korrespondenz-

partnern ebenso gewinnbringend in die Analyse mit ein wie die Frage, inwiefern „von einer gezielten Verknüpfung verschiedener Beziehungsebenen" innerhalb der Korrespondenz gesprochen werden kann (S. 116). Allerdings bleibt die Auswertung den Grenzen des Kopierbuchs verhaftet. Dabei geht Dauser eingangs explizit auf Leerstellen ein, etwa wenn sie darauf hinweist, dass Fugger auch zahlreiche Briefe eigenhändig verfasst haben muss, die nicht in der Kopierbuchüberlieferung greifbar sind (S. 29). Gerade mit Blick auf das Ergebnis, die „Nachrichtenlieferungen besaßen als ‚kulturelles Kapital' auch das Potential … Beziehungen aufrecht zu erhalten" (S. 403) könnte es hier jedoch interessant sein, zu fragen, welche Briefe ins Kopierbuch eingingen und welche nicht. Die bei einer eindrucksvollen Informationsdichte flüssig geschriebene Dissertation lässt sich mit Genuss lesen. Ein umfangreiches Personenregister erschließt die Studie vorbildlich. Britta Kägler

Bruno Boute, Academic Interests and Catholic Confessionalisation. The Louvain Privileges of Nomination to Ecclesiastical Benefices (Education and Society in the Middle Ages and Renaissance 35), Leiden [u.a.] (Brill) 2010, XXVII, 683 S., Abb., ISBN 978-90-04-18417-6, € 196. – Es handelt sich um eine Studie zur Geschichte der Universität Löwen 1588–1622, fokussiert auf das seit 1483 mehrfach erneuerte päpstliche Privileg der Nomination von Absolventen und Angehörigen des Lehrkörpers für Benefizien in den gesamten Niederlanden. Die Untersuchung akzeptiert zwar das systemtheoretische Konfessionalisierungsparadigma, möchte es aber handlungstheoretisch in eine Geschichte der einzelnen Akteure umwandeln. Das Buch besteht aus sieben Kapiteln. Während das erste theoretischen Erörterungen und dem Quellen- und Forschungsstand gewidmet ist, behandelt das zweite mit dem Benefizienwesen die Konkurrenten der Löwener Kandidaten auf dem Pfründenmarkt, nämlich diejenigen der ordentlichen Collatoren und paradoxerweise auch die vom Papst direkt providierten. Im dritten Kapitel werden die Löwener Privilegien in der Praxis (für die es sogar ein handschriftliches Lehrbuch gab) detailliert vorgeführt. B. zählt für seine Zeit 776 Nominationen, von denen 334 angenommen wurden. Die vier Kapitel des zweiten Teils befassen sich hauptsächlich mit den Vertretern der Universität in Rom und ihren Aktivitäten. Dabei geht es nicht nur um die Absicherung und Bestätigung der angefochtenen Privilegien, sondern auch um manches andere, nicht zuletzt Theologie, etwa den Gnadenstreit, in dem Löwen eine wichtige Rolle spielte. Zusätzlich kommt neben der definitiven päpstlichen Bestätigung der Privilegien 1616 auch die abschließende Universitätsreform durch Erzherzog Albert 1617 zur Sprache. Das umfangreiche und trefflich illustrierte Werk ist von abgründiger Gelehrtheit. Nicht nur belgische und römische Archive wurden restlos ausgeschöpft,

sondern B. erprobt auch jedes nur denkbare theoretisch-philosophische Instrumentarium bis hin zur Quantenphysik. Seine Sprache ist üppig mit geradezu barocker Freude am Erzählen, am Raisonnieren und an symbolischen Sentenzen. Das Buch erreicht sein Ziel, durch eine konsequente Mikrohistorie von unten feste Vorstellungen von Akademikern und Jesuiten, von der päpstlichen Bürokratie und der tridentinischen Reform, vom Staat und der Macht und dergleichen zu verflüssigen und den einheitlichen Prozess der Konfessionalisierung in ein buntes Feld ungleicher Akteure zu verwandeln. Aber der Preis ist, vorsichtig ausgedrückt, Verlust an Lesbarkeit. Und in der Sache gelingt es nicht, wie beabsichtigt, die um Benefizien bemühten Akademiker auch spirituell zu rehabilitieren. Der zweite Teil läuft auf eine mikropolitische Untersuchung hinaus, wie sie auch vom Rezensenten und seiner Gruppe für Rom betrieben wurde, und ergänzt diese nicht nur durch die Einsicht, warum gute *Networker* die Signatur vermieden (S. 363). Wegen des geringen Interesses der damaligen Nepotendynastien an den kirchlichen Ressourcen der Niederlande haben die römischen Quellen für dieses Land wenig hergegeben. B. hingegen kann aus niederländischen Archiven eine Fülle einschlägiger Briefe von Vertretern Belgiens in Rom als Hauptquellen heranziehen, besonders von Peter Lombard und Filip Maes. Denn die Belgier waren in diesem Falle die Interessierten. Wenn B. allerdings darauf besteht, dabei neben den üblichen mikropolitischen Interessen auch theologische und andere sachliche Anliegen als Triebkräfte zu identifizieren, rennt er offene Türen ein. Denn mikropolitische Netzwerke sind keine Ursachen – nur dann wäre der Vorwurf der Tautologie berechtigt –, sondern notwendige oder gar hinreichende Rahmenbedingungen jeden menschlichen Handelns, das aber neben mikropolitischen auch andere Interessen verfolgen kann. Zum Schluss noch zwei Kleinigkeiten: beim Kammerauditor und dem *Uditore del Papa* (S. 244, 253, 266, 410) handelt es sich um zwei verschiedene Ämter; Arrigoni war als Kardinal Prodatar, nicht Subdatar (S. 353). Wolfgang Reinhard

Maria Antonietta Visceglia, Roma papale e Spagna. Diplomatici, nobili e religiosi tra due corti, Biblioteca del Cinquecento 149, Roma (Bulzoni) 2010, 281 S., ISBN 978-88-7870-474-9, € 22. – Die ältere Forschung zu den spanisch-römischen Beziehungen in der Frühen Neuzeit hat sich vor allem mit der politischen, militärischen und ökonomischen Abhängigkeit des Kirchenstaats von der spanischen Monarchie befasst. Dabei ging sie grundsätzlich von einem beide Länder betreffenden, spätestens Ende des 16. Jh. einsetzenden langfristigen politischen und ökonomischen Abstieg aus. Maria Antonietta Visceglia hingegen befasst sich mit einem Zeitabschnitt der Beziehungen beider Länder, der von der jüngeren englisch-, spanisch- und deutschsprachigen Forschung

in den letzten Jahren intensiv analysiert und neu bewertet wurde: Der Zeit Philipps III. von Spanien (1598–1621) einschließlich der letzten Jahre seines Vorgängers, bzw. der Pontifikate Clemens' VIII. (1592–1605) und Pauls V. (1605–1621). In den letzten Jahren ist die Regierung Philipps III. bzw. seines Günstling-Ministers Lerma mit neuen Fragestellungen untersucht worden. Dabei ging es vor allem darum, das Wirken der Hoffaktionen zu analysieren und die Herrschaft Lermas nicht allein als Ausdruck von Dekadenz und Niedergang zu verstehen, sondern auch als Beispiel einer ubiquitären Patronagekultur. Die deutschsprachige Forschung – ausgehend von Wolfgang Reinhards Konzept der „Verflechtung" – hat mittlerweile nicht nur die „Mikropolitik" der Kurie untersucht, sondern sich auch mit grenzüberschreitenden Netzwerken zwischen dem Kirchenstaat und der spanischen Monarchie befasst und die Bedeutung der Kategorie der Patronage für die Außenbeziehungen betont. Die Autorin fasst die Forschungslage kundig zusammen – mit einer Einschränkung. Die Sprachbarriere hindert sie an der Hinzuziehung deutschsprachiger Arbeiten, was angesichts der lebhaften deutschen Forschung zum Thema bedauerlich ist. Gleichwohl ist dem die breite Rezeption spanischer, französischer und englischer Literatur durch die Autorin entgegenzustellen. Auf dieser Basis stellt das Buch Visceglias eigene, auf intensiver Quellenlektüre beruhende Forschungen vor. Vor allem Hauptinstruktionen für die Gesandten beider Seiten und diplomatische Korrespondenzen sind von ihr ausgewertet worden. Zu den Vorzügen des Buches gehört es, dass die Autorin Vergleiche zwischen den verschiedenen Pontifikaten und Königen unternimmt und sich den Folgen herrschaftlicher Übergangsperioden für die Diplomatie widmet. Interessant ist zum Beispiel der Vergleich zwischen dem außen- und kirchenpolitischen Stil des Aldobrandini- und des Borghesepapstes gegenüber Spanien; letzterer kann als deutlich pragmatischer und konzilianter im Ton gewertet werden, ohne aber in zentralen Jurisdiktionskonflikten zwischen Kirche und Krone nachgiebiger zu sein. Die Idee einer *Respublica christiana* unter Führung des Papsttums, die für Clemens VIII. noch handlungsleitend war, verlor unter seinen Nachfolgern stark an Gewicht. Neben der – allerdings etwas oberflächlichen – Analyse der Sprache der Hauptinstruktionen und Korrespondenzen, der Verhandlungsführung, der (kirchen)politischen Denkhorizonte und der Erstellung eines Sozialprofils der Nuntien sind es vor allem zwei Felder, mit denen die Autorin sich intensiv befasst: Zum einen steht das außenpolitische Wirken von Faktionen und Netzwerken im Mittelpunkt, vor allem die Ambitionen des mit den Aldobrandini in enger Verbindung stehenden Clans um die Schwester Lermas, der Condesa de Lemos. Zum anderen werden die kirchlich-religiösen Konfliktfelder in den Blick genommen. Dabei liegt die Leistung der Autorin vor allem darin, die Zusammenhänge zwischen diesen

beiden Feldern differenziert zu analysieren. So werden etwa innerjesuitische Konflikte oder dogmatische Auseinandersetzungen in Zusammenhang mit dem Faktionenkampf am spanischen Hof gebracht. Das Buch stellt einen lesenswerten Beitrag zu den spanisch-römischen Beziehungen dar.

Hillard von Thiessen

Hillard von Thiessen, Diplomatie und Patronage. Die spanisch-römischen Beziehungen 1605–1621 in akteurszentrierter Perspektive, Frühneuzeit-Forschungen 16, Epfendorf/Neckar (Bibliotheca Academica) 2010, 528 pp. ill., ISBN 978-3-928471-82-4, € 69. – La cultura politica dell'età moderna era fondata su relazioni personali, che ne plasmavano le logiche e le norme. Un fecondo terreno di esplorazione per verificare l'enunciato è costituito dai rapporti tra la Spagna e la Sede Apostolica negli anni di Paolo V e di Filippo III, in pratica il primo ventennio del Seicento, quando ormai si stava esaurendo un modello di relazioni che aveva prosperato per oltre mezzo secolo. L'Autore fa tesoro degli studi condotti dal professor Wolfgang Reinhard e dai suoi allievi, ai quali ha dato un contributo rilevante (Außenpolitik im Zeichen personaler Herrschaft. Die römisch-spanischen Beziehungen in mikropolitischer Perspektive, in: W. Reinhard (ed.), Römische Mikropolitik unter Papst Paul V. Borghese [1605–1621] zwischen Spanien, Neapel, Mailand und Genua, Tübingen 2004, p. 21–177), che analizzano i rapporti tra persone e gruppi nella prima età moderna, centrati sulla corte di Roma e sullo Stato Pontificio e i nessi tra Paolo V e la sua famiglia da una parte e le élites degli stati europei dall'altra. Nella presente opera l'analisi viene spinta un passo più oltre: essendo lo stato moderno strutturato intorno alla persona del sovrano e costituito in primo luogo da relazioni personali che non si sviluppavano solo secondo un rapporto di uno a molti, ma secondo reti formate da nodi dotati di differente rilievo, la stessa struttura agiva anche nell'ambito di quelle che convenzionalmente vengono definite le relazioni internazionali. Il paragone con il sistema adottato ai nostri giorni ricorre con frequenza: lo schema di relazione bilaterale prevalente nella diplomazia attuale risulta estraneo ad una struttura in cui la multipolarità era la regola; per cui i rapporti internazionali di un tempo erano organizzati anch'essi secondo uno schema multipolare. Così accanto alle relazioni ufficiali intrattenute tra le corti di Roma e di Madrid dai rispettivi ambasciatori e nunzi, si assiste alla diplomazia parallela di gruppi rappresentanti interessi diversi, come per esempio quello facente capo al cardinale Pietro Aldobrandini, avverso al clan Borghese ma con buoni riferimenti alla corte di Filippo III, oppure, al polo opposto, Catalina de Zúñiga, contessa di Lemos, sorella e alleata del duca di Lerma ma ostile ai suoi uomini di fiducia Pedro Franqueza e Rodrigo Calderón, che conduceva una politica personale nelle

relazioni con Roma e Napoli. Il papa si inseriva agevolmente in questo schema, nella sua triplice veste di capo della chiesa, di sovrano territoriale e di riferimento familiare, e quindi soggetto di una serie diversificata di interessi. In base a tale logica, le relazioni tra Roma e la Spagna si articolarono fondamentalmente su due livelli: da una parte l'opera dei nunzi e ambasciatori, come portavoce ufficiali dei rispettivi sovrani, e dall'altra un rapporto di natura maggiormente privata, tipico della nobiltà, della quale erano parte anche nunzi e ambasciatori, che contemplava il perseguimento di fini personali e clientelari. Anche il secondo livello era coltivato da entrambi i protagonisti: la relazione di reciproco vantaggio comportava per il re di Spagna l'appoggio alla nobiltà dello Stato della Chiesa in grado di controllare il papato, ricambiata con un accrescimento di prestigio e di ricchezza, mentre il papa poteva influenzare la politica del re Cattolico offrendo di benefici e prebende. Come parte integrante del modello si aggiunge l'anzianità dei rapporti, che spiega come il sistema funzionasse egregiamente con la Spagna ma non fosse altrettanto efficiente con la Francia. Infine, le relazioni create, per essere veramente efficaci, dovevano anche essere rappresentate, come avveniva mediante il cerimoniale, espressione visibile delle gerarchie costituite, un settore vasto, nel quale possono essere incluse le canonizzazioni ed altri concetti affini, come il tentativo di far proclamare dogma di fede l'Immacolata concezione. L'attenta analisi condotta tende a elaborare un modello applicabile a contesti simili dell'antico regime; in effetti, se si ha presente la concezione personale dello stato, il modello proposto offre preziosi strumenti di approfondimento. Silvano Giordano

Die Korrespondenz der Augsburger Patrizierfamilie Endorfer 1620–1627. Briefe aus Italien und Frankreich im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges, hg. und kommentiert von Mark Häberlein u.a., Documenta Augustana 21, Augsburg (Wißner) 2010, 428 S., ISBN 3-89639-756-0, € 26. – Am 9. Juni 1627 erreichte Friedrich Endorfer d. Ä. ein Schreiben seines Sohnes, der in Lyon im Herwart'schen Kontor eine Ausbildung absolvierte. Neben verstreuten Informationen über andere Kaufmannssöhne berichtete der Protestant mit Verwunderung darüber, dass sich einer davon „vnder die H[erren] Jesuiter begeben" habe, und merkt an: „Die werden ihne freilich hindergangen vnd überredt haben, weilen gewust, daß er von guetem hauß vnd seinem H[errn] Vatern ein guete partito zue gewarten." Dass vor wenigen Monaten auch bei einem „jungen Zircher, so … caluinisch gewesen vnd Mortmiller heist" der Übertritt zum katholischen Glauben zu verzeichnen gewesen war, wird ebenfalls erwähnt (S. 325). Dieser kurze Einblick in eines der Schreiben der Augsburger Handelsfamilie Endorfer zeigt bereits, welche Themenvielfalt die Korrespondenz bereithält. Die Edition, die 2010 von Mark Häberlein herausgegeben worden ist,

stützt sich auf ein Konvolut von Briefen der Patrizierfamilie Endorfer aus dem Stadtarchiv Augsburg sowie Rechnungen und eine Serie von Schreibkalendern, die Friedrich Endorfer d. Ä. im ausgehenden 16. und beginnenden 17. Jh. für tagebuchähnliche Aufzeichnungen verwendete. Er wird von Häberlein als typischer Vertreter der reichsstädtischen Führungsschicht (S. 29) charakterisiert, was zugleich den Stellenwert der Familienkorrespondenz unterstreicht, denn eine vergleichbar dichte Korrespondenz einer führenden Augsburger Handelsfamilie liegt für das frühe 17. Jh. nicht vor. Weshalb sich Quellen privater Provenienz im Stadtarchiv finden lassen, verbindet Häberlein in seiner Einleitung geschickt mit einer biographischen Skizze des Familienoberhaupts. Friedrich Endorfer d. Ä. hatte europaweite Handelsverbindungen, widmete sich nach dem Ausscheiden aus dem aktiven Geschäft jedoch städtischen Ämtern (S. 22). Diese Aufgaben werden ihm zum Verhängnis als er 1628 wegen Unterschlagung inhaftiert wird und „in den Eyßen" stirbt. Für den Historiker relevanter ist jedoch die Notiz, dass Endorfers Schreibstube unmittelbar im Anschluss an die Verhaftung „gespert und versiglet" wurde. Einmal mehr zeigt sich hier, dass sich die Überlieferungschance erhöht, sobald Konflikte und Prozesse entstehen. Das Besondere der vorliegenden Korrespondenz erschöpft sich jedoch nicht darin, dass sie zufällig erhalten worden ist. Sie geben Einblicke in den Alltag der Kaufmannssöhne Friedrich und Hans, die sich mehrere Jahre zu Ausbildungszwecken in Lucca (Friedrich d. J.) und Lyon (Friedrich d. J. und Hans Endorfer) aufhielten. Diese Auslandsaufenthalte, die nicht zuletzt einen Grund für die hohe Verschuldung des älteren Endorfers darstellten (S. 30–35), bieten mehr als die „stereotype Affirmation sozialer Normen" (S. 55). Vor allem die Briefe des älteren Sohnes zeigen im Vergleich mit denen des Jüngeren (S. 43 und 55) neben aller Formelhaftigkeit auch Passagen mit Reflexionen über das aktuelle Zeitgeschehen und Gesprächsthemen der Augsburger Führungsschicht, die Pflege sozialer Beziehungungen mit Hilfe von Geschenken, Besuchen, gemeinsamen Festmahlen und gegenseitigen Hilfeleistungen. Die Edition orientiert sich an den gängigen Transkriptionsrichtlinien. Italienische Ausdrücke in deutschen Briefen werden in der Anmerkung übersetzt, italienischen Briefen hingegen nach dem Kopfregest eine kurze inhaltliche Zusammenfassung in deutscher Sprache vorangestellt. Darüber hinaus wurde ein kurzes Glossar der häufigsten Fremdwörter, ein Verzeichnis der Währungsabkürzungen sowie eine tabellarische Briefübersicht (S. 66–73) angefügt. Der textkritische Apparat lässt kaum Wünsche offen. Den Bearbeitern ist es durchgehend gelungen, den notwendigen Kontext zu skizzieren. So wird ein Ereignis stets in den zeithistorischen Kontext eingeordnet, zum anderen aber auch eine Einordnung in die familiäre Gesamtsituation der Endorfers gegeben, was dem Leser rasch ermöglicht zwischen Aus-

nahme und Normalfall zu unterscheiden. Das ausführliche Orts-, Personen- und Sachregister erweisen sich vor allem für kulturgeschichtliche Fragestellungen als hilfreich. Es ist zu hoffen, dass die vorbildliche Edition oft herangezogen und für Vergleiche genutzt wird. Britta Kägler

Giunta Totaro, L'autobiographie d'Athanasius Kircher. L'écriture d'un jésuite entre vérité et invention au seuil de l'œuvre. Introduction et traduction française et italienne, Liminaires – Passages interculturel italo-ibériques 14, Bern u.a. (Peter Lang), 430 S., ISBN 978-3-03911-793-2, € 82,50. – Der Jesuit Athanasius Kircher (Geisa bei Fulda 1602 – Rom 1680) hat sich in den letzten dreißig Jahren als einer jener Gelehrten etabliert, die wie Bruno, Comenius, Bayle oder Leibniz eigene Forschungszweige der Wissens- wie Wissenschaftsgeschichte angeregt haben. Aus dem belächelten Scharlatan, der bei der Entzifferung der Hieroglyphen sich und andere hinters Licht führte, wurde eine Diskursressource, die sich fast nach Belieben in die Tanks der heutigen Projektwissenschaft abfüllen läßt. Vor allem die Bildwissenschaft hat, anders kann man es nicht ausdrücken, an ihm einen ‚Narren gefressen', sind doch fast alle seiner zahlreichen Foliobände üppig illustriert und folglich ein Quell unerschöpflichen ikonographischen Ergötzens. Freilich fühlt sich die aktuelle Wissensgeschichte gegenüber Kircher auch immer aufs Neue in eine apologetische Stellung gezwungen, zu weit ab scheint er dann doch sich von der großen Straße zu bewegen, auf der der ‚wirkliche' naturwissenschaftliche oder linguistische Fortschritt marschierte. Also müssen die spielerischen Qualitäten seines Œuvre immer wieder gebändigt werden, wozu sich vor allem seine Autobiographie anbietet, die *Vita*, die Hieronymus Ambrosius Langenmantel, ein Korrespondent Kirchers, schon 1684 in Augsburg herausgegeben hatte. Giunta Tortaro hat nun erstmals den Text der gedruckten Ausgabe von 1684 ‚kritisch' ediert, indem sie ihn mit dem lateinischen Ms. Wien Cod. 13752 (fol. 1–35) verglichen und mit einem Variantenapparat versehen hat. Damit ist der bedeutende Text erstmals präzis in seinen Entstehungskontext platziert und durch einen Neudruck mit französischer und italienischer Übersetzung breit zugänglich gemacht worden. Diese verdienstvolle Leistung nimmt freilich nur ein Drittel des Buches ein. Die übrigen zwei Drittel teilen sich eine klug gegliederte Spezialbibliographie sowie ein kritischer Versuch, sich der *Vita* Kirchers unter dem Aspekt der faktischen Wahrheit bzw. der fiktionalen Selbsterzählung anzunähern. Dieser Abschnitt zerfällt seinerseits in eine rezeptionsbasierte Vorgeschichte und in den eigentlich ‚revisionistischen Teil': „Vérité publique et vérité privée. Le remaniement des faits dans la Vita". Totaros kritische Überarbeitung der *Vita* erstreckt sich über die gesamte Lebensdauer Kirchers, vom Geburtsdatum 1601/2 bis hin zur Finanzierung seiner eigenen ‚Mis-

sionskirche' auf der Mentorella. Innerhalb der Autobiographie zeichnet sich so die Linie einer ‚réécriture' ab, die Kircher entlang seiner eigenen Marienfrömmigkeit vornimmt, um von hier aus seinen eigenen Abweichungen von der Ordensmoral und vom *decorum* der *Respublica litterarum* eine stringente Logik aufzuprägen. Dieses Ergebnis, erzielt gerade auch durch den Vergleich der Varianten, ist überzeugend. Es fällt freilich auch nicht so überraschend aus, wie es zunächst erscheinen mag. Giunta Totaro verzichtet nämlich darauf, Kirchers *Vita* in die Genregeschichten der Hagiographie, des geistlichen Tagebuchs oder auch nur der Memoirenliteratur einzubetten. Dabei scheinen Elemente dieser Gattungsgeschichten während ihrer Analysen durchaus auf, ohne daß jemals eine systematische Reflexion auf das notorische Verhältnis Kircher – Fiktionalität/Imaginaire stattfände. Im Grunde sollte man der Vf. dankbar sein, daß sie der Verlockung einer modischen Dekonstruktion Kirchers nicht erlegen ist. Ihre Ausgabe der *Vita* berichtigt sie nur im Horizont eines quellengestützten ‚Gegenwissens', läßt sie aber im Übrigen in ihren Anspruch, Kirchers ‚eigentliches Leben' zu zeigen, intakt. Den Kircherianern eröffnet Giunta Totaro damit die Möglichkeit, mit einem realistischen Blick auf den ‚selbsterfundenen Kircher', in die imaginär-illustrativen Welten seiner Riesenfolianten einzudringen. Der Reiz der Kircherforschung wird durch Totaros Ausgabe erheblich gesteigert, darf man sie doch als wahren ‚Seriositätstransfer' in diese Zone begrüßen. Markus Völkel

Viaggio del cardinale Mazzarini a St Jean de Luz l'anno 1659 / Un journal des négociations de la paix des Pyrénées par Atto Melani, édition, traduction et présentation par Alexander Cojannot, Diplomatie et Histoire, Bruxelles-Bern-Berlin (Peter Lang) 2010, ISBN 978-90-5201-591-0, 252 S., 8 Abb., € 28,80. – 1659 wurde auf der sog. Pfaueninsel des Flusses Bodassoa in den Pyrenäen ein Friede zwischen Frankreich und Spanien geschlossen, der einen 44 Jahre dauernden Kriegszustand beendete. Obwohl auf Grund der Vorverhandlungen davon auszugehen war, dass nur noch Detailfragen und die Bedingungen der Eheschließung zwischen Ludwig XIV. und der spanischen Infantin Maria Teresa zu klären waren, wurden letztendlich in einem Zeitraum von fünf Monaten bei 24 Spitzentreffen zwischen den Hauptverhandlungsführern, Kardinal Mazarin und Luis de Haro für die französische und respektive spanische Seite, alle politischen, militärischen, territorialen sowie finanz- und handelspolitischen Aspekte nochmals ausführlich behandelt. Aus Anlaß des 350. Jahrestags des Pyrenäenfriedens wurden im Zusammenhang mit wissenschaftlichen Veranstaltungen einschlägige Quellen gesichtet, von denen noch weite Teile auf ihre wissenschaftliche Bearbeitung warten. Dabei wurde im Archiv des französischen Auswärtigen Amts eine auf italienisch verfasste Schrift (*Viaggio del*

cardinale Mazzarini a St Jean de Luz l'anno 1659) entdeckt. Bei dem etwas mehr als hundert Seiten umfassenden Traktat handelt es sich nicht um einen Reisebericht im engeren Sinn, sondern um einen ausführlichen Bericht der Verhandlungen, die zum Pyrenäenfrieden führten (der Editor spricht in diesem Zusammenhang von einem *genus mixtum* mit Elementen des Reiseberichts, der Chronik und des politischen Memorandums). Der Bericht folgt dem Gang der Ereignisse während des Zeitraums vom 24. Juni bis 25. November 1659, wobei drei längere Exkurse zu den französisch-savoyischen Beziehungen und zur Fronde, zu den von Mazarin angestoßenen Reformen sowie zum französisch-englischen Bündnis und zur Erkrankung des französischen Königs in den Text eingebaut wurden. Das Ms. des *Viaggio* enthält weder ein Angabe zum Autor noch einen Hinweis darauf, wann die Redaktion des Textes abgeschlossen wurde. Was den Autor betrifft, konnte der Editor eine zweifelsfreie Zuweisung durch Konjektur vornehmen: Es handelt sich um den aus Pistoia stammenden Kastraten Atto Melani, der in jenen Jahren im Haushalt des Kardinals Mazarin lebte und von seinem Dienstherrn nicht nur mit künstlerischen Aufgaben betraut wurde. So hatte der Kardinal den Sänger vom Frankfurter Wahltag 1657/58 aus zu einer diplomatischen Mission nach München entsandt, um den bayerischen Kurfürsten Ferdinand Maria im Auftrag Ludwigs XIV. als Kandidat für die anstehende Kaiserwahl zu gewinnen, worauf an einer Stelle des *Viaggio* angespielt wird (S. 86f.). Die Formulierung in der 1. Person weist Melani eindeutig als Vf. dieses Textes aus. Mazarin hatte Melani dann 1659 auf seine Pyrenäenreise mitgenommen, um ihn offenbar bei Bedarf als Sänger auftreten zu lassen, wozu es allerdings nicht kam. Melani konnte sich deshalb in St Jean de Luz ganz auf die Rolle eines aufmerksamen Beobachters beschränken. Als zwei Jahre später sein Patron Mazarin starb, fiel Melani auf Grund einer Hofintrige in Ungnade. Seine Aufzeichnungen des Jahres 1659 waren zu diesem Zeitpunkt noch nicht abgeschlossen. Erst 1665 schickte er den Text dem französischen Staatssekretär Hugues de Lionne mit der Bitte um Ergänzungen und Korrekturen. Obwohl vermutlich für ein breiteres Publikum bestimmt, wurde der Bericht nicht gedruckt, wie überhaupt die Verbreitung und Rezeption über Abschriften sehr begrenzt war, was nicht verwundert, da eine Schrift, die die Leistungen Mazarins hervorhob, nicht in die Zeit der fortgeschrittenen absolutistischen Tendenzen Ludwigs XIV. passte, der seinen Beratern und Ministern nur noch eine ausführende, sprich zweitrangige Funktion zubilligte. Der Text Melanis schildert die Vorgänge von 1659 präzise und anschaulich. Neben den eigentlichen Friedensverhandlungen gelingt es dem Vf., ein Bild des zeitgenössischen Frankreich sowie aussagekräftige Porträts der beiden Hauptprotagonisten auf der Pfaueninsel zu zeichnen. Mazarin wird teilweise mit Bewunderung, teils distanziert oder mit leichter Ironie als selb-

ständig agierender Staatsmann auf dem Höhepunkt seiner Karriere charakterisiert, Luis de Haro hingegen als reiner Befehlsempfänger seines Königs. Auf die Edition des Textes (S. 25–115) folgen die Übersetzung ins Französische (S. 116–207), die Bibliographie und schließlich der Anmerkungsteil und das Register. Es hätte zweifelsohne die Lektüre dieses Berichts und eine vertiefte Beschäftigung mit dieser Quelle erleichtert, wenn Original und Übersetzung auf jeweils gegenüberliegenden Seiten angeordnet worden wären mit den entsprechenden Anmerkungen als Fußnoten, wodurch das umständliche Wechseln zwischen den Teilen der Edition hätte vermieden werden können. Auf eine detaillierte Inhaltsangabe des *Viaggio* wurde leider verzichtet. Lediglich eine knapp gehaltene Tab. (S. 6) gestattet einen ersten groben Überblick auf die Struktur des Textes. Diese Feststellungen sollen allerdings den positiven Gesamteindruck dieser Edition nicht schmälern, die uns einen bislang unbekannten originellen Text zum Pyrenäenfrieden präsentiert.

Alexander Koller

Friedrich Polleroß, Die Kunst der Diplomatie. Auf den Spuren des kaiserlichen Botschafters Leopold Joseph Graf von Lamberg (1653–1706), Petersberg (Imhof) 2010, 516 S., ISBN 978-3-86568-562-9, € 69. – „Ich bin 15 Jahr ausser landts in Hoffnung mir ein ‚Meritum' zu machen; nun ist der Herr todt, ich bin bei Hoff anjetzo wenig bekannt, also dir künfftig wollest eine Lehr sein lassen, dich nicht leicht in die Frembde … zu begeben" – Leopold Joseph von Lamberg, der seinem Sohn diesen Rat gab, war nach einer beachtlichen Karriere am Wiener Hof von 1700 bis 1705 kaiserlicher Gesandter in Rom gewesen. Mit dem Buch, das Friedrich Polleroß vorgelegt hat, ist jedoch keine klassische Biographie des frühneuzeitlichen Adeligen entstanden. Wie er selbst im Vorwort betont, stellt das „hybride Werk" weder eine vollständige Biographie noch fundierte Monographie zum Thema Kunst und Diplomatie dar. Weder hat es den Anspruch, ein klassischer Bildband zu sein, noch eine Edition des Diplomatentagebuchs, auch wenn dessen 3440 Tagebuchseiten maßgeblich zugrunde gelegt wurden. Der Titel „Die Kunst der Diplomatie" erschließt die beiden Themenkomplexe, die Polleroß eng miteinander verzahnt: Zunächst wird aus kulturgeschichtlicher Perspektive der Werdegang Lambergs ausgehend von seiner dreijährigen Kavalierstour durch Europa bis hin zu den verschiedenen Stationen seiner politischen Karriere nachvollzogen und bebildert. Mit seiner Gesandtentätigkeit rückt zugleich jedoch auch das Verhältnis von Kunst und Diplomatie in den Vordergrund. Leopold Joseph von Lamberg wird als Typus des katholischen Hofadeligen vorgestellt, dessen „sinnlich-hochbarocke" Repräsentation (10) Kunstkäufe, Musikdarbietungen, Reliquien- und Antikensammlungen wie selbstverständlich einschloss. Während einzelne

Aspekte der Biographie eher summarisch abgehandelt werden, zieht sich Italien wie ein roter Faden durch die Monographie, die weitgehend chronologisch dem Lebensweg Lambergs folgt. Dem ausführlichen Einstieg mit der Kavaliersreise des jungen Adeligen folgt der „Kulturschock" nach der Rückkehr auf den Familiensitz Burg Ottenstein (141f.). Detailliert präsentiert Polleroß Renovierung und Ausbau des Stammsitzes nach Lambergs Heirat mit der wohlhabenden Gräfin Katharina Eleonora von Sprinzenstein. Zahlreiche römische Motive in der Schatzkammer (Elefantenobelisk, Tabernakel aus S. Pietro, Trajanssäule, der Pasquino u.a.) verweisen seiner Ansicht nach ebenso auf eine bewusste Dokumentation der Kavaliersreise wie die Ausschmückung des Oratoriums mit 241 Papstporträts. Die Stärke des Bandes liegt in dem großen Kenntnisreichtum, mit dem Polleroß immer wieder über den zeitlichen Rahmen der zweiten Hälfte des 17. Jh. hinausgreift und beispielsweise den heutigen Erhaltungszustand der Wandmalereien und ihre erneute Freilegung im 19. Jh. skizziert oder im letzten Kapitel dezidiert dem weit verstreuten Kunstbesitz des Gesandten nachspürt. Zahlreiche Gemälde und Kunstgegenstände gingen in den Besitz verwandter Adelsfamilien über und werden hier erstmals vorgestellt. Allerdings konnte nicht allen Gemälden, Möbeln und Antiken, die Lamberg während seiner Zeit in Rom erworben hatte, nachgespürt werden. Ausdrücklicher Recherchebedarf besteht sowohl noch in Waldviertler Archiven sowie weltweit in den Sammlungen verschiedener Museen. Das Buch versteht es hier nicht zuletzt, eindeutige Forschungsanregungen zu geben (S. 531). Steht zwar der Gesandte als Kulturvermittler im Fokus, lässt es sich Polleroß trotzdem nicht nehmen, auch auf Kommunikationsstrukturen einzugehen, weil Lamberg die politische Öffentlichkeit immer wieder mit Flugschriften über die Ereignisse in der europäischen Umbruchzeit um 1700 informierte (vgl. „L'urlo de' francesi per i ritorno del Duca d'Angio in Parigi", S. 408). Auch Verweise auf das rege Musikleben der Stadt Rom kommen nicht zu kurz (S. 332f., 378). Auch wenn sich das Buch selbst als bescheidenen Nachtrag zu Otto Brunners Studien von 1949 versteht, knüpft es mit der Auswertung des sozialen und kulturellen Kapitals eines österreichischen Adeligen im diplomatischen Dienst doch auf breiter Basis an aktuelle Forschungen an. Eine so umfassende Thematik erschöpfend darstellen zu wollen, ließe sich nur mit strikter Begrenzung erreichen. Polleroß hat sich mit langen Quellenauszügen und reicher Bebilderung dazu entschieden, ein anregendes Buch vorzulegen, das zugleich als Steinbruch für weitere Arbeiten zahlreiche Anregungen zu geben versteht. Weil es durch ein vorbildliches Personen- und Ortsregister erschlossen ist, dürfte es nur eine Frage der Zeit sein, bis es in zahllosen anderen Studien zur Hof- und Diplomatiegeschichte herangezogen wird. Britta Kägler

Winfried Siebers, Johann Georg Keyßler und die Reisebeschreibung der Frühaufklärung, Epistemata, Reihe Literaturwissenschaft 494, Würzburg (Königshausen & Neumann) 2009, 210 S., ISBN 978-3-8260-2703-1, € 34. – Johann Georg Keyßler trat als Hofmeister im Sommer des Jahres 1729 mit seinen Zöglingen Andreas Gottlieb d. J. und Johann Hartwig Ernst von Bernstorff eine rund vierjährige Auslandreise an, welche die beiden jungen Adligen im Rahmen ihrer standesgemäßen Ausbildung zu absolvieren hatten. Knapp zehn Jahre später – nur zwei Jahre vor dem überraschenden Tod Keyßlers – wurde der rund 1500 Quartseiten umfassende Reisebericht unter dem Titel „Neueste Reisen durch Deutschland, Böhmen, Ungarn, die Schweiz, Italien und Lothringen […]" zum Druck befördert. Ausgelassen wurde dabei die Beschreibung der ebenfalls besuchten Länder Frankreich und England sowie der Niederlande. Keyßler legte den Schwerpunkt der in Briefform abgefassten Reisebeschreibung bewusst auf Italien: rund zwei Drittel des Textes befassen sich mit Land, Leuten und Gegebenheiten südlich der Alpen. Damit zählen Keyßlers „Neueste Reisen" unzweifelhaft zu den wichtigsten und umfassendsten Reisebeschreibungen aus der Zeit der Frühaufklärung, welche die Italienwahrnehmung in der zweiten Hälfte des 18. Jh. nachhaltig beeinflusst haben. Bislang fehlte allerdings eine umfassende Würdigung und Einordnung dieses Werks im Kontext der Reiseforschung sowie ihrer literarischen Verarbeitung. Diesem Desiderat hat sich nun Winfried Siebers, ein ausgewiesener Kenner auf diesem Forschungsgebiet, angenommen. Siebers Studie gliedert sich in fünf Teile, in denen er vor dem Hintergrund eines konzisen Forschungsüberblicks „vom Autor zum Leser" führt. Einer biographischen Skizze Keyßlers folgt die Druckgeschichte des Reiseberichtes. Der Schwerpunkt der Studie liegt im dritten und vierten Kapitel: Zunächst führt der Vf. in die Gattungsproblematik ein und gibt einen Überblick über die wichtigsten Reiseformen der Frühaufklärung, der adligen Kavalierstour und der Gelehrtenreise. Für das Verständnis der divergierenden Beschreibungsmuster dieser Reisen ist die von ihm dargelegte Differenzierung der unterschiedlichen frühneuzeitlichen Reiseformen anhand ihres jeweiligen Öffentlichkeitsraumes sehr erhellend. Die Kavalierstour ordnet Siebers unter den Leittendenzen Habitualsierung und Statuskundgabe ein, die Gelehrtenreise beschreibt er mit dem Begriffspaar Forschungspraxis und Informationsschöpfung. Adelige und Gelehrte haben ihre literarischen Reisezeugnisse sowohl mit einer unterschiedlichen Intention als auch für einen anderen Adressatenkreis niedergeschrieben. Von diesem Ansatz her kann auch der auffällige Mangel von gedruckten Beschreibungen von Adelsreisen sowie deren eingegrenzter Wirklichkeitsausschnitt, der diesen Zeugnissen oft unterstellt wird, erklärt werden. Im Gegensatz dazu war die Motivation der Gelehrtenreise stets auch die Vermittlung der Reiseerfahrungen an die interessierte Öffentlichkeit.

Entsprechend hoch ist die Anzahl an gedruckten Beschreibungen von Gelehrtenreisen, darüber hinaus wurden diese Erlebnisse und Erfahrungen durch neu entwickelte Publikationsformen in Umlauf gebracht. Vor diesem Hintergrund kann der Vf. schließlich die Interpretation der „Neuesten Reisen" überzeugend als Vermittlungsglied zwischen beiden literarischen Ausdrucksformen einordnen. Keyßler hatte als Hofmeister und Begleiter zweier Adeliger Zugang zu verschiedenen Höfen und konnte sich aus eigener Anschauung ein Bild von fürstlichen Herrschaftsweisen machen. Dementsprechend nehmen in seinem Werk die Hofgesellschaften, die adelige Welt oder die Ritterakademien einen wichtigen Raum ein. Hinzu kommen jedoch zahlreiche bürgerlich-gebildete Gattungselemente. Keyßler interessiert sich für Wirtschaft, Handel, soziale Verhältnisse, konfessionelle Besonderheiten, „gute Policey", Natur und Kunst. Zudem verweist die Beschreibung auf Elemente des forschenden und faktensammelnden polyhistorischen Gelehrten, der sich für Bibliotheken, gelehrte Gesellschaften und für naturwissenschaftliche Kabinette begeisterte. Da er zudem in seinen Briefen zahlreiche apodemische Anweisungen integrierte, waren seine „Neusten Reisen" Reisebeschreibung und Reisehandbuch in einem. Dieser Doppelcharakter sowie das Ansprechen verschiedener sozialer Zielgruppen dürften den nachhaltigen Erfolg des Werkes miterklären helfen. Keyßlers Werk entspricht damit in hervorragender Weise den neuen Anforderungen, die den an Bildung und Wissen orientierten Reisetypus des 18. Jh. prägten und für den der Vf. abschließend den Begriff der „Gebildetenreise" vorschlägt. Insgesamt legt Winfried Siebers eine überzeugend und flüssig geschriebene Studie vor, die einerseits am Beispiel von Keyßlers „Neuesten Reisen" exemplarisch den Funktionswandel der Reisebeschreibung im 18. Jh. darlegt und andererseits für die künftige Bewertung dieses Werkes aus literaturgeschichtlicher und historischer Perspektive neue Akzente setzt. Ricarda Matheus

Klaus Heitmann, Das italienische Deutschlandbild in seiner Geschichte, Bd. II: Das lange neunzehnte Jahrhundert (1800–1915), Studia Romanica 143, Heidelberg (Winter) 2008, 743 S., ISBN 978-3-8253-5470-1, € 88. – Die vorliegende Monographie ist der zweite Bd. einer Publikation, die sich mit Deutschlandbildern der Italiener auseinandersetzt. Während der erste Band der imagologisch-komparatistischen Synthese den Zeitraum von der Antike bis zum Ende des 18. Jh. umfasst, ist dieser dem langen 19. Jh. gewidmet, das für den Autor – eine etwas ungewöhnliche Definition – mit der Zeit des Risorgimento im Jahr 1815 beginnt. Die politische Wahrnehmungsgeschichte fällt dabei mit rund hundert Seiten eher knapp aus, während der Romanist Heitmann dem Kapitel „Deutschland als Kulturmacht" 500 Seiten widmet. Es folgen italienische Berichte über Deutschlandreisen. Das wenig freundliche

Deutschlandbild während des Risorgimento war eigentlich ein Bild von Österreich bzw. der k.u.k. Monarchie, die es nach 1815 nicht vermochte, die Eliten für sich zu gewinnen und – anders als vor 1800 – als Fremdherrschaft wahrgenommen wurde. Das Image der Deutschen verschlechterte sich noch in Folge der 1848er Revolution. Während von italienischer Seite schon früh die Parallelen im Entstehungsprozess beider Nationalstaaten betont wurden und führende italienische Liberale vergebens auf binationale Solidarität hofften, sahen die Deutschen diese erst zunehmend seit den sechziger Jahren, als Italien in der Nationalstaatsgründung bereits vorangegangen war. Ihr politisches Italienbild war lange geprägt von Ignoranz und/oder nationalem Suprematiestreben. Die Situation änderte sich für die Italiener erst seit den 1870er Jahren durch den Ausgang des deutsch-französischen Krieges, die Eroberung Roms und die Verschlechterung der französisch-italienischen Beziehungen, die eine Neuorientierung erforderten, welche in den Dreibundvertrag mündete. Bewundert, aber kaum geliebt wurden das Deutsche Reich als expansive Militärmacht und der Realpolitiker Bismarck. Seinem autoritären Staatsgebilde konnten vor allem Kirchenkreise etwas abgewinnen, und dies verstärkt nach dem Ende des Kulturkampfes. Ein diffuses Inferioritätsgefühl angesichts der germanophonen Welt beschlich die Italiener nicht nur bezüglich des preußisch geprägten Staates, sondern auch mit Blick auf die Felder der Wissenschaft und Kultur. Hier stand Deutschland als Kulturnation vor allem in der zweiten Jahrhunderthälfte im Mittelpunkt zahlreicher Diskurse. Eines enormen Prestiges erfreute sich das deutsche Erziehungs- und Bildungswesen, allen voran die Universitäten. Zahlreiche italienische Studenten und Dozenten pilgerten ins Reich, doch hatte die Bewunderung keine nennenswerten Auswirkungen auf das italienische Bildungssystem. Als problematisch erwies sich ohnehin, dass die wissenschaftliche Literatur (und die Belletristik, etwa Heine) meist über französische Übersetzungen rezipiert wurde. Dabei erfuhren Archäologie, Historiographie, Jurisprudenz und die Medizin eine sehr hohe Wertschätzung. Der erste Lehrstuhl für Archäologie in Rom ging 1890 an den Österreicher Emanuel Löwy. Alles in allem schwankten die italienischen Wissenschaftler einerseits zwischen Bewunderung über Organisation und aufgebrachte Mittel, andererseits lässt sich die Besorgnis nicht übersehen, in diesem Konkurrenzkampf nicht bestehen zu können. Des Weiteren wurden deutsche Philosophen in hohem Maße geachtet, allen voran Hegel und Nietzsche, wohingegen die Marx-Rezeption nie dominierte, sie konkurrierte ständig mit Anarchisten Bakunischer Prägung. Heitmann bietet zudem umfangreiche Analysen zur Bewertung deutscher Musik, wobei er sich auf Wagner und Beethoven konzentriert. – Immer wieder schimmert in vielen Aussagen die Furcht vor Überfremdung durch, vor Germanisierung, vor einer Invasion der Deutschen mit ihrer

dottissima ignoranza, die Italien nicht mit dem Schwert, sondern mit dem Geist kolonisieren werde. Diese deutsche Dominanz in vielen Bereichen, die wie dargestellt, nicht nur Bewunderung und Faszination, sondern auch Neid und Abneigung erregen konnte, führte dazu, dass man sich lieber auf den vertrauteren Nachbarn Frankreich besann. Heitmann hat ein beeindruckendes Kompendium vorgelegt, das auf ein langes Forscherleben zurückgeht. Man wird es je nach Interesse und aufgrund der Materialfülle gedruckter Literatur wohl eher als gewinnbringenden Steinbruch benutzen. Für viele Fragen der Rezeptionsgeschichte bietet der Band einen ersten Einstieg und zeigt dankenswerter Weise zahlreiche Desiderata auf. Gabriele B. Clemens

Dietmar Stübler, Revolution in Italien. Sächsische Diplomaten und Journalisten über Italien zwischen 1789 und 1871, Leipziger Universitätsverlag 2010, 305 S., ISBN 978-3-86583-370-9, € 29. – Der Band ist der deutschen Wahrnehmung der revolutionären Umbrüche und des Einigungsprozesses in Italien gewidmet und zwar aus der Perspektive diplomatischer und intellektueller Kreise des Königreichs Sachsen im Zeitraum zwischen französischer Revolution und Schaffung des kleindeutschen Kaiserreichs. Die sächsische, meist pro-österreichische Perspektive schafft einen interessanten Kontrast zur historiographisch einflußreicheren borussischen Sicht auf das Risorgimento. Die Perspektive einer deutschen Mittelmacht, mit prekärer Souveränität, die nur auf dem Funktionieren des Deutschen Bundes basierte, mißtrauisch gegenüber preußischen Dominations- oder Eingliederungstendenzen, läßt in den meist regierungstreuen Berichterstattern eine besondere Sympathie für die mindermächtigen italienischen Souveräne erkennen, die durch den risorgimentalen Einigungsprozeß ihre Herrschaft zu verlieren drohten. 1871 ist insofern ein logischer Endpunkt für den Band: nicht nur die Bourbonen, die Herzöge von Modena und Parma, der Großherzog von Toskana sowie der Papst hatten ihre weltliche Macht verloren. Auch das Königreich Sachsen hatte – wenn es auch seine territoriale Einheit behielt – mit der preußischen Zerstörung des Deutschen Bundes seine Unabhängigkeit und machtstaatliche Souveränität verloren. Das überwiegend protestantische Sachsen mit seinem zwei Jahrzehnte regierenden katholischen Gelehrtenkönig Johann, Verfasser einer exzellenten Danteübersetzung sowie Verfechter einer traditionell legitimierten Fürstenherrschaft, die nicht bereit war, sich der liberalen Verfassungsbewegung zu öffnen, stand daher während der entscheidenden Jahre der italienischen Einigung meist „an der Seite fallender Fürsten“ und berichtete vielfach aus der Perspektive von Herrschern, die von der risorgimentalen Bewegung überrollt wurden – eine Art von ständigem Belagerungszustand, der sich vor allem in der diplomatischen Korrespondenz des sächsischen Gesand-

ten Kleist vom Loss spiegelt, der zuerst aus Florenz, dann aus Neapel, Gaeta und schließlich Rom über immer neue Untergangsszenarien berichten mußte. Politisch stand Sachsen, wie die anderen Mittelstaaten, bis zum Krieg zwischen Preußen und Österreich 1866 an der Seite Österreichs. Das sächsische Bürgertum hingegen hatte sich nach Schaffung des Zollvereins längst an Preußen angenähert. Besonders erhellend ist daher das Beispiel der Familie Kaskel, Anteilseigner der Dresdner Bank, von denen Felix Kaskel als Generalkonsul der Bourbonen in Dresden agierte, während sein Onkel Julius Kaskel das gleiche Amt für den König von Sardinien innehatte. Während König Johann umsichtig darauf achtete, daß die Kaskels Dresdner Bürger und sächsische Untertanen blieben, so zeichnet sich in den formelhaften Beschwörungen der beiden Kaskel für das Heil der von ihnen konsularisch repräsentierten Majestäten letztlich ab, daß hier das aufsteigende Bürgertum eine politische Rolle spielte, ohne wirkliche Loyalitäten zu den Bourbonen oder Savoyern aufzubauen. Doch auch in Sachsen mußten die dynastischen Erwägungen den politischen weichen. Nach der schleswig-holsteinischen Krise war die sächsische Regierung der ökonomischen Vorteile willen Ende 1865 bereit, das Königreich Italien (dessen Königin, Margherita, im übrigen die Tochter einer sächsischen Prinzessin war) anzuerkennen, obwohl es König Johann hart ankam, gegen seine legitimistischen Prinzipien und gegen seinen Schwiegersohn Ferdinand, den von der risorgimentalen Revolution überrollten Großherzog von Toskana, zu agieren. Und 1871 wandten sich der König, die Königin sowie Prinz Georg Herzog von Sachsen mit Solidaritätsbekundungen an den Papst, die nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren und in denen der König die Anhänger des *Regno d'Italia* für „Gottlose" und der Herzog sie gar für „Briganten" hielt, die „dem Heiligen Stuhl ungestraft den Rest seines Patrimoniums entreißen konnten" (S. 261). Sicher war das Haus Wettin erbittert, daß es seit 1866 die Kernelemente seiner Souveränität, wenn auch nicht sein Königreich verloren hatte. Es gelingt nicht oft, eine Aufsatzsammlung so homogen wie die hier angezeigte vorzulegen. Obwohl 7 von 9 der hier vorgelegten Beiträge bereits zuvor in regionalgeschichtlichen wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlicht wurden, stellt dieser Band über die Summe seiner Teile hinaus einen Mehrwert dar, indem er wie eine gut komponierte Monographie wirkt. Das liegt nicht nur an den beigegebenen Registern, sondern an der klugen Zusammenstellung der Äußerungen von politisch weitsichtigen Beobachtern, die dank der profunden Literaturkenntnis und der ausgedehnten Archivrecherchen des Vf. u. a. in den vormaligen Hauptstädten Dresden, Turin, Neapel, ausführlich und quellennah zu Wort kommen. Die ganz überwiegend in französischer Sprache verfaßten Berichte wurden vom Vf. stillschweigend ins Deutsche übersetzt. Zu fünf Aufsätzen, die auf Berichten sächsischer Diplomaten über die Situation in Italien

Zeugnis ablegen, treten drei Beiträge hinzu, die die Italienbilder von drei sächsischen Presseorganen rekonstruieren (die „Leipziger Zeitungen", der „Grenzbote" und die „Gartenlaube"), die von einer Leserevolution in Deutschland und einer auch für die Politik zunehmenden Bedeutung der bürgerlichen Öffentlichkeit Zeugnis ablegen. Einen besonders interessanten Blick auf die politische Schwäche Sachsens und der deutschen Mittelstaaten und auf das Verhalten ihrer diplomatischen Vertreter am Sitz des Deutschen Bundes in Frankfurt am Main erlaubt die diplomatische Berichterstattung des vorausschauenden, wenn auch deutlich Partei ergreifenden sabaudischen Gesandten Giulio Conte di Barral, der von 1856–66 dort das Königreich Sardinien vertrat und zwischen 1863 und 1867 zugleich Gesandter des in die Zukunft weisenden Königreichs Italien in Berlin war. Lutz Klinkhammer

Alberto Mario Banti (a cura di), Nel nome dell'Italia. Il Risorgimento nelle testimonianze, nei documenti e nelle immagini, Storia e società, Roma (Laterza) 2010, 448 S., ISBN 978-88-420-9465-4, € 24. – In der kaum noch zu überblickenden Publikationsflut anlässlich des 150. Jahrestags der italienischen Einheit am 17. März 2011 fragt man sich, was denn eine weitere Publikation noch an neuen Erkenntnissen bringen kann. Um es gleich vorwegzunehmen: Wer sich darauf einlässt, *ad fontes* zu gehen und nicht immer fertige Textbücher erwartet, der wird das vorliegende Werk gewinnbringend lesen. Der in Pisa lehrende Historiker Alberto Mario Banti, ausgewiesener und innovativer *Risorgimento*-Experte, hat gemeinsam mit vier jungen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, Pietro Finelli, Gian Luca Fruci, Alessio Petrizzo und Angelica Zazzeri, eine Anthologie von Zeugnissen oft weniger bekannter Männer und Frauen vorgelegt, die aktiv an der Einheit Italiens mitgewirkt haben. Konzipiert als Gesamteinführung in die kulturelle, soziale und politische Welt des *Risorgimento*, führen der Hg. und seine Schüler den Leser in direkten Kontakt mit dieser Welt, indem sie teils bekannte, teils neuere und von der jüngsten Forschung verwendete Quellen aus der Zeit von 1796 bis 1878 samt den Nachwirkungen bis ins frühe 20. Jh. hinein präsentieren. In seinen einleitenden Worten charakterisiert Banti das *Risorgimento* als „un processo complesso, contradditorio, e alimentato da sistemi di valori forse lontani dalle sensibilità di oggi" (S. IX). Er thematisiert die Erinnerung an und die öffentliche Verwendung des *Risorgimento* im heutigen Italien und nimmt hierbei insbesondere Bezug auf den Begriff der „Nation" und den Zusammenhang mit der Lega Nord, die sich für eine unabhängige Nation „Padanien" ausspricht. Um solchen separatistischen Bewegungen entgegenzutreten, habe er diese Quellenauswahl herausgegeben, damit ein jeder sich einen unabhängigen ersten Eindruck vom *Risorgimento* verschaffen könne. Gut vierzig Jahre nach der Anthologie von

Denis Mack Smith (1968), stehen bei Banti denn auch weniger die politisch-diplomatischen Quellen im Vordergrund. Vielmehr vermitteln literarische Zeugnisse, Nachlässe, die Berücksichtigung von Frauen und Bildquellen ein breiteres Bild des *Risorgimento*. Entsprechend des populären Charakters der Bewegung kommen auch nicht nur Frauen und Männer aus der ersten Reihe zu Wort. Inhaltlich zerfällt die Gliederung in sechs Teile: 1. Il primo Risorgimento (1796–1815) 2. La Restaurazione inquieta (1815–1846) 3. Risorgimento di massa (1846–1849) 4. L'internazionalizzazione del Risorgimento (1850–1858) 5. La nazione in armi (1859–1861) 6. Dopo l'Unità. Den Kapiteln sind jeweils kurze einleitende Texte zur Ereignisgeschichte vorangestellt; ferner finden sich kleine Einführungstexte zu den Unterkapiteln und zu den einzelnen Texten (aber nicht zu jedem). Diese sind nicht immer frei von inhaltlichen Fehlern: So schreibt der für das zweite Kapitel verantwortliche Pietro Finelli zur Verfassung von Cádiz (1812), die *Cortes*, die verfassunggebende Versammlung, seien von König Ferdinand VII. einberufen worden (S. 103). Das ist falsch, denn Ferdinand befand sich in französischer Gefangenschaft, als Vertreter der Gemeinderäte, v.a. Kastiliens, von Ratsversammlungen, Gerichten und Gelehrten eine Kommission nominierten, die per Dekret am 22. Mai 1809 die alten *Cortes* einberiefen. Obwohl die Anthologie dankenswerterweise auch Bildquellen einbezieht – die freilich manchmal etwas ausführlicher hätten besprochen werden können –, fehlt ein Abbildungsverzeichnis leider ebenso wie ein Index. Diese kleineren Mängel hindern die Quellenedition jedoch nicht daran, dem Leser lebendige und vielfältige Eindrücke derjenigen Bewegung zu geben, die Italien seine politische Einheit brachte. Jens Späth

Luca Manfredi, L'uomo delle tre rivoluzioni. Vita e pensiero del generale Guglielmo Pepe, Storia, Foggia (Bastogi) 2009, 405 S., ISBN 978-88-6273-162-1, € 18. – Rechtzeitig zu den Feierlichkeiten zum 150jährigen Bestehen der Einheit Italiens hat Luca Manfredi eine Biographie über Guglielmo Pepe geschrieben. Das Buch trägt den schönen Titel „L'uomo delle tre rivoluzioni" und rekurriert damit auf die seltene Teilnahme eines Mannes an drei Revolutionen im langen 19. Jh.: 1799, 1820 und 1848. Das große Verdienst Manfredis besteht darin, zum ersten Mal das Wirken des Generals umfassend beleuchtet und in einer einzigen Studie zusammengefasst zu haben. Allerdings liest sich die Vita Pepes wie ein Heldenepos à la klassische *Risorgimento*-Geschichtsschreibung, in dem alles auf die Freiheit und Unabhängigkeit Italiens zugeschnitten ist. Eine moderne wissenschaftliche Arbeit liegt hier nicht vor: In der veralteten Bibliographie findet sich nur ein nach 2000 publizierter Titel, die übergroße Mehrheit der verwendeten Literatur stammt aus der ersten

Hälfte des 20. Jh., die Forschungen wichtiger Historiker wie Galasso, Ghisalberti, De Lorenzo, Levra, Nada oder Corciulo, die Pepes Leben in die gesamtitalienische Geschichte einzubetten vermocht hätten, sucht man vergeblich – ganz zu schweigen von den fehlenden Archivquellen, denn Manfredi stützt sich nur auf Sekundärliteratur und Pepes veröffentlichte Schriften. Nach einem pathetischen Vorwort des Bürgermeisters der Geburtsstadt Pepes, Guido Rhodio aus Squillace in Kalabrien folgt eine Einleitung des Autors, die mit keinem Wort den Forschungsstand thematisiert, geschweige denn so etwas wie eine Fragestellung entwickelt. Manfredi zeigt sich des Weiteren zu leichtgläubig im Vertrauen auf den Wahrheitsgehalt der Quellen aus Pepes Feder gegenüber kritischeren Historikern wie Nitti (S. 181). Ein Register am Ende hätte es ferner dem Leser erheblich erleichtert, gezielter nach den vielen Personen- und Ortsnamen zu suchen. All diese Desiderata mögen sich damit erklären lassen, dass Manfredi kein Fachhistoriker ist, sondern das Buch wohl neben seiner beruflichen Tätigkeit in diversen Funktionen als Verwaltungsbeamter geschrieben hat. Er schildert Pepe als glühenden neapolitanischen Patrioten und Protagonisten des *Risorgimento*, in dessen abenteuer-, ja fast romanhaftem Leben sich mehrere Brüche aufzeigen lassen, die von Krieg, Exil und Gefängnis handeln. Die Einleitung gibt Pepes Leben in Kurzform wieder und nimmt die Gliederung des Buches in ein knappes Kapitel zu Kindheit und Jugend sowie in drei ausführliche Kapitel zu den drei Revolutionen und ihren Folgen für den Protagonisten vorweg. Dabei misst Manfredi Pepe sowohl im Rahmen der Revolutionen 1820 und 1848 als auch während der Phasen im europäischen Exil eine außerordentlich große Bedeutung bei und sieht den Helden, meist nur *il Nostro* genannt, als lebendes Beispiel der *italianità*. Einige Episoden wie das Ende Murats (S. 78–96) werden in allzu epischer Breite geschildert. Zwar entsteht so teils ein anschauliches Bild der Zeit; aber im Sinne einer besseren Lesbarkeit hätte dem Buch mehr Konzentration auf Pepes Person gut getan. Deshalb stechen die wenigen analytischen Passagen wie die Frage nach der Rolle Pepes in der *Carboneria* (S. 126–129), die Ursachenanalyse für das Scheitern der Revolution 1820/21 (S. 178) oder die Reflektion über den Einfluss der *Carbonari* auf die bzw. in der Armee (S. 192f.) aus dem ansonsten rein narrativen Stil hervor. Dabei zählen diese Abschnitte wie auch die Ursachenanalyse für das Scheitern der Revolution in Neapel und die Rolle Pepes dabei (S. 199–201) zu den Stärken der Arbeit, denn hier kann Manfredi zeigen, dass Pepe eben Militär, nicht Politiker war, der die tiefsitzenden Probleme des kleinen Mannes auf dem Lande nicht verstanden hatte. So detailliert eine Vielzahl von Aspekten und Momenten des zweifellos bewegten Lebens Pepes zur Sprache kommt, so verwundert bleibt der Leser ob des abrupten Endes der Studie zurück: Einen Epilog zum Nachleben und eine kritische Würdigung des

Generals hätte man sich schon gewünscht. Die historische Forschung wartet also weiterhin auf die erste wissenschaftliche Biographie über einen der wichtigsten, aber heute weniger bekannten Italiener des 19. Jh. Jens Späth

Thomas Kuster, Das italienische Reisetagebuch Kaiser Franz I. von Österreich aus dem Jahre 1819. Eine kritische Edition, Münster (agenda) 2010, 445 S., Abb., ISBN 978-3-89688-405-3, € 118. – Der Kaiser fährt nach Italien. Knapp ein halbes Jahr, vom 10. Februar bis zum 2. August des Jahres 1819, war Franz I. fern der Wiener Residenz, und in dieser Zeit zeichnete er minutiös seine Eindrücke, Erlebnisse und Erfahrungen auf. Seine handschriftlichen Notizen füllen insgesamt 52 kleine Hefte, ein namentlich nicht bekannter Transkribent besorgte nach der Rückkehr nach Österreich die knapp 2000 Seiten umfassende Reinschrift im Quartformat. Beide Quellen befinden sich heute im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv. Thomas Kuster hat sich die Aufgabe gestellt, diese Aufzeichnung auf der Grundlage der Reinschrift kritisch zu edieren und zu kommentieren. Dies allein ist schon ein verdienstvolles Unterfangen, denn die nun vorliegende Edition gestattet es, ein differenzierteres Bild von Kaiser Franz I. und seinen persönlichen Interessen zu zeichnen. Der Vf. hat zudem das Reisetagebuch mit zahlreichen anderen unedierten Quellen besonders aus italienischen und österreichischen Archiven verknüpft, die zusammen genommen detaillierte Einblicke in die Reisevorbereitung und -durchführung gestatten. Der Kaiser reiste nicht allein. Sein – vergleichsweise kleines – Gefolge umfasste 98 ausgewählte Personen, man brach mit 32 Kutschen von Wien nach Neapel auf. Ab Venedig verwendete der österreichische Monarch ein Inkognito als Graf von Tirol bzw. Herzog von Mantua, welches er weitgehend aufrecht zu halten versuchte, wenngleich das Reiseunternehmen schon aus Sicherheitsgründen nicht immer geheim gehalten werden konnte. Damit ist bereits ein wesentlicher Grundzug dieser Reise charakterisiert: es war keine politische, es war keine höfisch-repräsentative Reise, sondern eine von primär persönlichen Beweggründen motivierte Italienfahrt. Der Vf. kann zeigen, dass sich die Reise nicht in die gängigen Typen der Reiseformen der Sattelzeit einordnen lässt. Vielmehr wurden verschiedene Reiseelemente miteinander verbunden, auf den unterschiedlichen Reisetappen wurden divergierende Intentionen verfolgt: die Italienfahrt war eine Mischung aus Inspektions-, Vergnügungs-, Bildungs- und „Lustreise“ (S. 35), entsprach damit durchaus den persönlichen Interessen des Monarchen und lässt sich nicht auf das Absolvieren des gängigen Reisekanons reduzieren. Auch wird durch die Edition das bisher gängige Bild der Reise als „Romreise“ revidiert. Die zahlreichen anderen Stationen standen gleichberechtigt als Reiseziel neben der Ewigen Stadt. Abschließend einige Bemerkungen zum Reisetagebuch: Auf der Grund-

lage seiner geographischen und botanischen Kenntnisse verzeichnete Franz I. während der Durchreise akribisch Gebirgszüge, Wälder, Felder, Wiesen, Schluchten, aber auch Pflanzenarten und Tierherden, die für die jeweiligen Regionen typisch waren. In den Städten besichtigte er Kirchen und adelige Paläste und kommentierte deren Architektur, er suchte naturwissenschaftliche Kabinette, Bibliotheken und Kunstsammlungen auf. Er interessierte sich aber ebenso für Wirtschaftsformen und Handel, notierte technische Details über Dampfschiffe oder über die Herstellung von Büffelmozzarella. Gemeinsam mit seiner Frau registrierte er karitative Einrichtungen und soziale Initiativen. Der protokollarisch wirkende Schreibstil des Monarchen vermittelt keinerlei Lesevergnügen, immerhin erleichtert ein umfassendes Register den gezielten Zugang zu Personen- und Ortsnamen. Gewünscht hätte man sich freilich ein etwas gründlicheres Schlusslektorat. Insgesamt eröffnet die Edition der Quelle der Forschung – gerade in Konfrontation mit anderen Reiseberichten und -tagebüchern, deren Untersuchung seit rund drei Jahrzehnten in der deutschsprachigen Literatur- und Geschichtswissenschaft eine beachtliche Rolle spielt – zahlreiche Ansätze für die Einordnung dieser Italienwahrnehmung zwischen diskursiver Praxis, Stereotypen und Topoi einerseits und individuellen Erlebnissen und persönlichen Erfahrungen in der Begegnung mit Land und Leuten südlich der Alpen andererseits. Diese Analyse ist aber noch zu leisten. Ricarda Matheus

Marco Severini, La Repubblica romana del 1849, Marsilio (Venezia) 2011, 223 S., ISBN 978-88-317-0803-6, € 24. – Rechtzeitig zum Höhepunkt der 150-Jahrfeier der italienischen Einheit mit dem außerordentlichen Nationalfeiertag am 17. März 2011 hat der Parteienhistoriker Marco Severini von der Universität Macerata ein wichtiges Buch vorgelegt. Es bietet zum ersten Mal seit den großen Darstellungen von Domenico Demarco (1944), Ennio Di Nolfo, Giorgio Candeloro (beide 1960) und Franco Rizzi (1988) eine Synthese zur Geschichte der Römischen Republik von 1849. Dass mit Claudio Fracassi (2005) und Stefano Tomassini (2008) zuletzt zwei historisch interessierte Journalisten einschlägige Überblickswerke geschrieben haben, während die gelehrte Fachwelt bestenfalls Sammelbände zum Thema herausbrachte, verwundert doch sehr und zeigt den geringen Stellenwert, den die Römische Republik im öffentlichen Bewusstsein seit den 1960er Jahren bis in die heutige Zeit hinein besitzt. Umso begrüßenswerter erscheint daher nun Severinis Buch, ist es doch von einem ausgewiesenen Experten verfasst, der sich rund zwanzig Jahre lang intensiv mit dem Gegenstand befasst hat. Er beklagt eingangs zu Recht das Schattendasein der Römischen Republik in der italienischen Forschung und Öffentlichkeit und will mit seiner Arbeit an „eine große

Gründungsepisode der Nationalgeschichte und zugleich einen der wichtigsten Momente des Risorgimento" erinnern (S. 8). Dank neuer perspektivischer Zugänge strebt er danach, mit historiographischen Irrtümern aufzuräumen und ein vielschichtigeres und ausgewogeneres Bild des „fortschrittlichsten politischen Regimes des italienischen Risorgimento" zu bieten, das sich mit Begriffen wie Republik, Demokratie, Laizität und Partizipation der Bürger umschreiben lässt (Klappentext). Severinis Bild setzt sich aus vier Leitideen zusammen: erstens der Eigenständigkeit der Römischen Republik im Revolutionszusammenhang 1848/49; zweitens der Fähigkeit, einen neuen Politisierungsprozess zu starten; drittens der Zentralität des Handelns Mazzinis, der den nationalen und revolutionären Charakter betonte, ohne die römischen Wurzeln zu leugnen; und viertens die große kulturelle und historische Bedeutung der unvermeidlichen Niederlage der Republik wegen ihrer internationalen Isolation und fehlenden Koordination des demokratischen Italien. Hierzu rekonstruiert er, basierend auf dem neuesten Forschungsstand und umfangreichen eigenen Archivrecherchen zu Teilkapiteln, die Geschichte der Römischen Republik in ihrem politischen, sozialen und ideellen Zusammenhang. Dies geschieht zunächst in drei Kapiteln, die die Regierung samt den Institutionen, das Leben und die Krise der kurzlebigen Republik vom 9. Februar bis 4. Juli 1849 behandeln. Während das erste und das dritte Kapitel – notwendigerweise – eher klassisch ereignisgeschichtlich, aber dafür eingebettet in die internationalen Zusammenhänge daherkommen, enthält der zweite Teil zum Leben der Republik drei Unterkapitel, die allesamt neueren Forschungsansätzen unter kulturgeschichtlichem Fokus verpflichtet sind: erstens die Umsetzung der republikanischen Strukturen und die Reaktionen der Bevölkerung in den Provinzen, die sehr unterschiedlich ausfielen und ein ausgeprägtes Stadt-Land-Gefälle aufwiesen; zweitens das Wirken der Frauen in der Revolution mit ihren neuen Verhaltensformen und Moralvorstellungen sowie ihrem verstärkten Wirken im Sanitätsbereich; und drittens die Rolle der Presse und der öffentlichen Meinung, die zum Entstehen einer populären politischen Nationalkultur beitrugen. Neue Aspekte der Geschichtsschreibung zur Römischen Republik eröffnet das vierte Kapitel zur Erinnerung an das Erbe der ersten frei gewählten Demokratie in Mittelitalien. Zu den langfristigen Hinterlassenschaften zählt Severini die Republik als geeignetste Staatsform der italienischen Nation, die Idee eines geeinten, auf allgemeinem Wahlrecht, breiter Partizipation der Bevölkerung und neuen Politisierungsformen basierenden Italien, die Entscheidung für Rom als künftige Hauptstadt, die Zuweisung der militärischen Führung der italienischen Demokratie an Garibaldi und die moderne Reformgesetzgebung samt einer der fortschrittlichsten Verfassungen des 19. Jh. mit Vorbildcharakter für die verfassunggebende Versammlung 1946/47 (S. 159f.).

Freilich sollte es 99 Jahre dauern, bis diese Erfolge dauerhaft sichtbar wurden. Doch die Signifikanz der Römischen Republik als einer der Gründungsmythen des demokratischen und republikanischen Italien ist evident. Das kollektive Gedächtnis begann sich laut Severini erstmals am 9. Februar 1870 zu formen, als in Ancona die historische Zeitschrift „Lucifero" öffentliche Festmähler mit Festreden, dem Versenden von Telegrammen an die demokratischen Protagonisten sowie Abonnements republikanischer Publizistik organisierte. Ab 1874 sind solche Veranstaltungen jährlich nachweisbar. Der Autor zeichnet den weiteren Verlauf der Erinnerung an die Römische Republik bis ins Italien der 1950er Jahre nach, behandelt die teils kontrovers und polemisch geführte Sitzung des Abgeordnetenhauses am 9. Februar 1949 zur Hundertjahrfeier, thematisiert den Fall des 1852 hingerichteten Republikaners Girolamo Simoncelli und die anschließende Diskussion um dessen Gedenken und problematisiert am Ende den Forschungsstand. Ein Anhang, der aus sechs Quellen besteht und u.a. den Text der Römischen Verfassung von 1849 enthält, und ein Namensindex runden das gelungene Buch ab. Kritisch betrachtet weckt besonders das vierte Kapitel zur Erinnerung an die Republik Erwartungen, die Severini nur äußerst bedingt erfüllt: Wenn er unter der Erinnerungsorten Ancona, die Romagna und die Marken insgesamt zwischen 1870 und 1900 in den Blick nimmt, ist das nur ein winziger Ausschnitt dessen, was man hätte beschreiben können. Mittlerweile finden sich selbst in kleinen Städten und Gemeinden Gedenkplätze, -statuen oder -tafeln an die Römische Republik. Der Verweis auf den Gianicolo als Gedenkort in Rom soll an dieser Stelle genügen. Auch die Rezeption der Republik in Film, Musik und Kunst fehlt völlig, dabei stünde hier mehr als genügend Material zur Verfügung. Fraglich bleibt auch, ob man nicht den Forschungsstand besser am Anfang des Buches statt am Ende hätte diskutieren sollen. Diese Einwände schmälern die Leistung Severinis aber keineswegs, verdanken wir ihm doch die erste gut geschriebene wissenschaftliche Monographie zum Thema seit Jahrzehnten, die zudem viele Anknüpfungspunkte für weitere Forschungen bietet. An seiner Studie wird künftig niemand mehr vorbeikommen, der sich ernsthaft mit der Geschichte der Römischen Republik beschäftigt. Jens Späth

Cristina Sagliocco, L'Italia in seminario 1861–1907, Studi storici 129, Roma (Carocci) 2008, 261 S., ISBN 978-88-430-4404-7, € 22,50. – Auch diese Monographie befaßt sich mit einem Teilaspekt der Kulturgeschichte der *Italia liberale*, und zwar mit einem sehr bedeutenden, bisher unter- bzw. geringschätzten und kaum erforschten Aspekt: der schulischen Bildung in den kirchlichen Seminarien zwischen der Einigung Italiens 1861 und den Reformen unter Papst Pius X. im Jahr 1907. Nach einer kurzen Einführung zu Quellen und

Literatur sowie zu den Veränderungen im italienischen Schulwesen nach der Einigung wird zunächst die Geschichte der Institution „Klerikalseminar" beschrieben. Der Hauptteil des Buches umfaßt dann die Entwicklungen und Verwicklungen dieser Bildungseinrichtung in den ersten 50 Jahren des italienischen Nationalstaates. Ergänzt wird die Darstellung durch einen Anhang von 20 Quellentexten aus der Zeit des Tridentinums bis zu Papst Pius X. Der laizistische italienische Nationalstaat, der sich ab 1859 mit der *Legge Casati* erstmals ein umfassendes Gesetzeswerk zu allen Stufen des Bildungssystems gab, wandte sich in seinem Kampf gegen die buchstäblich omnipräsente katholische Kirche um die dogmatische Oberhoheit auch den verschiedenen Schularten der zahlreichen Diözesen und Orden zu, in denen die *nazione cattolica* (und nicht nur diese!) ihre Kinder erziehen und ausbilden ließ. Das „Seminar" ging dabei über das hinaus, was man heute allgemein als „Klerikalseminar" bezeichnet: eine Institution, die allein für die Ausbildung angehender Kleriker zuständig ist. Die *seminari* mit ihrem Ursprung in den Reformen des Konzils von Trient konnten dagegen sowohl eine Grund- wie eine höhere Schulbildung anbieten; charakteristisch für das 19. Jh. war die Mischung aus theologischer und allgemeiner Bildung. Bemühte sich der Staat um eine stärkere Kontrolle der bisher autonomen Seminarien hinsichtlich der *curricula* und der Qualifizierung des Lehrpersonals, so wußte die Kirche ihrerseits durch Adaptierungen wie die Aufnahme von Elementen der *istruzione tecnica* einer völligen Umformung und Modernisierung aus dem Weg zu gehen und sich dem Druck des Staates geschickt zu entziehen. Die kirchlichen Seminarien stellten so keine rein privaten Institutionen mehr dar, sondern *vere e proprie scuole pubbliche non autorizzate* (S. 12), eine explosive Schnittmenge zwischen Privatem und Öffentlichkeit auf dem Gebiet des Bildungswesens. Daß es dabei regional starke Unterschiede gab, muß nicht eigens betont werden. Oft nahmen einzelne Bischöfe oder Seminarleiter sehr starken persönlichen Einfluß auf die Führung ihrer Institute; zudem ist die Vernetzung zwischen den einzelnen Seminaren und ihren übergeordneten kirchlichen Organen bisher wenig gewürdigt worden. Das spezifische Thema der Ausbildung in den kirchlichen Seminaren steht im größeren Kontext des Verhältnisses zwischen katholischer Peripherie (Diözesen bzw. Ortsordinarien) und Zentrum (Studienkongregation bzw. Päpste), aber auch zwischen der Amtskirche und den kommunalen bzw. staatlichen Verwaltungen. Bei der Bedeutung der katholischen Kirche für die italienische Geschichte – nicht nur, aber gerade auf dem Gebiet des Bildungswesens – ist es sehr erfreulich, daß diese Studie die Bedeutung, aber auch die Problematik der Institution „Seminar" bearbeitet, ohne in wohlfeile laizistische oder apologetische Polemik abzugleiten. Der Quellenanhang und die umfangreiche Bibliographie machen das Buch zu einem kleinen Nach-

schlagewerk für weitere Recherchen. Hier allerdings wäre es (im Umkehrschluß zu oben) ein Desiderat, der allgemeinen Studie weitere lokale und regionale Einzelarbeiten folgen zu lassen. Camilla Weber

Francesco Marin, Die „deutsche Minerva" in Italien. Die Rezeption eines Universitäts- und Wissenschaftsmodells 1861–1923, Italien in der Moderne 17, Köln (SH-Verlag) 2010, 410 S., ISBN 978-3-89498-200-3, € 39, 80. – Schon im 18., insbesondere aber im 19. Jahrhundert wuchs das Prestige des deutschen Bildungs- und Universitätssystems in Italien. Den Ruf von der *dotta Germania* prägten in der ersten Hälfte des 19. Jh. vor allem Philosophen und Dichter, in der zweiten Hälfte dieses Säculums bot das von Preußen dominierte neue Kaiserreich auch aufgrund seiner militärischen Erfolge in vieler Hinsicht Orientierungspunkte für jene Mitglieder italienischer Eliten, welche sich für Modernisierungsprozesse innerhalb ihres jungen Nationalstaates einsetzten. Für heranwachsende italienische Akademiker wurde es – von staatlichen und privaten Stipendien unterstützt – zu einem begehrten Ziel, an den als vorbildlich geltenden deutschen Hochschulen und bei dort lehrenden renommierten Professoren zu studieren. Was die *peregrinatio academica* zwischen beiden Ländern betrifft, so änderte sich nach Jahrhunderten einer ausgeprägten Nord-Südwanderung die Richtung der Migration. Suchten im Mittelalter, in der Renaissance und noch in den ersten Jahrhunderten der Frühen Neuzeit zahlreiche Studierende und Dozenten aus dem nordalpinen Reichsgebiet die Hohen Schulen im Süden auf, so strebten – sofern die finanziellen Bedingungen dies gestatteten – angehende Akademiker aus Italien nun in beachtlicher Zahl an die Hochschulen des deutschsprachigen Raumes. Zugleich wurden – von Karl Julius Beloch bis Robert Michels – auch deutsche Professoren an italienischen Universitäten tätig, und in einigen Disziplinen hinterließen sie nachhaltige Spuren. Die Kölner Dissertation untersucht aus universitäts- und wissenschaftsgeschichtlicher Perspektive sowie unter Berücksichtigung von Methoden der Kulturtransferforschung, auf welche Weise „deutsche Wissenschaft" sowie die mit ihr verknüpften universitären Strukturen auf italienischer Seite besonders von der nationalen Einigung bis zu der Hochschulreform Giovanni Gentiles zum zeitweise bewunderten und als vorbildlich geltenden Modell wurden. Zugleich geht die Studie der Frage nach, welche Auswirkungen die auf deutscher wie italienischer Seite postulierte Vormachtstellung „deutscher Wissenschaft" auf Debatten und Reformen in Italien hatte. Diese bewusst gewählte wechselseitige Perspektive konzentriert sich dabei auf den Bereich der Geistes- und Rechtswissenschaften und klammert die Naturwissenschaften sowie die Medizin aus. Im Anschluss an die Studien von Otto Weiß konstatiert der Autor verschiedene Phasen: auf eine erste, die von der italienischen

Staatsgründung bis in die 1880er Jahre reicht, und in der ein hohes Maß an positiver Bewertung des deutschen Modells, bisweilen sogar eine regelrechte kollektive Schwärmerei festzustellen ist, folgt eine bis ca. 1910 reichende Periode der differenzierten Wahrnehmung, der Abkühlung und Distanzierung sowie wachsender Ressentiments. Der italienische Kriegseintritt führt dann zu polarisierenden Auseinandersetzungen mit der deutschen Kultur, zu der aber weiterhin enge Bindungen bestehen blieben. Dem Autor gelingen in seiner materialreichen (bisweilen etwas weit ausschweifenden) Untersuchung eine Vielzahl von interessanten Einsichten. Das deutsche Vorbild hat die italienischen Diskurse zur Hochschulreform ebenso nachhaltig geprägt wie die Neuausrichtung und Entwicklung einzelner Disziplinen. Vor allem folgende Elemente wurden vor dem Hintergrund der eigenen Verhältnisse wie etwa einem stark verschulten und auf berufliche Bildung konzentrierten System in allerdings bisweilen verzerrter Perspektive von italienischen Akteuren als spezifisch deutsch wahrgenommen: die Deutschland zugeschriebene, sich gegenseitig bedingende studentische und professorale Lern- und Lehrfreiheit; ein hohes Maß an vom Staat konzedierter Selbstverwaltung; die Verankerung des Wettbewerbs- und des Leistungsprinzip; die starke Akzentuierung von Forschung sowie deren als effektiv geltende Organisation. Zwar wurde das italienische Universitätssystem auf administrativem Weg partiell reformiert, eine umfassende Neugestaltung scheiterte jedoch an zahlreichen Widerständen, nicht zuletzt an der beharrenden Kraft universitärer Traditionen sowie am fehlenden politischen Konsens. Das Herzstück der Dissertation ist jenem akademischen Nachwuchs gewidmet, der mittels staatlicher Stipendien an deutschen Universitäten studierte. Die erhaltenen Berichte dieser Stipendiaten wertet der Autor mit der gebotenen methodischen Vorsicht aus. Zwar waren die Studienaufenthalte an deutschen Universitäten, unter denen Berlin und Leipzig als besonders attraktiv galten, oft kurz, und die mangelnden Sprachkenntnisse erwiesen sich als wirksame Barrieren; doch beförderten Studien an deutschen Hochschulen insbesondere in den Altertumswissenschaften und der Rechtsgeschichte, in geringerem Maße auch in staats- und wirtschaftgeschichtlichen Disziplinen, die akademische Karriere in der Heimat und implizierten den Transfer von Themen und Methoden in diesen Fächern. Ab den achtziger Jahren formierten sich stärkere Widerstände angesichts offenkundiger asymmetrischer Transferprozesse. Im Zuge gesteigerten nationalen Empfindens wurde die Kritik an Elementen des deutschen Modells artikulierte und besonders an der kritiklosen Übernahme von als deutsch geltenden wissenschaftlichen Spezifika. „Italienische Wissenschaft“ galt es nun immer stärker jenem als Fremdbestimmung empfunden Transferprozess entgegenzusetzen. Vielfach erwuchsen daraus ambivalente, dialektische Wahrnehmungsmuster,

welche auf unauflösbaren Widersprüchen basierten. Einerseits war die Verflechtung mit deutscher Wissenschaft eng, und zugleich galt Wissenschaft vielen als notwendigerweise internationale Angelegenheit, andererseits wuchs der Wunsch, sich aus Abhängigkeiten zu befreien und die Autarkie und den Eigenwert der eigenen, der „nationalen Wissenschaft" zu beschwören. Marins Studie liefert einen wichtigen Beitrag zum Wissenschaftstransfer zwischen Deutschland und Italien vor dem Ersten Weltkrieg und zugleich eine Fülle von Indizien, die weitere Untersuchungen zur Nachkriegszeit stimulieren sollten.

Michael Matheus

Paolo Mattera, Storia del PSI 1892–1994, Quality paperbacks 306, Roma (Carocci) 2010, 239 S., ISBN 978-88-430-5334-6, € 17. – Sich heute mit der Geschichte des nicht mehr existierenden *Partito Socialista Italiano* (PSI) zu beschäftigen, erscheint alles andere als selbstverständlich. Umso erstaunlicher ist es, dass mit Paolo Mattera ein vergleichsweise junger italienischer Historiker den Versuch gewagt hat, knapp 30 Jahre nach der monumentalen sechsbändigen, von Giovanni Sabbatucci herausgegebenen „Storia del socialismo italiano" und knapp 20 Jahre nach der auf zwei Bände begrenzten, von Zeffiro Ciuffoletti, Maurizio Degl'Innocenti und wiederum Giovanni Sabbatucci herausgegebenen „Storia del Psi" eine knappe Synthese der ältesten italienischen Partei (1892–1994) vorzulegen. Als reines Textbuch angelegt, bemüht sich der Autor, in einem Parforceritt die 102-jährige Geschichte des PSI darzustellen. Dabei ist eine gewisse Empathie für den Gegenstand seines Buches unverkennbar; positiv erscheint aber, dass er als Vertreter einer jungen Generation, die den PSI nur in seinen letzten Jahren unter Craxi erlebt hat, freier von ideologischen Prägungen und Parteinahmen für die diversen Parteiflügel (*correnti*) schreiben konnte als die genannten Historiker zuvor. Entsprechend verheißungsvoll ist der Beginn: Kunstvoll führt Mattera im ersten von neun Kapiteln zur Gründungsgeschichte die verschiedenen Fäden zusammen und bietet einen spannenden, sozialgeschichtlich eingebetteten Einstieg, der auch sprachlich zu überzeugen weiß. Leider bricht dieser Spannungsbogen im weiteren Verlauf immer wieder zusammen, und auch die Verquickung von Politik- und Sozialgeschichte weicht einer zusehends klassisch anmutenden Parteigeschichte. Am meisten zu überzeugen vermag die Analyse im zweiten und sechsten Kapitel zu den Themen italienischer Sozialismus um die Wende vom 19. zum 20. Jh. bzw. Widerstand und demokratischer Neubeginn im Zeichen des Kalten Kriegs – Kapitel, bei denen der Autor auf eigene Forschungen zurückgreifen konnte (Il Partito Inquieto, Roma 2004; Le radici del riformismo sindacale, Roma 2007). Hier stellt Mattera anschaulich dar, wie der PSI zu einer Massenpartei wurde und welche sozialen Momente die Gesell-

schaft jener Zeit bewegten bzw. welch tragende Rolle die Sozialisten bei der Ausgestaltung des politischen Systems ab 1945 hatten und weshalb sie durch den Kalten Krieg in eine Sonderrolle innerhalb des europäischen Sozialismus gerieten. An mehreren Stellen greift der Autor Konzepte und Begriffe aus der jüngeren historischen Forschung auf und vermag diese gewinnbringend für die Lektüre einzusetzen, etwa wenn er im letzten Kapitel den Generationswechsel in der Partei mit Craxi anspricht (S. 198) oder wenn er mehrmals den Vergleich zum europäischen Vorbild, der deutschen Sozialdemokratie, anstrengt (z.B. S. 17, 32, 199, 209). So bleibt am Ende eine etwas zwiespältige Bilanz: Einerseits hat Mattera eine gut lesbare und angenehm knappe Geschichte des PSI verfasst, die neuere Forschungstendenzen aufnimmt. Andererseits ist das Buch weder als Einstiegslektüre noch als Nachschlagewerk für Kenner oder solche, die es werden wollen, geeignet, weil es zuviel Vorwissen voraussetzt und keine wissenschaftlich üblichen Elemente wie Anmerkungen, einen Überblick über den Forschungsstand und eine methodisch fundierte Fragestellung oder einen Index enthält. Die vierseitige Auswahlbibliographie auf dem Stand von 2008 am Ende kann diese Desiderata nicht kompensieren. Gerade angesichts der komplizierten Aufsplitterung der Partei in die einzelnen *correnti* wären Schaubilder und Tabellen zur Übersicht und ggf. ein Anhang ausgewählter Dokumente äußerst hilfreich gewesen. Und ein bewertend-reflektierendes Abschlusskapitel sucht man leider ebenfalls vergeblich. Eine umfassende moderne Geschichte des *Partito Socialista Italiano* wartet also weiterhin auf ihre Verfasserin oder ihren Verfasser. Jens Späth

Antonio Scottà, Papa Benedetto XV. La Chiesa, la grande guerra, la pace (1914–1922), Uomini e dottrine 51, Roma (Edizioni di Storia e letteratura) 2009, 17+441 S., ISBN 978-88-6372-110-2, € 45. – Hinter der hier vorgelegten Gesamtdarstellung des Pontifikats Benedikts XV. (1854/1914–1922) stehen umfangreiche Forschungen im Vatikanischen Geheimarchiv, im Privatarchiv des Papstes/der Familie della Chiesa, aber auch die Monographien des Vf. zur Bologneser Bischofszeit Giacomo della Chiesas, zu den Beziehungen der venezianischen Bischöfe zur römischen Kurie während des I. Weltkriegs und schließlich die Edition des Diariums des Papstvertrauten und Verbindungsmannes zur italienischen Regierung Baron Carlo Monti (1851–1924). Der Hauptakzent der Studie liegt dabei klar auf der kurialen Politik während des Ersten Weltkriegs mit einem besonderen Akzent auf dem Verhältnis zur italienischen Politik. – Giacomo della Chiesa war vor allem geprägt von Kardinal Rampolla, dessen Sekretär und später dann Mitarbeiter im Staatssekretariat er war; er vertrat damit, was die Eigenständigkeit des Laienkatholizismus und die diplomatische Ausrichtung anging, einen anderen Kurs als Rampollas

Nachfolger Merry del Val; della Chiesa wurde 1908 Erzbischof von Bologna, wegen Modernismusverdacht aber erst 1914 Kardinal. Bei der Schilderung der Papstwahl vermisst man die Heranziehung der Benigni-/Sodalitium pianum-Akten; nach dem frühen Tod Domenico Ferratas wurde der Kanonist Pietro Gasparri zum Kardinalstaatssekretär ernannt; Benedikts Jugendfreund Baron Carlo Monti war als Direktor des Fonds für den Kultus wichtigster informeller Verbindungsmann zur italienischen Regierung. Der I. Weltkrieg lastete von Beginn auf dem Pontifikat. Die Haltung des Heiligen Stuhls determinierte Benedikt XV. mit großer Konsequenz aus seiner kanonistisch-ekklesiologischen Position. Nach dieser war der Papst als *padre commune* der Katholiken über den Parteien stehend und neutral. Dies war deshalb möglich, weil die Kirche als *societas perfecta* ein von den weltlichen Staaten klar geschiedene Wesensbestimmung hatte und deshalb auf einer anderen Ebene agierte. So war der Raum frei für andere Ziele, die mit großer Konsequenz verfolgt wurden: Der Heilige Stuhl sollte als völkerrechtliches Subjekt und als die entscheidende moralische Autorität etabliert und anerkannt werden; hierzu dienten ein systematisches karitatives Engagement während des Weltkriegs, aber ebenso diplomatische Vermittlungsversuche. All dies sollte der Welt auch klar vor Augen führen, dass eine unabhängige moralische Weltautorität und ein diplomatischer Vermittlungsakteur eines unabhängigen Territoriums bedürfe, die römische Frage also zu lösen sei. Aus diesem Grund widersetzte sich die päpstliche Diplomatie auch einem italienischen Kriegseintritt lange (und versuchte, Österreich-Ungarn zu Gebietsabtretungen zu bewegen); die vielschichtige Konfrontation mit dem italienischen Patriotismus, der der päpstlichen Neutralitätspolitik Vaterlandsverrat vorwarf, besonders nach der Niederlage von Caporetto und der folgenden Besatzung durch österreichische Truppen, gehört zu den eindrücklichsten und am besten belegten Teilen der Studie. Die päpstliche Friedenstheologie, die den I. Weltkrieg als unnütz, unmenschlich und als Schande und Niedergang für Europa wertete (Materialismus, Begierden und Leidenschaften herrschten anstatt Vernunft und Moral, für die die Kirche eintrete), untergrabe, so der Vorwurf der Nationalisten, aber auch implizit von einigen nationalkatholischen Geistlichen wie Agostino Gemelli, Giovanni Semeria und Antonin-Gilbert Sertillanges, die Moral der Soldaten. Besonders der Gegensatz zu Außenminister Sidney Sonnino, der gegen die völkerrechtliche Aufwertung des Heiligen Stuhls und für laizistische Grundsätze stand, zieht sich hier wie ein roter Faden durch die päpstliche Politik; Scottà führt Sonninos Haltung vielleicht etwas vorschnell mehrmals (etwa S. 307) auf dessen anglikanische Konfession zurück, während an der Kurie das Etikett des Freimaurers vorherrschte. Zu den Erfolgen dieser Politik Benedikts XV. gehörte nicht nur, dass nach dem I. Weltkrieg die Zahl der diplomatischen Ver-

tretungen beim Heiligen Stuhl sprunghaft anstieg, sondern auch der Besuch Wilsons im Vatikan am 4. Januar 1919; dazu der weit fortgeschrittene Versuch der Lösung der römischen Frage durch die Verhandlungen mit Ministerpräsident Vittorio Emanuele Orlando, die dann durch die massive Enttäuschung der Aspirationen des italienischen Irredentismus auf den Pariser Friedenskonferenzen freilich doch vereitelt wurde. Wilson scheint der Papst, enttäuscht über den eigenen diplomatischen Misserfolg, als den „eigentlichen Herrscher der Welt" (S. 228) bezeichnet zu haben. Deutlich wird, dass Kardinalstaatssekretär und Papst besonders darüber konsterniert waren, dass Wilson die päpstliche Friedensnote vom 1. August 1917 ablehnte, um doch selbst vorher und dann später mit seinen 14 Punkten in den Augen der Kurie ganz ähnliche Ziele zu entfalten (besonders Freiheit der Meere, Völkerrecht, Selbstbestimmungsrecht der Völker, transnationaler Völkerbund) (Vgl. v.a. S. 253–259, 327). Ob dies – gerade was die Demokratisierungsforderungen – angeht aber richtig gesehen ist, ist zumindest fraglich. Lange hatte die päpstliche Diplomatie nicht geglaubt, dass der Krieg einen Sieger haben könne. – Die Studie oszilliert (wie die klassische Papstgeschichtsschreibung) notgedrungen etwas zwischen Biographie und Geschichte der vatikanischen Kirchenpolitik; so müsste man für letztere fragen, welche konkurrierenden Konzepte und Politikstränge an der Kurie noch verfolgt wurden, welche Opposition es gab und ob die Leitung der Weltkirche wirklich derart monozentrisch war, wie es das Kirchenrecht vorsieht. Meinungsverschiedenheit zu Gasparri klingen immerhin (etwa bei der Reaktion auf die italienische Besetzung des *Palazzo Venezia*, S. 157, und bei der Redaktion der Friedensnote, S. 211–215) mehrmals an; wie die Kardinäle aus der Ära Pius X. agierten, wie Nuntien und Subalterne, bleibt hingegen nur teilweise beleuchtet. Dennoch ist Scottà eine beeindruckend geschlossene und konsequente Sichtweise auf den Pontifikat Benedikts XV. gelungen, die von einer souveränen Kenntnis nicht nur der archivalischen Überlieferung, sondern auch bei der Interpretation und Heranziehung der im Osservatore Romano geäußerten Positionen zeugt. Zahlreiche, teilweise kaum bekannte Billder sind der Monographie beigegeben. Aus der souveränen Darstellung wird eine beeindruckende Geschlossenheit der Politik des Papstes sichtbar, die aufgrund der *societas perfecta*-Lehre und einer strikten Scheidung von übernatürlicher Sendung der Kirche und weltlichen Aufgaben Konsequenzen für alle Bereiche des kirchlichen Lebens hatte, etwa auch auf die Neuausrichtung der katholischen Missionen durch forcierte Ablösung vom Kolonialismus und auf die Gründung der PPI in Italien. In dieses Bild fügt sich auch die Analyse der päpstlichen Lehrschreiben Scottàs schlüssig ein.

Klaus Unterburger

Michael Thöndl, Oswald Spengler in Italien. Kulturexport politischer Ideen der „Konservativen Revolution", Leipzig 2010, 221 S., ISBN 978-3-86583-492-8, € 36. – In einer Reihe von Aufsätzen hat sich Michael Thöndl seit Jahren mit der Wirkungsgeschichte Oswald Spenglers beschäftigt. Der Schwerpunkt lag dabei schon immer auf Italien, das in der Spenglerforschung bisher kaum berücksichtigt worden war. Aus diesen schon sehr gehaltvollen Vorarbeiten hat er jetzt ein interessantes Buch gemacht, das die Rezeption Spenglers im faschistischen Italien systematisch untersucht. Es enthält einerseits zahlreiche neue Erkenntnisse über die gegenseitige Wahrnehmung von Spengler und Mussolini, andererseits liefert es den Nachweis, daß die Rezeption von Ideen Spenglers im faschistischen Italien erstaunlich breit war. Daß Thöndl sich bei seiner Analyse ausdrücklich traditioneller ideengeschichtlicher Methoden bedient und neuere diskurstheoretische, aber auch transferorientierte Methoden ignoriert, ist zwar ein gewisser Nachteil, es befähigt ihn jedoch zu genauer inhaltlicher Textanalyse. Welches sind die wichtigsten Ergebnisse des Buches? Am verblüffendsten ist wohl der Nachweis, daß Benedetto Croces von Anfang an negative Kritik Spenglers nach der überzeugenden Erkenntnis Thöndls im faschistischen Italien meinungsbildend gewesen ist. Croce unterzog Spenglers „Untergang des Abendlandes" 1920 einer vernichtenden methodischen Kritik, indem er ihm vor allem ein mechanisches Denken in Analogieschlüssen vorwarf. Er wandte sich aber auch gegen die Zivilisationskritik und den Kulturpessimismus des Deutschen, die seinem liberalen Zukunftsoptimismus entgegenstanden. Damit trug er, wie Thöndl vermutet, dazu bei, daß Spenglers Bestseller in faschistischer Zeit nicht in das Italienische übersetzt wurde. Sofort übersetzt wurde dagegen Spenglers Buch „Jahre der Entscheidung" von 1934, in dem er Mussolini als „Lichtgestalt in der düsteren Zukunft des Abendlandes" vorstellt und als „Prototyp eines neuen Cäsars" feiert, sich von Hitler dagegen distanziert. Noch bemerkenswerter ist, daß die Übersetzung auf ausdrückliche Anregung Mussolinis erfolgte, der das Buch schon wenige Monate nach dem Erscheinen der deutschen Originalausgabe im „Popolo d'Italia" rezensiert hatte. Es ist dies zweifellos der beste Beleg für eine eingehendere Beschäftigung Mussolinis mit Spengler. Ob man aber deshalb daraus folgern kann, daß Spengler für Mussolini „ein Autor" war, „der ihn nachhaltig inspiriert hat", ist jedoch fraglich. Thöndl ist hier doch ein Opfer seines rein ideengeschichtlichen Ansatzes geworden. Seine Vermutung, daß Mussolini die Schriften Spenglers immer gelesen habe, ist irreführend. Mussolini hat Spengler letzten Endes nur so oberflächlich zur Kenntnis genommen wie alle Autoren, die ihn angeblich beeinflußt haben. Als unruhiger Politiker der Tat hatte er keine Zeit, aber auch nicht den Wunsch, schwierige Bücher zu lesen, schon gar nicht in einer anderen Sprache. Er verließ sich lieber auf

Rezensionen, Inhaltsangaben oder Zitate in Zeitungen oder Zeitschriften, die er dann freilich virtuos in seinen journalistischen Texten verwendete. So täuschte er vor, im intellektuellen Diskurs politischer Theoretiker auf dem Laufenden zu sein. Interessanterweise ist Spengler nie von Mussolini zu einer Audienz eingeladen worden, worauf dieser während einer Italienreise, wie Thöndl zeigt, sehnsüchtig gehofft hatte. Ausdrücklich zu einem Besuch aufgefordert hat Mussolini dagegen den Spengleradepten Richard Korherr, der denn auch gleich zweimal nach Rom gekommen ist. Korherrs Aufsatz in den Süddeutschen Monatsheften vom März 1928 über „Geburtenrückgang", in dem er Mussolini als einzigen Staatsmann pries, der den Untergang der „weißen Rasse" mit seiner Bevölkerungspolitik verhindern könnte, beeindruckte den ‚Duce' so stark, daß er nicht nur seine sofortige Übersetzung ins Italienische veranlaßte, sondern zu dieser auch noch ein Vorwort schrieb. Es war dies in der Tat, wie Thöndl hervorhebt, „eine für den Faschismus bedeutsame Publikation", weil darin die pronatalistische Bevölkerungspolitik des Faschismus eine nachträgliche ideologische Rechtfertigung erhielt. Das war Mussolini letzten Endes wichtiger als Spenglers geschichtsphilosophische Visionen. – Thöndls Buch ist auch deshalb wichtig, weil es eine Fülle von weiteren Hinweisen auf die italienische Auseinandersetzung mit Spengler enthält, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann. Die Lektüre des Buches lohnt deshalb nicht nur im Hinblick auf die Spenglerrezeption, sondern auf die intellektuelle Kultur des Faschismus insgesamt und deren Verbindungen zu deutschen Diskursen. Wolfgang Schieder

Leo Solari, I giovani socialisti nel crocevia degli anni '40, introduzione e cura di Davide Conti, Persona e Società, Roma (Odradek) 2009, 144 S., ISBN 978-88-96487-06-8, € 15. – Über die Geschichte der italienischen sozialistischen Parteijugend in den 1940er Jahren wusste man bisher nicht allzu viel. Dabei ist die Phase des Umbruchs zwischen 1944 und 1947 entscheidend für die politische, soziale und wirtschaftliche Entwicklung Italiens nach dem Zweiten Weltkrieg. Leo Solari (1919–2009), aktiver Antifaschist in den *Brigate Matteotti*, Anwalt, Schriftsteller, überzeugter Europäer, Laizist, Mitbegründer und zeitweise Nationalsekretär der *Federazione Giovanile Socialista* (FGS), Herausgeber der Zeitung *Rivoluzione Socialista* und ab den 1960er Jahren Mitglied des Zentralkomitees des *Partito Socialista Italiano* (PSI), erkannte diese Lücke und verfasste einen entsprechenden Aufsatz samt reichem Dokumentanhang, starb jedoch in der finalen Phase der Fertigstellung der Arbeit. Glücklichen Umständen ist es zu verdanken, dass das Manuskript samt Notizen und Materialien in die Hände des römischen Zeithistorikers Davide Conti gelangten, der 2006 selbst eine einschlägige Studie über *Le Brigate Matteotti a*

Roma e nel Lazio vorgelegt und nun das Werk Solaris eingeführt und herausgegeben hat. Wie Conti in seiner Einleitung (S. 5–35) bemerkt, steht die Geschichte der FGS in direktem Zusammenhang mit den Schlagworten Sozialismus und Internationalismus, *Resistenza*, verfassunggebende Versammlung, Republik und Kalter Krieg, Demokratie, politische und soziale Repräsentation sowie Beteiligung der Bürger. Zugleich berührt die Arbeit die Geschichte der *Iniziativa Socialista* – eines auf Autonomie gegenüber den Kommunisten und Ablehnung einer Regierungsbeteiligung bedachten Flügels des PSI –, den Antifaschismus, Europa, die sozialdemokratische Abspaltung 1947 (*scissione di Palazzo Barberini*) und die Eiszeit der Parteien in Italien seit dem Kalten Krieg. Dem nicht mit allen Details der italienischen Nachkriegsgeschichte und sämtlichen Parteiströmungen (*correnti*) des PSI vertrauten Leser gibt Conti seine Einleitung an die Hand, die zwar kenntnisreich geschrieben ist, aber keine Bemerkungen zum Forschungsstand, nur wenig Biographisches zu Leo Solari und keine Informationen zur Überlieferung des Manuskripts bietet. Es folgt der wunderbar lesbare, von Conti mit vielen nützlichen Anmerkungen versehene Aufsatz Solaris *Il movimento giovanile socialista nel crocevia degli anni '40* (S. 37–72), der anschaulich die Geschichte der sozialistischen Parteijugend in den 1940ern beschreibt. Wie Solari am Ende selbst darlegt, sind nur wenige Originaldokumente erhalten, die man überdies oft nur mit weiteren Informationen, Interpretationen und *oral history*-Quellen versteht. Umso wertvoller erscheint seine Studie, die den Bogen vom Antifaschismus und der *Resistenza* bis zum Wiedereintritt vieler ehemaliger FGS-Funktionäre in den PSI 1959 spannt. Es folgt ein reicher dreiteiliger Anhang von Dokumenten, der eindrucksvoll die Quellengrundlage der Geschichte der Jungsozialisten widerspiegelt: Der erste und umfangreichste Teil bietet Materialien zur Geschichte der FGS 1944–1947 (S. 74–118); der zweite Teil greift die Auseinandersetzungen im Zusammenhang mit der Gründung eines republikanischen Jugendrats (*Consiglio Repubblicano della Gioventù*) und die Ablehnung der Einheitsfront mit den Kommunisten auf (S. 119–131); der dritte Anhang dokumentiert schließlich die internationale – besonders die europäische – Dimension jungsozialistischen Wirkens (S. 133–142). In der Summe bietet die vorliegende knappe Studie inhaltlich gründlich recherchierte, erhellende und weitere Forschungen anregende Ergebnisse, vor allem indem sie den Blickwinkel für internationale Perspektiven öffnet, wichtige Begriffe wie denjenigen einer neuen Generation republikanischer und fortschrittlicher Politiker thematisiert und dergestalt Anknüpfungspunkte für die moderne Demokratieforschung bietet. Einige Mängel wie die fehlende Einordnung in den Forschungsstand, das offensichtlich ausgebliebene Lektorat seitens des Verlags (falsche Seitenzählung gegenüber dem Inhaltsverzeichnis, zahlreiche Tippfeh-

ler), die mitunter schlechte Druckqualität und teils schlampig redigierte Anmerkungen (fehlende Interpunktion und fehlende Angaben, S. 69) vermögen es, die Arbeit ein wenig zu trüben. Doch letztlich stellt sie einen wertvollen Beitrag zu einem weniger bekannten Aspekt der Geschichte des Sozialismus in Italien in dem „Kreuzungspunkt der 40er Jahre" dar. Jens Späth

Die Wolkensteiner. Facetten des Tiroler Adels in Spätmittelalter und Neuzeit, hg. von Gustav Pfeifer und Kurt Andermann, Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs. Pubblicazioni dell'Archivio provinciale di Bolzano 30, Innsbruck (Wagner) 2009, 500 S., Abb., ISBN 978-3-7030-0466-7, € 43. – Ausgangspunkt für die Initiatoren der Brixener Tagung von 2007, deren Referate zusammen mit weiterem Material den vorliegenden Band füllen, war die Beobachtung einer Diskrepanz: Während es über den berühmtesten Spross der Familie, den Dichter Oswald von Wolkenstein, eine breite Literatur gibt, fällt es schwer, veröffentlichte Informationen über die anderen Mitglieder und das Geschlecht insgesamt aufzufinden. So wurde der Versuch unternommen, Elemente für eine Gesamtschau zusammenzutragen. Das erweist sich als ein grenzüberschreitendes Unternehmen, denn die Wolkensteins haben es nach ihren Tiroler Anfängen zu weiter Präsenz in den deutschsprachigen Gebieten der Habsburger-Monarchie gebracht. Nach einer allgemeinen Einleitung von Peter Johanek über den spätmittelalterlichen Adel in den österreichischen Ländern geht G. Pfeifer den Ursprüngen der Familie nach, sie stammt von den ritterbürtigen Herren von Villanders ab (*miles potens in comitatu*. Engelmar von Vilanders und der Tiroler Adel in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Ein Kapitel aus der Vorgeschichte des Hauses Wolkenstein, S. 29–52). Dann darf der Dichter nicht fehlen, ihm widmet Sigrid Schmitt einen ansprechend illustrierten Lebensabriss. Auf Aufstieg und Hineinwachsen in den Hofdienst gibt Reinhard Seyboth einen instruktiven Ausblick (Adel und Hof zur Zeit Maximilians I. am Beispiel der Familie Wolkenstein, S. 75–100). Veit von Wolkenstein starb 1498 zu Freiburg im Breisgau, über seinen Nachlass wurde ein Inventar angefertigt, darüber berichtet Clemens Joos. Das Geschlecht war seit dem 15. Jh. in die Linien Wolkenstein-Trostburg und Wolkenstein-Rodenegg geteilt, die bis heute bestehen. Für die erste, deren Angehörige 1628 in den Grafenstand erhoben wurden, skizziert Siglinde Clementi die innerfamiliären Beziehungen und die weitgespannten Heiratsstrategien im 16.–17. Jh.; Deszendenztafeln machen die Zusammenhänge anschaulich. Über Wolkensteins im Dienste der Kirche – vom einfachen Benediktiner, Kapuziner oder Jesuiten über Ritter des Deutschen Ordens bis zu den vielen Domherren – hat Klaus Brandstätter erstaunlich reiches Material für das 16.–18. Jh. zusammengetragen. Ein zentrales Thema für die Geschichte einer Familie

ist das eigene Bewusstsein von Identität, Leo Andergassen vermag seine Hinweise darauf mit instruktiven Abbildungen zu illustrieren: Das Selbstverständnis der Wolkensteiner im Spiegel ihrer Grabmäler, Heraldica und Stiftungen (15. bis 17. Jahrhundert) (S. 195–239). Einen Aspekt aus der Südtiroler Wirtschaftsgeschichte – überraschend wegen der für Adelige ungewöhnlichen Betätigung – behandelt Rudolf Tasser, Die Wolkenstein-Rodenegg als Bergbauunternehmer im Ahrntal (1562 bis 1650) (S. 241–257). Ein Zweig der Freiherren und späteren Grafen von Wolkenstein hatte seine feste Residenz durch sechs Generationen hindurch in Trient, davon kündet der Fonds Wolkenstein-Toblino im Südtiroler Landesarchiv zu Bozen; aus diesen Informationen schöpft Marcello Bonazza, I Wolkenstein di Trento (1578–1826). Clonazione e innesto di un sistema famigliare aristocratico (S. 259–293). Mit der Beteiligung von Mitgliedern der Familie an den geistigen Bestrebungen zwischen 16. und 17. Jh. beschäftigen sich Stefan Benz (Marx Sittich von Wolkensteins „Landesbeschreibung" von Südtirol, S. 295–321) und Ursula Stampfer (Adlige Lesekultur in Tirol um 1600 am Beispiel der Wolkenstein-Rodenegg, S. 323–344). Auf hervorgehobene Teilnahme am öffentlichen Leben – bemerkenswert wegen des gleichen seltenen Vornamens in verschiedenen Stämmen – verweist Astrid von Schlachta, Das Amt des Landeshauptmanns. Verwaltung und Politik in Tirol im 18. Jahrhunert am Beispiel Paris Dominikus von Wolkenstein-Trostburgs und Paris von Wolkenstein-Rodeneggs (S. 345–359). Zusätzlich zu den Referaten, die mit allgemeinen Bemerkungen über den Tiroler Adel von Hans Heiss und einer Zusammenfassung von Gerhard Fouquet ausklingen, finden sich Mitteilungen über die beträchtlichen Archivalienbestände verschiedener Zweige der Familie im Germanischen Nationalmuseum (Irmtraud Freifrau von Andrian-Werburg), im Südtiroler Landesarchiv (Christine Roilo) und im Generallandesarchiv Karlsruhe (Kurt Andermann). Das umfangreiche Orts- und Personenregister kann hilfreiche Dienste leisten, wenn die Erwartung der Hg. in Erfüllung gehen soll, es möge mit dem Band über die Wolkensteins gelingen, „gleichsam eine Schneise in den Wald auch unserer Unkenntnis zu schlagen" (S. 9). Dieter Girgensohn

Documentazione papale in archivi trentini tra XII e XIII secolo, a cura di Luciana Eccher, Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento, Fonti 9, Bologna (Il Mulino) 2010, 212 S., ISBN 978-88-15-13930-6, € 17,50. – Für die Vorbereitung einer modernen Geschichte Trients, die ein dringendes historiographisches Desiderat ist, hat man erfreulicherweise die systematische Sichtung der archivalischen Überlieferung in Angriff genommen. Die enge Verquickung von Kirche und Welt der Laien in einem Fürstbistum legt es nahe, dass dabei den geistlichen Institutionen besonderes Augenmerk gewidmet wird.

Eine Großtat war kürzlich die Edition des Codex Wangianus in derselben Reihe, als deren Auftakt Emanuele Curzel 2004 schon die im Vatikanischen Archiv aufzufindenden Urkunden und Aktenstücke mit Trienter Bezug für den Zeitraum 1206–1341 veröffentlicht hatte (s. QFIAB 88 [2008] S. 785–787, 85 [2005] S. 750–753). Der jetzt erschienene Band versteht sich als direkte Ergänzung zu jener Sammlung. Begrüßenswert ist die Beachtung des Provenienzprinzips, das heißt: Aufgesucht worden sind alle päpstlichen Schreiben, die einmal zu den Archiven von Empfängern in der Diözese Trient gehört haben, unabhängig von ihrem heutigen Aufbewahrungsort. Insgesamt sind 74 Stücke aus den Jahren 1177 bis 1296 zusammen gekommen, weitaus die meisten werden in sorgfältig bearbeiteter Textedition vorgelegt, während bei einigen, die erst vor kurzem zum Gegenstand moderner Abdrucke gemacht worden waren, sich die Hg. auf Regesten beschränkt. Unter den ersten fünf Nummern (vor 1198) finden sich zwei Ergänzungen für das Göttinger Papsturkunden-Unternehmen, Bestätigungen Lucius' III. und Urbans III., sie liegen als Originale im Trienter Kapitelarchiv. Aus dem 13. Jh. haben sich nicht weniger als 38 weitere neben der kopialen Überlieferung auffinden lassen. Schon diese Tatsache unterstreicht die Bedeutung des Materials. Bemerkenswert ist das Überwiegen von Nonnen als Empfängerinnen oder Begünstigte päpstlicher Verfügungen, besonders auffallend ist die im Original erhaltene Bestätigung der Regel des Ordens vom hl. Damian 1238 durch Gregor IX., gewiss gerichtet an die Trienter *pauperes recluse*, wie die Danen in anderen Urkunden der Zeit genannt werden, oder die Befreiung der Klarissen von Zehnt- und Zinsabgaben durch Bonifaz VIII. im Jahre 1296 (Nr. 20, 74). Diese Stücke stammen aus dem Kloster S. Michele in Trient, dessen Bestände, heute auf mehrere Archive verteilt, sich überraschend gut erhalten haben – weit besser als etwa die Überlieferung der Bischöfe oder des Domkapitels (s. die Listen auf S. 168–175). In der ausgiebigen Einleitung kommentiert die Hg. ihre Sammlung, hervorzuheben sind die detaillierten Angaben über die Empfängerinstitutionen. Mehrere Indices erschließen den Inhalt des Bandes, besonders genannt sei das ausführliche Sachregister neben dem Personen- und Ortsverzeichnis. Man wünscht sich die Fortsetzung dieser schönen Arbeit in das 14. Jh. hinein. Dieter Girgensohn

I manoscritti medievali di Trento e provincia, a cura di Adriana Paolini con la collaborazione di Marina Bernasconi, Leonardo Granata, Biblioteche e archivi 20, Trento, Tavernuzze-Impruneta (Firenze) (Provincia autonoma di Trento, SISMEL-Edizioni del Galluzzo) 2010, XXXIII, 198 S., 161 Taf., ISBN 978-88-8450-311-4, € 140; I manoscritti medievali delle province di Belluno e Rovigo, a cura di Nicoletta Giovè Marchioli, Leonardo Granata, Biblioteche e archivi 21 = Manoscritti medievali del Veneto 4, Venezia, Taver-

nuzze (Regione del Veneto, SISMEL-Edizioni del Galluzzo) 2010, IX, 131 S., 121 Taf., 1 CD-ROM, ISBN 978-88-8450-388-6, € 145. – Zwei neue Bände der bewährten Reihe mit den Beschreibungen mittelalterlicher Handschriften sind zu begrüßen, zuletzt angezeigt werden konnte das 2007 erschienene Verzeichnis der Bestände in der Provinz Vicenza (s. QFIAB 88 [2008] S. 641–643). Für Trient war die Kommunalbibliothek mit ihrem reichen Handschriftenschatz bereits 2006 behandelt worden (s. ebd. 87 [2007] S. 515f.), nun folgen die kleineren: in der Provinzhauptstadt die Bibliotheken des Domkapitels im Diözesanarchiv (mit 87 Nummern), des Castello del Buonconsiglio (17), des Konvents S. Bernardino (17), des Diözsanmuseums (11) und des Theologischen Seminars (8), dazu gesellen sich die Kommunalbibliotheken in Ala (1), Arco (1), Riva del Garda (1), Rovereto (13) sowie das Diözesanarchiv in Lizzana (1), endlich eine weitere Handschrift im Trienter Diözesanarchiv, das sind zusammen 158. Hier wie für alle Bände der Reihe gilt, dass in der Einleitung die Aufbewahrungsorte präzise charakterisiert werden. Die wahren Zimelien Trients befinden sich jetzt im Castello del Buonconsiglio: ein Evangeliar aus dem 5.–6. Jh., zwei Sakramentare aus dem 9. und dem 11. (Nr. 97, 98, 95). In der Kapitelbibliothek liegt der Schwerpunkt des mittelalterlichen Bestandes erwartungsgemäß bei liturgischen, hagiographischen, pastoralen und theologischen Inhalten. Überraschenderweise fehlen aber wesentliche juristische Werke, obwohl ein Grundstock von nicht weniger als einem Viertel sich als ursprünglicher Besitz des Dekans Johannes von Sulzbach (†1464) erkennen lässt, eines Doktors im Kirchenrecht: 23 Bände stammen von ihm, viele davon aus heterogenen Einzelteilen zusammengesetzt. Von den Büchern des Bischofs Johannes Hinderbach (1466–86), des Initiators einer erneuerten Bibliothek des Bistums, liegen dort nur zwei, und – einmal abgesehen vom Bestand in der Kommunalbibliothek – weitere acht sind nach Trient in das Kastell, die alte Residenz, zurückgekehrt, noch eine findet sich im Konvent S. Bernardino. Solche Information vermittelt das Register der Personen und Orte, ansonsten aber fällt auf, wie unvollständig es gearbeitet ist, denn man hat die in den Titeln vorkommenden Namen einfach übergangen, etwa die Adressaten von Ansprachen. – In der Provinz Belluno bergen zwei Bibliotheken der Hauptstadt mittelalterliche Handschriften, die Civica (2) und die Lolliniana (56), in Feltre ebenfalls die Civica (3) und die des Seminario vescovile (1); in Rovigo ist es die Accademia dei Concordi (44), dazu kommt die Comunale in Adria (5). Die beiliegende CD-ROM enthält mehr Abbildungen einzelner Seiten als der Tafelteil am Ende des Bandes. – So bieten die beiden jüngst erschienenen Bände Auskunft über insgesamt 269 Codices. Die bisher über sie veröffentlichten Informationen, wovon die sorgfältigen bibliographischen Angaben zeugen, werden nun dank der systematischen Bearbeitung bedeutend vermehrt. Früher Gesagtes über Vor-

züge und Bedenkliches in dieser Art der Handschriftenerfassung braucht nicht wiederholt zu werden, doch sei daran erinnert, dass lediglich die kodikologischen Befunde mit großer Akribie geboten, die Inhalte aber äußerst karg behandelt werden: So wird nicht kenntlich gemacht, was bei Verfassernamen und Werkstiteln die Vorlage bringt, was dagegen Zutat oder Zusammenfassung des Bearbeiters ist; Initien sind häufig nicht angegeben, selbst bei nicht identifizierten Stücken; auf die Nennung von Druckorten der Werke wird verzichtet. Dennoch gilt, dass jeder neue Handschriftenkatalog willkommen ist, solange für wesentliche Bestände moderne Beschreibungen gänzlich fehlen.

Dieter Girgensohn

Ermanno Orlando (a cura di), Strade, traffici, viabilità in area veneta: Viaggio negli statuti comunali, Quaderni del Corpus statutario delle Venezie 5, Roma (Viella) 2010, 186 S., ISBN 978-88-8334-496-1, € 26. – Aus gedruckten Statuten des 12.–16. Jh. von 28 Kommunen des Veneto legt der Hg. deren Verfügungen über Straßen, Brücken, Flüsse, schiffbare Kanäle, Zölle und zur Wahrung des Straßenfriedens in Regestenform vor („Schede" S. 78–168) und entwirft, darauf gestützt (S. 11–76), ein detailliertes Bild der verschiedenen Aspekte der kommunalen „politica stradale", die sich als die Summe von Einzelmaßnahmen darstellt. Die wichtigste Eigenart des Verkehrsnetzes der an Gewässern reichen Region war, wie der Hg. feststellt, die streckenweise Kombination von Landwegen und Wasserstraßen, wobei an den letzteren Landeplätze für das Umladen der Waren von Wagen auf Barken oder umgekehrt zu beobachten seien. Venedig habe in dieses System nur von Ferne eingegriffen. – Beschlossen wird der schlanke Band von einem Sachindex (S. 175–184), der direkt zu den Quellenstellen führt.

Thomas Szabó

Giovanni Pellizzari, Variae humanitatis silva. Pagine sparse di storia veneta e filologia quattrocentesca, Vicenza (Accademia Olimpica) 2009, 671 S., 1 CD-ROM, ISBN 978-88-7871-102-0, € 30. – Der Autor hat eine Reihe früher veröffentlichter Aufsätze in revidierter Fassung mit weiteren Arbeiten zu einem Sammelband vereint; da auch die gedruckten Texte meist an schwer zugänglicher Stelle erschienen waren, gibt es Anlass, das neue Buch zu begrüßen. Das 600-jähtigr Jubiläum der Angliederung Vicenzas an die Republik Venedig (1404) wurde mit einer Publikation des dortigen Konservatoriums A. Pedrollo gefeiert (Musica, cronaca e storia a Vicenza nell'età della dedizione alla Serenissima, a cura di Paolo Troncon, Vicenza 2003; in deutschen öffentlichen Bibliotheken nicht nachgewiesen), daraus werden jetzt drei Beiträge vorgelegt, zwei mit Informationen aus der detaillierten Chronik von Antonio Morosini (nach der Abschrift des 19. Jh. in der Biblioteca Marciana, aber inzwischen

gibt es die komplette Edition von Andrea Nanetti) und ein weiterer mit solchen aus den Akten der Strafverfahren im Staatsarchiv Venedig (Raspe). Die Analyse eines anspruchsvoll stilisierten Textes, Il proemio di Guarino Veronese agli Statuti di Vicenza (1425) (S. 63–83, mit Abdruck des Textes), war 2006 als Nozze-Schrift erschienen. Die biographische Skizze über einen Sohn des bekannten Humanisten Antonio Loschi (zuerst 2002–03) ist für die Neuausgabe verändert worden: Per Francesco Loschi vicentino (†1461) (S. 87–136). Pädagogische Ambitionen in der humanistischen Bewegung sind Gegenstand der Untersuchung „Adverte auditor ut dixi!": esperienze di scuola dalle ‚Recollectae' di Ognibene Leoniceno (S. 139–188). Pietro Miani aus dem venezianischen Adel, der seinen Familiennamen antikisierend zu *Emilianus* verwandelte, hatte eine Familie gegründet und Kinder gezeugt, bevor er eine Karriere an der päpstlichen Kurie begann und schließlich Bischof von Vicenza wurde; von seiner Teilnahme am geistigen Leben der Zeit handelt der Aufsatz Intorno al vescovo di Vicenza Pietro Emiliani (†1433) (S. 191–257). Weitere Beiträge sind dem Autor Pietro del Monte und dessen literarischen Vorlagen gewidmet. Es folgen eine vergleichende Studie der verschiedenen Fassungen von Poggio Bracciolinis *De avaritia* (mit Textabdruck und Übersetzung) sowie die Edition von del Montes Schrift *De virtutum et vitiorum inter se differentia*, gerichtet an Humphrey Duke of Gloucester. Den Schluss bildet eine Untersuchung der in und um Vicenza tätigen Notare auf der Grundlage eines *quaternus* mit Aufzeichnungen über deren Prüfung in den Jahren 1429–48: Notai di città e notai di campagna, conti, esami, carte, clientele (un'indagine preliminare) (S. 557–625, mit tabellarischen Ergebnissen auf der beiliegenden CD-ROM). Ein Personenregister erschließt das in diesem Band zusammengetragene Material, dessen Inhalte in der Tat interessante Aspekte ebenso für den Historiker des späteren Mittelalters bieten wie für den Philologen. Dieter Girgensohn

Le carte monselicensi del monastero di S. Zaccaria di Venezia (1183–1256), a cura di Gionata Tasini, Fonti per la storia della Terraferma Veneta 25, Roma (Viella) 2009, LXXVII, 949 S., 7 Taf., ISBN 978-88-8334-374-2, € 80. – Von der Vergangenheit des vornehmen Venezianer Nonnenklosters San Zaccaria, zentral gelegen in der Nähe von Dogenpalast und Markus-Kirche, zeugt einer der größteen Urkundenfonds im dortigen Staatsarchiv; daneben finden sich einzelne Originale im Staatsarchiv Padua. Die Menge des Erhaltenen mag der Grund sein, dass bisher darauf verzichtet wurde, die kritische Edition des Bestandes in der bewährten Publikationsreihe der Fonti per la storia di Venezia in Angriff zu nehmen. Nun wird ein Teil zum Gegenstand einer modernen Edition: 507 Stücke aus dem Gesamtbestand mit Bezug auf Monselice. Allerdings haben die Eckdaten des ausgewählten Zeitraums von 73 Jahren mit der Ge-

schichte der Institution nichts zu tun. Für den Schlusstermin 1256 ist das Ende der Herrschaft des „Tyrannen" Ezzelino III. da Romano in Padua genommen worden; zum Territorium dieser Stadt gehörte Monselice schon im frühen Mittelalter. Den Anfangszeitpunkt bildet gar ein bestimmtes Tagesdatum, der 25. Juni 1183, an dem der Frieden von Konstanz zwischen Friedrich Barbarossa und der Lega Lombarda geschlossen wurde, bis dahin hatte Andrea Gloria die beiden 1877–79 erschienenen Bände seines Codice diplomatico padovano geführt, und in ihnen sind schon fast alle einschlägigen Urkunden erfasst: Bis 1183 April 15 (Tasini lässt seine Sammlung 1183 Oktober 30 einsetzen) stehen dort 194 der insgesamt 208 auffindbaren Stücke, 7 weitere hatte Paolo Sambin 1955 als Ergänzungen ediert, auf 3 Pergamenten ist die Schrift unleserlich, die noch fehlenden 4 werden hier im Anhang nachgetragen. Für fast alle der jetzt veröffentlichten Urkunden und sonstigen Aufzeichnungen steht das Original zur Verfügung, bei wenigen muss man sich mit neuzeitlichen Abschriften begnügen. Verzeichnisse auf S. L-LXX machen diese Überlieferung übersichtlich. Die Beschränkung auf einen Besitzkomplex der Abtei zusammen mit der Wahl des Zeitraums bedeutet den Verzicht auf einen Codice diplomatico in der Art, wie das Comitato per la pubblicazione delle fonti relative alla storia di Venezia sie seit Jahrzehnten herausgibt: jeweils den gesamten erhaltenen Bestand einer der dortigen Institutionen (oder einer Familie) in mustergültiger Edition, meist mit dem Jahr 1199 endend. Hinzu kommt, dass Gloria als Editor für seine schnelle Arbeitsweise bekannt ist; so steht zu vermuten, eine moderne Bearbeitung der von ihm herausgegebenen Urkunden könnte deutliche Verbesserungen erbringen. Außerdem führt die Erwägung methodischer Grundsätze zu einer kritischen Anmerkung: Die Zweckmäßigkeit der hier praktizierten Vermischung des Pertinenz- und des Provenienzprinzips bleibt zweifelhaft. Für die Urkundeneditionen war das erste, die Erfassung des gesamten Materials für eine Stadt oder eine Region, im 19. Jh. vorherrschend, doch noch aus jüngster Zeit stammt ein Beispiel, der neue Band des Tiroler Urkundenbuches (s. QFIAB 90 [2010] S. 647–649). Im 20. Jh. hat man aus Gründen leichterer Handhabbarkeit das zweite Prinzip bevorzugt, etwa in den Publikationen des Venezianer Comitato. Beide zeigen den Weg zum fernen Ideal, der vollständigen, übersichtlich geordneten Erfassung des überlieferten Urkundenmaterials. Mit auswählender Beschränkung läuft man hingegen Gefahr, das Ziel der Vollständigkeit aus dem Auge zu verlieren. Für den speziellen Gegenstand ist dennoch schon die große Menge der jetzt in verlässlicher Textfassung vorgelegten Urkunden ein Gewinn. Sie geben detailliert Auskunft über die Art und Weise, wie der Konvent von San Zaccaria sein ausgedehntes Grundeigentum in und um Monselice verwalten ließ; unter den im Anhang veröffentlichten Stücken sind je ein Verzeichnis der Besitzungen und

der Zinspflichtigen hervorzuheben, beide um 1200 entstanden. Vermerkt zu werden verdient die hohe Sorgfalt, die der Hg. auf die Register verwandt hat: Neben dem allgemeinen der Personen- und Ortsnamen bietet er spezielle der Lokalitäten in Monselice und in Padua, der schreibenden Notare, endlich der Betreffe im direkten Zusammenhang mit San Zaccaria, von den Äbtissinnen und Nonnen über die dem Kloster verbundenen Kleriker und sonstigen Beauftragten bis zu einzelnen Gebäuden. Dieter Girgensohn

Le mariegole delle arti dei tessitori di seta: i veluderi (1347–1474) e i samitari (1370–1475), a cura di Simone Rauch con saggi di Luca Molà, Francesco Zampieri, Fonti per la storia di Venezia (54) = sez. V: Fondi vari (7), Venezia (Comitato per la pubblicazione delle fonti relative alla storia di Venezia) 2009, CXLV, 256 S. m. 16 Farbtaf., ISBN 978-88-88055-08-4, € 30. – Zwei Statuten von Venezianer Zünften, die Seidenstoffe produzierten, werden in sorgfältiger Edition vorgelegt. Sie gehören zum reichen Bestand einschlägiger Handschriften in der Biblioteca del Museo Correr, über den nun ein Katalog ausführlich Auskunft gibt, sie gesellen sich zur ältesten Satzung der Tuchmacher, die 2002 in derselben Reihe erschienen war (s. QFIAB 88 [2008] S. 640f., 84 [2004] S. 699f.). Die Seidenweber verteilten sich im 14. Jh. auf zwei Zünfte: Diejenige der *maistri di veluderi*, die auf die Herstellung von Samt spezialisiert waren, erhielt 1347 vom Senat die Erlaubnis, sich in einer *scuola* zu organisieren gleich den anderen Gilden, wie als Auftakt zum Regelwerk festgehalten worden ist; die *Arte maor della samittaria da tirar* ließ 1370 ihre Gewohnheiten nach Art der übrigen Zünfte schriftlich festhalten, denn, so wurde gleich zu Anfang vermerkt, bislang habe eine solche Aufzeichnung gefehlt. Der Kern beider Satzungen wurde – wie in Venedig bei Texten dieses Typs allgemein üblich – durch neue Beschlüsse angereichert. Das geschah im Falle der Samtproduzenten durch Zusätze im originalen Codex des 14. Jh., während das andere Statutenbuch eine Kopie von 1458 ist. In beiden Handschriften ist der Textanfang reich verziert, in der jüngeren folgt eine ganzseitige Miniatur. Mitgliederlisten sind nicht eingefügt worden: ein neuer Hinweis darauf, wie strikt man sich davor hüten muss, *mariegola* als *matricula* misszuverstehen. Allerdings werden zahlreiche Namen genannt, besonders von gewählten Amtsträgern; sie sind im Anhang zu verschiedenen Listen vereint. Dort finden sich auch Angaben über die Mitgliederzahlen, die aus den Abstimmungsergebnissen hervorgehen: Für die Samthersteller lag das Maximum bei 183 (1429), die *samitari* kamen auf 88 (1460). Zwei so eng benachbarte Berufszweige fanden erst nach langer Zeit der Konkurrenz zueinander, 1488 gelang die Vereinigung, damals votierten insgesamt 266 Mitglieder aus beiden Körperschaften für den Zusammenschluss. Der Hg. ergänzt die Statuten-

texte durch den Abdruck von 12 Aktenstücken mit zusätzlichen Informationen über diese Zünfte (1350–1474). Das Register ist wichtig vor allem wegen der in ihm gesammelten Fachbegriffe rund um die Seidenproduktion. Die beiden ersten der einleitenden Beiträge werden auf Italienisch und auf Englisch abgedruckt. Zampieri unterstreicht die Bedeutung der Seide für Venedigs Wirtschaft, Molà bietet eine umsichtige Skizze von Seidenproduktion und -handel in Italien zur Zeit der Renaissance. Rauch liefert in seiner Einführung die nötigen Angaben über die Handschriften und eine Darstellung der Seidenverarbeitung in Venedig. In Zeiten karg gewordener öffentlicher Förderung der Geisteswissenschaften verdient der finanzielle Beitrag des Venezianer Stofffabrikanten Rubelli besondere Erwähnung. So ließ sich ein äußerst informatives Material über eins der angesehensten Handwerke Venedigs veröffentlichen. Dieter Girgensohn

Reinhold C. Mueller, Immigrazione e cittadinanza nella Venezia medievale, Deputazione di storia patria per le Venezie, Studi 1, Roma (Viella) 2010, 211 S. m. 2 Graf., ISBN 978-88-8334-462-6, € 26. – Venedig war im späteren Mittelalter eine höchst attraktive Stadt, besonders für Kaufleute und Handwerker, deshalb konnten die Regierenden der Republik es sich leisten, mit der Verleihung des Bürgerrechts an Zugezogene zu geizen. Durch viele Jahrzehnte hindurch war dafür die Voraussetzung, dass jemand beständiges Wohnen mit der *familia* während 15 Jahren und die Beteiligung an den *onera et factiones*, den öffentlichen Lasten, besonders finanzieller Art, nachwies; das führte jedoch nur zum Status des *Venetus de intus*, während 25 Jahre die Bedingung für die bessere Qualität *de extra* waren, um – etwa für den Fernhandel – auch in anderen Städten die dort geltenden Vorrechte der Venezianer genießen zu können. Aber es begegnen auch Phasen einer gezielten Immigrationsförderung, so nach der Pest im Jahre 1348 mit den empfindlichen Bevölkerungsverlusten: Damals stellte man die sofortige Gewährung des einfacheren Grades allen in Aussicht, die in den folgenden zwei Jahren mit ihrer Familie zuziehen würden; dieser Zeitraum wurde später verlängert. Neben dem so geregelten Verfahren mit der Bürgerrechtsverleihung *de iure* konnten die zuständigen Beschlussgremien *de gratia* auf die exakte Erfüllung der Voraussetzungen verzichten. Darüber hinaus gab es die Aufnahme in den Großen Rat ehrenhalber, etwa für befreundete Fürsten oder auswärtige Heerführer, die der Eingliederung in den Venezianer Adel gleichkam. Die Edition der Gesetze und sonstigen Regelungen in dieser Materie bildet den Kern des Buches, die Texte werden in sauberer Fassung vorgelegt und mit reichem Kommentar in die historische Wirklichkeit eingebettet. Das erste erhaltene Gesetz mit expliziten Vorschriften ist von 1305, doch wurde schon 1258 die Verlesung eines einschlä-

gigen früheren Beschlusses, eines *consilium*, im Großen Rat protokolliert, und der zufällig überlieferte Treueid eines Neubürgers aus dem Jahre 1188 lässt erahnen, dass es schon damals ein geordnetes Verfahren für die Einbürgerung gab. Aus dem 14. und der ersten Hälfte des 15. Jh. stammen vielfache Novellierungen. Die Sammlung wird abgerundet durch Beschlüsse, welche die Zuerkennung oder Verleihung des Bürgerrechts in den abhängigen Territorien regelten, von den Niederlassungen am Schwarzen Meer, den Kolonien Euböa und Kreta (1339, 1353) über Verona und Padua (1405–06) bis zu einer allgemeinen Bestimmung für die Besitzungen auf dem italienischen Festland (1448) mit Präzisierungen für Crema und Cremona (1450, 1500). Ergänzend folgen acht Gesetze für Venedig aus der Zeit 1525–58, deren Text Anna Bellavitis beigesteuert hat. In der allgemeinen Einleitung und in den Einführungen zu den einzelnen Bestimmungen schöpft der Vf. aus seiner genauen Kenntnis der Praxis der Bürgerrechtsverleihung. Unter seiner Leitung sind aus verschiedenen Archivserien die 3628 überlieferten Registrierungen bis 1500 zu einer Datenbank namens CIVES zusammengefügt worden: http://www.civesveneciarum.net. Sein neues Buch beschreibt detailliert und mit allen wünschbaren Belegen den rechtlichen Rahmen, in den das immense Material gehört.

Dieter Girgensohn

„Interstizi". Culture ebraico-cristiane a Venezia e nei suoi domini dal Medioevo all'Età moderna, a cura di Uwe Israel, Robert Jütte, Reinhold C. Mueller, Centro tedesco di studi veneziani, Ricerche 5, Roma (Edizioni di storia e letteratura) 2010, 600 S., Abb., ISBN 978-88-6372-154-6, € 74. – Das in zwei Sprachen gefasste Vorwort weist auf den Ursprung der hier versammelten Beiträge in einem Colloquium von 2007 hin. Die Organisatoren beabsichtigten, stärker als auf die Abschließung im Ghetto die Aufmerksamkeit auf die Verbindungen zwischen dem jüdischen Teil der Bevölkerung und der christlichen Umgebung zu lenken. Vor die Aufsätze stellen die Hg. den Text eines wichtigen Zeugnisses: Edizione commentata della lettera di Bessarione al doge, 1463, sullo *status* degli ebrei (S. 17–27); der Kardinallegat bestätigt, dass mit Juden geschlossene Verträge Gültigkeit haben, wenn mit Einwilligung der Staatsautorität zustande gekommen. Zur Einführung dienen die Referate von Kenneth Stow, Jews and Christians – two different cultures? und von Alfred Haverkamp, Ebrei in Italia e in Germania nel tardo Medioevo. Spunti per un confronto (S. 31–46, 47–100). Den Beziehungen von Juden und Christen in Wirtschaft und Gesellschaft widmen sich die Beiträge in zwei Abschnitten, geteilt nach den Festlandsterritorien und den überseeischen Kolonien, Stato da Terra und Stato da Mar. Die Hauptstadt und ihre unmittelbare Umgebung behandelt R. C. Mueller: Jüdische Bankiers oder Pfandleiher pflegten in

Zeiten, da ihnen der Aufenthalt in Venedig verboten war, ihren Geschäfte in Mestre nachzugehen (Banchi ebraici tra Mestre e Venezia nel tardo Medioevo, S. 103–132). Danach richtet sich der Blick auf das Friaul, Miriam Davide betrachtet einen speziellen Aspekt, der lange vernachlässigt worden ist: La presenza femminile nell'economia delle terre del confine orientale d'Italia nel tardo Medioevo: donne cristiane ed ebree a confronto (S. 133–153). Es folgen Beiträge zu wichtigen Städten der Terraferma. Angela Möschter hatte sich auf diesem Gebiet bereits durch ihre Dissertation ausgewiesen: Juden im venezianischen Treviso (1389–1509), Hannover 2008; hier beschäftigt sie sich vorwiegend mit dem Verhältnis zwischen den Verträgen mit Juden (*condotte*) und der beobachtbaren Praxis (Norme giuridiche e vita quotidiana: costruzioni di „interstizi" tra ebrei e cristiani nel tardo Medioevo a Treviso, S. 155–189, mit zwei Texten von 1408 und 1446). Aus reichem Archivmaterial schöpfen Rachele Scuro, Al di là del credito. Interrelazioni socio-economiche fra ebrei e cristiani a Vicenza e Bassano nel XV secolo, und Gian Maria Varanini, Dalla „presenza" alla comunità. Gli ebrei di Verona nel Cinquecento nelle fonti documentarie locali (S. 191–207, 209–240). Wie die Juden in den Außengebieten des Staates Venedig behandelt wurden, zeigen an Beispielen David Jacoby, Jews and Christians in Venetian Crete: segregation, interaction, and conflict; Benjamin Arbel, Jews and Christians in sixteenth-century Crete: between segregation and integration; Photis Baroutsos, Privileges, legality and prejudice: the Jews of Corfu on the way to isolation (S. 243–279, 281–294, 295–330). Die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gesichtspunkte finden ihre Ergänzung in den beiden letzten Abschnitten, die von Religion sowie Kultur und Wissenschaft handeln. Einem selten beachteten Thema widmet sich Elliott Horowitz mit breitem Blickwinkel: Between submission and intimacy: hand and foot kissing among Jews and Christians in early modern Europe (S. 333–355). Karl E. Grözinger skizziert das Denken des Venezianer Rabbiners Leone da Modena (1571–1648), dem das Aufspüren der Wurzeln des Judentums vordringliches Anliegen war (Leone Modena di Venezia zwischen rabbinischer Tradition, Philosophie, Kabbala und Christentum, S. 357–369). Die Einbettung einer von Kaufleuten geprägten Gruppe eingewanderter Sephardim, bestehend aus Juden und Konvertiten, in die neue Umgebung untersucht Federica Ruspio, La nazione portoghese a Venezia (fine XVI–XVII secc.) (S. 371–404). Im Schlussabschnitt lenkt zunächst Renata Segre den Blick zurück in das Mittelalter (Medici ebrei e neofiti a Venezia tra Due e Trecento, S. 407–423). Dann folgen neuzeitliche Themen: Giacomo Corazzol beschäftigt sich mit historiographischen Aspekten im 16. Jh. (Le guerre di Venezia contro i turchi nel *Seder Eliyyahu Zuṭa* di Elia Capsali, S. 425–476, mit dem Text in italienischer Übersetzung); Ariel Toaff mit populärem

pädagogischem Schrifttum (Tra Padova e Venezia. I „Precetti" di Jacob Alpròn e la letteratura per le donne ebree in yiddish e in volgare nel Cinque-Seicento, S. 477–495); Rafael Arnold mit der Vielfalt der alltäglichen Gebrauchssprachen im Ghetto (Plurilinguismo, paronomasia e interstizi – l'uso linguistico degli ebrei a Venezia nel Seicento, S. 497–516); schließlich Robert Jütte mit einer Aufsehen erregenden Geburt siamesischer Zwillinge (Im Wunder vereint: eine spektakuläre Missgeburt im Ghetto 1575, S. 517–539). Zusammenfassungen auf Englisch runden den Band ab. Ein Register der Personen- und Ortsnamen hilft bei der Erschließung dieser reichen Informationen über „Zwischenräume". Dieter Girgensohn

Family memoirs from Venice (15th–17th centuries), ed. by James S. Grubb with a contribution by Anna Bellavitis, Fonti per la storia di Venezia (52) = sez. V: Fondi vari (6), Roma (Viella) 2009, LI, 400 S. mit 1 Abb., 16 Farbtaf., ISBN 978-88-8334-409-1, € 40. – Schreibfreudige Venezianer mit historischen Interessen haben es stets vorgezogen, in Chroniken die glorreiche Vergangenheit ihrer Vaterstadt wieder und wieder nachzuerzählen oder aber über die Tagesereignisse Buch zu führen wie Marino Sanudo in den 58 Bänden seiner *Diari*, während sie sich offenbar nur in Ausnahmefällen den Geschicken der eigenen Familie schriftstellerisch zuwandten. Das ist ein deutlicher Unterschied zu den Usancen in Mittelitalien und speziell in Florenz, entspricht aber durchaus den Gepflogenheiten in den übrigen Regionen Oberitaliens. Durch diese allgemeine Erkenntnis hat Grubb sich nicht abschrecken lassen, vielmehr nach Familienerinnerungen im Veneto gesucht. Einige aus Verona und Vicenza hat er 2002 veröffentlicht (s. QFIAB 83 [2003] S. 627–629), nun folgt die Ausbeute aus Venedig. Mit gerade fünf aufgefundenen Zeugnissen ist sie vergleichbar mager wie in den Nachbargebieten. Deshalb wirkt der vom Hg. einleitend wiederholte Erklärungsversuch nicht überzeugend, die Kargheit in Venedig habe eine wesentliche Ursache im offiziell verordneten Gemeinsinn, dem Ideal der *mediocritas*, wodurch Aufzeichnungen zum Lobpreis einer einzelnen Familie verpönt gewesen seien. Richtig ist allerdings, dass keins der wenigen Beispiele aus dem besonders selbstbewussten Adel stammt, sondern von den Familien Amadi, Arborsani, Dardani, Freschi, Ziliol (über die letzte, die – wie gewiss auch die übrigen – zu den *cittadini originari* gehörte, bietet der einführende Beitrag von Bellavitis einen illustrativen Kommentar). Angelo Amadi begann seinen Bericht mit der Schilderung der Wunder, die seit 1480 einem von seinem Großvater Francesco gestifteten Marien-Bild vor dem Hause der Familie zugeschrieben wurden, sie führten zur Errichtung der bewundernswerten Kirche S. Maria dei Miracoli; sein Text wurde seit 1535 von einem Nachfahren mit Namen Francesco überarbeitet, fortgesetzt und mit

dem Zusatz von Urkunden und anderen Dokumenten erweitert (höchst interessant die Aufstellung der *Camera dei prestiti* über die von der Sippe durch mehrere Generationen hindurch gezahlten Beträge für die staatliche Zwangsanleihe, 1345–1440: S. 48–53). Die gleiche Kombination von älterem Kern (Anfang des 16. Jh.) und später Fortsetzung (bis 1630) bietet die Chronik der Ziliol. In gelehrtem Latein schrieb Tomà Freschi bis zu seinem Tode im Jahre 1534, dann setzte ein anderes Familienmitglied die Erzählung fort. Sie ist mit der Erwähnung oder der vollständigen Aufnahme von Dokumenten angereichert. So sind auch die übrigen Geschichten zusammengesetzt, sei es im Falle der Arborsani, deren Erinnerungen in relativ kurzer Zeit aufgezeichnet wurden (1542–52), sei es bei den Dardani, deren Text auf einen Tag datiert ist (1555 Januar 1). Für alle fünf Familien bieten diese Erinnerungen ein vielfältiges Material, das zeitlich weit über den Lebensraum der jeweiligen Autoren hinausreicht. Der Zugang zu dieser Fülle von Namen wird durch das Personen- und das Ortsregister bedeutend erleichtert. In einer Notiz der Hg. der Reihe wird bekannt gemacht, dass die Transkriptionen Grubbs von Bianca Lanfranchi Strina, Reinhold C. Mueller und Viola Venturini mit den Handschriften kollationiert worden sind, so kann man auf die Verlässlichkeit der Texte bauen. Dieter Girgensohn

Davide Scruzzi, Eine Stadt denkt sich die Welt. Wahrnehmung geographischer Räume und Globalisierung in Venedig von 1490 bis um 1600, Studi. Schriftenreihe des Deutschen Studienzentrums in Venedig, Centro tedesco di studi veneziani, Neue Folge 3, Berlin (Akademie-Verlag) 2010, 10 ungez., 352 S., 15 Abb., ISBN 978-3-05-004665-5, € 69,80. – In den ersten Jahren des 16. Jh. breitete sich in Venedig Erschrecken aus, denn man sah die Grundlagen für die eigene wirtschaftliche und staatliche Existenz in Gefahr: Nachdem Portugiesen den Weg um Afrika herum für den Handel aus Indien geöffnet hatten, erwiesen sich auf den gewohnten Märkten die eigenen Waren als nicht mehr konkurrenzfähig, weil der Transport auf die traditionelle Weise – zu Lande durch einen halben Kontinent bis zum Mittelmeer oder Schwarzen Meer, dann weiter per Schiff – teurer war. Die Konsequenzen für Bewusstsein und Verhalten der Venezianer sind das Kernthema dieses Buches, einer Züricher Dissertation. Im Untertitel sticht das Wort „Globalisierung" hervor, und gleich zu Anfang sucht der Vf., „die Anwendung eines gegenwärtigen Modeworts" zu begründen. Dass der Inhalt dies rechtfertige, überzeugt jedoch nicht, selbst wenn der von anderen gefundene bessere Zugang zur Gewürzproduktion, auch die Entdeckung Amerikas die Venezianer zur Ausrichtung auf eine größer gewordene Welt zwangen. Aber Globalisierung? Nach üblichem Sprachgebrauch bedeutet das deutlich mehr, und davon werden die im 16. Jh. zu beobachtenden

Auswirkungen auf Bewusstsein, Politik und Wirtschaft in Venedig denn doch nicht abgedeckt. Diese waren durchaus einschneidend für einige Berufsgruppen wie die Seefahrer und die Kaufleute samt ihren Helfern, nur veränderten sie weder die Mobilität grundsätzlich noch die Produktionsweisen mit gravierenden Folgen für ganze Arbeitsmärkte, wie das jetzt geschieht. So hätte der Vf. auf seine Absicht verzichten können, durch die Wortwahl Neugier zu wecken, denn sein Thema ist interessant genug, geht es doch um die Beobachtung eines tiefgreifenden Mentalitätswandels. Der Leser sollte sich also durch das häufig wiederholte Wort „Globalisierung" nicht irritieren lassen, wichtiger sind Materialfülle und Ergebnisse dieser Untersuchung. Minutiös wird das allmähliche Fortschreiten des Veränderungsprozesses geschildert: „Entdeckung der Entdeckungen" (1490–1518), „Die Entdeckung der Relevanz" (1519–47), „Geographie als Kulurobjekt" (1548–84), „Fortlaufende Intensivierung" (1584–1600). Die Darstellung besticht durch die Zusammenführung der Informationen aus verschiedenen Quellenarten: Karten und geographischen Berichten, die nur selten herangezogen zu werden pflegen, ebenso wie Protokollen der politischen Gremien und Tagebüchern. Auf die Erfassung der räumlichen Realität durch bessere Karten folgte die Änderung der Mentalität, die Anerkennung der neuen wirtschaftlichen und politischen Voraussetzungen durch den Wandel der Blickrichtung, grob gesagt: von der Orientierung auf den Levantehandel zur intensiveren Beschäftigung mit der eigenen Terraferma und den dort gebotenen Möglichkeiten für Landwirtschaft und Warenproduktion. Dieser Wandel in der Raumwahrnehmung erweist sich als ein sehr langsamer Prozess – das aber gilt für jeden Abschied von eingewurzelten, durch die Jahrhunderte bewährten Vorstellungen. Das Register am Schluss des Bandes erfasst nur die Personen, doch hätten in einer geographisch geprägten Arbeit die Orte wirklich nicht fehlen dürfen. Dieter Girgensohn

Nuovo Liruti. Dizionario biografico dei Friulani 2: L'età veneta, a cura di Cesare Scalon, Claudio Griggio e Ugo Rozzo 1–3, Udine (Forum) 2009, S. 1–864, 865–1787, 1789–2649, Abb., ISBN 978-88-8420-545-2, € 95. – Die gewaltige Anstrengung hinter diesem biographischen Lexikon, die schon beim Erscheinen der beiden Bände des ersten Teils hervorzuheben war (s. QFIAB 86 [2006] S. 910f.), hat im Abstand von nur drei Jahren zur Veröffentlichung eines zweiten, noch umfangreicheren geführt. Nun werden die Persönlichkeiten des 15.–18. Jh. behandelt, wieder sind die biographischen Skizzen mit ansprechendem Bildmaterial illustriert. In der Mitte (S. 1482–1500) steht der namengebende Gian Giuseppe Liruti (1689–1780), „storico e bibliografo", ein studierter Jurist mit ausgedehnten literarischen Interessen, dessen Werk „Notizie delle vite ed opere scritte da' letterati del Friuli" inspirierend für das Unternehmen

gewirkt hat; die drei Bände sind 1760–80 erschienen, doch war wohl mehr beabsichtigt. Das neue Lexikon ist freilich sehr viel breiter angelegt, nämlich keineswegs beschränkt auf Schriftsteller (im weitesten Wortsinn) wie das Vorbild. Der Begriff „Friulani" wird so umfassend wie möglich verstanden; aufgenommen sind alle Personen von einiger Bedeutung, die aus dem Friaul stammten oder in ihm gewirkt haben. So finden sich etwa Artikel über die Venezianer Adeligen, die Patriarchen von Aquileia waren (bis zur Aufhebung des Patriarchats im Jahre 1751): allein vier Barbaro, drei Dolfin, drei Grimani werden in Kurzbiographien gewürdigt. Besonders genannt zu werden verdient Ludovico Trevisan, ebenfalls aus Venedig, Amtsinhaber von 1439 bis zu seinem Tode 1465, denn bis in unsere Tage (Wikipedia) wird sein Familienname fälschlich mit Scarampo oder Scarampi Mezzarota angegeben, einem schier unausrottbaren Irrtum folgend, dem leider sogar Konrad Eubel in seiner Hierarchia catholica Verbreitung verschafft hat; er gehörte an der Kurie zu den Vertrauten des Venezianers Eugen IV., war aber – ebenso wie dieser – kein Angehöriger des dort regierenden Adels, 1440 wurde er päpstlicher Kämmerer und noch in demselben Jahr Kardinal; so wird er im Friaul allenfalls während kurzer Besuche präsent gewesen sein (S. 2507–2515; ein Verweis von „Scarampi" wäre empfehlenswert gewesen, zumal da der Autor, Antonio Manfredi, die Zuweisung des Nachnamens nicht ohne Vorbehalt zu betrachten scheint). Der erstaunliche Anklang, den dieses Unternehmen von Anfang an gefunden hat, wird durch die ansehnliche Liste der Förderer unterstrichen: an erster Stelle die Universität Udine und die Deputazione di storia patria per il Friuli, dann folgen mehrere politische, wirtschaftliche und kulturelle Institutionen sowie Stiftungen. Die bisher vorliegenden fünf Bände des Nuovo Liruti erlauben aufschlussreiche Einblicke in das öffentliche und private Leben vieler Menschen, in kulturelle und politische Aspekte der Friauler Vergangenheit, so steht zu hoffen, dass es den Hg. gelinge, auch den letzte Teil des Nachschlagewerkes mit den Persönlichkeiten des 19. und 20. Jh. bald zu verwirklichen.

Dieter Girgensohn

Pietro Foscari, commissario in campo a Palma(nova), Dispacci 1617–1618, a cura di Fausto Sartori, Venezia (La Malcontenta) 2010, XXVI, 220 S., ISBN 978-88-95745-24-4 (nicht im Buchhandel). – In der von Ferigo Foscari geleiteten Reihe, in der Zeugnisse für die mannigfachen Tätigkeiten von Mitgliedern der Familie (oder nahen Verwandten) publiziert werden, bietet der neue Band ein Briefkonvolut von Pietro (1582–1629), Sohn von Alvise und Enkel von Federico aus dem Zweig, der auf den Dogen Francesco zurückgeht. Man wählte ihn im Oktober 1616 zum Kommissar bei den venezianischen Truppen im Friauler Krieg oder Uskokenkrieg, der bereits seit 1615 von der

Republik Venedig mit dem Habsburger Erzherzog Ferdinand, dem späteren Kaiser, ausgefochten wurde und dessen wesentliches Ziel die Rückgewinnung der Grenzfestung Gradisca war, sie hatte 1511 abgetreten werden müssen; ein im September 1617 geschlossener Friedensvertrag setzte den Kampfhandlungen ein Ende (aber nicht gleich den Amtsgeschäften des *commissario in campo*). Foscari war für den Nachschub an Lebensmitteln und Kriegsmaterial verantwortlich. Sein Operationsgebiet hinter der Front erreichte er erst im März 1617, doch dann entfaltete er eine rege Aktivität, meist in seinem Standquartier zu Palma (jetzt Palmanova), aber auch direkt im Feldlager zu Farra oder Mariano. Davon legte er in 28 offiziellen Berichten an den Venezianer Senat Rechenschaft ab, zuletzt am 1. April 1618, dem Tage der Amtsübergabe an seinen Nachfolger. Ihre Originale sind im Staatsarchiv Venedig erhalten. Von seiner emsigen Beschäftigung mit den ihm übertragenen Aufgaben zeugen noch mehr die insgesamt 248 Mitteilungen an Befehlshaber des Heeres und andere zu diesem abgeordnete venezianische Amtsträger, deren Abschriften zu einem eigenen Briefbuch zusammengefügt worden sind, sie beginnen ebenfalls am 24. März 1617 und reichen sogar bis zum 8. Mai 1618. Das sind Korrespondenzen in erstaunlicher Fülle: fünf Schreiben pro Woche. In ihrer Gesamtheit vermitteln diese Texte ein anschauliches Bild vom Alltag frühneuzeitlicher Kriegsführung, wobei die Schwierigkeiten, die bei der Versorgung der Truppen zu überwinden waren, im Vordergrund stehen; in der Einführung liefert der Hg. eine Zusammenfassung der Inhalte. Das dichte Material wird durch ein Personenregister leichter überschaubar gemacht. Dieter Girgensohn

Europäische Aufklärung zwischen Wien und Triest. Die Tagebücher des Gouverneurs Karl Graf Zinzendorf 1776–1782, hg. von Grete Klingenstein, Eva Faber und Antonio Trampus, Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs 103, 4 Bde., Wien (Böhlau) 2009, 2011 S., ISBN 978-3-205-77792-2, € 279. – Dem aus einer niederösterreichischen Familie stammende Karl Graf Zinzendorf stand nach Studien der Rechts-, Geschichts- und Kameralwissenschaften in Jena eine steile politische Karriere am Wiener Hof bevor (1770 Hofrat der Hofrechenkammer, 1782 deren Präsident, 1792 Staatsminister, 1808 dirigierender Staats- und Konferenzminister). 1776 entsandte ihn Maria Theresia als Gouverneur nach Triest, wo er bis 1782 wirken und nach dem Modell Livorno Verwaltungsreformen durchführen sollte, die als eine Art Vorlauf für vergleichbare Prozesse in den anderen Teilen der habsburgischen Monarchie dienen sollten. Obwohl der von Z. im übrigen sehr ambivalent beurteilte Joseph II. bald nach der Übernahme der Alleinregierung Fiume gegenüber Triest bevorzugte, gelangen Z. wichtige Vorhaben, u.a. das große, für den wirtschaftlichen Aufschwung der prosperierenden Hafenstadt

wichtige Projekt eines Straßenbaus von Triest über Opicina nach Prewald. Tolerant gegenüber anderen Weltanschauungen und Konfessionen setzte sich das Mitglied mehrerer Freimaurerlogen (Bd. I, S. 18) in Triest v. a. für die Protestanten ein, denen er gegen die Widerstände des Wiener Hofs zu einem Toleranzpatent verhalf, das ihnen die öffentliche Religionsausübung in einer Kirche gestattete. Z. war zu dieser Zeit nicht mehr Protestant. Seine Konversion (1739) und sein Eintritt in den deutschen Orden (1765) dürften materiell-existentiellen Erwägungen geschuldet gewesen sein (Bd. I, S. 15, 17). Unter dem Gebot der Ehelosigkeit litt er allerdings zeitlebens (Bd. I, S. 149f.). Für die Zeit des Triestiner Gubernium liegen nun die Tagebuchaufzeichnungen von Z. im Volltext in einer mustergültigen Edition vor. Diese in französisch verfassten Texte geben nicht nur einen detaillierten Einblick in Alltag und Regierungstätigkeit Z., sie spiegeln auch die europäischen Vernetzungen und Kontakte des polyglotten Autors (mit dem Großherzog von Toskana, Graf Rosenberg, Casanova [*grand parleur*, Bd. II, S. 96], Fürstin Maria Anna Eszterházy, Gräfin Burghausen, Gräfin Pergen, Paolo Renier usw.) und die (wirtschafts-)politischen und gesellschaftlichen Debatten der Zeit wider und stellen nicht nur für Historiker, sondern auch für Vertreter anderer Disziplinen v. a. der Musik- und Theaterwissenschaft eine erstrangige Quelle dar. Die vorliegende Aktenpublikation umfaßt vier Bde. Der 1. Bd. enthält neben einer umfassenden Bibliographie die brillant verfaßte Einleitung von Grete Klingenstein. Zunächst wird die komplexe Z.-Forschung mit ihren unzähligen Peripetien bis zum aktuellen Editionsunternehmen und die Odyssee des Z.-Nachlasses skizziert, von dem heute nur noch Teile erhalten sind, wobei die Tagebücher selbst, die Z. 60 Jahre lang geführt hatte, unbeschadet im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv überlebt haben. Anschließend erfolgt in mehreren Unterkapiteln die inhaltliche Analyse der Tagebücher. Auf die Schilderung der Vorgeschichte der Ernennung Z. folgt ein Gang durch die boomende österreichische Hafenstadt, deren Bevölkerungswachstum in jener Epoche sich alle sieben Jahre verdoppelte (Bd. I, S. 85). Weitere Abschnitte beschreiben den Regierungsstil und den Tagesablauf des Gouverneurs in Triest und während seiner Aufenthalte in der kaiserlichen Residenzstadt, der neben dienstlichen Verpflichtungen zahlreiche gesellschaftliche Kontakte, aber auch Theaterbesuche und Momente der Ruhe miteinschloß, wo der passionierte Leser Z. Zeit fand zur Lektüre bedeutender Schriften der Weltliteratur (etwa Gibbon, Smith, Winckelmann) bzw. Studien zu aktuellen politischen und wirtschaftlichen Fragen. Die letzten beiden Abschnitte behandeln die Reisen Z. (Kärnten, Istrien, Krain, Zengg, Venedig) und die Rückkehr nach Wien. Bd. 2 und 3 enthalten die eigentlichen Texte in Volledition. Zu Beginn von Bd. 2 werden die wohl durchdachten editorischen Richtlinien knapp und präzis vorgestellt. Bd. 4 umfaßt ein über 600 S. starkes

Gesamtregister, das keine Wünsche offen läßt und in gewisser Weise den Anmerkungsapparat ersetzt. Erfaßt werden (in der Schreibung Z.) Personen, Orte, Behörden und Institutionen, Fachtermini aus den verschiedensten Disziplinen bis hin zu historischen Ereignissen sowie literarischen Werken (aus dem Lektüreprogramm des passionierten Lesers Z.), Theaterstücken und Opernkompositionen, auf die in den Tagebüchern Bezug genommen wird. Man kann den Bearbeitern, allen voran Grete Klingenstein, nur voll Bewunderung zu diesem Publikationsergebnis gratulieren und hoffen, daß bald weitere Teile der Tagebücher Z. in dieser editorischen Qualität der Forschung zur Verfügung stehen werden. Alexander Koller

Romano Silva, La Basilica di San Frediano a Lucca. Immagine simbolica di Roma cristiana, Lucca (Maria Pacini Fazzi) 2010, ISBN 978-88-7246-973-6, € 70. – Die Frage, warum im frühen 12. Jh. eine Kirche mit Westchor an der Stelle zweier geosteter Vorgängerbauten errichtet wurde, ist der Ausgangspunkt dieser reich bebilderten Monographie über eine der bedeutendsten und schönsten Luccheser Kirchen, deren Geschicke die großen Züge der Geschichte dieser toskanischen Stadt bis ins 19. Jh. widerspiegelt. Einst fand in der dem hl. Vincentius geweihten Vorgängerkirche außerhalb der antiken Stadtanlage und unweit des Amphitheaters der irische Mönch Fridianus sein Grab, dem die Lucchesen verdanken, dass ihre Stadt nicht jedes Jahr vom Serchio überschwemmt wurde, und den sie zu ihrem Bischof gewählt hatten. Zur Zeit Karls des Großen, als Lucca an politischer Bedeutung gewann, errichtete das bischöfliche Brüderpaar Johannes und Jakob einen leicht nach Süden versetzten größeren Neubau. Vielleicht wurde damals in San Frediano, wie die Kirche nun hieß, für kurze Zeit auch das von Johannes aus Luni herbeigeschaffte heilige Kreuz aufbewahrt, das dann aber in San Martino, der neuen Kathedrale, als *Volto Santo* seine eigentliche Wirkungsstätte erhielt. Zwischen den beiden Polen San Martino und San Frediano, schon bald Kern einer stetig wachsenden Vorstadt, die um 1200 in den neuen Mauerring integriert wurde, entwickelte sich eine gewisse Konkurrenz, die während der Kirchenreform neue Blüten trieb. Während der Luccheser Bischof Anselm I. als Papst Alexander II. in San Martino einen ehrgeizigen fünfschiffigen Neubau in Angriff nahm, der dann aber so nie realisiert wurde, und sich das Domkapitel erfolgreich gegen jegliche Regulierung ihrer Lebensweise sträubte, erlebten die regulierten Kanoniker von San Frediano im frühen 12. Jh. den Höhepunkt ihrer Bedeutung, als ihnen Paschalis II. San Giovanni in Laterano anvertraute. War es unter solchen Umständen nicht naheliegend, die Stammkirche nach dem Vorbild der Mutter aller Kirchen neu auszurichten? Ein weiteres deutliches Zeichen für die Romimitation ist das sogenannte Taufbecken des Meisters

Robert, das in Analogie zum Kantharus im Atrium von St. Peter als Brunnen für den geplanten, aber nie fertiggestellten Quadriporticus von San Frediano angefertigt worden war. Die Ausrichtung von San Frediano auf Rom und das Papsttum erhielt in der zweiten Hälfte des 13. Jh., als man den ursprünglichen Bauplan abänderte, die seitlichen Anbauten in die Fassade integrierte und das Schiff um 3m erhöhte, eine neue Note, indem San Frediano nun zum Zentrum des toskanischen Guelfentums wurde. Ein anderes (kunst-)historischer Kleinod verbirgt sich im Grab eines namenlosen frühmittelalterlichen englischen Pilgers, der auf seiner Reise nach Rom in Lucca verstarb und von seinen Söhnen Willibald, später der erste Bischof von Eichstätt, und Wunibald, dem künftigen Gründer des Klosters Heidenheim, am Grab des hl. Fredianus begraben wurde. Seit dem 12. Jh. verehrte man diesen namenlosen Toten als *beatus Richardus rex*. Kürzlich entdeckte man in der Rückwand des ihm geweihten Altars, den die Kaufmannsfamilie Trenta um 1420 von Jacopo della Quercia hatte schaffen lassen, die Grabplatte Bischof Gebhards III. von Eichstätt, der 1327 bei der Belagerung von Pisa durch Ludwig den Bayern gestorben und am Grab des Vaters des Bistumsgründers begraben worden war. Wie kaum einem anderen Kunsthistoriker gelingt es S., dem Fachmann in politischer Ikonographie, Bezüge zur allgemeinen Geschichte aufzuzeigen, die sich mit den hier angesprochenen Episoden keineswegs erschöpfen. Darin liegt der besondere Reiz dieses vorzüglichen Buches. Andreas Meyer

Giuseppe Scalia (a cura di), Gesta trumphalia per Pisanos facta, Edizione nazionale dei testi mediolatini 24, Serie II, 10, Firenze (SISMEL-Edizioni del Galluzzo) 2010, XCVIII, 58 pp., ill., ISBN 978-88-8450-353-4, € 43. – I più antichi ricordi storici pisani sono stati oggetto negli ultimi anni di un rinnovato interesse, si pensi soltanto al vasto affresco di Marc von der Höh, Erinnerungskultur und frühe Kommune. Formen und Funktionen des Umgangs mit der Vergangenheit im hochmittelalterlichen Pisa (1050–1150), Berlin, Akademie Verlag, 2006 e all'articolo di Richard Engl, Geschichte für kommunale Eliten: die Pisaner Annalen des Bernardo Maragone, QFIAB 89 (2009) p. 63–112. L'edizione di Scalia – quasi una monografia, data la lunga introduzione e il corposo apparato di note – arricchisce ulteriormente il quadro. I *Gesta triumphalia* rappresentano una delle testimonianze più antiche di storiografia cittadina: solo Milano, Venezia e, sotto certi aspetti, Genova possono vantare testi simili entro la metà del secolo XII. Scalia è l'editore ideale, avendo dedicato alla memorialistica pisana oltre cinquant'anni di attenzione scientifica. L'occasione per questa edizione deriva dalla scoperta – meglio, dalla riscoperta – di un nuovo testimone dei *Gesta* (datato alla metà/terzo quarto del secolo XII) che avrebbe una collocazione stemmatica più alta ri-

spetto ai due (dei quali uno perduto) studiati fin qui per le edizioni. I *Gesta triumphalia* sono un testo storiografico abbastanza breve e abbracciano poco più di vent'anni tra la prima crociata – alla quale i Pisani parteciparono sotto il comando del loro arcivescovo Daiberto – e il 1119, quando Pisa si trovava in guerra aperta con Genova, rivale nel controllo ecclesiastico delle diocesi corse. Il cuore della narrazione, però, è costituito dall'impresa compiuta dai Pisani e da molti alleati (Roma, Lucca, Firenze, la Sardegna e il conte di Barcellona, Raimondo Berengario III) contro il regno musulmano delle Baleari. La spedizione si svolse tra il 1113 e l'aprile del 1115 e si concluse con una strepitosa vittoria che fruttò un ricco bottino. L'eco dell'impresa fu vastissima: sempre in ambito pisano le fu dedicato un poema, quel *Liber Maiorichinus* del quale Scalia annuncia una prossima edizione. Ancora un secolo più tardi Boncompagno da Signa eguagliava i Pisani, vincitori di Maiorca, ai Romani, vincitori di Cartagine. Secondo Scalia il testo dei Gesta sarebbe stato scritto da un chierico pisano subito a ridosso degli ultimi fatti narrati (quindi tra la fine del 1119 e i primi mesi del 1120). Il chierico, con ogni probabilità, partecipò in prima persona all'impresa delle Baleari. E' dimostrata, del resto, l'indipendenza dei Gesta dall'altra fonte sulla spedizione (il *Liber Maiorichinus*, opera del canonico pisano Enrico): i testi citano episodi non pefettamente coincidenti e in qualche caso rimasti sconosciuti all'uno o all'altro. Inoltre depone a favore di una conoscenza diretta della realtà balearica l'uso di numerose parole arabe per descriverla. Sull'appartenenza dell'anonimo al clero locale possono esservi pochi dubbi, ne sono testimonianza „l'atteggiamento provvidenzialistico intorno ai fatti che vien narrando [...] e il tentare di cogliere sempre in essi l'ispirazione divina" (p. LVIII). Un atteggiamento, questo, proprio di tutte le memorie cittadine pisane indagate da von der Höh e teso a dimostrare, anche in chiave di rivendicazione politica, lo speciale contributo dei Pisani al disegno divino. Enrico Faini

Enrico Faini, Firenze nell'età romanica (1000–1211). L'espansione urbana, lo sviluppo istituzionale, il rapporto con il territorio. Biblioteca storica Toscana LXII, Firenze (Olschki) 2010, XXXVII, 441 S., ISBN 978-88-222-5941-7, € 48. – Die Geschichte der Stadt Florenz wurde in unzähligen Arbeiten immer wieder neu geschrieben. Herausragende Arbeiten wurden über das Mittelalter verfasst und auch die Übergangszeit des 12. Jh. fand reichhaltig Berücksichtigung. Doch was Enrico Faini mit seinem bemerkenswerten Buch vorlegt, geht über die bemerkenswerten Arbeiten von Chris Wickham und Elena Cortese hinaus. Er nutzt die reichhaltige Überlieferung von Dokumenten in den kirchlichen Archiven zu einem quellenfundierten und zugleich überaus innovativen Zugang, der eine Fülle spannender Erkenntnisse liefert. Faini kann sich auf

nicht weniger als 5255 Dokumente für die Periode von 1000 bis 1211 stützen, die er in einer selbst erstellten Datenbank gesammelt und zur Grundlage zahlreicher, nach dem Vorwort Jean-Claude Maire Vigueurs fantasievoller Fragestellungen gemacht hat. Nach einer konzisen Vorstellung seiner Quellen beschreibt Faini in drei Großkapiteln die Bedeutung von Landbesitz (Kap. 2: Terra), die gesellschaftlichen Umwälzungen des 12. Jh. (Kap. 3: La società) und die aus diesen beiden Kapiteln erklärbaren politischen Entwicklungen. Faini unterteilt seinen Untersuchungszeitraum in acht Perioden von je 25 Jahren. In diesem chronologischen Raster analysiert er unterschiedlichste, in den Dokumenten greifbare Entwicklungen: Durchschnittliche Anzahl der Nennungen von Kastellen, von Holzwirtschaft, Preisentwicklungen, Verhältnis von städtischen zu ländlichen Grundübertragungen, Preisentwicklungen etc. In Tabellen werden die Einzelbefunde für die 25-jährigen Perioden in ihrer chronologischen Entwicklung veranschaulicht. Eine auch nur annähernd dem Wert der Studie angemessene Würdigung der einzelnen Ergebnisse muss an dieser Stelle leider unterbleiben. Nur einige der vielen Einzelbefunde, die anhand des reichen Datenmaterials und der vorbildlicher Methode auch statistisch belastbar sind, seien präsentiert. Faini kann schon für die ersten Jahrzehnte des 12. Jh. in den Apenninen intensivierte Holzwirtschaft und Ackerbau nachweisen. Verantwortlich dafür waren auch Investitionen aus der Stadt heraus. Den Reichtum erklärt er aus den schon 1125 überaus gewinnträchtigen Manufakturen in der Stadt, deren Gewinne zum Ankauf auswärtigen Getreides genutzt werden konnten. Verträge mit Pisa über den Zugang zum Meer waren dafür die Voraussetzung. In der Stadt macht Faini eine wahre Inflation von 1150 bis 1200 aus. Der Durchschittspreis in den Urkunden steigt im letzten Viertel des 12. Jh. um 300%. Auf diese Weise konnte in der Stadt ein enormes Kapital konzentriert werden. Dieses Kapital bot die Voraussetzungen für ein damals aufblühendes Kreditwesen. Faini kann belegen, dass die Bürger ihr Geld vornehmlich an Kirchen und Klöster verliehen, während die klammen landsässigen *Signori* ihr Geld nicht in der Stadt, sondern in jenen kirchlichen Institutionen liehen, die sie selbst kontrollierten. Hier und an zahlreichen weiteren detailliert aufgeführten Beispielen beschreibt Faini für die Mitte des 12. Jh. den Geldfluss und die Ketten von Kreditgebern und -nehmern, während das Kreditwesen noch bis zur Jahrhundertmitte auf ein bilaterales Verhältnis von Schuldner und Gläubiger beschränkt war. Für die zahlreichen *chartae promissiones* postuliert der Vf. für das gesamte 12. Jh. einen dem Lehen verwandten Charakter, auch wenn die Begriffe *feudum* und *beneficium* in den Dokumenten kaum Verwendung finden. Diesen Transaktionen weist er neben der ökonomischen eine ebenso wichtige soziale Funktion zu, nämlich die Möglichkeit, in einer politisch höchst instabilen Periode ein soziales, politisches

und im Notfall auch militärisches Netzwerk aufzubauen. Städtische Kirchen etwa verbanden ihre Leihverträge mit der Verpflichtung des Leihers, sich auf dem Grund der Gemeinschaft bestatten zu lassen. Faini kann auch in diesem Fall zeigen, wie das Kapital Klientelverbindungen aufzwang. Denn auch Laien konnten über den Bau eigener Kirchen diese Möglichkeit des Klientelaufbaus nutzen, ging doch mit dem Ort der Bestattung eine ideelle und politische Verbindung zwischen der Familie des Verstorbenen und der geistlichen Institution einher. Ausdruck von Netzwerken auf der Ebene der führenden Geschlechter in der Stadt ist die sorgfältig analysierte, erstmals 1165 belegte *societas turris*, deren Träger er mit den von Maire Vigueur beschriebenen städtischen *milites* identifiziert. Zuletzt kann der Vf. die erstaunlich späte Erwähnung der Konsularjustiz als Überlieferungsproblem entlarven. Obwohl schon zur Jahrhundertmitte – wenn auch allenfalls sporadisch – existent, haben sich Belege erst zur Jahrhundertwende erhalten, weil konsulare Tribunale erst jetzt – mit der politischen Organisation der Kommune – auch kirchlicher Wahrnehmung würdig und entsprechend dokumentarisch belegt sind. Es wären noch weitere Ergebnisse zu erwähnen. Zudem gibt Faini durch die innovative Auswertung seiner reichen Datenbank viele Impulse. Das abschließende Personen- und Ortsverzeichnis mit rund 1500 respektive 400 Einträgen sowie 15 im Text verteilte Tabellen stehen für die quellenbasierte Qualität der Arbeit, der man wegen der Ergebnisse, aber auch wegen des methodischen Vorbildcharakters viele Leser wünscht. Florian Hartmann

Carla Falluomini (a cura di), Goti e Longobardi a Chiusi, Chiusi (Edizioni Luì) 2009, 193 pp., ill., ISBN 978-88-902968-0-2, Edizione fuori commercio. – Il volume in oggetto raccoglie i risultati di vari tipi di ricerche (storica, archeologica, epigrafica, archivistica, agiografica e linguistica) relativi alla storia di Chiusi e del suo territorio durante i secoli VI–VIII, periodo in cui la città fu prima postazione militare gotica e successivamente presidio e poi ducato longobardo. Dopo l'introduzione della curatrice (pp. 1–3), si susseguono una serie di saggi che offrono un'ampia panoramica di sintesi sulle tematiche legate alla presenza longobarda a Chiusi o ne approfondiscono singoli aspetti. In particolare, Claudio Azzara inquadra il problema del ruolo di Chiusi nella Toscana Longobarda (pp. 5–9); Giulio Paolucci offre un profilo delle principali scoperte archeologiche relative al periodo (pp. 11–28); Giulio Ciampoltrini ricostruisce la storia della cattedrale di San Secondiano attraverso la lettura delle sue stratificazioni murarie (pp. 31–40); Valeria Cipollone e Manuel De Martino analizzano il materiale epigrafico alto-medievale di Chiusi, con particolare attenzione alle cosiddette ‚tavole longobarde' della Chiesa di Santa Mustiola (pp. 43–52); Annamaria Pazienza indaga la letteratura anti-

quaria locale su Chiusi longobarda (pp. 55–70); Mario Marrocchi traccia un quadro esaustivo e aggiornato delle istituzioni civili e religiose della città fra il V e l'VIII secolo d.C. (pp. 73–83); Daniela Fruscione analizza i documenti longobardi di Chiusi dal punto di vista storico-archivistico, linguistico e giuridico (pp. 85–99); Pierluigi Licciardello dedica un'ampia e approfondita indagine alla *Passio* e al culto di santa Mustiola in età longobarda (105–117); Marusca Francini esamina la problematica dell'antroponimia germanica nelle *chartae* di Chiusi dell'VIII secolo (pp. 119–135); Federico Belli affronta il tema della toponomastica di origine germanica nel territorio chiusino (pp. 137–143), e Carla Falluomini quello dei relitti lessicali germanici nella varietà dialettale di Chiusi. Al volume è poi annesso l'indice dei nomi e delle cose notevoli e un'interessantissima appendice di Giulio Paolucci dedicata al vero e proprio ‚giallo archeologico' connesso al rinvenimento del cosiddetto „longobardo d'oro" dell'Arcisa (gennaio 1874), un guerriero longobardo sepolto con un eccezionale corredo funebre (pp. 169–193). La ricca documentazione grafica e le bellissime fotografie che impreziosiscono il testo ne fanno un'opera godibile anche da parte dei non addetti ai lavori. Marco Di Branco

Emilia Saracco Previdi, Descriptio marchiae Anconitanae (da Collectoriae 203 dell'Archivio Segreto Vaticano), seconda edizione riveduta e aggiornata, Fonti documentarie della Marca medievale 4, Spoleto (Fondazione Centro italiano di studi sull'alto Medioevo) 2010, CXIII, 142 S., 3 Abb., 5 Taf., ISBN 978-88-7988-476-1, € 40. – Auf die erste Auflage dieser Edition (s. QFIAB 81 [2001] S. 825f.) folgt die zweite im Abstand von 10 Jahren. Der edierte Text wird unverändert wiederholt, sogar die Seitenzahlen sind identisch, auch das Namen- und Sachregister scheint keine Eingriffe erfahren zu haben. Das überaus detaillierte Verzeichnis der in den Marken gelegenen Ortschaften (1968 Zeilen) gibt einen genauen Einblick in die inneren Verhältnisse dieser Provinz des Kirchenstaates während der Regierung des Kardinallegaten Gil Albornoz, es ist in den Jahren 1362–67 angelegt worden, enthält aber auch früher entstandene Teile. Exakt unterschieden wird, welche Orte anderen Herrschaften zugeordnet waren, etwa die *castra* der Bischöfe, welche von den Amtsträgern des Papstes direkt verwaltet wurden und welche Vikaren übertragen waren, zu denen neben weltlichen Herren auch die Abtei Farfa gehörte. Die Vf. hat die ausführliche Einleitung, eine aus anderen Quellen angereicherte Auswertung des Materials, in deren Mittelpunkt die grundlegende Neuordnung der päpstlichen Territorialverwaltung durch den energischen Kardinal steht, jetzt um einen Abschnitt mit zusätzlichen Informationen darüber erweitert, wie die Bewohner der Marken darauf reagiert haben. Dieter Girgensohn

Louis Duval-Arnould, Le pergamene dell'Archivio capitolare Lateranense. Inventario della serie Q e Bollario della chiesa Lateranense, Tabularium Lateranense 1, Città del Vaticano (Archivio capitolare Lateranense) 2010, 427 S., ISBN 978-88-905047-1, € 40. – Louis Duval-Arnould – Jochen Johrendt, Statuti e costituzioni medievali del Capitolo Lateranense, Tabularium Lateranense 2, Città del Vaticano (Archivio capitolare Lateranense) 2011, 195 S., ISBN 978-88-905047-02, € 20. – Nachdem Dario Rezza und Mirko Stocchi 2008 den ersten Band der Reihe „Archivum Sancti Petri" (mit einem Überblick zur Geschichte des Kapitels von St. Peter) herausgebracht haben, tritt nun nur zwei Jahre danach das Kapitel der Basilika von S. Giovanni in Laterano mit einem eigenen „Tabularium Lateranense" an die Öffentlichkeit. Da mittlerweile auch die dem Rang nach dritte Basilika mit einer Kanonikergemeinschaft, S. Maria Maggiore, nachgezogen ist („Studia liberiana"), kann man von einer regelrechten Wende sprechen: Die drei einst eher abgeschottet wirkenden römischen Kapitelsarchive öffnen sich der Allgemeinheit und präsentieren ihre archivalischen Schätze. Diesen Schritt zu wagen ist oft das Verdienst von einzelnen Kanonikern, wie im Falle des hier anzuzeigenden ersten Bandes: denn Louis Duval-Arnould ist auch der Archivar seines Kapitels und hat sich – neben seinen anderen zahlreichen wissenschaftlichen Aktivitäten – der Erforschung der Geschichte seines Kapitels verschrieben. Im ersten Band der Reihe präsentiert er ein Inventar der ca. 1000 Pergamenturkunden der Serie Q des Archivio Capitolare Lateranense aus dem 10. bis 20. Jh. sowie zwei Sammlungen mit Kopien von Urkunden derselben Provenienz (14. und 16. Jh.). Soweit es sich um Papsturkunden handelt, sind die Regesten in einem eigenen chronologischen *Bullarium ecclesiae Lateranensis* zusammengefaßt (und wiederholt). Mit einem Blick kann man sich jetzt einen Eindruck von der Fülle des Materials zu der bewegten Geschichte des Laterankapitels verschaffen, wobei man allerdings wissen muß, daß die Überlieferungschance von Privilegienurkunden und Dokumenten mit wirtschaftlicher und besitzrechtlicher Bedeutung weit größer war als die von Schriftstücken privaten Charakters, die weitgehend fehlen. Außerdem ist das Kapitelsarchiv reich an Vorgängerüberlieferung, die beispielsweise im Falle der Florenser-Abtei S. Maria della Gloria in Anagni beträchtliche Ausmaße annehmen kann. In solchen Fällen hilft der sorgfältig gestaltete Orts- und Namensindex weiter. – Im zweiten Band der Reihe stellen Mons. Duval-Arnould und Jochen Johrendt – zuletzt hervorgetreten durch eine Monographie zur Geschichte des Kapitels der Peterskirche („Die Diener des Apostelfürsten", Berlin-New York 2011) – normative Quellen vor, die im Mittelalter das Leben und Wirken der lateranischen Kanonikergemeinschaft regelten. Es handelt sich im wesentlichen um zwei Publikationen (erschienen in QFIAB 86 [2006] S. 95–143 und in der Rivista di Storia della

Chiesa in Italia 60 [2006] S. 405–450), die hier in einer sorgfältigen Übersetzung ins Italienische von Anna Maria Voci zusammengeführt sind. Jochen Johrendt ediert die von Nikolaus IV. 1290 erlassenen Statuten des regulierten Laterankapitels und fügt das feierliche Privileg (auf S. 22 nicht korrekt *statuti* genannt) hinzu, mit dem Gregor IX. 1228 dessen weitläufigen Besitz bestätigt hat. Duval-Arnould schaltet seinem Part die Edition der Schreiben voraus, die Bonifaz VIII. an das Laterankapitel gerichtet hat und die den 1299 abgeschlossenen Übergang von einer Gemeinschaft regulierter Kanoniker in ein Kapitel von Säkularkanonikern besiegelten. Umfangreicher als alle anderen Dokumente sind allerdings die detailierten Konstitutionen Gregors XI. für das Laterankapitel aus den Jahren 1369 bis 1373. Längst vorbei waren die Zeiten, als das augustinische Armutsgebot für die Regularkanoniker sich auch in der sparsamen Zuweisung von Kleidern an die Kanoniker niederschlug (S. 53). Seit der Reform Bonifaz' VIII. dominierten im Chorgestühl die Sprößlinge aus den ersten Familien Roms, die sich nur unwillig den strengen Auflagen des Kardinalerzpriesters Pierre Roger (im Dezember 1370 zum Papst Gregor XI. gewählt) beugten, die ihnen unter anderem die Residenz in den nahe der Basilika gelegenen Kanonikerwohnungen, die Beachtung der Gebetspflichten im Chor, die Ferienordnung und Disziplin auch im moralischem Bereich einschärften. Mit diesen Schlüsseltexten an der Hand ist nun die Kapitelsforschung aufgerufen, sich intensiver mit den möglichen Vorbildern für sie auseinanderzusetzen. Denn es erscheint unwahrscheinlich, daß die Päpste und Kardinäle ihre Konstitutionen für das Laterankapitel ohne Vorlagen und die Einholung von Expertisen erlassen haben. Dabei scheint auch der Blick über die Stadtmauern Roms hinaus vor allem auf die italienischen und französischen Kapitellandschaften lohnend. Andreas Rehberg

Peter Cornelius Claussen/Daniela Mondini/Darko Senekovic, Die Kirchen der Stadt Rom im Mittelalter, 1050–1300. Bd. 3: G-L: S. Giacomo alla Lungara bis S. Lucia della Tinta, Corpus Cosmatorum II.3, Forschungen zur Kunstgeschichte und christlichen Archäologie 22, Stuttgart (Franz Steiner) 2010, 591 S., Abb., ISBN 978-3-515-09410-8, € 140. – Peter Cornelius Claussen ist es zu danken, daß er das monumentale Unternehmen des Corpus Cosmatorum weiterführt und dafür mit Daniela Mondini und Darko Senekovic zwei versierte Mitarbeiter gewonnen hat. Wie schon in den beiden vorausgegangenen Bänden (s. die Besprechungen in QFIAB 83 [2003] und 89 [2009]) ist die ausgebreitete Stofffülle überwältigend. Auch der Historiker kann davon profitieren und findet viel epigraphisches Material. Interessant sind die zahlreichen Hinweise auf den Umgang mit den mittelalterlichen Überresten, die bei späteren Umwandlungen zumal der Barockzeit nicht immer gedankenlos der Picke

zum Opfer fielen, sondern nicht selten von antiquarisch interessierten Zeitgenossen vor der Zerstörung bewahrt und – wenn es sich um Inschriften handelte – in den Kirchenwänden neu vermauert und bisweilen sogar geradezu als Beweis vergangener Größe inszeniert wurden (Beispiele: S. 17 Anm. 16, S. 65 mit. Abb. 46). Noch eindrucksvoller ist diese Absicht bei den Fußböden zu beobachten, die von römischen Marmorkünstlern, den sog. „Cosmaten", kunstvoll angelegt worden waren. Die purifizierenden Restaurierungsbemühungen des 19. und 20. Jh. konnten gelegentlich auch über das Ziel hinausschießen. So präsentieren sich die Kapitelle in S. Lorenzo in Piscibus in Vatikannähe – heute bekannt als Sitz des päpstlichen internationalen Jugendzentrums – wie „abgenagt", da mit dem barocken Stuck offenbar auch die antiken Kapitelle abgeschlagen worden sind (S. 539). Mehr noch als in den Bänden I und II haben historische Begebenheiten und Ablaß- und Reliquienverzeichnisse Eingang in die sorgfältigen Bestandsaufnahmen gefunden. So wird die Erneuerung von S. Giovanni a Porta Latina mit der Aussage Papst Gregors VI. auf dem Konzil von Sutri (1046) in Verbindung gebracht, er habe (als Kardinal) Geld für die Restaurierung dieser Kirche und andere Bauten in Rom angesammelt (S. 157). Wie sehr der Baubestand selbst der historischen Kirchen Roms immer noch gefährdet ist, zeigt nicht zuletzt das Sprengstoffattentat, das 1993 die Porticus der für Hochzeiten sehr beliebten Kirche S. Giorgio in Velabro zum Einsturz brachte (S. 19f.). Unter den 20 behandelten Kirchen ragen so bedeutende wie S. Giovanni a Porta Latina, S. Lorenzo in Damaso und S. Lorenzo fuori le mura hervor. Der letzteren Kirche hat Daniela Mondini quasi eine Monographie gewidmet. Ihre z. T. eigenwillige Kontextualisierung des Baubefundes stellt sie bei der Würdigung des Heiligengrabes in der Krypta unter Beweis, das um die Mitte des 13. Jh. eine „neuartige, suggestive – hautnahe – Begegnung mit den Gebeinen der hll. Laurentius und Stephanus" ermöglichte und das man sogar umschreiten und berühren konnte (S. 456). Die zahlreichen Bildquellen machen das Werk zu einem unverzichtbaren Instrument für alle, die sich mit dem römischen Kirchenbau beschäftigen. Andreas Rehberg

Jean-Claude Maire Vigueur, L'autre Rome. Une histoire des Romains à l'époque communale (XIIe–XIVe siècle), Paris (Tallandier) 2010, 560 S., ISBN 978-2-84734-719-7, € 26. – Jean-Claude Maire Vigueur gehört zu jenen Historikern, die in den letzten Jahrzehnten der Erforschung der Geschichte des mittelalterlichen Roms neue Impulse gegeben haben. Mit der vorliegenden Monographie bündelt er seine Erkenntnisse in einer Gesamtdarstellung der drei Jahrhunderte Stadtgeschichte, die den Aufstieg und Fall der freien römischen Kommune markieren. Der Professor der „Università Roma III" tritt mit dem erklärten Willen an, mit vielen Gemeinplätzen aufzuräumen und neue Maßstäbe

zu setzen. Seine Leitidee ist es, die Geschichte Roms nicht mehr als einen „Sonderfall" im Schatten des Papsttums zu betrachten, sondern sie in den großen Zusammenhang der kommunalen Bewegung Zentral- und Norditaliens einzubetten. Rom sei auch keine Parasitenstadt gewesen (S. 21). Maire Vigueurs Thesen zeigen die intime Kenntnis der kommunalen Verhältnisse im mittelalterlichen Italien, die ihn wie kaum einen anderen zum Vergleich der sozialen Gegebenheiten und kommunalen Strukturen befähigen. Mitunter entsteht aber der Eindruck, daß der Autor seine Leitidee allzu sehr in den Vordergrund rückt und einige Feststellungen trifft, die zwar mit Blick auf den gesamtitalienischen Kontext sehr plausibel wirken, die sich aber in Rom mit seiner bekanntermaßen schütteren Quellengrundlage nicht so einfach verifizieren lassen. Der Aufbau der Arbeit folgt bewährtem französischem Muster: Zunächst gibt es zwei einführende Kapitel zur topographisch-geographischen sowie wirtschaftlichen Situation Roms und des Umlandes. Daß Maire Vigueurs Hauptinteresse der Sozialstruktur Roms gilt und wie er diese sieht, wird in den Kapiteln III bis V deutlich, die dem „peuple de Rome", der „noblesse citadine" und den „barons" reserviert sind, deren jeweilige *identité de groupe* rekonstruiert wird (s. programmatisch S. 26, 217ff.). Die Barone werden als eine „anomalie romaine" gekennzeichnet. Und eben gegen diese von den Zeitgenossen als „Tyrannen" gebrandmarkten Barone haben sich – so Maire Vigueurs Überzeugung – die beiden anderen „Klassen" im politischen Kampf verbündet (S. 236, 318). Überzeugend stellt Maire Vigueur den römischen Stadtadel in eine Linie mit der *militia* der anderen großen italienischen Stadtrepubliken, der der Autor schon eine eigene Monographie gewidmet hat (Cavaliers et citoyens. Guerre, conflits et société dans l'Italie communale (XIIe–XIIIe siècles), Paris 2003; s. Besprechung in QFIAB 84 [2004] S. 600f.). Auf die römische *militia* gehe letztlich der Erfolg der „Revolution" von 1143 zurück, die zur Etablierung der Kommune in Rom geführt hat (S. 188, 209). Daß es neben dem obigen politischen Handlungsmuster des steten Kampfes der „Klassen" auch andere Interpretationen gibt, nimmt der Autor zwar zur Kenntnis, eine eigentliche Diskussion findet aber nicht statt. So wird das Phänomen der Klientelbindungen weiter Teile der römischen Bevölkerung kurzerhand auf eine „Minderheit" von 20–30% marginalisiert (S. 120, 165, 222ff.). Besonderes Interesse erregt das Kapitel VI, das der Kommunalverfassung gewidmet ist, der schon im Titel Stabilität und Flexibilität bescheinigt wird. Bei so viel Vorschußlorbeeren horcht man angesichts der – wie man weiß – sehr bewegten römischen Stadtgeschichte auf. Auf der einen Seite würdigt der Autor zwar die römischen Stadtteile (in Rom *rioni* genannt; die *contrade* sind ihre Untereinheiten) als soziale Aggregationsorte – zumal der Zünfte – (S. 166ff.), auf der anderen Seite erachtet er den *rione* als „privé de toute représentation dans les organismes

centraux de la commune" (S. 169, vgl. 333). Der selbst 1143 als Stadtherr nicht völlig und dauerhaft ausgeschaltete Papst, der bekanntlich zumal im 13. Jh. und während der Avignoneser Epoche auch weiterhin ein gewichtiges Wort bei der Besetzung von Führungsstellen (Senatoren, Stadtkämmerer, -schreiber etc.) mitzureden hatte, wird kaum als Teil der Kommunalverfassung wahrgenommen (S. 307, 324, positiv: 313). Die Verwaltung erhält gar das Prädikat einer „bureaucratie précoce et étoffée" (S. 311) – die gerade einmal von Venedig und Mailand übertroffen worden wäre –, ohne daß ein wirklich komplettes „Organogramm" geliefert wird (was – wie gesagt – in Rom auch ein Quellenproblem ist). Gelungen sind die Charakterisierungen der beiden bedeutendsten Anführer des Popolo, Brancaleone degli Andalò (1255) und Cola di Rienzo (1347) (S. 338ff.). Das der Entwicklung der Architektur, Kunst und Malerei gewidmete Kapitel VIII liest sich auch deshalb mit Gewinn, weil es knapp und kompetent die neuen Erkenntnisse der kunsthistorischen Forschungen zur Rolle Roms und der römischen Künstler im Erneuerungsprozeß der italienischen Malerei um 1300 referiert. Der Rezeption der Antike auf literarischer und politischer Ebene ist das letzte Kapitel gewidmet. Besondere Aufmerksamkeit verdient die Diskussion um Republik und Kaisertum, die in Cola di Rienzos Plänen zu einem italienischen Imperium gipfelte (S. 488ff.). Der sich auch nicht vor Seitenhieben gegen italienische Politiker von heute scheuende, streitsame Maire Vigueur hat mit seinem Rom-Buch noch nicht das letzte Wort zu den drei behandelten Jahrhunderten römischer Stadtgeschichte gesprochen, aber einen spannenden Beitrag dazu geliefert, der die Forschung noch lange animieren wird. Andreas Rehberg

Alessandra Bartolomei Romagnoli (Hg.), Francesca Romana. La Santa, il Monastero e la Città alla fine del Medioevo, Firenze (Edizioni del Galluzzo per la Fondazione Ezio Franceschini) 2009, XXVI, 305 S., ISBN 978-88-8450-348-0, € 85. – Der hier vorgelegte interdisziplinär angelegte Band enthält Vorträge, die im Frühjahr 2008 im Monasterium Tor de'Specchi zur Feier der Heiligsprechung von Francesca Bussa di Ponziani im Jahr 1608 gehalten wurden, begleitet von einem Grußwort Papst Benedikts XVI. Arnold Esch (Santa Francesca Romana e la società romana del suo tempo, S. 3–21) studiert in seinem Beitrag die „römischste der Heiligen" im Kontext der Gesellschaft ihrer Zeit und ihres täglichen Lebens zwischen Rione Trastevere und Rione Campitelli. Seine Quellenbasis bilden Aussagen von Zeuginnen und Zeugen in den bald nach ihrem Tod begonnenen Kanonisationsprozessen sowie Fresken in der alten Kapelle Tor de'Specchi, welche die Wunder Francescas abbilden und zugleich zeitgenössische Probleme der Stadt und der römischen Aristokratie enthüllen – Menschen in extremen existenziellen Situationen,

in bewaffneten Auseinandersetzungen verletzte Männer, psychische Not von Frauen, Hungernde und Pestkranke. Francesca lebte und wirkte in einer der spannungsreichsten Perioden der Geschichte der Stadt, einer Zeit der Transformation vom Mittelalter zum *Rinascimento*, vom kommunalen zum päpstlichen Rom und nicht zuletzt einer Zeit des Schismas, in der bis zu drei Päpste nebeneinander regierten. Der Autor zeigt, dass der bald nach Francescas Tod einsetzende Kult durch vom politischen und gesellschaftlichen Abstieg bedrohte Führungsfamilien der Stadt wie den Clarelli und den Petrucci (als Zeugen in den Prozessen auftretend und auch auf den Fresken der alten Kapelle abgebildet) gefördert wurde. Der Kult der neuen Heiligen wurde so zum Integrations- und Erinnerungspunkt dieser kommunalen Gruppierung, zu der auch Francescas Familien, die Bussa und die Ponziani, zählten. Giorgio Picasso (Santa Francesca Romana oblata di S. Maria Nova, S. 23–31) entwirft ein spirituelles Profil der visionär begabten Mystikerin. Mario Sensi (Le bizzoche di S. Anna a Foligno, Torre degli Specchi a Roma, S. Elisabetta a Venezia: tre storie a confronto, S. 33–86) ordnet die Terziarierinnen vom Orden der Olivetaner an der Tor degli Specchi in den Kontext der religiösen Frauenbewegung des 13. Jh. und des in Nordwesteuropa verbreiteten Beginenphänomens ein. Er referiert die Haltung von Päpsten und Konzilien zu der Bewegung und vergleicht den römischen Oblatenkonvent mit anderen italienischen Frauenkonventen. Alessandra Bartolomei Romagnoli (Francesca Romana e la Regola di Tor de' Specchi, S. 87–160) würdigt die Heilige, die erstmals in der Geschichte des Benediktinerordens „un modello di vita regolare" entwickelt und durchgesetzt habe, das die Klausur und damit den Abschluss der Oblatinnen von der Welt verhinderte (S. 92). Die Autorin hält die Regel der Francesca für den Konvent Tor de' Specchi für ein außergewöhnliches Dokument der Systematisierung eines weiblich-religiösen Lebensstils im 15. Jh. Auf Fragen des Gemeinschaftslebens, des gewünschten Verhaltens der Oblatinnen und der internen Disziplin geht sie auch anhand der Regel-Statuten ein und veröffentlicht in einem Anhang neu edierte zentrale Dokumente des Konvents aus dem 15. und 16. Jh. Patrizia Marchetti (Architettura a Tor de' Specchi, S. 161–185) beschreibt den nach Francescas Tod intensiv betriebenen Ausbau des Hauses an der Tor degli Specchi zu einem monastischen Komplex. Claudia Tempesta (Arte a Tor de' Specchi, S. 187–245) zeichnet ein Panorama der für das *Monastero* im Laufe der Jahrhunderte gefertigten Kunstwerke und schildert die mit Hilfe neuester Techniken durchgeführten Restaurierungsmaßnahmen. Beatrice Cirulli (Documenti sulla fondazione e dedicazione della cappella delle Oblate di santa Francesca Romana in Santa Maria Nova e una ipotesi sulla sua più antica decorazione 1442–1448, S. 247–271) rekonstruiert die Ausschmückung der S. Francesca gewidmeten Kapelle in der Kirche S. Maria Nova am Forum Ro-

manum in den ersten Jahren der Kapellengründung. Der Sammelband bietet vielfältige Aspekte zum Leben der Mystikerin, ordnet ihre spirituellen Erfahrungen in den Kontext der religiösen Bewegung ein, beschreibt aber auch die Geschichte des *Monastero* und römische Lebensrealitäten zur Zeit der Hl. Francesca. Kerstin Rahn

Il *Liber decretorum* dello scribasenato Pietro Rutili. Regesti della più antica raccolta di verbali dei consigli comunali di Roma (1515–1526), a cura di Andreas Rehberg, Roma (Fondazione Marco Besso) 2010, XIII, 411 S., keine ISBN. – Hingewiesen sei auf die – nun auch in italienisch und in Buchform erschienenen – römischen Ratssitzungsprotokolle des frühen 16. Jh., die in einer ersten, deutschen Fassung zwischen 2000 und 2002 in dieser Zeitschrift in Regestenform veröffentlicht worden waren: ein weiteres Zeugnis für die Findigkeit und Kompetenz des Bearbeiters, der am Deutschen Historischen Institut für die stadtrömischen Quellen zuständig ist und schon viele römische Quellentexte erschlossen und bearbeitet hat (und für diese Publikation nun mit dem *Premio Borghese* ausgezeichnet wurde). Die Quelle gehört zur Gattung der *Riformanze*, wie sie für viele italienische Kommunen – aber bislang eben nicht für Rom! – vorliegen und neben den Notarsprotokollen eine besonders typische Quelle des italienischen Mittelalters sind. Für Rom sind solche Riformanze erst für die Jahre 1515–1526 erhalten. Sie erfassen hier nicht alle Ratsbeschlüsse, sondern die Dekrete, die dem *scribasenato*, dem Staatsschreiber, wichtig schienen. Die Quelle gibt tiefen Einblick in Aufbau und Funktionieren des Führungsapparates der römischen Kommune, der Papst Leo X. soeben einige Rechte zurückerstattet hatte, die ihr unter der päpstlichen Signorie des Quattrocento entzogen worden waren. Wir erfahren vieles nicht nur über die institutionelle Seite, über Wahlen, Gehälter, Steuern, Schutz der antiken Monumente, sondern auch über den gewöhnlichen Alltag: Wie ist der Müll zu entsorgen (im Tiber natürlich), wohin mit den Pestkranken, wie schützt man die Pilgerscharen vor den Büffeln in den Straßen (und ähnliche Verkehrsprobleme)? Kurz: ein Querschnitt durch das Leben einer Stadt, die, Sitz des Hauptes der Christenheit, gerade in diesen Jahren durch den Ausbruch der Reformation und die fürchterliche Plünderung des *Sacco di Roma* in ihrer Bedeutung in Frage gestellt wurde. Arnold Esch

Ralph-Miklas Dobler, Die Juristenkapellen Rivaldi, Cerri und Antamoro. Form, Funktion und Intention römischer Familienkapellen im Sei- und Settecento, Römische Studien der Bibliotheca Hertziana 22, München (Hirmer) 2009, 254 S., 89 Abb., ISBN 978-3-7774-3775-0, € 75. – Rom, Hauptstadt des Kirchenstaates und Zentrum der katholischen Welt, galt in der Frü-

hen Neuzeit wegen seiner kirchlichen Karrieremöglichkeiten in schnell wechselnden Herrschaftskontexten als Ort besonderer sozialer Mobilität. Sichtbare Zeichen für den Aufstieg einer Familie im frühneuzeitlichen Rom bildeten im weltlichen Bereich ein repräsentativer Palast und in der geistlichen Sphäre eine künstlerisch entsprechend geformte (Grab-)Kapelle. Letztere stellte in mehrfacher Hinsicht eine sinnvolle Investition dar. Zum einen wurde damit der Verpflichtung Rechnung getragen, das Andenken der verstorbenen Familienangehörigen zu ehren und für diese – verbunden mit liturgischen Funktionen – über ihren Tod hinaus Sorge zu tragen (d.h. sich einzusetzen, die Zeit im Fegefeuer zu erlassen oder zu verkürzen). Darüber hinaus leistete die Familie mit der Ausgestaltung eines Sakralbaus einen sozial-karitativen Beitrag und engagierte sich im Bereich der Kunstförderung. Schließlich war diese Maßnahme ein Teil der Strategie, den erreichten gesellschaftlichen Status öffentlich zur Schau zu stellen. In der Regel wurde dabei der z.T. beträchtliche finanzielle Aufwand im Gegenzug durch symbolisches Kapital reichlich entlohnt. Dabei musste allerdings das Gebot der sozialen Angemessenheit beachtet werden. Etwas leichter nahm man es hingegen mit den Mahnungen der nachtridentinischen Kirche (Borromeo, Paleotti) zur Zurückhaltung bei künstlerischen Projekten. Ralph-Miklas Dobler behandelt in seiner jetzt gedruckt vorliegenden Dissertation drei römische Kapellen des 17. und frühen 18. Jh., die von Juristenfamilien in Auftrag gegeben wurden. Allen drei Räumen ist gemeinsam, daß sie (typisch für eine Aufsteigerfamilie) zu Lebzeiten der *comittenti* vollendet und von bedeutenden Künstlern ausgestaltet wurden. Hingegen unterscheiden sie sich hinsichtlich des Stils (Früh-, Hoch- bzw. Spätbarock), der Positionierung innerhalb des Kirchenbaus (Chor-, Langhaus-, Querhauskapelle) und schließlich hinsichtlich der kirchlichen Verwalter (zwei Orden, eine Bruderschaft), was die Untersuchung unter verschiedenen Aspekten reizvoll und sowohl für historische als auch kunsthistorische Fragestellungen fruchtbar macht. 1611 stiftete Gaspar Rivaldi, der einer zu Beginn des 16. Jh. wohl aus Frankreich nach Rom zugewanderten Familie entstammte, eine Kapelle in S. Maria della Pace in unmittelbarer Nähe des Familiensitzes an der Piazza Navona. Die künstlerische Gestaltung der 1614 fertiggestellten Kapelle (Kosten: ca. 10000 *Scudi*) orientierte sich stark an der vom regierenden Papst gestalteten Kapelle in Santa Maria Maggiore. Die Nähe zum Borghese-Pontifikat wird auch dadurch unterstrichen, daß Paul V. die erste Messe in der Capella Rivaldi zelebriert. Kurze Zeit später erhält dann Ascanio Rivaldi, ein Sohn von Gaspar, noch im selben Pontifikat ein Kanonikat in S. Maria Maggiore und das Referendariat beider Signaturen, das kuriale Schlüsselamt par excellence. Einen vergleichbaren Fall bildet der aus der Gegend von Pavia stammende Antonio Cerri. Nach dem Tod seiner Frau 1625 begann der seit lan-

gem mit Maffeo Barberini befreundete Jurist eine kirchliche Karriere (1632 *Referendarius utriusque signaturae*). 1640 erwarb er eine Kapelle in Il Gesù, der Hauptkirche der dem Barberini-Pontifikat nahestehenden Jesuiten, just zu einer Zeit, als die kirchliche Karriere des Sohnes und späteren Kardinals Carlo Konturen annahm (1638 *Uditore generale* von Francesco Barberini, 1639 Referendar beider Signaturen). Zuvor hatte sich Antonio vergeblich um die Überlassung einer Kapelle in S. Andrea della Valle bemüht, die der Familienkapelle der Barberini gegenüberlag. Der dritte Fall beschreibt den Neubau einer Kapelle zu Ehren des hl. Filippo Neri in S. Girolamo della Carità zwischen 1703 und 1710 durch den Doktor beider Rechte Tommaso Antamoro, dessen Vater in der 2. Hälfte des 17. Jh. aus den Marken nach Rom gekommen war. Zwei Söhne von Tommaso schlugen zunächst eine kirchliche Karriere ein, wobei Paolo Francesco unter Pius VI. das Protonotariat und das Kardinalat erreichen konnte, was einen ähnlich raschen Aufstieg der Familie wie bei den Cerri zum Ausdruck bringt und auf eine entsprechende päpstliche Protektion hindeutet. Der von Antamoro gestiftete Kirchenraum gibt allerdings im Gegensatz zu den beiden anderen Beispielen keinen Bezug zum zeitgenössischen päpstlichen Mäzenatentum zu erkennen. Alle drei Familien hatten jedenfalls mit ihren Stiftungen ein wichtiges gesellschaftspolitisches Signal gesetzt, das mehrere Funktionen erfüllte. Eine Garantie gegen den sozialen Abstieg bedeutete dies freilich nicht, wie das Beispiel der Rivaldi lehrt. Die Studie von Dobler überzeugt in ihrer klaren Argumentation und v.a. durch die Einbeziehung von Nachbardisziplinen der Kunstgeschichte, wobei er gewinnbringend rezente historiographische Debatten (etwa zum Klientelismus und zum Mäzenatentum) reflektiert. Die Arbeit basiert auf solider und umfassender Quellenanalyse. Neben Archiv und Bibliothek des Vatikans wurden alle für das Thema relevanten Archive ausgewertet (Archivio Storico Capitolino, Jesuitenarchiv, römisches Staatsarchiv, Vikariatsarchiv, Archivio Storico dell'Arciconfraternità di S. Girolamo della Carità). Als Historiker hätte man sich allerdings ein Verzeichnis der benutzten Archivalien als Beilage gewünscht. Dies ist aber auch die einzige Einschränkung des Rezensenten, die den überaus positiven Gesamteindruck einer in allen Teilen überzeugenden wissenschaftlichen Leistung nicht zu schmälern vermag. Alexander Koller

Daniela Spiegel, Die Città Nuove des Agro Pontino im Rahmen der faschistischen Staatsarchitektur, Berliner Beiträge zur Bauforschung und Denkmalpflege 7, Petersberg (Imhof) 2010, 328 S., Abb., ISBN 978-3-86568-456-1, € 69.– Im Jahr 2010 erschien nicht nur der mit dem renommierten italienischen Literaturpreis *Premio Strega* ausgezeichnete Roman „Canale Mussolini" von Antonio Pennacchi, sondern auch ein gewichtiges wissenschaftliches Buch,

welches sich mit einem zentralen Aspekt der Bonifizierung der pontinischen Sümpfe zur Zeit des Faschismus befasst. Daniela Spiegel fokussiert in ihrer 2008 an der TU Berlin eingereichten Dissertation nicht die wassertechnische Trockenlegung und damit einhergehende Landgewinnung, auch nicht die Binnenkolonisierung und Ansiedelung von Veteranen aus Venetien und der Emiglia-Romagna in dem vormals malariaverseuchten Gebiet, sondern ihr geht es um die architektonische und urbanistische Perspektive. Ziel der Studie ist zum einen die vergleichende Untersuchung der Planung und Errichtung der fünf so genannten *città nuove* im Südosten Roms in den 1930er Jahren. Zum anderen sollen diese Gründungen in den Kontext der Debatte um die faschistische Staatsbaukunst gestellt werden. So viel vorab: Beides gelingt in vorbildlicher Weise. In einem ersten Kapitel untersucht die Vf.in das Projekt der Urbarmachung des *Agro Pontino* in seiner Gesamtheit. Ausgehend von den vier ideologischen bzw. wirtschaftpolitischen Pfeilern, dem Ruralismus, dem *Combattentismo* (ONC, Soldatentum), dem Antikenkult sowie der Binnenmigration, auf denen die Bonifizierung basierte, zeigt Spiegel die Probleme und Spannungen auf, die die Umsetzung dieses Programms tatsächlich mit sich brachte. So war die Urbarmachung zunächst ein wirtschaftlicher Misserfolg, zahlreiche Siedler waren keine Bauern und ihrer neuen Aufgabe nicht gewachsen, sie gerieten in eine enorme Abhängigkeit vom ONC. Viele Maßnahmen waren übereilt und ohne vorausschauende Planung durchgeführt worden, da vor allem schnelle sichtbare Erfolge bei diesem Prestigeprojekt Mussolinis präsentiert werden sollten. Die Widersprüche zwischen ideologischem Anspruch des faschistischen Ruralismusprinzips und der Realität werden bei der Gründung der fünf landwirtschaftlichen Gemeindezentren Littoria (heute Latina), Sabaudia, Pontinia, Aprilia und Pomezia, besonders deutlich. Denn es zeigte sich bald, dass es kaum Funktionen und Einwohner für diese *centri comunali* gab. So wurde beispielsweise Littoria nur ein Jahr nach seiner Einweihung zur Hauptstadt der neugegründeten gleichnamigen Provinz ernannt, womit ein inhaltlicher Bedeutungswandel einherging. Mit Blick auf Sabaudia, welches am Rande der neu besiedelten Zone lag, erkannte man dank des touristischen Potenzials zwar eine mögliche Zusatzfunktion, genutzt wurde diese aber erst in der Nachkriegszeit. Im Faschismus hingegen wurde die Stadt am Circeo vielmehr zum militärischen Stützpunkt ausgebaut. Dies sind freilich nur einige der zahlreichen bauplanerischen und urbanistischen Probleme, welche dank des vergleichenden Untersuchungsansatzes der Studie über die faschistische Propaganda hinaus offen gelegt werden. Der ausführlichen Analyse dieser Stadtneugründungen ist eine Darstellung der allgemeinen Architekturentwicklung des Faschismus zwischen Traditionalismus und Modernismus bzw. Rationalismus anhand ihrer wichtigsten Etappen und Protagonisten vorangestellt. Diese

bildet gleichsam die Hintergrundfolie für das Verständnis der Planungen (und Fehlplanungen), die Ausschreibungen (und Nichtausschreibungen) und die oftmals übereilte Errichtung und Einweihung der pontinischen Neugründungen. Die abschließende Kontextualisierung führt schließlich eindringlich vor Augen, wie eng das Urbanisierungsprogramm des *Agro Pontino* mit den Debatten um die faschistische Staatsbaukunst verflochten war. Neben der klaren Konzeption der Arbeit überzeugen der gut leserliche Stil sowie die qualitätsvollen und aussagekräftigen Illustrationen. Insgesamt also ein rundum lesenswertes Buch mit hohem wissenschaftlichem Erkenntnisgewinn auch für die allgemeinhistorische Forschung über die Städte Mussolinis, die eigentlich keine sein durften. Zu hoffen ist auf eine baldige italienische Übersetzung, welche die gebührende Rezeption des Werkes südlich der Alpen erleichtern würde. Diese Fassung sollte man allerdings durch ein Register für einen schnelleren Zugang zu den zahlreichen Personen- und Ortsnamen ergänzen. Ricarda Matheus

Maria Crescenza Carrocci, Pontecorvo Sacra. Ricerche storiche, presentazione di Cosimo Damiano Fonseca, Archivio Storico di Montecassino. Studi e documenti sul Lazio Meridionale 10, Montecassino (Pubblicazioni Cassinesi) 2010, 357 S., viele Abb., ISBN 978-88-8256-310-4. – In Ergänzung zu der Geschichte von Pontecorvo im Mittelalter von G. M. Fusconi, die 2003 als Band 7 derselben Reihe erschienen war, legt die Vf. einen Katalog von 106 Kirchen und Klöstern im Territorium der ehemaligen Exklave des Kirchenstaats vor. Viele dieser Kirchen existieren heute nicht mehr, von manchen ist nicht einmal die genaue Lage bekannt. Die „schede" bieten „Notizie storiche" zu jeder einzelnen Kirche, die von deren erster Erwähnung bis in die Neuzeit reichen und neben der einschlägigen Literatur auch viele ungedruckte Quellen, vor allem aus dem Archiv von Montecassino heranziehen. Martin Bertram

Paul Oldfield, City and community in Norman Italy, Cambridge Studies in Medieval Life and Thought. Fourth series 72, Cambridge (Cambridge University Press) 2009, XV, 294 S., Abb., ISBN 978-0-521-89804-1, £ 35. – Eine umfassende Studie zur Geschichte der süditalienischen Städte in normannischer Zeit fehlte bislang. Es ist das Anliegen der bei Graham A. Loud (Leeds) entstandenen – und für den Druck überarbeiteten – Dissertation, diese Lücke zu füllen. Oldfield untersucht den Zeitraum 1000 bis 1220, mit einem deutlichen Schwerpunkt auf dem 12. Jh. Geographisch beschränkt er sich auf die Städte der Terraferma. Konzise begründet er die Notwendigkeit seiner Arbeit aus der noch immer leitenden Erzählung der zwei Italien, in der die Geschichte des Nordens durch freie Städte, die des Südens hingegen durch das omnipotente normannische Königtum geprägt ist (S. 1–7). Die daraus resultierende

Vorstellung, die Städte im Süden seien durch die Normannen unterdrückt worden, möchte Oldfield widerlegen und fragt daher nach Formen städtischer Autonomie, nach Brüchen und Kontinuitäten in der Geschichte der „urban communities" innerhalb des konfliktreichen Untersuchungszeitraums sowie dem Vorhandensein einer „civic identity". Mit hervorragender Quellenkenntnis geht er diese Aufgabe in fünf chronologischen (S. 17–162) und vier systematischen Kapiteln (S. 163–262) an. Zwar liegt dem chronologischen Teil eine deutliche Teleologie zugrunde („urban communities" streben stets nach Freiheit), doch gelingt es Oldfield immer wieder, die bisherige Meistererzählung auf den Kopf zu stellen. So argumentiert er z. B., dass die Gründung des Königreichs keinen tiefen Einschnitt für die Ausbildung autonomer städtischer Institutionen bedeutet, diese vielmehr langfristig legitimiert und gefördert habe, weil vielerorts alte Eliten kooptiert und bestehende Strukturen von Seiten des Königs bestätigt wurden (S. 55–81). Überzeugend dekonstruiert Oldfield auch das Bild von der Effizienz der normannischen Verwaltung, indem er die häufig engen Handlungsspielräume und lokalen Interessen königlicher Stellvertreter herausarbeitet (S. 82–123). Vor allem nach dem Tod Wilhelms II. hätten die Städte diese „absent presence" (S. 162) des Königtums durch eigene Institutionen gefüllt. Im systematischen zweiten Teil des Buches sind vor allem die genauen Differenzierungen positiv hervorzuheben. Sei es bei der Frage nach Bevölkerungsgrößen (S. 165–169), dem – mit wenigen Ausnahmen erst spät in den Quellen gebrauchten – *civis*-Begriff (S. 171–183), der Zusammensetzung der städtischen Gesellschaft (S. 186–222 werden nacheinander Eliten, „middle class" und Randgruppen thematisiert; S. 226–245 wird das Verhältnis von Kirche und Stadt diskutiert) oder dem Kapitel über „urban economy" (S. 246–262): Stets argumentiert Oldfield auf breiter Quellenbasis und warnt begründet vor der Erwartung allzu kategorischer Verhältnisse. Das nur wenig mehr als drei Seiten umfassende Kapitel über „solidarities and social conflict" (S. 222–225) werden diejenigen als unbefriedigend empfinden, die sich einen Zugang zum Verständnis von Gesellschaften über die Frage nach konkreten Formen der Konfliktführung, der Gruppenbildung und -bindung erhoffen. Für den Vergleich mit den Städten im Norden ist Oldfields sehr allgemein gehaltene Definition des Begriffs „commune" („that which relates to or benefits the community", S. 7) insofern problematisch, weil die Kommune als geschworene Einung doch konstitutiv für die „urban communities" des Nordens war; zudem wird der Kommune-Begriff im nachfolgenden Text kaum in dieser Allgemeinheit gebraucht, sondern meist im Kontext verschiedener Institutionen städtischer Selbstverwaltung (S. 40, 45f., 48 u. ö.). Doch schmälert diese Kritik keineswegs Oldfields Verdienst: Seine Arbeit beeindruckt durch die systematische Auswertung eines riesigen Quellenbestandes, eine Unzahl an Beispielen

aus zwei Jahrhunderten und einem guten Dutzend Städten. Wer sich künftig mit der hochmittelalterlichen Geschichte der süditalienischen Städte auseinandersetzt, wird dankbar auf Oldfields Buch zurückgreifen.

Markus Krumm

Luciana Petracca (a cura di), Quaterno de spese e pagamenti fatti in la cecca de Leze (1461/62), Fonti e studi per gli Orsini di Taranto. Fonti 2, Roma (Istituto Storico Italiano per il Medio Evo) 2010, CXXVIII, 158 pp., ISBN 978-88-89190-67-8, € 35. – Der „Quaterno" ist eine im Staatsarchiv Neapel (*Dipendenze della Sommaria*, Serie I, fasc. I/1) verwahrte und aus 161 Blättern bestehende Hs. aus dem Jahr 1462, mit Ausgaben der Münzstätte von Lecce im Indiktionsjahr 10 (1. September 1461 bis 31. August 1462). Trotz seiner herausragenden Bedeutung für die allgemeine Wirtschaftsgeschichte Süditaliens blieb diese Quelle bislang unveröffentlicht und relativ unbeachtet, zusammen mit einer Reihe von vergleichbaren Urkunden an der Wende zwischen dem Mittelalter und der Neuzeit. Diese erste Edition von Luciana Petracca hat somit ihren eigenen Wert, dazu kommt aber auch der Vorzug einer langen Einleitung, die die in der Quelle erhaltenen Informationen ausführlich behandelt und erklärt. Dabei ist als Besonderheit festzuhalten, dass die Stadt Lecce eine eigene *Zecca* besass, über die keine anderen Zeugnisse vorhanden sind und deren Gründung keineswegs dokumentiert ist. Es handelt sich, nach der Meinung der Bearb., um eine Privatinitiative des lokalen Herrschers, des Fürsten Giovanni Antonio Orsini del Balzo, im unklaren und komplizierten politischen Kontext des Kampfs zwischen René I. von Anjou und Ferdinand I. Einerseits ist diese im lokalem Dialekt der Halbinsel von Salento (heutige Provinz Lecce) geschriebene Hs. ein Zeichen des hochentwickelten Wirtschafts- und Kulturlebens in diesem Gebiet unter der Orsini-Herrschaft. Andererseits findet sich hier zugleich auch eine Bestätigung der wichtigen Rolle der Stadt Lecce, der Halbinsel von Salento und der ganzen *Terra d'Otranto* für den venezianischen Grosshandel und die Handelsbeziehungen zwischen Süd- und Norditalien, Dalmatien und anderen Regionen des Mittelmeerraumes. Die Einleitung gliedert sich in fünf Kapitel: das erste bietet einige Grundinformationen zur Geschichtsschreibung und zum Münzwesen (in Lecce wurden lokale *carlini*, *tornesi* und *armellini* hergestellt), im zweiten wird die Hs. selbst beschrieben, das dritte behandelt die Verwaltung der Münzstätte (in einem Vergleich mit allgemeiner historischer Entwicklung), im vierten erklärt die Autorin ausführlich die Arbeitsverfahren der *Zecca*, darunter die Tätigkeit der Meister (*capimastri*) und der einfachen Lohnarbeiter, während das letzte Kapitel eine Reihe von spezifischen Aspekten der Arbeit behandelt, etwa den Einkauf der Rohstoffe wie Metall, Brennmaterialen und Weinsteinsäure, oder die Verwendung

der verschiedenen Werkzeuge. Am Ende des Buchs findet sich ein Glossar, eine Literaturliste und ein Personen- und Ortsregister. Die Edition folgt den klassischen, leserfreundlichen Hinweisen von Alessandro Pratesi. Die Übertragung der mittelalterlichen Rechnungsbücher ist eine lange und mühsame Arbeit, bei der sich auch Frau Petracca vor Probleme gestellt sah im Zusammenhang mit der Schrift (*minuscola cancelleresca corsiva*) selbst, aber auch mit der Sprache, eine Mischung aus Latein und Dialekt, und zuletzt mit den nicht immer verständlichen Zahlen, Masseinheiten und Währungen. Der Autorin ist es dennoch gelungen, die Hs. in überzeugender Weise zu präsentieren. Es wäre allerdings sinnvoll gewesen, dem Buch auch noch eine oder mehrere Photoaufnahmen der Seiten des Manuskripts hinzuzufügen, um die Transkription auch nachvollziehen zu können. Dies fällt allerdings nicht so sehr ins Gewicht angesichts der überaus positiven Gesamtleistung dieser Publikation.

Kristjan Toomaspoeg

David Engels/Lioba Geis/Michael Kleu (Hg.), Zwischen Ideal und Wirklichkeit. Herrschaft auf Sizilien von der Antike bis zum Spätmittelalter, Stuttgart (Steiner) 2010, 363 pp., ISBN 978-3-515-09641-6, € 54. – Il volume raccoglie i contributi presentati nell'ambito di un progetto che porta lo stesso nome del volume e ha visto coinvolte le cattedre di Storia Antica e di Storia medievale della Rheinisch-Westfälische Technische Hochschule di Aachen e la cattedra di Storia Romana della Libera Università di Bruxelles tra 2008 e 2009. Ci piace segnalare che non solo i tre coordinatori e curatori del volume, ma anche tutti i 17 studiosi coinvolti nel progetto sono di età compresa tra i 30 e i 40 anni. Come anticipato nel titolo, il progetto si concentra su un'area geografica ben precisa, quale l'isola di Sicilia, su un'arco cronologico che si distende dalla colonizzazione fenicia sino alla rivolta del Vespro nel 1282 (otto contributi di storia antica e altrettanti destinati all'età medievale), per verificare concezioni e ideali di potere da parte dei conquistatori o governanti della Sicilia nel loro tormentato confronto dialettico con la realtà isolana, nei limiti della documentazione superstite. Ovviamente tutto viene svolto scegliendo casi esemplari, legati anche al campo di ricerca attuale degli studiosi coinvolti, ma, sia pure con qualche forzatura, nell'insieme i contributi cercano di restare all'interno del tema prescelto, con una attenzione che si dipana necessariamente tra élites e dominatori di turno. Costante sembra proprio la presenza di dominatori che, quasi sempre paiono esterni almeno inizialmente rispetto all'isola. Oltre le conclusioni evidenziate dai curatori, Bilanz und Perspektiven (pp. 351–360), va detto che la lettura genera anche curiosità ulteriori nel lettore, ad esempio, con inattesi paralleli tra le rivolte e alleanze delle città sicule in età cartaginese e romana e l'episodio finale del volume analizzato da Philip

M. Schneider, Die Sizilianische Vesper und die *communitas Siciliae* von 1282 (pp. 337–350) e in genere per il ruolo costanemente centrale delle aree urbane. Per restare solo all'età medievale, Peter Van Nuffelen, Episcopal Succession in Sicily during the sixth century A.D. (pp. 189–199) rileva la costante necessità pontificia di confrontarsi con le aspirazioni locali nelle elezioni ecclesiastiche. Vivien Prigent, La Sicile byzantine, entre papes et empereurs (6–8 siècle) (pp. 201–230) e Erik Lippert, Papst Gregor II. und Kaiser Leon III. Die Abtretung Siziliens im Licht der neueren Forschung (pp. 231–245) esaminano l'intreccio delle aspirazioni pontifice e bizantine sino all'arrivo dei musulmani, con interessanti riflessioni sull'annosa questione delle conseguenze sull'isola della disputa iconoclasta. David Engels, L'insurrection d'ibn Qurhub. La Sicile entre Fatimides et Abbasides (pp. 247–264), affronta invece un momento interessante di rivolta in qualche modo autoctona nel passaggio tra Fatimidi e Abbasidi. Julia Becker, Graf Roger I. von Kalabrien und Sizilien. Eine realistische Herrschaft zwischen drei Kulturen? (pp. 265–281), ha agio di verificare con maggiore immediatezza quanto vi sia di ideale, di precursore, e quanto invece di pragmaticamente conseguente alle condizioni dei nuovi sudditi da parte del primo dominatore normanno di Sicilia. Lioba Geis, Die Hofkapelle als Herrschaftsinstrument Rogers II. für Sizilien? (pp. 283–305), esplora invece il ruolo della *Hofkapelle*, riducendone la valenza o meglio la cristallizzazione istituzionale, con un peso maggiore delle singole personalità che ne fanno parte; Georg Vogeler, Die Urkunden Kaiser Friedrichs II. für Empfänger auf der Insel Sizilien (pp. 307–324), indaga i rapporti della corte, nuovo centro di potere, con la Sicilia, ormai periferia del Regno, attraverso la produzione dei documenti federiciani, mentre Christian Friedl, Herrschaftskonzeption bei König Manfred (pp. 325–335) rilegge il fallimento della politica di Manfredi, in un gioco di raffronti e velleitarie riprese della politica federiciana e imperiale.

Francesco Panarelli

VERZEICHNIS DER REZENSENTEN

Giulia Barone
Julia Becker
Rotraud Becker
Wolfram Benziger
Martin Bertram
Jan-Erik Beuttel
Guido Braun
Swen Holger Brunsch
Gabriele B. Clemens
Mariarosa Cortesi
Fulvio Delle Donne
Marco Di Branco
Arnold Esch
Enrico Faini
Andreas Fischer
Massimo Carlo Giannini
Silvano Giordano
Dieter Girgensohn
Christine Maria Grafinger
Florian Hartmann
Duane R. Henderson
Peter Herde
Ingo Herklotz
Thomas Hofmann
Britta Kägler
Hagen Keller
Alexander Koller
Markus Krumm
Mordechay Lewy
Ralf Lützelschwab
Michael Matheus
Ricarda Matheus
Andreas Meyer
Gerhard Müller
Harald Müller
Eberhard J. Nikitsch
Francesco Panarelli
Kerstin Rahn
Andreas Rehberg
Wolfgang Reinhard
Wolfgang Schieder
Ludwig Schmugge
Christiane Schuchard
Jörg Schwarz
Jens Späth
Kai-Michael Sprenger
Thomas Szabó
Carlo Taviani
Hillard von Thiessen
Michael Thöndl
Kristjan Toomaspoeg
Klaus Unterburger
Massimiliano Valente
Markus Völkel
Camilla Weber
Kordula Wolf
Hannelore Zug Tucci

ALPHABETISCHES VERZEICHNIS DER AUTOREN DER IN DEN BESPRECHUNGEN ANGEZEIGTEN SCHRIFTEN

Achermann, E. 533
Adorisio, A. M. 484
Aguiar Andrade, A. 513
Aiello, R. 483
Alhaique Pettinelli, R. 529
Andergassen, L. 576
Andermann, K. 575
Andretta, S. 468
Andrian-Werburg, I. von 576
Anheim, E. 444
Antonucci, M. 529
Arbel, B. 585
Arnold, K. 466
Arnold, R. 586
Arnold, U. 455
Ascheri, M. 457
Assini, A. 458
Atzbach, R. 447
Azzara, C. 596

Baán, I. 468
Baldin, N. 482
Banti, A. M. 558
Bargigia, F. 449
Baroutsos, P. 585
Bartolomei Romagnoli, A. 602
Baumann, M. 443
Beauchamp, A. 513
Becker, J. 612
Becking, B. 437
Bejczy, I. P. 532
Bellavitis, A. 584, 586
Belli, F. 597
Benedetti, M. 471
Benedetti, S. 529
Benz, S. 576
Bergier, J.-F. 442
Bériou, N. 451
Bernardinello, L. 482
Bernasconi, M. 577
Berns, J. J. 533
Bertucci, R. 528
Biagioli, I. 472
Bianca, C. 529
Bianchi, R. 529
Bielefeld, U. 473
Biezeveld, K. 438
Blanco, L. 469
Blans, B. 438
Blasio, M. G. 529
Boas, A. 456
Bobková-Valentová, K. 438
Bocchia, E. 482
Bocchini Camaiani, B. 473
Bodar, A. 532
Bollinger, S. 442
Bombi, B. 455
Bonazza, M. 576
Bonnaud, J.-L. 514
Boone, M. 514
Borgman, E. 438
Borsje, J. 437
Botti, A. 472
Bougard, F. 443
Boute, B. 542
Boutoulle, F. 513
Boyer, J.-P. 514
Brandstätter, K. 575
Bremer, K. 534
Brennecke, C. 434
Broc, D. 514
Brunelli, G. 537
Buscaino, A. 457
Busto, A. 455
Butzer, G. 534

Campana, C. 482
Canavero, A. 473
Cantatore, F. 528
Capata, A. 529
Caracciolo Aricò, A. 482
Cardini, F. 448
Caretta, A. 449
Carocci, S. 443
Carosi, C. 457
Carraz, D. 514
Carrier, N. 515
Carrocci, M. C. 608
Casasus, G. 474
Casciano, P. 529
Cassiani, C. 529
Cavallaro, A. 529
Cerrato, R. 472

Chatelion Cornet, P. 437
Chenard, G. 514
Chiabò, M. 528
Chiappetti, F. 472
Chiffoleau, J. 451
Ciampoltrini, G. 596
Cicalese, M. L. 472
Cipollone, G. 458
Cipollone, V. 596
Cirulli, B. 603
Claussen, D. 474
Claussen, P. C. 599
Clementi, S. 575
Coelho, M. F. 513
Cojannot, A. 549
Conti, D. 573
Corazzol, G. 585
Cosentino, P. 529
Costantini, V. 454
Coulet, N. 514
Courtenay, W. J. 457, 517
Cremascoli, G. 492
Crociani, R. 480
Crouzet Pavan, E. 443
Csukovits, E. 514

Dalarun, J. 494, 506
Dauser, R. 540
Davide, M. 585
De Angelis, S. 533
De Bujanda, J. M. 484
De Giorgi, F. 472
De Leo, P. 483
De Martino, M. 596
Deane, J. K. 502
Degl'Innocenti, A. 492
Degrassi, D. 444
Dejoux, M. 513
Del Bono, G. 469
Del Treppo, M. 460
Del Zanna, G. 472
Delle Donne, R. 459
Demandt, A. 434
Díaz Ibáñez, J. 444
Dieguez, A. M. 472
Disselkamp, M. 533
Dobler, R.-M. 604
Doležalová, E. 438
Donazzon, M. 482
Drendel, J. 444
Drossbach, G. 456
Duc, G. 443
Duchhardt, H. 434, 524
Duka, F. 454
Duval-Arnould, L. 598
Dyer, C. 444

Eccher, L. 576
Ehlers, J. 434
Engels, D. 611
Engl, R. 593
Ertl, T. 445, 485
Eryüzlü, H. 496
Esch, A. 434, 446, 602
Esposito, A. 457
Estepa Díez, C. 513
Ewert, U.-C. 445

Faber, E. 590
Fadiga, M. G. 523
Faini, E. 594
Falcucci, C. 529
Falluomini, C. 596
Farenga, P. 528
Faroqhi, S. 454
Feldkamp, M. 436
Ferrone, S. 529
Finocchi Ghersi, L. 529
Fiorani Piacentini, V. 529
Fioravanti, R. 483
Fiore, A. 444
Fleck, C. A. 518
Föller, C. 447
Fonseca, C. D. 449, 608
Fortunati, M. 458
Foscari, F. 589
Fossati Ratieri, S. 460
Fouquet, G. 445, 576
Franceschi, F. 444
Francini, M. 597
François, E. 433
Frank, T. 457
Frenz, T. 475
Friedl, C. 612
Frison, C. 482
Fruscione, D. 597
Fuchs, F. 451, 464
Furió, A. 444
Furter, R. 442
Fusconi, G. M. 608

García-Oliver, F. 444
Gargano, M. 528
Gattoni, M. 527
Gauvard, C. 513
Geis, L. 611
Gentile, M. 460
Geruni, L. 448
Gibbs, R. 456
Gilomen, H.-J. 445f.
Ginipero, E. 472
Giordano, L. 450
Giordano, S. 467
Giovagnoli, A. 473
Giovè Marchioli, N. 577

Globisch, C. 473
Goez, E. 487
Görich, K. 451
Götzmann, J. 530, 532
Graber, T. 479
Grafinger, C. M. 467
Granata, L. 577
Griffin, R. 474
Griggio, C. 588
Grillo, P. 444
Grözinger, K. E. 585
Grubb, J. S. 586
Guarino, R. 529
Guglielmotti, P. 460
Guida, M. 506

Haardt, M. de 437
Häberlein, M. 546
Haverkamp, A. 584
Hébert, M. 514
Heiser, I. 446
Heiss, H. 576
Heitmann, K. 554
Helmrath, J. 466
Henderson, D. R. 466
Herzig, H. E. 442
Höh, M. von der 593
Holz, K. 474
Horowitz, E. 585
Houben, H. 454
Hunyadi, Z. 455

Iannuzzi, I. 529
Iaria, S. 466
Intini, M. 455
Israel, U. 584
Ivetic, E. 454

Jacoby, D. 585
Jähnig, B. 455
James, H. 434
Jamme, A. 514
Janeković Römer, Z. 453
Jansen, P. 514
Jaroschka, W. 476
Jaspert, N. 451
Jaumann, H. 533
Johanek, P. 575
Johrendt, J. 598
Joos, C. 575
Jütte, R. 584

Kern, E. 476
Khamissy, R. 456
Kilcher, A. B. 534
Kintzinger, M. 451
Klärner, A. 474
Klein, W. P. 533
Kleu, M. 611
Klieber, R. 467
Klingenstein, G. 590
Klipsch, M. 446
Kluger, M. 539
Knipping, F. 524
Knödler, J. 465
Kohler, A. 524
Koller, A. 467
Konicz, T. 473
Kooi, A. van der 438
Körte, A.-M. 437
Kovačević-Kojić, D. 453
Kowalski, M. D. 520
Kreem, J. 455
Kurze, W. 440
Kuster, T. 561

Laliena Corbera, C. 444
Landau, P. 456
Lanfranchi Strina, B. 587
Larguier, G. 463
Lavenia, V. 432
Leardini, M. 480
Lebigue, J.-B. 463
Levasseur, A. 514
Licciardello, P. 597
Licinio, R. 455
Liess, A. 476
Lippert, E. 612
Lucioli, F. 529
Lupprian, K. E. 476

Mailloux, A. 514
Maire Vigueur, J.-C. 445, 595, 600
Maleczek, W. 451
Manfredi, A. 589
Manfredi, L. 559
Marchetti, P. 603
Marcolla, N. 482
Marin, F. 566
Marrocchi, M. 440, 597
Marsovszky, M. 473
Marti, H. 534
Märtl, C. 450
Massa, P. 458
Mattéoni, O. 514
Mattera, P. 568
Mayer, H. E. 504
Meier, M. 488
Menant, F. 444
Menozzi, D. 472
Mentzel-Reuters, A. 456
Merger, M. 443
Merlo, G. G. 472
Metzeltin, M. 454

Meuthen, E. 466
Meyer, A. 446, 456
Mierau, H. J. 456
Miglio, M. 528
Milani, G. 444
Millet, H. 462
Minkenberg, M. 474
Modigliani, A. 528
Moeglin, J.-M. 451
Molà, L. 582
Molinari, A. 444
Mondini, D. 599
Moneta, V. G. 478
Montanari, M. 450
Moppi, G. 529
Morelli, S. 444, 514
Morisi, A. 528
Möschter, A. 585
Mrkonjić, T. 467
Mueller, R. C. 583f., 587
Müller, H. 442, 450
Munnik, R. 438

Nanetti, A. 509
Narbona Carceles, M. 463
Neumann, H.-P. 533
Niccoli, O. 529
Nicoli, S. 472
Nicolò, R. 528
Nonn, U. 491
Nuffelen, P. van 612

Oberkofler, G. 435
Oldfield, P. 608
Opll, F. 448, 499
Orlando, E. 454, 579
Ortalli, G. 453, 509
Oudart, H. 494

Palma, M. 480
Pantani, I. 529
Paolini, A. 577
Paolucci, G. 596
Paravicini Bagliani, A. 514
Pasciuta, B. 458
Patzold, S. 488
Pazienza, A. 596
Pécout, T. 513
Pellizzari, G. 579
Pennazzi Catalani, C. 458
Pennington, K. 456
Péquignot, S. 463, 468
Perrier, P. 463
Petracca, L. 610
Petralia, G. 444, 460
Petteruti Pellegrino, P. 529
Petti Balbi, G. 458
Pfeifer, G. 575
Piacentini, P. 529
Picasso, G. 603
Piergiovanni, V. 457
Piperno, F. 528
Platania, G. 466
Polleroß, F. 551
Polonio, V. 450
Ponsich, C. 463
Pontecorvi, A. 529
Poorthuis, M. 438
Pratesi, A. 611
Priesner, C. 533
Prigent, V. 612
Procaccioli, P. 528
Prosperi, A. 432
Provero, L. 445
Pufelska, A. 473
Puig, C. 463
Puschner, U. 433

Rader, O. B. 503
Ramírez Vaquero, E. 513
Rao, R. 514
Rauch, S. 582
Rehberg, A. 604
Reinhard, W. 545
Reitemeier, A. 451
Rener, M. 447
Rhodio, G. 560
Richard, J. 504
Rigaudière, A. 514
Rinaldi, S. 529
Robert, J. 533
Roilo, C. 576
Romanato, G. 472
Rossi Vairo, G. 455
Rozzo, U. 588
Ruspio, F. 585

Sabaté, F. 464
Sagliocco, C. 564
Sala, R. 462
Samarati, L. 448
Sanfilippo, M. 466
Saracco Previdi, E. 597
Saresella, D. 471
Sartori, F. 589
Savarese, G. 529
Savy, P. 460
Scalia, G. 593
Scalon, C. 588
Scharf, R. 451
Schaub, M.-L. 468
Schiedt, H.-U. 442
Schieffer, R. 450

Schildt, A. 474
Schlachta, A. von 576
Schlotheuber, E. 447
Schmeisser, M. 533
Schmidt, T. 456
Schmieder, F. 457
Schmitt, O. J. 451, 453
Schmitt, S. 575
Schneider, P. M. 612
Schneidmüller, B. 510
Schöpfer Pfaffen, M.-C. 442
Schuchard, C. 520
Scottà, A. 569
Scruzzi, D. 587
Scuro, R. 585
Sdzu, R. 533
Segre, R. 585
Selart, A. 455
Selzer, S. 445, 516
Senatore, F. 459
Senekovic, D. 599
Sensi, M. 603
Settia, A. 449
Severini, M. 562
Seyboth, R. 575
Sherr, R. 529
Siebers, W. 553
Silanos, P. 514
Silva, R. 592
Solari, L. 573
Spiegel, D. 606
Spineto, N. 472
Spremić, M. 453
Stampfer, U. 576
Stephan, J. 514
Sternhell, Z. 473
Stone, M. W. F. 532
Stow, K. 584
Strack, G. 521
Strasser, G. F. 533
Stübler, D. 556
Studt, B. 451

Tabacchi, S. 535
Tasini, G. 579
Tasser, R. 576
Tedeschi, J. 432
Tempesta, C. 603
Theisohn, P. 534
Thiessen, H. von 545
Thöndl, M. 572
Thorau, P. 512
Thumser, M. 508
To Figueras, L. 444
Toaff, A. 585
Toomaspoeg, K. 454
Totaro, G. 548
Trainінger, A. 533
Trampus, A. 590
Troncon, P. 579
Tuczek, S. 508
Tusor, P. 466

Ubl, K. 517
Umland, A. 473

Varanini, G. M. 585
Ventura, P. 459
Venturini, V. 587
Verde, P. C. 529
Verrier Dubard, F. 529
Verweij, M. 531
Vian, G. 472
Villard, R. 525
Visceglia, M. A. 543
Vitale, G. 459
Vitolo, G. 458
Vogeler, G. 612
Völkel, M. 533
Vollmann, K. 465
Vones-Liebenstein, U. 456
Vrandečić, J. 454

Wagendorfer, M. 465
Wagner, T. G. 495
Waquet, J.-Cl. 468
Weiß, S. 450
Weiß, V. 473
Weissen, K. 445
Werz, M. 474
Wesche, J. 534
Wesche, M. 465
Windler, C. 468
Winner, M. 529
Wippermann, W. 474

Zambarbieri, A. 472
Zampieri, F. 582
Zey, C. 450
Zimmermann, H. 522
Zwierlein, C. 533

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 23300 9049

HINWEISE

Die historische Fachzeitschrift „Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken" (QFIAB) erscheint seit 1898 und wird vom Deutschen Historischen Institut in Rom herausgegeben. Die Artikel und Miszellen (mit Inhaltszusammenfassungen in deutscher oder italienischer und englischer Sprache) behandeln Themen zu den Beziehungen zwischen Deutschland und Italien und zur italienischen Geschichte vom Frühmittelalter bis zur Zeitgeschichte. QFIAB enthält weiter den Jahresbericht des Direktors und Berichte zu Tagungen des Instituts und schließt mit einem großen Rezensionsteil (Anzeigen und Besprechungen) mit folgenden Unterteilungen: Allgemeines; Festschriften, Aufsatzsammlungen, Kongreßakten; Historische Hilfswissenschaften; Rechtsgeschichte; Mittelalter; Frühe Neuzeit; 19. Jahrhundert; Zeitgeschichte; Italienische Landesgeschichte (Nord-, Mittel- und Süditalien).

Die Artikel und Besprechungen werden in der Regel auf Deutsch oder Italienisch publiziert. Manuskripte (Aufsätze und Miszellen) sind zu senden an die Redaktion der Quellen und Forschungen (PD Dr. Alexander Koller), Deutsches Historisches Institut, via Aurelia Antica 391, 00165 Rom, Italien (Tel. 0039 / 06 / 66049261; Telefax 0039 / 06 / 6623838; email: koller@dhi-roma.it). Alle dem Institut angebotenen Artikel werden einem externen Peer Review-Verfahren unterzogen. Für die Einrichtung der druckfertigen Fassung sind die redaktionellen „Hinweise" zu berücksichtigen, deren Zusendung bei der Redaktion angefordert werden kann.

Verfasser und Verleger geschichtswissenschaftlicher Veröffentlichungen (5.-20. Jahrhundert), die Themen der italienischen Geschichte oder der deutsch-italienischen Beziehungen behandeln, sind gebeten, Rezensionsexemplare für eine Kurzbesprechung oder für eine Anzeige in dieser Zeitschrift an die oben genannte Adresse zu senden.

AVVISO

La rivista storica "Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken" (QFIAB), a cura dell'Istituto Storico Germanico, viene pubblicata dal 1898. Gli articoli e le note critiche (con riassunti in italiano o tedesco e inglese) trattano argomenti relativi ai rapporti tra la Germania e l'Italia, e alla storia italiana, dal primo medioevo fino alla storia contemporanea. La rivista contiene inoltre il rapporto annuale del direttore e i resoconti relativi ai convegni organizzati dall'Istituto stesso; essa viene chiusa da una grande sezione di recensioni ("Anzeigen und Besprechungen") che si articola in: Opere generali; Scritti in onore di, volumi collettanei, atti di convegni; Scienze storiche ausiliarie; Storia del diritto; Medioevo; Storia moderna; Ottocento; Storia contemporanea; Storia regionale dell'Italia (Italia settentrionale, centrale, meridionale). Gli articoli e le recensioni vengono di norma redatti in tedesco o in italiano.

Si possono mandare manoscritti (articoli, miscellanee) al seguente indirizzo: Redazione "Quellen und Forschungen" (PD Dr. Alexander Koller), Deutsches Historisches Institut, via Aurelia Antica 391, 00165 Roma (Tel. 06 / 66049261; Telefax 06 / 6623838; email: koller@dhi-roma.it). Per quanto riguarda la pubblicazione, deciderà il direttore dell'Istituto Storico Germanico dopo una procedura di peer review esterno degli articoli. Per la stesura definitiva dei testi bisogna prendere in considerazione le norme redazionali della rivista.

I Signori Autori ed Editori di opere storiche italiane sono pregati di inviare all'indirizzo sopra indicato una copia delle loro opere per una breve recensione o una segnalazione in questo periodico. Tale domanda riguarda soltanto opere che trattino problemi dal sec. V al XX e che abbiano valore strettamente scientifico.

ISSN 0079-9068